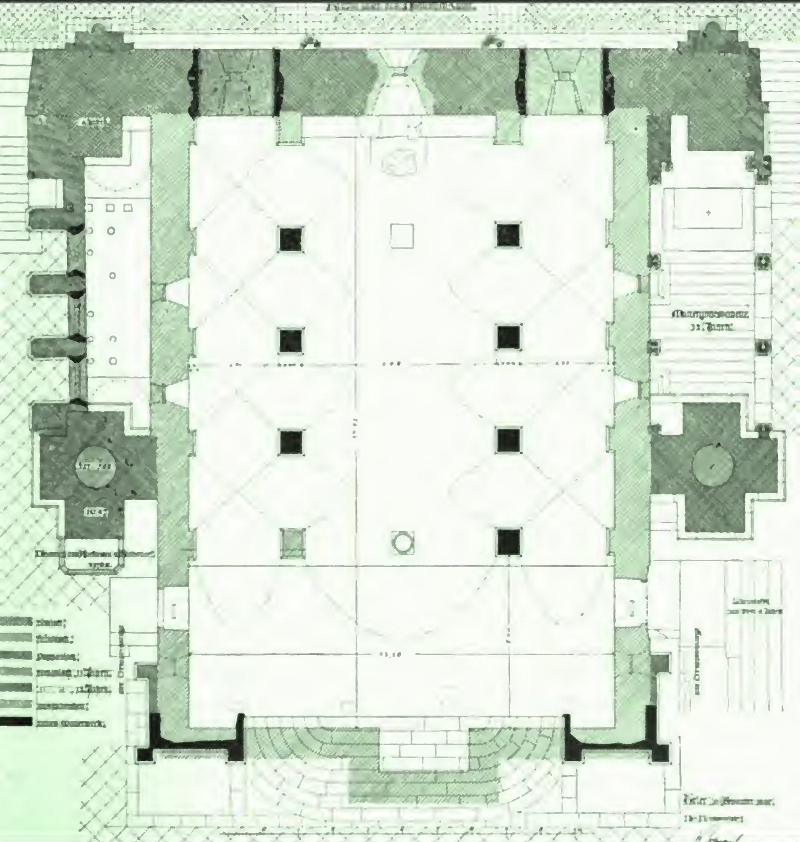


Trierisches Archiv

von Kentenich, Lager



Trierisches Archiv.

Ergänzungsheft I.

Trierische Chronik.

Heft I.

Der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier
gewidmet bei der
Feier ihres hundertjährigen Bestehens.

TRIER, 1901.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Friedr. Val. Lintz.

Jacob Lintz, Buchdruckerei, Trier.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit der Herausgabe des letzten Heftes des alten „Trierischen Archivs“ (von Hansen) verflossen; über dreiviertel Jahrhundert liegt zwischen dem vorliegenden ersten Hefte einer neuen und dem letzten Jahrgange der alten „Trierischen Chronik“. Von den beiden gen. alten Unternehmungen ist die Trierische Chronik in Trier selbst am bekanntesten, weil sie vieles enthält, was unsere Bürgerschaft sowie die Verwaltungsbehörden interessiert, kurz weil sie mit der damaligen Gegenwart Fühlung hatte und in edlem Sinne volkstümlich war. Die alte Chronik erlebte 10 Jahrgänge (1816 bis 1825). Sie begleitete mit ihren Berichten den Bevölkerungszuwachs, die Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse ihrer Zeit, erzählte zugleich den Trierern von ihrer grossen Vergangenheit und besprach gelegentlich die kostbaren Denkmäler, die von ihr Zeugnis ablegen. Für alles dies war jene Periode eine günstige Zeit. Die gewaltigen Umwälzungen hätten die früheren wirtschaftlichen Gebilde und Einrichtungen zertrümmert, ohne den neuen Ansätzen Zeit zur Entwicklung zu lassen. Trier war ein wirtschaftliches Brachland, ein fast unbeschriebenes Blatt, und jeder fragte sich mit Spannung: Was nun? — Da war es nur natürlich, dass man sich auf sich selbst besann, dass unsere Grossväter sich frugen: Was sind wir gewesen, was ist uns von altem Volksgut und von wirtschaftlichen Gütern geblieben? Was können wir, unter Benutzung der neuesten, so unendlich bitteren Erfahrungen auf dem Ödlande erzielen, auf das wir gestellt sind; endlich: Was haben wir bei diesem Versuche wiederaufzuleben an Unterstützungen und Ermutigungen zu erhoffen? — Die durch solche Gedanken erzeugte Stimmung war der Gründung einer Chronik günstig. Für die Entwicklung eines Gemeinwesens ist eine Chronik ungefähr das, was bei dem antiken Drama der Chor war. Sie begleitet jene und giebt die von ihr erzeugten, mit vergleichenden Betrachtungen bereicherten Gedanken wieder. Ihre

schlichten Berichte belehren und ergötzen; sie wecken die menschliche Teilnahme um so leichter, je stärker die Heimatliebe entwickelt ist.

Darum glauben wir, dass auch heute noch Trier ein dankbares Feld für eine Chronik ist, zumal nach einem Jahrhundert mühsamer Entwicklung sich sein dritter grosser wirtschaftlicher Aufschwung vollzieht: der hiesige Bürger ist stolz auf sein schönes, uraltes, vornehmes Trier. Wenn nun alljährlich vielleicht einmal, im Rahmen des „Trierischen Archivs“, aber einzeln käuflich, ein Heft von etwa 6 oder 7 Bogen seinen Gedanken über Einst und Jetzt seiner geliebten Vaterstadt Form und Inhalt zuführt, so sollten wir meinen, dass ihm dies willkommen sein wird. Auch über die Natur und Geschichte seiner Umgebung, über Land und Leute der Umgegend, über ihr Volkstum und ihre Mundart dürfte sich wohl jeder Bewohner Triers gern belehren lassen, wie auch den Umwohnern Nachrichten über Trier, Stadt und Land, willkommen sein werden. Wir wollen wenigstens die Probe darauf machen bei Gelegenheit eines Festes, das, wie keines, geeignet ist, den Blick der Trierer gleichzeitig nach rückwärts und nach vorne zu richten. Möge indessen der Janustempel bald geschlossen werden, damit die neue Blüte Triers einen glücklichen Verlauf habe.

Inhalt.

O! en döckgeschriewe Buch
Könd noch Drier nödd genug
Vor vil ann're Städde lowen:
Kaaser hadden aans erhowen
Hihren Druhn aom Muselstrum
Hei ön dissem zwädde Rum.

Laven.

Trier zur Zeit der Völkerwanderung.

(Vortrag, gehalten von Professor Dr. Marx am 6. 2. 1901 in der Gesellschaft für nützliche Forschungen).

M. v. H. Dunkel waren für Trier und die Trierer Lande die Zeiten des 5. Jhrh., denn die furchtbaren Gewitterwolken der Völkerwanderung lagerten über demselben. Dunkel sind diese Zeiten aber auch für uns, denn geschichtliches Dunkel lagert über denselben und nur sehr vereinzelt fällt ein Strahl des Lichtes in das Dunkel und lässt uns ahnen, was wirklich in jenen Zeiten geschehen ist. Wenn ich nun trotzdem für die jetzige Stunde das Thema: Trier zur Zeit der Völkerwanderung gewählt habe, so werden Sie nicht erwarten, dass Ihnen ein vollständiges und lückenloses Bild unseres Gegenstandes vor die Seele geführt werden wird. Und doch ist es mein Wunsch, dass Sie auf diese Lücken aufmerksam werden. Vielleicht findet sich jemand unter Ihnen, der im stande ist, diese Lücken wenigstens z. T. auszufüllen, was ich von Herzen wünsche.

M. H. Versetzen wir uns in die Vergangenheit zurück um 1510 Jahre in das J. 390 und örtlich auf den Polsberg[1]), dahin, wo jetzt die Mariensäule steht. Lassen wir uns nieder auf den Sockel der mächtigen Apollostatue, welche dort steht, und schauen wir uns das Bild an, welches im Thale vor uns sich bietet. Es liegt vor uns das römische Trier, die urbs opulentissima, excellentissima, summa Galliarum, die reichste, die ausgezeichnetste, die oberste Stadt Galliens, wie Salvian sie nennt, die Urbs transalpinarum gentium maxima, die grösste Stadt der Völker jenseits der Alpen, wie der Historiker Zosimus sich ausdrückt, die Urbs quoque nobilium nobilis, atque caput, die glanzvolle Stadt, die erste der vornehmen Schwestern, wie der Dichter Venantius Fortunatus singt. Die Stadt füllt das ganze breite Thal auf der rechten Seite der Mosel aus und steigt sogar noch auf die Vorberge nach Südosten hinauf. Das Erste, was bei diesem Bilde in die Augen fällt, ist der weit sich ausdehnende Zug der gewaltigen, fast 3 m dicken und über $5\frac{1}{2}$ m hohen

[1]) Mit dem Namen Polsberg wird meist eine andere Kuppe in dem die Mosel bei Trier westlich begleitenden Bergzuge bezeichnet, nämlich jene, auf der die Markuskapelle steht.

Stadtmauer. Im Norden und Süden ist dieser Zug unterbrochen durch zwei mächtige Thore, im Osten durch das hochragende Amphitheater, im Westen, da, wo die Brücke weithin sichtbar über den Fluss führt, durch ein drittes Thor, das den beiden andern nicht nachsteht. Der Mauerzug ist von Strecke zu Strecke durch zahlreiche im Halbkreis vorspringende Türme belebt und mit Zinnen gekrönt. Wenden wir den Blick nach dem von dem Mauerzuge umschlossenen Häusermeere. Mächtig tritt da hervor der Kaiserpalast in seiner Höhe und Länge und Breite, mit seinen Türmen und Kuppeln in massigem Baue, selbst ein kleines Städtchen. Mehr nach Westen, fast an dem glänzenden Strome erblicken wir ein ausgedehntes, reich gegliedertes Gebäude. Es ist das öffentliche Bad der Kaiserstadt, wo Alt und Jung, Vornehm und Gering der Leibespflege und der Unterhaltung und dem Vergnügen sich hingeben. Nicht weit davon in der Nähe der Brücke an dem Ufer der Mosel ragt mächtig empor in breiter Ruhe ein schönes Gebäude. Es ist für ernstere Zwecke bestimmt, denn hier versammeln sich die Decuriones, die vielgeplagten Väter der Stadt. Von ihm singt Venantius Fortunatus etwa 200 Jahre später:

Wir
Gleiten dahin auf dem Strome vorbei an den Giebeln des Rates,
Wo die Ruine noch selbst kündet erloschene Pracht.

Und wieder tritt ein Gebäude aus seiner Umgebung hervor hinter dem Rathause etwas gegen Osten. Seine Ausdehnung ist nicht besonders gross, aber seine Bauart verrät den Charakter des öffentlichen Gebäudes. Vor mehr als 100 Jahren wohnte in demselben und hat seinen Namen der Nachwelt durch Inschrift übermittelt der Befehlshaber der kaiserlichen Garde M. Piaonius Victorinus, der spätere Kaiser, und noch jetzt dient das Gebäude als Sitz des Kommandanten der Besatzung der Kaiserstadt. Und weiter schweift der Blick gegen Osten und wird gefesselt durch das breit sich hinlagernde, rötliche Gebäude, ganz mit Ziegelsteinen aufgeführt, welches uns seine Langseite zukehrt und mächtig in die Höhe strebt. Während wir von oben herabschauen auf dies Gebäude, waltet in seinen weiten Hallen seines Amtes als oberster Richter der Præfectus prætorio Galliarum Florus, der oberste Verwaltungsbeamte über Gallien, Spanien und Britannien. Seit dem J. 297 hat dieser Beamte in Trier seinen Sitz. Unser Auge wandert weiter nach Norden und haftet bald auf einem hervorragenden, aber wenig umfangreichen Gebäude mit mächtigem Eingangsthor und grossen Fensteröffnungen, es wendet uns seine Stirnseite zu. Hier waltet seines friedlichen Amtes der Bischof

Felix, es ist die domus s. Petri, die erste Kirche der Stadt und der Diözese, die Kathedrale. Und weiter bietet sich dem Blicke dar ein Gewirr von Gebäuden der verschiedensten Grösse und Bauart, bald gross, bald klein, bald reich ausgestattet, bald in den einfachsten Formen gehalten, zum Teile aus Quadersteinen erbaut, zum grössern Teile aber aus Holz und Fachwerk, die Behausung der ärmern Bevölkerung der Stadt. Aber ungefähr in der Mitte der Stadt zeigt sich eine grosse Lücke in dem Häusermeere. Es ist das breit sich hinlagernde Forum (Marktplatz) mit seinen zahllosen Standbildern und Statuen von Göttern und Heroen, von Kaisern und Angehörigen der Kaiser, von berühmten Feldherren und gefeierten Rhetoren. Denn auch eine berühmte Universität besitzt die erste Stadt Galliens und ein Gymnasium und eine Hochschule. Nicht bloss aus der Nähe, sondern auch aus weiter Ferne verschreibt sie sich ihre Lehrer, denn die trierer Professoren sind die bestbesoldeten in ganz Gallien, seit am 23. Mai 376 Kaiser Gratian gesetzlich verfügt hat, dass die Professoren der Universität Trier, die Rhetoren, das dreissigfache, die lateinischen Grammatiker d. h. die Professoren des Gymnasiums das 20fache der Besoldung der gewöhnlichen Soldaten erhalten sollen.

Lassen wir nun den Blick schweifen über die Mauern der Stadt hinweg, so sehen wir im Süden in der Nähe des mächtigen Stadtthores ein einfaches, bescheidenes Kirchlein. Es birgt die Überreste des ersten Bischofs der Stadt, des h. Eucharius, hier stand die Wiege des Christentums in Trier. Schon bedeutender erscheint eine zweite Basilika (Kirche) im Norden der Stadt, etwas östlich von dem nördlichen Stadtthore, denn hier ruht der grösste der Bischöfe, welche die Stadt im 4. Jhrh. besessen hat, der h. Maximinus. Und fast unmittelbar daneben, etwas weiter nördlich ist eine dritte Kirche im Entstehen begriffen; sie soll sich über dem Grabe eines weitern trierer Bischofs wölben, des h. Paulinus. Und schweift das Auge weiter, so sieht es das liebliche Thal übersät mit Weilern und einzelnen Gebäuden, den Landhäusern der vornehmen Bewohner von Trier, welche hier in Bauart und Schmuck der Gebäude und ihrer Umgebung den Reichtum ihrer Herren zur Schau stellen. Aber auf einem kleinen Hügel an dem Zusammenflusse der Saar und Mosel erhebt sich ein Gebäude, nicht Villa, sondern Palast, denn es dient dem Kaiser als Sommerresidenz. Es ist das Contionatum (Konz), von wo im Juli und August 371 Kaiser Valentinian I. seine Erlasse ins Reich aussandte. Und zwischen den Villen und Weilern des Thales ziehen 8 breite Heerstrassen dahin nach Norden und Osten und Süden und Westen auf beiden Seiten des Stromes und empor auf die an-

1*

grenzenden Höhen und verbinden Trier mit den wichtigern Städten des römischen Gallien, mit Köln und Mainz und Strassburg und Lyon und Reims.

Und während wir das herrliche Bild zu unsern Füssen betrachten, und in unserer Seele die Frage auftaucht, wie viel Menschen wohl diese prächtige Stadt bewohnen mögen, steigt in Begleitung mehrerer Männer ein Greis den Berg hinauf. Er steht schon in der Mitte der 70, aber seine Erscheinung bietet den Anblick jugendlicher Rüstigkeit. Legen wir ihm unsere Frage vor, aber ja nur in gewählten Worten, womöglich in Versen, denn es ist Ausonius, der auch mit seinen Freunden in Versen zu korrespondieren pflegt. Er antwortet uns:

Trevericæ tu urbis solium, quæ proxima Rheno
Pacis ut in mediæ gremio secura quiescit,
Quot civium quæris contineat? — Decies octo
Sunt millia civium, quos alit, vestit Augusta.

d. h.

Triers, der mächtigen Stadt, du fragst, wie viele der Bürger
Berg' der Bering, wie viele der Menschen bewohnen die Stadt, die
Ganz in der Nähe des Rheines ruhet sicher dem Frieden
Mitten im Schoosse, geborgen. Der Glücklichen achtzigmal Tausend
Schützet und nähret und kleidet die stolze Augusta.

Aber auch Neuigkeiten aus der Kaiserstadt weiss uns der gesprächige Alte zu erzählen, denn sie haben seinen Unwillen erregt. Die ganze Stadt redet von einer Frau aus Aquitanien, von vornehmster Familie, die bald sich in Trier niederlassen will. Sie hat ihr reiches Vermögen aufgegeben, verlässt ihre Kinder und Verwandten und zahlreichen Freunde, um zu Trier sich dem klösterlichen Leben zu widmen. Dort spricht der Dichter und zeigt mit dem Finger auf eine Gruppe kleiner Hütten, welche dem nördlichen Ende der Insel im Flusse gegenüber am rechten Ufer liegen, dort will Bassula, die Schwiegermutter meines lieben Schülers Sulpicius Severus aus Bordeaux, eintreten ins Kloster des h. Symphorian, dort sich begraben, die Närrin.

M. v. H. In Ermanglung eines von Künstlerhand gezeichneten sichtbaren Bildes des römischen Triers musste ich mich bemühen, ein solches Bild Ihnen vor die Seele zu führen, damit Ihnen die weitere Entwicklung, oder besser gesagt Abwicklung, die den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll, verständlich werde. Es ist kein Phantasiebild, sondern ein historisches Gemälde, wenn auch mit Stümperhand entworfen, so doch richtig und historisch getreu bis zum letzten Zuge. Nur bezüglich der Angabe des Ausonius, der sich i. J. 390

wohl noch in Trier aufhielt, und uns die Einwohnerzahl von Trier auf 80000 schätzte, wird eine erklärende Bemerkung gestattet sein. Hatte Trier die Bevölkerungsdichtigkeit der südlichen Städte des römischen Reiches, so wies es wenigstens 300 Einwohner auf den Hektar auf und hatte bei 252 Hektar Flächeninhalt wenigstens 70—80000 Einwohner.

Traurig sind nun die Schicksale dieser ersten Stadt Galliens nach dem Jahre 390. Zum letzten Male hat, so viel uns bekannt ist, Kaiser Valentinian II. am 8. Nov. 389 zu Trier geurkundet. Wohl 390 verlässt der junge Kaiser Trier und wird bald vom Oberbefehlshaber der Armee Arbogast zu Vienne ermordet. Da der Kaiser jedoch gewiss nicht die Absicht hatte, die Residenz von Trier weg zu verlegen, so wird nur seine nächste Umgebung, die Protectores, mit ihm Trier verlassen haben. Der Tyrann Eugenius (392—394) wird wohl nur sehr vorübergehend sich zu Trier aufgehalten haben, wenn es überhaupt geschah; sicher hat von da an Trier keinen Kaiser mehr gesehen. Kaiser Honorius (395—423) residierte nämlich zunächt zu Mailand und dann zu Ravenna. Aber immer noch galt für einige Zeit, was Ausonius gesungen hatte von Trier:

> Ganz in der Nähe des Rheines ruht es sicher dem Frieden
> Mitten im Schoosse, geborgen.

Denn am Rheine stand noch eine starke Armee und hielt Alemannen und Franken im Zaume. Zuletzt noch Ende der 60er Jahre hatte Kaiser Valentinian I. an der ganzen Ausdehnung des Rheines mächtige Bollwerke errichtet oder wiederhergestellt, u. a. Bingen und Boppard befestigt, und die Rheinarmee verstärkt. Im J. 393 dringt der Oberfeldherr Arbogast noch von Köln aus in das Land der Rheinfranken vor, ohne Widerstand zu finden, 395 bestraft Stilicho die Frankenkönige mit Verbannung und lässt Franken und Alemannen dem Kaiser Honorius Treue schwören. Sie werden als Bundesgenossen der Römer betrachtet. Im J. 400 noch lässt der Dichter Claudius Claudianus die Gallier am Rheine im tiefsten Frieden, wie wenn sie am Tiber wohnten, stolze Gebäude aufführen und die Trierer ihr Vieh jenseits des Rheines weiden, ohne dass der Chauke oder Franke sich darüber erzürnen darf. So geht das 4. Jhrh. zu Ende. Ganz andere Verhältnisse dagegen bringt das beginnende 5. Jhrh. Der Ostgothenkönig Alarich bricht in Italien ein und Stilicho, der Oberbefehlshaber des Kaisers Honorius, sieht sich genötigt, die Legionen vom Rheine und aus Britannien heranzuziehen, um Italien zu decken; und sie müssen in Italien bleiben, auch nachdem Alarich zurückgeschlagen ist, denn andere germanische Heerhaufen unter Radagais dringen nun ein.

Bei frühern Fällen, wo die Rheinarmee im Innern des römischen Reiches verwendet wurde, blieb doch stets noch eine Besatzung, wenn auch nur eine schwache, am Rheine zurück. So wird es wohl auch jetzt gewesen sein. Aber es war doch sehr zu befürchten, dass diese schwache Besatzung den mit Ernst anstürmenden Germanen nicht gewachsen sein werde. Dieser Umstand führte zu einer für Trier sehr bedeutsamen Massnahme, nämlich der Verlegung der Präfectur von Gallien von Trier weg nach Arles.

Wir müssen etwas näher auf diese Massnahme eingehen, da sie so wichtige Folgen für die Stadt hatte. Öfter wird dies Ereignis, auch von tüchtigen Historikern, ins Jahr 418 verlegt, aber durchaus mit Unrecht, da man einen Erlass des Kaisers Honorius vom 17. Apr. 418 falsch versteht. Der Erlass bestimmt nur, dass die sog. 7 Provinzen, d. h. der südöstliche Teil von Gallien in Arles den Versammlungsort für ihren Provinziallandtag haben sollen. Für das übrige Gallien wird keine Bestimmung getroffen. Dazu trägt der Erlass, welcher an den Präfect von Gallien, Agricola, gerichtet ist, den Empfangsbemerk: Accepta Arelatis (angekommen zu Arles). Agricola hatte also bei Ankunft des Erlasses schon seinen Sitz zu Arles. Sodann ist im Erlasse selbst deutlich genug ausgedrückt, dass schon der Präfect Petronius die Verlegung des Sitzes der Präfectur nach Arles vorgenommen hatte. Ganz genau die Zeit zu bestimmen, wann Petronius Präfect war, ist nicht möglich. Wir wissen aber bestimmt, dass es nicht nach dem Jahre 407 gewesen ist, weil 408 Limenius als Präfect erscheint und Petronius nach Ausweis des erwähnten Erlasses des Honorius vor dem Gegenkaiser Konstantin (408—411) Präfect von Gallien war. Auch nicht vor 402 kann die fragliche Massnahme fallen, weil 401 Andromachus Präfect ist und die Namen der Präfecten Galliens von 390—401 alle bekannt sind. Die Verlegung des Sitzes der Präfectur fällt also zwischen 402 und 407, wahrscheinlich ins Jahr 403. Damit sinkt denn Trier herab von der Höhe der Kaiserstadt bis zur gewöhnlichen Provinzialhauptstadt, es ist Hauptort der fast an den Rhein herantretenden Provinz Belgica 1ª. Und die Nähe des Rheines oder besser gesagt der Franken, welche jenseits des Rheines wohnten, sollte Trier bald fühlen.

Wohl kann für die nächste Zeit noch nicht die Rede sein von einer wirklichen Eroberung und Besitznahme des trierischen Landes seitens der Franken. Aber Scharen von Franken durchstürmten wiederholt das Land, plünderten und verwüsteten dasselbe. Diese Franken waren schon längere Zeit wegen ihrer ausserordentlichen Wildheit und ungeschlachten

Kraft gefürchtete Feinde. Konstantin der Gr. hatte im J. 307 eine Anzahl kriegsgefangener Franken im Theater zu Trier den wilden Tieren vorgeworfen, weil sie sich doch nicht als friedliche Bürger ansiedeln liessen, wie man meinte. Eine noch klarere Vorstellung von den Franken bietet uns ein Vorkommnis vom J. 358. Der spätere Kaiser Julian hat 1000 Franken gefangen genommen und schickt sie als Geschenk an seinen kaiserlichen Vetter Constantius. Dieser nimmt dieselben mit Freuden an und verteilt sie in seine Legionen, wie der Rhetor Libanius bemerkt, „indem er glaubt, damit seinen Soldaten Türme beizugeben. So diente jeder derselben anstelle vieler Körper."

Zum ersten Male nun erfuhr Trier den wilden Trotz dieser Gesellen im J. 411 oder 412. Es ist das die erste von den bekannten vier Eroberungen Triers durch die Franken. Man hat sich zwar bemüht, eine noch frühere aufzufinden und verlegt die erste auf das Jahr 399. Aber das Jahr 399 kann unmöglich eine Eroberung Triers durch die Franken gesehen haben. Wir hörten ja, wie Claudianus im J. 400, also ein Jahr nach der angeblichen Eroberung Triers, den Frieden am Rheine mit den schönsten Farben ausmalt: Der Trierer weidet sein Vieh im J. 400 jenseits des Rheines, und der Franke darf sich nicht darüber erzürnen. Allerdings leisten die römischsn Lobredner ganz Bedeutendes in der Verhimmlung ihrer Opfer, der Kaiser und Grossen des Staates. Aber Claudianus hätte sich ja lächerlich gemacht, wenn er trotz dieser angeblichen Eroberung Triers, welche unmittelbar vorher geschehen sein soll und natürlich einen grossen Eindruck machen musste, es handelte sich ja um die frühere Kaiserstadt — so gesprochen hätte. Auch in den ersten Jahren des 5. Jhrh. kann ein solches Unglück Trier nicht getroffen haben. Wir kennen genau den Weg, welchen die am Sylvesterabend des Jahres 406 bei Mainz über den Rhein vordringenden Scharen der Wandalen, Alanen und Sueven genommen haben. Er führte ins Elsass und von da aus westlich auf Toulouse zu. Trier wurde nicht von ihnen berührt.

Im J. 409 schreibt der h. Hieronymus einen Brief an die junge Witwe Ageruchia, welche er von einer zweiten Heirat abhalten will. Er schildert zu diesem Zwecke das Elend Galliens, welches nach seiner Ansicht ein Zeichen des kommenden Weltendes war, und will es natürlich für seinen Zweck möglichst gross schildern. Er nennt die Völker, welche in Gallien eingedrungen sind, unter ihnen finden sich die Franken nicht; er führt die eroberten und zerstörten Städte auf, Trier ist nicht darunter. Hören wir seine Worte: „Mainz, die einst

so berühmte Stadt, ist erobert und zerstört, und in der Kirche sind viele tausend Menschen getötet worden. Worms ist nach langer Belagerung zerstört, desgleichen der Remer sehr mächtige Stadt (Reims), Amiens und Arras. Und die am äussersten Ende der Welt wohnenden Moriner, Tournai, Speyer und Strassburg sind zu Germanien gekommen." Wäre Trier, das Hieronymus aus eigenster Anschauung bei längerem Aufenthalte kannte, kurz vor dem J. 409 erobert und zerstört worden, der Schriftsteller hätte nicht besser das Elend Galliens schildern können, als wenn er diese Thatsache ausgemalt hätte. Es muss also als sicher gelten, Trier wurde zum ersten Male 411 oder 412 erobert.

Es war das zu jener traurigen Zeit, wo nicht weniger als sechs Kaiser sich um den Besitz der Präfectur Gallien stritten und zankten, wie die Hunde um einen abgenagten Knochen. Gegen den rechtmässigen Kaiser Honorius, den Schwächling, war Konstantin, aus niedrigstem Stande stammend, als Kaiser aufgetreten und hatte seinen Sohn Konstans zum Mitkaiser erhoben, in Spanien wurde von Gerontius, dem Feldherrn Konstantins, Maximus erhoben, und am Rheine trat, gestützt auf Burgunder und Alanen, Jovinus auf und ernannte bald seinen Bruder Konstantian zum Mitkaiser. Und während nun die Feldherren des Honorius Konstantin zu Arles belagerten und bald stürzten, zog Jovinus mit der erneuerten Besatzung des Rheines und germanischen Hilfsvölker gegen Arles und liess den Rhein unbeschützt. Diese Gelegenheit benutzten die Rheinfranken und fielen ins Trierische ein, plünderten Trier und steckten es in Brand. Die entsprechende Geschichtsquelle sagt wörtlich: „Die Stadt der Trierer wurde von den Franken geplündert und angesteckt bei ihrem zweiten Einfalle." Und da die trostlose Verwirrung Galliens bis frühestens zum J. 416 fortdauert, kommen noch ein 2. und gar ein 3. Mal die wilden Germanen, wahrscheinlich wieder die Rheinfranken oder die Chatten, über Trier und verheeren und zerstören dasselbe. Dass diese beiden Eroberungen in die Jahre 411 bis etwa 416 fallen müssen, ergiebt sich aus der Ausdrucksweise des Salvian, der sagt: Excisa ter contin natis eversionibus summa urbe Galliarum, d. h. dreimal wurde Trier verwüstet durch aufeinanderfolgende, sich ablösende Verwüstungen. Und Salvian ist, wie wir bald sehen werden, auch in seiner Ausdrucksweise ein zuverlässiger Zeuge. Allerdings könnte eine dreimalige Zerstörung Triers im Laufe von etwa sechs Jahren bedenklich erscheinen, denn man könnte denken, wenn die Stadt einmal zerstört war, so blieb für das 2. Mal nichts zu zerstören übrig. Aber die einzelnen „Zer-

störungen" waren nur teilweise Zerstörungen, und die erste Eroberung führte ja, wie wir gehört haben, nur zur Plünderung und Anzündung der Stadt. Die Franken nahmen sich wohl nicht die Zeit, ihr Zerstörungswerk bei den einzelnen Einfällen vollständig zu machen.

Aber was ist das Ergebnis dieser dreimaligen Verwüstung? Bei Beantwortung dieser Frage sind wir in der glücklichen Lage, eine Schilderung des Zustandes der Stadt nach der 3. Verwüstung zu besitzen. Und diese Schilderung rührt sogar her von einem Trierer Kinde, das dazu noch als Augenzeuge spricht. Es ist der schon genannte Kirchenschriftsteller Salvian, der in noch jungen Jahren wahrscheinlich die erwähnten Ereignisse in Trier mit erlebt hat, oder doch wenigstens, wie er selbst ausdrücklich sagt, den Zustand der Stadt mit eigenen Augen gesehen hat. Vernehmen Sie die eigenen Worte des redegewandten und wortreichen Schriftstellers: „Die ganze Stadt ist zusammengebrannt; und nach der Zerstörung wuchs noch das Übel. Denn diejenigen, welche das Schwert der Feinde bei der Zerstörung der Stadt nicht getroffen hatte, auf diese wälzte sich das Unheil nach der Zerstörung. . . . Denn die einen töteten die tiefen erhaltenen Wunden in langsamem Hinsterben, die andern, welche die Flammen der Feinde angebrannt hatten, quälte nach der Feuersbrunst das Unheil: Diese gingen durch Hunger zugrunde, andere durch Entblössung, andere vergingen in Schmerz, andere durch Kälte, und so stürzten sie alle durch verschiedene Art des Sterbens in den einen Ausgang des Todes. Und, was mehr? Durch die Zerstörung der einen Stadt wurden auch andere Städte angegriffen. Denn es lagen überall herum, ich selbst habe es gesehen und aushalten müssen, die nackten Leichen beiderlei Geschlechtes, zerrissen, von Vögeln und Hunden angenagt, das Antlitz der Stadt verunreinigend. Die Pest ergriff die Lebenden, Leichengestank war bei den Toten; der Tod wurde von dem Tode ausgehaucht." Noch ergreifender wird dieses schauerliche Bild durch einen weitern Umstand, den der Schriftsteller sogleich anführt mit den Worten: „Die wenigen Vornehmen, welche die Zerstörung überlebt hatten, forderten gleichsam als das beste Heilmittel für die zerstörte Stadt von den Kaisern Circusspiele." Und nun erhebt sich die Sprache des Schriftstellers zum höchsten Pathos: „Circusspiele verlangt ihr Trierer, und das, nachdem ihr verwüstet, erobert seid, nach solcher Niederlage, nach solchem Blutvergiessen, nach solchen Qualen, nach der Gefangennehmung, nach so häufiger Zerstörung der vernichteten Stadt. . . . Ich glaubte, ihr hättet durch die Verwüstungen nur euer Vermögen verloren, ich wusste nicht, dass ihr auch den Verstand ver-

loren hättet. . . Öffentliche Spiele verlangst du Trierer? Wo, ich bitte, sollen sie abgehalten werden? Über den rauchenden Trümmern und den Aschenhaufen, über den Leichen und dem Blute der Dahingeschlachteten? Welcher Teil der Stadt ist frei von diesen Übeln? Wo ist nicht Blut vergossen worden, wo liegen nicht Leichen, wo nicht zerrissene Glieder von Toten? . . Überall starrt das Bild des Todes." Und der „gallische Jeremias" Salvian ist nicht der einzige, der die bittersten Klagen erhebt darüber, dass die Römerwelt selbst in dem Augenblicke, wo die barbarischen Scharen der Völkerwanderung ihr auf dem Nacken sassen, nur an Vergnügung und Wollust dachte und ihre unersättliche Vergnügungssucht zu sättigen suchte. Auch der h. Augustinus erklärt bei Erwähnung dieser Dinge: „Man kann nur weinen," und Orosius und Hieronymus klagen in ähnlicher Weise. Es giebt aber wohl auch keinen schlagenderen Beweis dafür, dass die Römerwelt für den unvermeidlichen Untergang reif war, als diese Klagen edeldenkender Christen.

Aber wir begreifen es denn auch leicht, wie Salvian nun die vierte und letzte der geschichtlich sicher bezeugten Zerstörungen Triers auffassen kann als Strafe für die Verkommenheit der Trierer. Er redet Trier an mit den Worten: „Weil eine dreimalige Zerstörung dich nicht zu bessern vermochte, hast du es verdient, dass du in der vierten zugrunde gingst." Den Zeitpunkt dieser vierte Zerstörung zu bestimmen, bietet einige Schwierigkeit. Sie erfolgte sicher, ehe Salvian sein Werk: „Von Gottes Weltregierung" verfasste, denn er erwähnt dieselbe ausdrücklich. Dieses Werk ist aber sicher vor dem Jahre 451, d. h. dem Einfalle des Attila in Gallien geschrieben und nicht lange nach dem J. 439, weil ein Krieg dieses Jahres mit den Worten in hoc bello proximo, d. h. in diesem letzten Kriege der Römer erwähnt wird. Also liegt die vierte Zerstörung Triers auch sicher vor dem J. 451. Zudem waltet seit 430 der Oberbefehlshaber der römischen Armee, der bekannte, ausserordentlich tüchtige Aëtius, in Gallien und treibt die Franken und Alemannen und Burgunder zu Paaren. Es ist daher nicht wahrscheinlich, dass das fragliche Ereignis nach 430 erfolgte. Andererseits zeigt die Ausdrucksweise des Salvian, dass die vierte Zerstörung der Stadt erst nach geraumer Zeit der dritten gefolgt sein kann, denn er setzt die vierte ja den drei aufeinander folgenden gegenüber. Zudem zeigt ein Erlass des Kaisers Honorius vom 1. März 416, dass die Verhältnisse in Gallien damals als gesicherte betrachtet wurden, und man neue Einfälle der Barbaren nicht mehr glaubte fürchten zu müssen, denn es werden Massnahmen getroffen, um die Unordnungen zu beseitigen, welche im Gefolge des

Einfalles der Barbaren sich ergeben hatten. So werden wir in das 3. Jahrzehnt des Jhrh. gewiesen in der Aufsuchung des fraglichen Zeitpunktes. Nun berichten die Chroniken des Prosper und Cassiodors zum J. 428: „Der an den Rhein grenzende Teil Galliens, welchen die Franken in Besitz genommen hatten, wird von dem Grafen Aëtius mit Waffengewalt wieder zurückgenommen.“ Diese Nachricht ist offenbar von den Rheinfranken, nicht von den salischen Franken zu verstehen, welche schon längere Zeit in Holland auf der linken Seite des Rheines ansässig waren. Und wenn die Rheinfranken, welche von Lippe rheinaufwärts bis zum Nekar wohnten, den Rhein überschritten und sich auf dem linken Ufer niedergelassen haben, so musste naturgemäss Trier in Mitleidenschaft gezogen werden. Wenn die Stadt nicht selbst mitbesetzt wurde, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass wenigstens zeitweilig bei dieser Gelegenheit von den Franken ein Vorstoss nach Trier gemacht wurde.

Wir können also mit Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht mit voller Sicherheit die vierte Zerstörung Triers auf das J. 427 oder 428 ansetzen. Wollen wir den Charakter dieser Zerstörung berücksichtigen, so dürfte sie vielleicht noch schlimmer und gründlicher gewesen sein, als die drei frühern. Denn Salvian drückt sich sehr entschieden aus, indem er sagt: Quia te tria excidia non correxerant, quarto perire meruisti, d. h. du hast es verdient, dass du durch die vierte Zerstörung zugrunde gegangen bist.

Vom J. 428 an jedoch hatte Trier vor äussern Feinden längere Zeit Ruhe, ist vielleicht nie mehr eigentlich zerstört worden. Unsere mittelalterlichen Schriftsteller allerdings wissen viel zu erzählen von einer Zerstörung Triers durch die Hunnen, welche, wenn sie wirklich erfolgt ist, dem J. 451 zuzuweisen ist. Aber diese Schriftsteller waren nur zu sehr geneigt, die geschichtlich überlieferten Zerstörungen Triers den Hunnen zuzuschreiben, welche in ihrer Einbildungskraft und nach der öffentlichen Meinung überall dort im Spiele waren, wo in spätrömischer Zeit solche Zerstörungen in Gallien vorgekommen sind. Es ist auch nicht unmöglich, dass wirklich die Hunnen Trier auf kurze Zeit heimgesucht haben, wie es historisch sicher ist, dass Metz ihnen anheimgefallen ist. Aber die zuverlässigen und vor allem die gleichzeitigen Schriftsteller berichten nichts von einer Eroberung Triers durch die furchtbaren Hunnen.

Während nun Trier gesichert vor äussern Feinden sich von seinem Unglücke wieder glaubte etwas erholen zu können, sollte bald ein neues

Unglück über dasselbe hereinbrechen in Gestalt von revolutionären Bewegungen im Innern des Landes. Zum J. 435 berichtet die zuverlässige gallische Chronik: „Auf Anstiften des Tibatto verlässt das obere Gallien das Bündnis mit den Römern, infolgedessen fast alle Sklaven Galliens sich zu einer Bagaude verschwören." Diese Notiz, auf den ersen Blick nicht vollständig verständlich, ist ausserordentlich inhaltreich. Zunächst ist zu beachten, dass das Gebiet des Aufstandes sicher auch Trier umfasst, weil es zum obern d. h. nördlichen Gallien gehörte. Der Aufstand ist eine Bagaude, wie sie in Gallien wiederholt, z. B. zu Beginn der Regierung Diokletians (285) vorgekommen sind. Der Name Bagauda bezeichnet zunächst einen Vagabunden und wurde angewendet auf solche Einwohner des Römerreiches, welche für vogelfrei erklärt worden waren wegen eines Verbrechens, besonders häufig wegen Fahnenflucht aus den Legionen oder Entziehung von der Militärpflicht. Diese Leute verlegten sich, da sie nichts mehr ihr eigen nennen konnten, aufs Räuberhandwerk, bildeten Banden und hausten in Einöden, öfter aber auch auf festen Burgen, welche sie in Besitz genommen. Ausserordentlich gefährlich konnten diese Menschen, „wir nennen sie Rebellen, wir nennen sie Verkommene," sagt Salvian, werden, wenn sich die arme Landbevölkerung ihnen anschloss und passiv oder auch aktiv mit ihnen gemeinsame Sache machten. Den Grund, weshalb sie gerade zu jener Zeit so gefährlich werden konnten, giebt unser Salvian uns an, indem er an die römischen Beamten, besonders die Steuerbeamten die Worte richtet: „Wodurch denn sind diese Unglücklichen Bagauden geworden, wenn nicht durch unsere Schlechtigkeit, wenn nicht durch die Ungerechtigkeiten der Richter, wenn nicht durch die Ächtungen und Räubereien derer, welche die öffentlichen Abgaben für ihre eigenen Taschen verwalten, welche die Steuerauflagen sich zur Beute machen, welche nach Art der wilden Tiere ihre Untergebenen nicht leiten, sondern verschlingen." Ganz unerträglich muss in jener Zeit der Steuerdruck gewesen sein, der auf den Schultern der ärmeren Bevölkerung ruhte, den die Vornehmen und Reichen auf die Schultern der armen Landbevölkerung abwälzten. Und das Ergebnis dieser Verhältnisse war: Mancher römische Bürger wanderte zu den Barbaren aus, weil, wie Salvian ausführt, solche Verhältnisse (scelera nennt er es) die Franken nicht kennen, sie sich nicht finden bei den Hunnen, nicht bei den Vandalen, nicht bei den Gothen; ein weit grösserer Teil der Bevölkerung wandte sich den Bagauden zu und waren gewissermassen Barbaren innerhalb des Reiches, und in solchen Verhältnissen war nach der Angabe des Salvian ein grosser Teil Spaniens und nicht

der geringste Teil Gallieus. „Und so kommt es," damit schliesst Salvian seine Darstellung der Verhältnisse, „dass der Name Römischer Bürger, der einst nicht bloss hochgeachtet, sondern sogar um schweres Geld gekauft wurde, jetzt nicht bloss gering geachtet, sondern fast als etwas Verabscheuungswürdiges betrachtet wird."

Volle zwei Jahre nun herrschten diese Räuberbanden in dem Lande, ehe es gelang, des Aufstandes Herr zu werden, und wir können uns leicht vorstellen, wie furchtbar die Leiden gewesen sind, welche dieselben über das Land gebracht haben. Die Zeiten eines Schinderhannes waren wohl zweifelsohne ein Kinderspiel gegen jene Verhältnisse des Trierer Landes in den Jahren 435 bis 437. Wohl mancher Trierer wird den stillen Wunsch gehegt haben, die gefürchteten Franken möchten kommen und das Land erobern und so bessere Verhältnisse herbeiführen.

Aber noch nicht so bald sollte dieser Wunsch sich erfüllen. Noch im J. 444 ist alles ruhig am Rheine und 451 kämpfen die fränkischen Scharen an der Seite der Gothen und des römischen Heeres auf den katalaunischen Gefilden gegen die eindringenden Hunnen für den Bestand des römischen Reiches. Man nimmt gewöhnlich an, dass um die Mitte des 5. Jhrh. Trier fränkisch geworden sei. Aber erst im J. 455 erfolgte ein allgemeiner Vorstoss der Franken gegen das römische Gebiet. Apollinaris Sidonius, der spätere Bischof von Clermont-Ferrant (470 bis 479), berichtet über diesen Einfall, und er als Schwiegersohn des damaligen Oberbefehlshabers der gallischen Armee Avitus wird sichere Kunde von dieser Bewegung gehabt haben. Er sagt: Kaum ist Petronius Maximus Kaiser geworden (Juli 455), da stürzen sich die Barbaren über Gallien, wie die Wölfe über die Schafheerde. Der Franke wirft das erste Germanien und das zweite Belgien nieder und der trotzige Alemanne überschreitet den Rhein. Aber kaum ist Avitus wie einst Cincinnatus vom Pfluge herbeigeholt und hat den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übernommen, da hören die Einfälle der Sachsen auf, die Alemannen bitten um Frieden und — auf diese Worte kommt es an: Chattumque palustri Alligat Albis aqua, d. h. den Chatten fesselt mit sumpfigem Wasser die Albis.

Aus dem Zusammenhange ergiebt sich zunächst klar, dass der Franke, welcher das erste Germanien, oder die römische Provinz Obergermanien niederwirft, der Chatte ist, von dem nachher die Rede ist, denn nur dieser Stamm der Franken wohnte an den Grenzen von Obergermanien. Von den Chatten heisst es nun aber weiter, dass sie aufgehalten werden an einem Flusse, der Albis heisst. Dieser Fluss aber

führt sumpfiges Wasser, es kann also kein Bergwasser sein, sondern nur ein Fluss der Rheinebene. Mithin ergiebt sich aus den Worten des Sidonius, dass die Chatten nicht bis Trier vorgedrungen sein können, sie also auch das Trierer Land im J. 455 noch nicht besetzt haben. Andererseits aber ist es sicher, dass nur die Chatten d. i. Hessen oder, wenn man sie so nennen will, die Oberfranken es gewesen sind, welche die Gegenden der Mosel und Saar in Besitz genommen und deutsch gemacht haben, nicht die sog. Ripuarier oder Mittelfranken, welche schon im J. 450 Köln besetzt und zu ihrer Hauptstadt gemacht hatten. Das ergiebt sich schon aus dem Umstande, dass im 5. und 6. Jhrh. in Trier nicht das ripuarische, sondern das salische Gesetz in Geltung war.

Genau das Jahr anzugeben, wann die Chatten die Moselgegend besetzten, sind wir bis jetzt nicht imstande. Nur soviel ist gewiss, dass es in den 60er oder Anfang der 70er Jahre des 5. Jhrh. geschehen sein muss. Das ergiebt sich mit Bestimmtheit aus einem Briefe, welchen der Bischof Apollinaris Sidonius zwischen den Jahren 471 und 475 an den christlichen Grafen Arbogast von Trier richtet. Nach diesem Briefe lebt Arbogast unter den Barbaren, und die „Rechte der Römer" haben an seinem Wohnorte aufgehört.

Damit hat die Völkerwanderung mit ihren Verwüstungen und Leiden und Schrecken aufgehört. Wohl wird die Stadt nur mehr dünn bevölkert und vielfach ein Trümmerhaufen gewesen sein. Aber Friede war wieder eingekehrt und frei von dem Drucke der letzten Römerzeit und den Schrecken der Völkerwanderung konnten die Trierer wieder aufatmen und sich des Lebens freuen.

Der Lebenslauf eines trierischen Auswanderers.

Geschildert von M. Isay.

I.

Am 1. Dezember 1899 legte die Stadt Brooklyn, die Schwesterstadt New-Yorks, ihr Trauergewand an. Von sämtlichen öffentlichen Gebäuden und zahlreichen Bürgerhäusern wehten die Flaggen auf Halbmast. Einer der hervorragendsten Männer der Stadt, ja, man darf sagen, der nordamerikanischen Union, war aus dem Leben geschieden. Die Zeitungen brachten das Bildnis des Verblichenen; sie enthielten erschöpfende Berichte über sein Leben, seine Stellung, sein Wirken und seine Erfolge; sie schilderten eingehend seine Krankheit und seine letzten

Augenblicke. In allen Kreisen der Bevölkerung beider Riesenstädte zeigte sich Teilnahme an dem Hinscheiden des bedeutenden Mannes. Millionen von Lippen sprachen seinen Namen mit Anerkennung und zugleich mit Bedauern aus.

Es war Frederick A. Schrœder, der ehemalige Mayor von Brooklyn, dessen Tod solche fast fürstliche Trauerkundgebungen hervorrief.

Frederick A. Schrœder aber hat das Licht der Welt in Trier erblickt.

Einige Wochen vergingen, ehe die Trauerbotschaft nach dem Geburtsorte Schrœders gelangte. Der Oberbürgermeister von Trier, Herr Geheimer Regierungsrat de Nys, erfuhr die in die Trierische Zeitung gelangte Nachricht von dem Stadtbibliothekar, Herrn Dr. Keuffer, der schon zu Schrœders Lebzeiten Nachrichten über ihn zu sammeln begonnen hatte. Geleitet von dem anerkennenswerten Bestreben, das Andenken eines hervorragenden Sohnes des ihm unterstellten Gemeinwesens zu ehren, richtete Herr de Nys alsbald ein Schreiben an das derzeitige Stadtoberhaupt von Brooklyn, in dem er ausführliche Berichte über den Dahingeschiedenen erbat. Herr Grout, Borough-Präsident von Brooklyn, kam diesem Wunsche in liebenswürdigster Weise nach.

Es ist begreiflich, dass der dankenswerte Schritt des Oberbürgermeisters von Trier im klassischen Lande der Pressfreiheit nicht verschwiegen blieb. Bald hallte der ganze Blätterwald von Brooklyn davon wieder. Man zollte der Gesinnung des Geheimrats de Nys volle Anerkennung.

In einigen Zeitungen äusserte sich diese Anerkennung sogar in etwas naiver Weise, die freilich ihre Erklärung in der ungeheuren Entfernung findet. Ein Brooklyner Blatt brachte folgenden, für jeden Trierer geradezu köstlichen Satz: „Borough-Präsident Grout von Brooklyn erhielt gestern ein von dem Bürgermeister von T r a v e s e n, O b e r p f a l z, D e R i s s herrührendes Schreiben u. s. w.“ Nicht nur, dass man „Treves“ in „Travesen“ umwandelte, man verlegte auch noch, ohne mit der Wimper zu zucken, die uralte Moselstadt in die Oberpfalz. Wenn aber Herr Geheimrat de Nys es als einen „Riss“ in der Seele empfunden haben sollte, seinen Namen so verstümmelt zu sehen, so mochte ihm wieder süsser Trost aus der Thatsache erwachsen sein, dass ein anderes deutsch-amerikanisches Blatt aus dem gut wallonischen „de“ in seinem Namen den preussischen Adel herausübersetzte, indem es ihn „v o n N i s s“ nannte. Auch wurde ihm das Lob gespendet, sein Brief sei „in gutem Englisch“ abgefasst.

Die Zeitungen, die Borough-Präsident Grout freundlichst einsandte, waren: „Die Brooklyner Freie Presse“, die „New-Yorker Staatszeitung“, „The Daily Standard Union“, „Eagle“ und „Brooklyn Daily Times“. Auch Herr Edwin Schrœder, der Sohn des Verblichenen, wandte sich in einem sehr höflichen, ja warmen Schreiben an Herrn Geheimrat de Nys und fügte Nachrichten über seinen Vater bei. Ausserdem übersandte ein Auswanderer, Saarburger Herkunft, eine Anzahl Ausschnitte aus anderen Zeitungen. Die Mitteilungen dieser Blätter liegen der nachfolgenden Lebensbeschreibung zugrunde, soweit sie das Wirken Schrœders jenseits des Ozeans schildert. Als Quellen für die Schilderungen der voramerikanischen Lebenszeit des Ex-Mayors von Brooklyn dienten zunächst die Akten des Trierer Standesamtes, in die Einblick zu nehmen Herr Standesbeamter Grün freundlichst gestattete; ferner die Aufzeichnungen des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Trier, die Herr Direktor Dr. Iltgen gütigst zur Verfügung stellte, und die Herr Kastellan Meder mit unverdrossener Geduld entziffern half. Der Liebenswürdigkeit des Herrn Beigeordneten Lück ist es zu verdanken, dass der Stand und die Wohnung des Vaters unseres Auswanderers zur Zeit seines Wegzugs festgestellt werden konnten, während die Güte des Herrn Steuerinspektors Schneider es ermöglichte, aus der damaligen Bezeichnung des Hauses die heutige Nummer desselben, mithin das Haus selbst zu finden.

Ein Versuch, etwaige Verwandte oder Bekannte der Familie Schrœder in Trier aufzuspüren, muss trotz eifriger und ausgedehnter Nachforschungen leider als gescheitert bezeichnet werden, ein trauriger Beweis dafür, wie schnell und wie vollständig ein blühender, üppig rankender Zweig vom Baume unserer Bürgerschaft der Vergessenheit anheimzufallen vermag.

Kalte und knappe Urkunden bildeten also die einzige Unterlage für die Schilderung der Jugend Schrœders. Kein Freundesmund beleuchtete sie mit dem warmen Sonnenstrahl der Liebe; keine kameradschaftliche Erzählung liess darauf die neckischen Lichter jugendfrohen Übermutes spielen.

Aber trotz alledem — auch amtliche Urkunden sind in ihrer Kürze oft so vielsagend.

II.

Der Geburtsakt Schrœders hat folgenden Wortlaut:

„Ober-Bürgermeisterei Trier, Stadt-Kreis Trier, Stadt-Friedensgerichts-Bezirk Trier. Vom neunten Monats Mærz im Jahre eintausend-

achthundertdreiunddreissig. Nachmittags um vier Uhr. Geburtsakt von Friedrich Anton Schrœder, geboren den neunten Mærz eintausendachthundertdreiunddreissig um fünf Uhr morgens zu Trier. Sohn von Michael Schrœder, Kaufmann, vierzig Jahre alt, wohnhaft zu Trier und dessen Ehefrau Salomé Abel, sechsunddreissig Jahre alt. Das Geschlecht des Kindes ist für männlich anerkannt worden. Erster Zeuge Anton Reis, von Gewerbe: ohne, wohnhaft zu Trier, achtundfünfzig Jahre alt. Zweiter Zeuge Adam Melchior, von Gewerbe: Angestellter, wohnhaft zu Trier, achtundfünfzig Jahre alt. Auf die Aufforderung, die an uns gemacht worden von Margaretha Morgen, Hebamme, dreiundfünfzig Jahre alt, wohnhaft zu Trier, welche bei der Geburt beigewohnt hat. Beurkundet und vorgelesen im doppelten Original dem Gesetz gemäss von mir, Adjunkt Jakob Thanisch, vermöge Delegation des Ober-Bürgermeisters von Trier das Amt eines öffentlichen Beamten des Civilstands versehend, und haben mit mir unterschrieben: So geschehen zu Trier am Tage, Monat und Jahre wie oben

(gez.) Margaretha Morgen, Reis, Melchior, Thanisch."

Das Streiflicht, das diese Urkunde auf die Familie Schrœder wirft, lässt sich etwa folgendermassen in Worten ausdrücken:

Um 5 Uhr früh tritt Friedrich Anton ins Leben ein, schon bei seiner Geburt ein Frühaufsteher. Das Licht der Welt hat sich seinem staunenden Auge wahrscheinlich in der Gestalt eines der damals üblichen, an die Antike erinnernden Öldocht-Lichte gezeigt, denn anfangs März ist es um 5 Uhr noch dunkel. Ein Arzt ist nicht zugegen. Margaretha Morgen, die „weise" Frau, erfüllt alle Obliegenheiten allein. Mutter Salome ist an ihr Schmerzenslager gefesselt. Infolgedessen scheint Vater Michael dermassen in Anspruch genommen zu sein, dass er zwei befreundete Nachbarn, einfache Bürgersleute, bitten muss, an seiner Stelle den Neugeborenen auf dem Standesamte anzumelden.

Vater Michael, damals vierzigjährig, ist also im Jahre 1793 geboren. Wo er das Licht der Welt erblickte, dürfte schwer zu ermitteln sein. In seinem Geburtsjahre, dem Schreckensjahre 1793, waren die französischen Sansculottes bereits in das Kurfürstentum Trier eingebrochen, das sie ein Jahr später, wenn auch noch nicht formell, so doch thatsächlich der französischen Republik einverleibten. Dass inmitten der Kriegswirren die Kirchenbücher, die damals noch die Urkunden der heutigen Standesämter vertraten, nicht immer regelmässig geführt werden konnten, ist begreiflich.

Frau Salome Schrœder, geborene Abel, ist, wie aus ihrem Sterbe-

akt hervorgeht, in Blankenheim in der Eifel geboren. Da sie nach dem vorstehenden Geburtsakte im Jahre 1833 sechsunddreissig Jahre alt war, ist 1797 ihr Geburtsjahr. Der damaligen Staatsangehörigkeit nach war sie also eine geborene Französin.

Die Vermählung des Paares muss ausserhalb Triers stattgefunden haben, denn die trierischen Heiratsregister erwähnen seiner nicht.

Im Herbst 1841 trat Friedrich Anton Schrœder in den Verband des heutigen Friedrich Wilhelms-Gymnasiums ein, damals noch das einzige Vollgymnasium Triers. Da in jener Zeit die Mehrzahl der Schüler erst mit dem dreizehnten Lebensjahre, der damaligen Grenze der Elementarschulpflicht, zur höheren Schule überging, so muss der achtundeinhalbjährige Friedrich Anton besonders jung, aber auch besonders befähigt erschienen sein. Vielleicht wäre er indessen trotz seiner Begabung noch nicht angenommen worden, wenn nicht ein Irrtum in der Schülerliste ihm ein Lebensjahr mehr zuerteilt hätte. Die Liste verzeichnet nämlich als No. 23 „Schrœder Friedrich, (Wohnort:) Trier, (Stand des Vaters:) Kaufmann, (Geburtstag:) 1832, 10. März (Klasse:) VI."

Schrœder ist aber nicht 1832, sondern 1833, auch nicht am 10., sondern am 9. März geboren.

Während das heutige Friedrich Wilhelms-Gymnasium im Jahre 1841 in Wirklichkeit von dem zweiten Direktor, Vitus Lörs, geleitet wurde, befand sich die formelle Leitung noch in den Händen des ehrwürdigen, um die trierische Geschichtforschung so hochverdienten Wyttenbach. Wyttenbach war jener „junge Schullehrer", der Gœthe im Jahre 1792 die Sehenswürdigkeiten der uralten Römerstadt erläuternd zeigte, und dessen in der „Campagne in Frankreich" so rühmend Erwähnung geschieht. Er verdankte seine hohe Bildung und sein reiches Wissen der Jahrhunderte alten trierischen Universität. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn das ihm so lange Zeit unterstehende Gymnasium, das in den Haupträumen der alten Universität untergebracht war, nicht bloss dem Orte nach die Nachfolgerin der trierischen Hochschule wurde, sondern auch als Bewahrerin ihrer wissenschaftlichen Überlieferungen galt.

Am 7. Oktober 1841 bestand Friedrich Anton Schrœder mit 54 anderen Schülern die Aufnahmeprüfung am Gymnasium und wurde der Sexta zugewiesen. Ordinarius dieser Klasse war Schwendler, der im Programm für das Schuljahr 1842/43 eine verdienstvolle Arbeit „Friedrich Spee von Langenfeld als geistlicher Dichter" veröffentlicht hat.

Leider rächte sich der allzufrühe Besuch der höheren Schule an dem kleinen Schrœder. Das Endergebnis seines Zeugnisses ist in den

Worten „Steigt nicht" ausgedrückt. Im zweiten Jahre aber legte er den Grund zu seinem Wissen. Mit dem Ordinarius Servatii (im Schulverzeichnis nennt er sich Ant. Servatii ex Meisburg) überwindet Schrœder Sexta, Quinta und Quarta bei befriedigenden Zeugnissen. Auf Tertia erhält er Lohmar zum Klassenlehrer. Französisch lernt er bei Simon, dem Vater jenes Louis Simon, der, in die Revolution von 1848 verwickelt, aus Deutschland flüchten musste. Als Bleigewicht beim Verlassen der Tertia beschwert Schrœder das Zeugnis „mangelhaft" im Griechischen, verbunden mit einer Prüfung nach den Ferien. Diese muss er jedoch bestanden haben, denn im Herbst 1846 finden wir ihn auf Untersekunda. Hier aber erntet er durchaus keine Lorbeeren. Fast in sämtlichen Fächern wird sein Fleiss als „mangelhaft" bezeichnet. Was mochte in ihn gefahren sein? Vielleicht warf der Tod seiner Mutter, der anfangs 1848 erfolgte, schon seine dunkelen Schatten voraus. Vielleicht kränkelte sie schon ein Jahr vorher, und die Sorge um die geliebte Mutter liess den Sohn die Sorge um die Schule vergessen. Das Zeugnis, das Schrœder im August 1847 nach Hause brachte, hat sicherlich keine Freude bereitet. Laven, „unser Laven", der verdienstvolle trierische Mundartdichter, fand seine Fortschritte im Deutschen „gering". Houben, der Gestrenge, nannte seine Kenntnis der lateinischen Sprache „lückenhaft", während er ihm im Griechischen, dem unglückseligen Griechischen, geradezu „unbefriedigend" zuerkannte. Nur Simon bezeichnete seine Fortschritte im Französischen als „ziemlich gut". Die Schlussbemerkung bildet das in seiner todeskalten Härte fast grabsteinartig wirkende Wort „bleibt", d. h. bleibt sitzen. Wer weiss, wie viele Hoffnungen des jungen Schrœder mit diesem Worte eingesargt wurden? Vielleicht die Hoffnung auf ein höheres Studium? Vielleicht die Hoffnung auf ein Bleiben im Vaterlande? Denn es ist nicht unmöglich, dass dieses Zeugnis einen der Beweggründe bildete für den Entschluss des Vaters, nach Amerika auszuwandern.

Den Hauptanlass dazu scheint freilich der Tod der Mutter gegeben zu haben. Während Schrœder sein drittes Semester auf der Untersekunda absass und zu Ostern 1848 auch ein befriedigendes Zeugnis erhielt, trat der schmerzliche Trauerfall ein, der die Familie ihrer Zierde beraubte. Am 18. März 1848, morgens 2 Uhr verschied Salome Josephine Schrœder geborene Abel. Nach dem Sterbeakt ist Blankenheim ihr Geburtsort. Ihre Mutter war eine geborene Salome Heinzen, zuletzt wohnhaft zu Köln.

Das Schrœdersche Haus trug, wie das Adressbuch der Stadt Trier

vom Jahre 1848, das erste in Trier erschienene, ausweist, die Bezeichnung „Brückenstrasse No. 533." Damals waren sämtliche Häuser der Stadt noch nach fortlaufender Nummer gekennzeichnet. Die überhaupt erste Numerierung wurde im Jahre 1785 unter der Regierung des letzten Kurfürsten Clemens Wenceslaus vorgenommen. Nach 1848 wurde Trier in Sektionen eingeteilt, von denen jede einzelne besonders numeriert wurde. Das Schrœdersche Haus erhielt damals die No. 55 der Sektion IV. Heute, wo nur noch nach Strassen numeriert wird, trägt es die Bezeichnung Brückenstrasse No. 14. Eigentümer ist Peter Bauer, Metzger und Wirt.

In dem Adressbuch von 1848 findet sich der Vater Schrœders, der in den bisher vermerkten Urkunden stets dem Kaufmannsstande zugezählt wurde, zum ersten Male als Geometer bezeichnet.

Bis Ostern 1848 wird Friedrich Anton Schrœder in den Listen des Gymnasiums geführt. Dann steht er nicht mehr darin vermerkt. Er muss also die Anstalt verlassen haben, und zwar, im Gegensatze zu der Gepflogenheit, ohne Abgangszeugnis. Was sollte auch der junge Auswanderer mit einem solchen jenseits des Ozeans beginnen?

Alles in allem genommen war Schrœder, gleich so vielen anderen bedeutenden Männern, bei aller Begabung, nur ein mittelmässiger, zuweilen sogar ein schlechter Schüler. Freilich muss man dabei seine grosse Jugend in Betracht ziehen. Vielleicht auch erschien ihm das alte Gymnasium, das schon äusserlich durch seine schwärzlichen Giebel und Türme so düster wirkt, mit seinem tiefen, feierlichen Ernste, mit seinem heissen, für manche Gemütsanlage versengend wirkenden Lehr- und Lerneifer allzu überwältigend und niederdrückend. Vielleicht hielt er die damalige Lehranstalt der sonnigen Lebensfreude allzu abhold. Zweifellos hat er seine für einen amerikanischen Cigarrenarbeiter jener Zeit gewiss nicht geringe Bildung der ehrwürdigen Anstalt zu verdanken. Aber ebenso zweifellos steht auch fest, dass das, was als Edelstein in Schrœders Gemüt verborgen lag, erst durch die Schule des Lebens aus ihm herausgeschliffen und dann zu hellem, weithin wirkendem Strahlen gebracht worden ist.

Wie Friedrich Anton aus den Schulurkunden, so verschwindet die ganze Familie Schrœder urplötzlich aus den städtischen Aufzeichnungen. Das An- und Abmeldewesen scheint 1849 noch nicht bestanden zu haben; zum mindesten wurde es nicht so gehandhabt wie jetzt. Die Familie Schrœder verliess Trier, ohne sich abzumelden. Der einzige Vermerk, der die Auswanderung bekundet, findet sich in der Stammrolle

der Militärausheburg vom Jahre 1853. In diesem Jahre wäre Friedrich Anton militärpflichtig geworden. Der Vermerk lautet: „Nach Amerika ausgewandert.“

III.

Im Mai 1849 landete, wie die amerikanischen Blätter berichten, der alte Michael Schrœder in New-York. Drei Kinder begleiteten ihn: ein Sohn, unser Friedrich Anton, und zwei Töchter. Wie lange die Überfahrt, wie lange die Reise überhaupt gedauert hat, lässt sich nur annähernd bestimmen. Damals bestand für Trier keinerlei Eisenbahnverbindung, weder nach Bremen-Hamburg noch nach Antwerpen, wohin sich der Hauptstrom der rheinischen Auswanderer zu ergiessen pflegte. Überseedampfer gab es nur wenige, und ihre hohen Preise waren für die Familie Schrœder sicherlich unerschwinglich. Sie musste also die Landreise zu Fuss oder zu Wagen zurücklegen, während ihr für die Seereise wohl nur ein Segelschiff zur Verfügung stand. Wenn man den oft lange sich hinziehenden unfreiwilligen Aufenthalt in der Hafenstadt mit einbegreift, so mag die ganze Reise von Trier nach New-York etwa zwei Monate gedauert haben. Demnach hätte die Familie Schrœder etwa Mitte März 1849 das alte Heimatland und die alte Vaterstadt verlassen.

Die Geldmittel der Familie waren sehr bescheiden. Der Sohn musste sich also entschliessen, Arbeit, das heisst Verdienst zu suchen. Beides fand er in einer Cigarrenfabrik. Warum der bisherige Gymnasiast, der Sohn des früheren Kaufmanns und späteren Geometers, gerade diesen Erwerbszweig ergriff, könnte auffallend erscheinen, wenn nicht alte Trierer erzählten, dass in der Zeit nach 1848 in Amerika europäische Cigarrenarbeiter sehr gesucht waren, und junge trierische Auswanderer dieserhalb vielfach das Handwerk eines Cigarrenarbeiters erlernten. Wahrscheinlich hat dies auch Schrœder gethan, und zwar von Ostern 1848 ab, wo er das Gymnasium verliess, bis zu Anfang 1849, wo er dem Vaterlande Lebewohl sagte.

Jetzt, mitten im Kampfe des Lebens, mitten im Getriebe der fremden Weltstadt entwickelten sich die hohen Tugenden, die bisher in Schrœder nur geschlummert hatten. Er, der nachlässige Schüler, das Opfer des griechischen Sprachunterrichts — er entfaltete plötzlich einen eisernen Fleiss, eine fasst asketisch zu nennende Sparsamkeit. Vielleicht galt es, den Vater, vielleicht die ganze Familie mitzuernähren.

Und dennoch erübrigte er, dennoch sammelte er und legte den freilich so bescheidenen Grund zu seinem späteren grossen Vermögen.

Drei Jahre arbeitete und sparte Schrœder als einfacher Cigarrenarbeiter. Dann, mit neunzehn Jahren, gründete er eine eigene kleine Cigarrenfabrik in Brooklyn. Das Betriebskapital bestand aus seinen Ersparnissen im Betrage von 250 Dollars. Diese winzige, bescheidene Summe wuchs allmählich im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Vermögen heran (man sprach von einer Million Dollars), ein Vermögen, das Schrœder in den Stand setzte, während des Winters ein Haus an der Clinton-Avenue und im Sommer eine eigene Villa in Shelter Island zu bewohnen. Man kann daraus einen Schluss auf die kaufmännischen Fähigkeiten Schrœders ziehen, besonders, wenn man erwägt, dass, neben seinem Fleisse und seiner Sparsamkeit, die dritte Haupttugend des trierischen Auswanderers, in ethischer Beziehung die erste aller Tugenden, eine gewissenhafte, bis ins Kleinste sich geltend machende, unbestechliche Ehrenhaftigkeit, aufgeblüht war und allmählich auch zur allgemeinen Anerkennung gelangte. Freilich, damit ein Baum solche Früchte trage, muss er in den richtigen Boden verpflanzt werden. In den damals recht engen Verhältnissen seiner Geburtsstadt wäre Schrœder vielleicht verkümmert, und dieser Gedanke muss uns auch darüber hinwegtrösten, dass er seiner Heimat sozusagen verloren ging. In dem üppigen, jungfräulichen Boden Nordamerikas allein konnte er sich zu dem entwickeln, was er ward.

Im Jahre 1854, also im einundzwanzigsten Lebensjahre, hatte Schrœder es bereits so weit gebracht, dass er in seiner mächtig aufblühenden Fabrik fünfzehn Cigarrenarbeiter beschäftigte.

Nun schloss der Einundzwanzigjährige auch den Herzensbund fürs Leben. Marie Jane Rusher hiess die junge Amerikanerin, mit der er sich vermählte. Sie entstammte einer Familie von englischer Abkunft. Mit vollen Händen schüttete die Glücksgöttin ihre Gaben auf den jungen Auswanderer aus. Im Jahre 1858 hatte seine Cigarrenfabrik bereits einen solchen Aufschwung und eine solche Ausdehnung erlangt, dass er genötigt war, sie von Brooklyn weg nach New-York, dem Brennpunkte des Überseehandels, zu verlegen. Noch heute befindet sich der Sitz der Schrœderschen Firma in dieser Riesenstadt.

Da Schrœder den grossen Betrieb nicht mehr allein überwachen konnte, musste er sich nach einem Teilnehmer umsehen. Diesen fand er in Herrn Isidor M. Bon. Die beiden Geschäftsinhaber verfolgten mit wachsamem Blicke die Veränderungen des Marktes und nahmen dement-

sprechende Massregeln. Schrœder und Bon gaben 1868, nach zehnjährigem Zusammenwirken auf diesem Handelsgebiete, das Cigarrengeschäft, dem sie einen so bedeutenden Aufschwung verdankten, gänzlich auf und verlegten sich nur noch auf die Einfuhr von Cigarrenblättertabaken. In diesem Zweige errangen sie bald die führende Rolle, die sie auch unentwegt zu behaupten wussten.

IV.

Inzwischen wandte sich die öffentliche Aufmerksamkeit dem jungen Deutschen zu, der es verstanden hatte, mit den redlichsten Mitteln in verhältnismässig so kurzer Zeit eine so hervorragende Stellung in der Handelswelt zu erlangen. Der Wunsch, dass Schrœder auch im Ehrendienste der Stadt thätig sein möchte, wurde vielfach laut Sein makelloser Charakter, sein weiter Blick, seine feste Willenskraft, seine nie erlahmende Ausdauer sollten auch der Allgemeinheit dienstbar und nützlich werden.

Ohne ihn auch nur befragt zu haben, stellte ihn die republikanische Partei zum Kandidaten für den Posten eines Comptrollers von Brooklyn auf, und nach einer heissen Wahlschlacht wurde er mit glänzender Stimmenmehrheit gewählt. Vox populi vox dei. Diesem urplötzlich über ihn hereinbrechenden Beweise ehrenden Vertrauens seiner Mitbürger gegenüber durfte er nicht verneinend zurückweichen. Er nahm an, aber im vollen Bewusstsein der ungeheuren Last und Verantwortlichkeit, die er damit auf sich lud.

Und nun beginnt die Zeit, in der Schrœders Thätigkeit von grosser Bedeutung für sein neues Vaterland werden sollte, in der sein Name sich mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte der bürgerlichen Entwickelung Nordamerikas eingrub. Ein zweiter Sankt Georg, unternahm es der Sprössling des trierischen Kleinbürgerhauses, den Drachen der Verderbtheit in der städtischen Verwaltung aus seinen Höhlen zu vertreiben. Und es gelang ihm, soweit sein Arm reichte.

Es war im Jahre 1871. Es war die Blütezeit der sogenannten „Ringe“ in den Stadtverwaltungen. Wir Deutsche, und namentlich wir Preussen, die wir von je stolz gewesen sind auf die unantastbare Ehrenhaftigkeit unseres Beamtentums — des staatlichen wie des städtischen — wir lasen zuweilen mit einem Gefühle, fast möchte ich sagen lächelnden Erstaunens von der kühnen Verwegenheit, von der ans Operettenhafte streifenden Offenheit, mit der in manchen amerikanischen Verwaltungen „Beute“ gemacht wurde. Was wir damals lasen, das hatte entweder

Schrœder selbst an den Pranger der Öffentlichkeit gestellt, oder es war von Gleichgesinnten, die sein wahrhaft heldenmütiges Beispiel angefeuert hatte, in lobenswerter Nachahmung der öffentlichen Verurteilung überantwortet worden. Dass das Wort „heldenmütig" nicht übertrieben ist, das bewiesen die verzweifelten Gegenmittel der aus ihren Schlupfwinkeln aufgestörten Ringe.

In Brooklyn muss es zur Zeit des Eintritts Schrœders in das öffentliche Leben nicht sehr erbaulich ausgesehen haben. Eine grosse amerikanische Zeitung, die in deutscher Sprache erscheinende „New-Yorker Staatszeitung" schreibt in ihrem gediegenen, vortrefflichen Artikel über Schrœder zu diesem Punkte folgendes:

„Mit eiserner Energie und tiefem Ernste ging er ans Werk, in diesen verrotteten Zuständen Wandel zu schaffen. Unnachsichtig deckte er die Diebstähle und Betrügereien der Finanzbeamten in Brooklyn auf und erzwang durch gerichtliche Verfolgung teilweise Rückerstattung der gestohlenen Gelder. Die von ihm eingeführten Reformen waren von ausserordentlicher Tragweite und gaben der Stadt eine ganz neue Ordnung in der Finanzverwaltung; sie waren so planmässig angelegt, dass sie infolge der Art der Buchführung und regelmässiger periodischer Untersuchungen den Raub der öffentlichen Gelder in Brooklyn nahezu unmöglich machten."

Zum Danke für die bahnbrechenden, ausserordentlichen Dienste, die er als Comptroller der Stadt Brooklyn vier Jahre lang geleistet hatte, wurde Schrœder 1875 mit überwältigender Mehrheit zum Stadtoberhaupte, zum Mayor gewählt.

„In dieser Stellung," sagt die „Staatszeitung" weiter, „setzte er seine Anstrengungen rastlos fort, den öffentlichen Dienst von korrupten Beamten zu säubern. Es gelang ihm, die Mitglieder des „Ring", welcher bis zu dieser Zeit die Bürgerschaft mit eiserner Faust beherrschte und nach Willkür schaltete und waltete, aus allen Ämtern zu vertreiben. Sein Wirken fand Anerkennung und seine Verbesserungen im Verwaltungs-System und die Förderung der Interessen Brooklyns hatten so starke Zustimmung gefunden, dass ihm eine zweite Nomination angetragen ward. Zum Bedauern seiner Mitbürger lehnte er die Nomination ab, jedoch musste er trotz seines Widerstandes sich bequemen, im Jahre 1878 eine Nomination als Staats-Senator anzunehmen. Er wurde trotz heftiger Opposition gewählt, und in Albany lenkte er sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung des städtischen Charters, welchen er amendieren liess. Die Vorteile, welche der Stadt Brooklyn hieraus erwuchsen, sind

von der Bürgerschaft niemals vergessen worden. Durch den Erlass der von ihm entworfenen Gesetze wurde dem Mayor Vollmacht gegeben, die Chefs der einzelnen Departements anzustellen und an Stelle von dreiköpfigen Kommissionen für die Feuerwehr, Polizei und das städtische Arbeits-Departement je einen verantwortlichen Beamten zu setzen. Auch befürwortete er Gesetze und erwirkte deren Annahme, durche welche die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten unter eine bessere Administration kamen. Bis dahin war die Verwaltung unverantwortlichen Politikern anvertraut gewesen, die ihre Ämter benutzten, um die Pflegebefohlenen darben zu lassen und die Kasse zu plündern. Ebenso ist Herr Schrœder der Urheber von Gesetzen, durch welche die Municipalitäten des Staates in ihrer Befugnis Schulden zu kontrahieren, auf eine 10 Prozent des taxierten Eigentumswertes nicht übersteigende Summe limitiert wurde."

Schrœder bewies also durch sein mannhaftes Beispiel dem erstaunten Amerika, dass es überhaupt möglich war, die Gemeindeverwaltungen von den erdrosselnden „Ringen" zu befreien Einen wie grossen, tief einschneidenden und dauernden Einfluss er alsdann auf die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten ausübte, geht aus dem Angeführten hervor.

Aber eine tiefe Amtsmüdigkeit scheint die Folge seiner ungeheuren Anstrengungen gewesen zu sein. Wer weiss, welch schlimme Erfahrungen er im Stillen gemacht hatte, welchen Verfolgungen er ausgesetzt war, welchen Einblick in die Abgründe der Menschennatur er gewonnen hatte? Wie von einem unbezwinglichen Ekel erfasst, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, sobald 1880 seine Amtszeit als Senator abgelaufen war. Nichts konnte ihn mehr bewegen, aus dem Frieden des Privatlebens herauszutreten. Man bot ihm eine Wiederwahl als Mayor von Brooklyn an. Er lehnte ab. Die höchsten Würden des Landes trug man ihm entgegen. Er nahm sie nicht an. 1891 wollte man ihn zum Gouverneur erwählen, ein Posten, der gewissermassen die Brücke zum Präsidentschaftssitze der Vereinigten Staaten bildet. Er schlug ihn aus. 1896, als der erste Mayor von Gross-New-York gewählt werden sollte, versuchten seine Freunde ihn durchaus gegen Van Wyck aufzustellen. Der bekannte Seth Low erbot sich sogar, zu Schrœders Gunsten von der Citiziens-Union-Kandidatur zurückzutreten. Aber Schrœder blieb unerbittlich. Er hatte mit der Öffentlichkeit abgeschlossen. Immerhin geben diese Anerbietungen einen ungefähren Begriff von der politischen wie gesellschaftlichen Höhe, die der Sohn des trierischen Kaufmanns und Geometers erklommen hatte.

Von nun ab widmete Schrœder sich fast nur noch seinem Berufs-

und Familienleben. Seine grossen geschäftlichen Unternehmungen erheischten seine volle Arbeitskraft. Nichtsdestoweniger erübrigte er doch noch so viel Zeit, um auch an gemeinnützigen Dingen sich zu beteiligen. Neben seiner Eigenschaft als Leiter verschiedener Finanz-Institute war er achtundzwanzig Jahre lang der unbesoldete Vorsitzende der von ihm selbst ins Leben gerufenen Germania-Sparbank von Kings County, die er zu einer der hervorragendsten von Brooklyn gestaltete.

Aber dennoch ging er nicht vollständig im Berufsleben auf. Ebenbürtig daneben galt ihm das Familienleben. Und er hatte alle Ursache. es hochzuschätzen. Eine treue, liebende Gattin verschönte es. Sechs Kinder schauten in liebender Ehrfurcht zum Vater auf. Der einzige Sohn, Edwin A. Schrœder, wurde Teilhaber des väterlichen Geschäftes. aus dem Herr Bon nach freundschaftlicher Übereinkunft ausschied. Von den fünf Töchtern vermählten sich vier. Eine behagliche Häuslichkeit war der Schauplatz dieses stillen Glückes.

Doch auch das schönste Familienleben ist nicht gefeit gegen die Sense des Schnitters Tod. Zwei Trauerfälle trübten das Alter des bisher so Glücklichen. Zuerst wurde die Gattin, die treue Gefährtin seines reich bewegten und doch so gesegneten Lebens, von seiner Seite gerissen. Und das Hinscheiden einer seiner verheirateten Töchter bildete sogar die unmittelbare Ursache seines eigenen Todes. Diese Tochter. Mrs. Dolly Anderson, starb anfangs November 1899. Bei ihrer Beerdigung zog sich Schrœder eine schlimme Erkältung zu, die bald in Lungenentzündung ausartete. Vielleicht hatte der Vaterschmerz seine Widerstandskraft untergraben. Zwar schien er sich von der bösartigen Krankheit wieder zu erholen. Aber ein Rückfall warf ihn von neuem darnieder, und trotz der Hülfe der ersten Ärzte von New-York erlag er am 1. Dezember 1899 dem tückischen Übel.

Echt amerikanisch mutet uns Deutsche die Thatsache an, dass der Mann, dem eine Stadtwohnung und ein Sommersitz zur Verfügung standen, in einem Gasthofe sein Leben aushauchte. In seinen Zimmern im Hotel Margarite verbrachte Schrœder seine letzten Tage.

Beide Häuser der Brooklyner Stadtverwaltung nahmen Trauerbeschlüsse an und vertagten sich aus Achtung vor dem Verblichenen. nachdem sie einen Ausschuss von vierzehn Mitgliedern gewählt hatten, der die Stadt bei dem Begräbnisse des ehemaligen Mayors vertreten sollte.

Die Nachrufe, die Schrœder gewidmet wurden, klingen geradezu begeistert.

„Einen der edelsten und uneigennützigsten Bürger, den bedeutendsten deutschen Mitbürger“ nennt ihn die „Brooklyner Freie Presse“.

„An der Bahre des vortrefflichen Mannes“, schreibt die „Staatszeitung“, „stehen einträchtiglich Republikaner wie Demokraten als Leidtragende, jeder Parteiunterschied ist verwischt, denn man betrauert nicht den abberufenen Vorkämpfer eines engbegrenzten Faktionsprinzips, sondern den Verfechter alles dessen, was der Begriff der höchsten Bürgertugenden in sich schliesst. Schrœder, der Mann, der makellose Charakter, der Bannerträger politischer Ehrlichkeit und Verfechter dessen, was er als Recht erkannt, ist es, dem die allgemeine Trauer gilt.“

Ex-Mayor Charles Schieren sprach am Grabe Schrœders unter anderem folgendes:

„Herr Schrœder hat mehr geleistet, als irgend ein anderer Mayor dieser Stadt. Er wurde in einer Zeit an die Spitze des Gemeinwesens gestellt, als der „politische Ring“ am stärksten war. Er verstand es, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden, ohne seinen Grundsätzen untreu werden zu müssen. Der von ihm geschaffene Brooklyner Charter steht heute noch als Muster da, und sein Wirken als Staats-Senator hat ihm einen Ruf weit über die Grenzen seiner Vaterstadt verschafft. Die Deutsch-Amerikaner durften stolz sein, einen Mann wie Schrœder zu ihrem Stamme zählen zu können.“ —

V.

In der That, nicht nur die Deutsch-Amerikaner, sondern auch die Deutsch-Europäer, namentlich aber wir Trierer, haben ein Recht darauf, stolz zu sein auf diesen Sohn rheinischer Erde, der deutsche Redlichkeit, deutsche Manneswürde hinübertrug in die neue Welt, der den Strom deutscher Bürgertugend, der in ihm flutete, einmünden liess in den Ozean jenes Völker- und Rassengemisches, das sich amerikanische Nation nennt.

Es ist etwas Eigenes um jene amerikanische Nation. Zusammengewürfelt aus allen Bestandteilen der Menschheit, aus Ariern, Semiten, Indianern, Negern, Mongolen; umfassend Angehörige aller Kulturen der alten Welt, Engländer, Iren, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener, Polen; bildet sie dennoch ein in sich geschlossenes Ganzes, stellt sie dennoch eine selbständige Kultur dar, der gegenüber kein Fremdkörper seine Eigenart zu bewahren vermag, eine Kultur, die alles entnationalisiert, was in ihren Bereich gerät, um es alsdann aufzusaugen. Dieses Aufsaugungsvermögen gegenüber allen europäischen Kulturen beweist eine eigene Kulturhöhe, die uns zu denken geben sollte. Es kann keinem

Zweifel mehr unterliegen, dass die amerikanische Kultur eine der höchsten aller bestehenden Kulturen darstellt. Und das Geheimnis jener Kulturhöhe? Es lässt sich mit wenigen Worten entschleiern: Die amerikanische Kultur erkennt den Wert und die Tugenden aller in ihrem Bereiche Lebenden willig an, welcher Nation, welcher Rasse, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen. Wie im alten Römerreiche die Gottheit jedes unterworfenen Volkes von Amts wegen zur Verehrung gelangte, also gelangt in der amerikanischen Kultur die Tugend auch des Fremdlings neidlos zur Anerkennung.

Wie wäre es sonst möglich gewesen, dass Frederick A. Schrœder, der Zugewanderte, der Trans-Ozeanier, es wagen durfte, festgenistete Übelstände, auf denen die Machtstellung alteingesessener, einflussreicher Familien beruhte, aufzudecken und auszutilgen? Das sollte ein Deutscher in Frankreich, ein Russe in Deutschland versuchen! Der Wutausbruch eines ganzen Volkes würde ihn vernichten.

Wie anders in Amerika! Das, was Schrœder an deutscher Tugend, an deutscher Redlichkeit hinüberträgt, was er dort — nicht nur ungestört, sondern eifrig gefördert — weiterentwickelt, was er entwickelt und zur Ausführung bringt sogar unter Schädigung sogenannter Gewohnheitsrechte, das findet die allgemeine Anerkennung nicht nur der betreffenden Stadt, sondern des ganzen riesigen Reiches.

Nein, das Wirken Schrœders jenseits des Ozeans ist für uns Deutsche und insbesondere für uns Trierer nicht für verloren zu erachten. Kann man etwa verloren nennen, was von griechischer Kultur in die römische überging und dort neue Blüten zeitigte?

Deutsche und rheinische Mannhaftigkeit, deutschen und rheinischen Edelsinn hat Schrœder in seinem neuen Vaterlande zur Anerkennung gebracht. Und wenn aus der Saat, die er streute, dereinst neue Früchte entspriessen werden, so darf man sie getrost Früchte deutscher und rheinischer Gesittung nennen.

Geschichtliche Nachrichten über die ehemaligen Zunfthäuser in Trier.

Von Rektor P. Züscher.

Von den ehemaligen Zunfthäusern unserer Stadt sind nur wenige mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden. Die meisten haben modernen Bauten Platz gemacht, andere sind im Laufe der Zeit durch

Umbau teilweise verändert worden, so dass, wenigstens von aussen, nichts mehr an die frühere Bestimmung erinnert. Da mit dem allmählichen Verschwinden dieser Häuser auch manch wertvolle geschichtliche Erinnerung der Vergessenheit preisgegeben wird, so mögen hier einige geschichtliche Nachrichten, soweit solche sich noch zerstreut vorfinden, zusammengefasst werden.

Die Frage, welche uns am nächsten interessiert, ist wohl die, wo die alten Zunfthäuser oder die Stelle derselben zu suchen ist. Auf diese Frage erhalten wir Aufschluss durch ein Häuser- und Einwohnerverzeichnis, das dem „Trierischen Stadtkalender" von 1797 angefügt ist. In diesem Verzeichnis sind sämtliche Zunfthäuser nach der ersten Numerierung der Stadt aufgeführt, so dass sich dieselben durch Übertragung auf die heutige Numerierung genau feststellen lassen. Ich lasse die Häuser in der Ordnung folgen, in der gewöhnlich die Zünfte oder Ämter aufgeführt werden.

Die angesehenste und an Zahl stärkste Zunft war die der Wollweber. Der Sitz ihres Gewerbes war seit alter Zeit die Weberbachstrasse. Amtshaus dieser Zunft war das gegenwärtig mit No. 54 (früher Sect. III. No. 135 resp. No. 172)[1]) bezeichnete Haus (im Jahre 1797 bewohnt von Anton Sittel, Schönfärber), das noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden ist[2]). Auch das Haus Weberbachstrasse No. 61 (Sect. III. No. 143 resp. No. 180) ist für die Geschichte dieser Zunft bemerkenswert. Hier war nämlich die Färberei der Wollweber. An der Fassade dieses Hauses erheben sich in Stuckarbeit rechts und links von einem hervortretenden Schornstein die Äste eines Baumes, die den oberen Teil der Fronte bis zum Giebel einnehmen. Auf dem Vereinigungspunkte der Äste ruht eine Krone, rechts ist noch eine Frauengestalt zu sehen. Nach einer Legende, die uns Dr. Ladner in den Jahresberichten der Gesellschaft für nützliche Forschungen 1854, S. 43 aufgezeichnet hat, stellt der Baum die Wollweberzunft dar, die vom Kaiser geadelt wurde,

---

[1]) Die Sectionsbezeichnung mit der folgenden Nummer ist die Bezeichnung der zweiten Numerierung, vom Jahre 1850; die letzte Nummer ist die Bezeichnung der ersten Numerierung, nämlich aus dem Jahre 1785. Unter dieser No. sind die Häuser in dem Anhang zum Trierischen Stadtkalender von 1797 aufgeführt.

[2]) Bei Haan J. F., Darstellung der Gerechtsamen der Zünfte auf ihre Amtshäuser zu Trier, findet sich inbezug auf das Haus folgende Bemerkung: Die Wollweber-Zunft kündigte auf ihr Zunfthaus bei Witwe Fischer von Trier die auf dem Hause haftenden 900 Rthr. gegen Vorlegung ihres Amtshauses in Trier und ihrer Walkmühlen in Olewig und Sommerau.

weil sie in einer Türkenschlacht 8000 Mann gegen die Türken gestellt und dadurch den Sieg entschieden hatte. Das Haus kam nach Auflösung der Zunft in Privathände und war 1797 im Besitze eines Schreiners Xaver Boussu, mit ihm wohnten dort der „Handelsjud" Samuel Jud und der Stadtdiener Louy.

Bis zum Jahre 1559 war Zunfthaus der Wollweber das an der Stelle der jetzigen Häuser Weberbach No. 6, 7 und 8 gestandene kurfürstliche Bandhaus (Fassbinderei, Küferei)[1]). Es war das sog. „Budlerhaus auf der Bach", das der Kurfürst Balduin dem Abt von Himmerode für 1200 Gulden verkaufte[2]). Unten war die Wollweberniederlage und oben der Saal, in dem die Zunftgenossen ihre Versammlungen abhielten. Der Kurfürst Johann VI. (von der Leyen) nahm das Haus 1559 in Beschlag, als viele Wollweber infolge der Reformationsbewegung des Kaspar Olevian die Stadt verlassen mussten. Von da an richtete der Kurfürst das Haus zu seinem Bandhaus ein. Von der französischen Regierung wurde das Haus veräussert und vor etwa 20 Jahren abgerissen und in drei Häusern No. 6, 7 und 8 neu aufgebaut.

Das Zunfthaus der Bäcker war das in der Dietrichstrasse gelegene, mit No. 47 (Sect. II. No. 219 resp. No. 909) bezeichnete Haus. Dasselbe rührt aus dem Jahre 1712. Es war 1797 bewohnt von dem Bäcker Johann Zeutzius und dem Baumeister Jakob Seeberger. Die Fassade zeigte einen Vorbau in der Mitte vom I. Stockwerk an. Darauf war das Bäckerwappen (zwei Bretzeln mit einer Krone auf einem von Löwen gehaltenem Wappenschilde, darunter die Jahreszahl 1712) angebracht. 1804 wurde das Haus, wie alle Zunfthäuser, von der französischen Regierung versteigert. Im J. 1860 setzte man die Vorderseite in die Fluchtlinie zurück, wobei das Wappen wieder über der Thür eingesetzt wurde. Die übrigen Teile gehören noch dem alten gotischen Bau an. Bemerkenswert sind die grossen Bogen an der Westseite, sowie die

---

[1]) In dem angeführten Verzeichnis hat das Haus keine Nummer, weil es unbewohnt war. Müller giebt in seinen „histor.-topogr. Beiträgen etc." die Lage an: „Das zwischen den beiden Häusern No. 107 und 108 gelegene etc. ist eine der ältesten Bauten dieser Stadt." Dr. Ladner verlegt die Erbauungszeit in den Anfang des 13. Jhrhdts. (Jahresber. d. G. f. n. F. 1854, S. 43). Nach der Ansicht eines mit den Trierer Bauwerken vertrauten Sachverständigen stammt dasselbe eher aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

[2]) Dasselbe wird auch erwähnt in Urkunden vom 28. Januar und vom 3. Februar 1339. Görz, Regesten der trier. Erzbischöfe.

starken Säulen im Innern (Kaminconsole mit Männchen), die den gut mittelalterlichen Ursprung beweisen: um 1400.

Das Amtshaus der Metzger war das jüngst abgerissene Haus Nr. 68 (Sect. II. No. 81 resp. No. 776) in der Fleischstrasse. Über der Thür des Hinterbaues des nebenanstehenden früheren Raskop'schen Hauses, an dessen Stelle jetzt ein schöner Neubau errichtet ist, fand man bei dieser Gelegenheit drei Wappen mit einem Ochsenkopf und der Jahreszahl 1593 [1]). Die Wappen sind alle drei auf einem Werkstein ausgebauen. Sie haben sich ehedem jedenfalls auf der Strassenseite des Hauses befunden, wo die grossen Fleischbänke errichtet waren, von denen die Strasse ihren Namen hat. Der jetzige Besitzer des Grundstückes und Hauses, Herr Apotheker Grösser, hat das wertvolle Stück der städtischen Denkmälersammlung zum Geschenk gemacht und sich damit den Dank der Bürgerschaft verdient.

Die Gerber (Lauer), welche mit den Schuhmachern ein Amt bildeten, hatten ihr Amtshaus in der Fleischstrasse an der Stelle des Hauses No. 9 (Sect. II. No. 13 resp. 453). Dieses Haus, das ehemals den Namen „Frauenburch" führte, hatten sie 1401 für 500 Mainzer Gulden von dem Bürger Peter von Schoden, genannt von Deren, gekauft; letzterer hatte es erworben von dem Schöffen Diederich [2]). Im J. 1797 war dasselbe bewohnt von Peter Heibel, Kochbruder und einem Büchsenmacher Namens Thome. In den 60er Jahren wurde das Haus umgebaut.

Amtshaus der Krämerzunft war das in der Fleischstrasse gelegene Haus No. 13 (Sect. II. No. 17 resp. No. 458), lange bekannt unter dem Namen Café Steinhaus. Als 1774 des Handelsmanns Bizala Behausung gerichtlich verkauft wurde, steigerten die Krämer das Haus, liessen es ganz abreissen und erbauten selbiges von Grund aus wieder neu auf [3]). Als Bewohner aus dem Jahre 1797 wird ein Krämer, Namens Piscatori, aufgeführt. In der Frontspitze erblicken wir in Halbrelief das Bild des Erzengels Michael, des Schutzpatrons der Zunft [4]).

---

[1]) Eine merkwürdige Übereinstimmung zeigt dieses Wappen mit einem andern, das sich in dem Hause Neustrasse No. 23 in dem Flureingange des mittleren Stockwerkes befindet. Daneben ist die (jetzt mit Tapete zugeklebte) Jahreszahl 1595 zu lesen.

[2]) Bär, Zur Geschichte der deutschen Handwerksämter in „Forschungen zur deutschen Geschichte XXIV. S. 259." Sieh auch J. F. Haan a. a. O.

[3]) J. F. Haan a. a. O.

[4]) In einer 1865 bei A. Sonnenburg erschienenen Sammlung „Trier'scher Inschriften und Chronogramme" ist gesagt, dass um das Bild die Inschrift zu lesen sei:

arChangeLe InVInCIbILI DefenDe DeXtra

Die Geschenkter, eine Kollektivzunft, die sich aus solchen Gewerbs- und Handwerksleuten zusammensetzte, deren Zahl zu gering war, ein eigenes Amt zu bilden. Sie thaten sich zusammen und wurden dem Krämeramte „geschenkt". Im Jahre 1709 trennten sie sich von der Krämerzunft. Am 21. Juni 1709 erhielten sie vom Kurfürsten die Erlaubnis, eine eigene Zunft zu bilden. Ihr Amtshaus war die jetzt unter dem Namen „Fischer im Stern" bekannte Restauration, Fleischstrasse No. 83 (Sect. II. No. 163 resp. No. 825). Zur Erbauung des Hauses entlieh das Amt im J. 1737 den Betrag von 1000 Rthlr. Das Haus war 1797 bewohnt von Konrad Fischer, Bäcker.

Das Zunfthaus der Schneider lag in der Hosenstrasse und war nach der ersten Numerierung mit No. 217 bezeichnet. Als Insasse aus dem Jahre 1797 führt das mehrerwähnte Verzeichnis einen Schreiner (?) Bille an. Das Haus wurde nebst dem anliegenden (No. 218) schon vor der zweiten Numerierung von den Erben Recking angekauft, niedergerissen und in einen Hofraum verwandelt. Danach wurde der Trierische Hof erweitert, und jetzt nimmt der grosse Saal die Mitte des ehemaligen Zunfthauses ein.

Das Zunfthaus der Fassbinder in der Jakobsstrasse Nr. 32 (Sect. II. No. 292 resp. 972), ein ursprünglich gotisches Haus, das im Jahre 1767 von der Küferzunft umgebaut wurde. Das beweist das Wappen über der Thür (Fass, Zirkel und Doppeladler) das die Jahreszahl trägt. Das kleine Wappen auf dem Schlussstein der Thür (Baumstamm mit Aststümpfen) scheint das Wappen des derzeitigen Amtsmeisters zu sein. Das ältere Haus verkaufte die Zunft 1723 an den Fassbindermeister Barthol. Collman mit vorbehaltlichen Gerechtsamen ihrer Zunftstuben, machte sich jedoch dasselbe nachträglich 1744 wieder zu eigen [1]). Aus dem Jahre 1797 werden als Einwohner aufgeführt: 1. Johann Schäffer, Fassbinder; 2. Johann Feltweg, Schreiner; 3. Nikolaus Linden, Stadttambour; 4. Matth. Schwartz, Sackträger; 5. Witwe Eberts.

Die Zunft der Schmiede und Schlosser hatte ihr Amtshaus ebenfalls in der Jakobsstrasse. Es ist die jetzige Wirtschaft Walsdorf No. 5 (Sect. II. No. 234 resp. No. 925). Als Einwohner von 1797 finde ich einen Metzger Matth. Blau und einen Schlosser Namens Palmatius Schmitz. Die Fassade des Hauses zeigt ein romanisches Quergesims etc.

Dazu ist bemerkt, dass diese Inschrift noch sehr neuen Datums (1820) und wahrscheinlich eine ältere ähnliche bei der Reparatur beseitigt worden sei. Von dieser Inschrift konnte ich nirgends etwas entdecken.

[1]) J. F. Haan a. a. O.

mit Würfel- (Schachbrett-) Muster, wie wir ein solches noch an einem Hause der Rindertanzstrasse finden, und auf dem Thürsturz eine Jahreszahl, deren beide letzten Ziffern . . 87 sind. Eigenartig sind die Konsölchen unter jenem Gesims.

Das „Leyendecker-Amtshaus" ist in dem alten Verzeichnis aufgeführt in der Palaststrasse; es ist das Laeis'sche Magazin No. 25 (Sect. I. No. 224 resp. No. 235). Die Zunft hatte ihr zerfallenes Amtshaus 1775 neu aufgebaut [1]. Als Einwohner wird ein Kochbruder, Göbel, aufgeführt, Auch das daneben liegende Haus No. 26 (Sect, I. No. 225 resp. No. 236) mit dem Einwohner Föhr, Metzger, ist im Besitze dieser Zunft. 1886 wurden die Häuser von dem jetzigen Besitzer, Kaufmann Laeis, nebst den Häusern No. 23 und No. 24 abgerissen und zu einem grossen Eisenmagazin (23—25) umgebaut.

Amtshaus der Zimmerleute und Schreiner war das noch stehende Haus No. 22 (Sect. I. No. 221 resp. No. 232) in der Palaststrasse (Heinz). Im J. 1797 bewohnt von einem Schlosser Falk. Das gotische Haus wurde um das Jahr 1400 erbaut; der untere Teil der Fassade ist im verflossenen Winter erneuert worden.

Amtshaus der Schiffer war das den meisten Trierern wohlbekannte „Schiffleuts-Haus" in der Fleischstrasse No. 81 und 82 (Sect. II. No. 161 und 162 resp. No. 823 und 824), genannt „zum Schwert". Dasselbe wurde erbaut 1557 als Herberge für Schiffer und Halfen. Zur Hälfte war es unterkellert. Die Wölbung des Kellers bestand aus sieben Kreuzgewölben. In dem hinter dem Hause liegenden Hofraum befanden sich ehedem mehrere Nebenbauten. Die Front des Hauses war in früheren Jahren mit Freskomalereien verziert, die auf die Schiffahrt Bezug hatten. In der Mitte der ersten Etage war ein Segelschiff, rechts davon ein Schiffer, der ein Senkblei hielt, links ein Anker mit Emblemen verziert. Über dem Schiffe stand in der zweiten Etage die Figur des h. Nikolaus [2]. Von den Malereien war in den letzten Jahren kaum mehr eine Spur zu sehen. Das Haus wurde im J. 1886 abgerissen [3]. Zwei gut erhaltene Wappen, die sich an dem alten Hause befanden, sind in dem Hofe des neuen Hauses eingemauert. Dieselben

---

[1]) Haan a. a. O.

[2]) Trierische Landeszeitung vom 12. Januar 1886.

[3]) Photographien nebst Grundrissen des Kellers und des Erdgeschosses werden in der hiesigen Stadtbibliothek aufbewahrt. Eine Vervielfältigung der Krapp'schen Aufnahme der Vorderansicht des Hauses befindet sich am Anfange dieses Heftes.

zeigen auf zwei gekreuzten Schwertern, die von beschuhten Händen gehalten werden, ein Wappenschild mit einem Anker. Um das Wappen ist ein Band geschlungen, das folgende Inschrift trägt:

Dis Hvis steidt in Gottes Hand
Zv dem Schwerdt ist is genant.

Das eine Wappen trägt die Jahreszahl 1557, das andere 1565.

Das Amtshaus der Steinmetzen (Maurer) lag in der Palaststrasse an der Stelle des Hauses No. 27 und ist jetzt mit No. 26 zu einem Hause umgebaut (zum Luxemburger Hof gehörig). Früher Sect. I. No. 226 resp. No. 237; im J. 1797 bewohnt von Metzger Cremmer. Im 13. Jhrh. soll das „Fetzenreich", der katholische Gesellenverein, Amtshaus dieser Zunft gewesen sein.

Das Amtshaus der Leineweber befand sich in der Nagelstrasse No. 13 (Sect. IV. No. 14 resp. No. 496). Dasselbe war 1797 bewohnt von Peter Göbel, Fassbinder.

Das Amtshaus der Fischer lag in der Dietrichstrasse an der Stelle des jetzigen Hauses No. 9 (Sect. II. No. 171 resp. No. 832, jetzt Alfred Schmitz).

Philipp Laven,

einer von den wohlverdienten trierischen Männern des 19. Jahrhunderts.

Motto:

„Entrückt".

Willst du an einer Landschaft Herrlichkeiten,
An Wald und Fels Gemüt und Auge weiden,
Du wirst von ihrem Zauber erst entzückt,
Liegt dir die Landschaft ferngerückt.
So mit dem Freund, den mir des Todes Hand
Vor vielen Jahren aus den Armen wand:
In ferngerückten Tagen kann ich lesen,
Was mir der treue Freund gewesen.

Ph. Laven, „Octona 159."

Unsere Heimat hatte im letzten Jahrhundert zahlreiche Männer geistlichen und weltlichen Standes, welche sich um Mit- und Nachwelt und zumal um Trier, Stadt und Land, grosse Verdienste erworben haben, manche Männer, die längst gestorben bei den jetzt Lebenden noch nicht vergessen sind, und deren Andenken wohl

auch späteren Geschlechtern erhalten bleibt. Zu gewissen Zeiten müssen sie aber ganz besonders in die Erinnerung der Erben ihrer Werke und ihrer Heimatgüter auftauchen. Trier hiess in älterer Zeit das „dankbare" und wird auch jetzt diesem Namen nicht Unehre machen; das hundertjährige Jubiläum der „Gesellschaft für nützliche Forschungen" wird dafür ein neuer Beweis sein. Schreiber dieses möchte bei der Gelegenheit ein bescheidenes Blatt zu dem Ehrenkranz der trefflichen trierischen Männer aus dem 19. Jahrhundert darbieten, indem er für das erste Heft der neu erwachten „Chronik" Leben und Wirken von Philipp Laven zu schreiben versucht.

I. Leben und amtliche Thätigkeit.

Franz Philipp Laven ist ein „Trierer Kind". Der Urgrossvater Franz Emmerich Laven stammte aus Zell an der Mosel und hatte sich im Jahre 1745 als Küfer- und Kellermeister in unserer Stadt niedergelassen. Zwei von seinen Söhnen traten ins Franziskanerkloster zu Beurig ein. Der dritte, Andreas, wurde der Stammhalter. Dessen ältester Sohn, Philipp, widmete sich dem Priesterstande, und die Tochter Anna Maria führte des Bruders Haushalt. Der zweite Sohn, Franz Georg, wurde Kaufmann und vermählte sich mit Katharina Britz. Kinder dieser Ehe waren Andreas, Franz Philipp, Eva, Ferdinand und Jakob. Neustrasse No. 96 steht das elterliche Haus. Franz Philipp, wie sein Taufpate, der geistliche Onkel, Philipp genannt, geboren am 11. Januar 1805, ist also „unser Laven". Aus der Pfarrschule zu St. Antonius kam er ans Gymnasium der Vaterstadt und bestand daran Herbst 1823 die Reifeprüfung. Nachdem er an der Universität zu Bonn klassische und deutsche Philologie und Geschichte studiert und vor Ostern 1827 die Staatsprüfung in all diesen Fächern mit gutem Erfolg abgelegt hatte, begann er gleich mit dem Sommersemester das vorschriftsmässige Probejahr zu Trier.

Im Programm von Herbst 1828 lesen wir: „Der Schulamtskandidat Herr Laven hat, obgleich er nach Vorschrift ein Jahr lang bei unserm Gymnasium sich thätig gezeigt hatte, doch aus regem Eifer fortgefahren, auch im Sommersemester sich dem öffentlichen Unterrichte zu widmen." Über die folgenden Jahre und die im Herbst 1832 erreichte feste Anstellung giebt uns Direktor Wyttenbach im Jahresbericht Herbst 1833 Aufschluss. Er schreibt: „Der bisherige Schulamtskandidat Herr Laven, ein ehemaliger Zögling unserer Schule, der bis dahin, wo es galt, mit

der humansten Bereitwilligkeit als Hilfslehrer der Anstalt diente, wurde vom Königlichen Ministerium zum ordentlichen Lehrer ernannt.“ Das „wo es galt“ lässt vor allem auf Eintreten für erkrankte Lehrer schliessen. So hatte das Programm von 1830 erwähnt, dass der Kandidat vom November 1829 bis Januar 1830 freiwillig Unterricht für den erkrankten Herrn Leloup übernommen habe, und zwar zwei Stunden Griechisch in Prima und vier Stunden Latein in Obersekunda.

In den Jahren vor seiner festen Anstellung am Gymnasium hatte der Kandidat längere Zeit auch an der mit der evangelischen Schule verbundenen Lateinklasse und danach an der Divisionsschule in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern Unterricht erteilt, auch das, wie ausdrücklich berichtet worden, zur vollen Zufriedenheit der vorgesetzten Behörden.

Nach der definitiven Ernennung gab er jene Stellung auf und widmete sich ganz dem Gymnasium. Hier lehrte er in den oben genannten fünf Fächern seiner Staatsprüfung von unten bis Obersekunda und stieg als Ordinarius aus der Septima bis zur Tertia. Körperliche Leiden brachten eine kleinere und dann eine grössere Unterbrechung seiner Berufsthätigkeit. „Zu Anfang des Sommer-Semesters,“ sagt das Herbstprogramm 1838, „erkrankte auch der Gymnasiallehrer Herr Laven wieder, nachdem er auch vor Ostern (1838) schon vierzehn Tage seine Stunden hatte aussetzen müssen. Da ihm nach dem Urteile des Arztes zur Herstellung seiner Gesundheit eine längere gänzliche Ruhe von allen Amtsgeschäften nötig war, so wurde ihm auf sein Gesuch von einem Königlichen Hochlöblichen Provinzial-Schulkollegium gestattet, während des Sommersemesters zu quiesziren, und zu seinem einstweiligen Stellvertreter der Kandidat des höheren Lehramts Herr Bohlen aus Aachen berufen. Möge unser würdiger Kollege recht bald wiederhergestellt werden!“ Im Herbst 1838 nahm dieser einen Teil seines Unterrichts und zu Ostern 1839 ihn ganz wieder auf. Es folgten Jahre dauernder, wenn auch nicht starker Gesundheit und damit erneutes frohes Schaffen in der Schule und seit dem Jahre 1842 ein durch Vermählung mit Theresia Oberkonz gegründetes, glückliches Familienleben. Von 1843 an führte Laven ständig das so wichtige Ordinariat der Untersekunda. In dieser Stellung übte er einen besonders wirksamen Einfluss aus, und sie sollte der Übergang zur Leitung der obersten Klassen werden. Doch es kam anders. Im Jahre 1847 wurde der eifrige Lehrer von einem ernsten Brustleiden heimgesucht, teilweise vom Unterricht entlastet und im Dezember bis Herbst 1848 gänzlich beurlaubt. Die erlangte Besserung hielt nicht

stand; der Kranke rang sich noch bis Ostern 1849 durch und wurde dann auf seinen Antrag am 1. Juli desselben Jahres in den Ruhestand versetzt. Direktor Lœrs schreibt von ihm im Jahresbericht Herbst 1849: „Das Gymnasium sieht in ihm mit Bedauern einen Mitarbeiter aus seiner Mitte scheiden, welcher sechzehn Jahre mit Gewissenhaftigkeit und unermüdetem nud treuem Fleiss und Eifer an demselben verdienstlich und erfolgreich gewirkt hat, und erfüllt hier öffentlich die Pflicht, dem Ausgeschiedenen den wärmsten Dank auszudrücken mit dem Wunsch, dass er seine Gesundheit in seinem Ruhestande ganz wiedererlangen und viele heitere Jahre in demselben verleben möge.“ Mit manchen Schülern Lavens habe ich im Laufe der Jahre verkehrt, und verschiedene seiner nächsten Amtsgenossen, wie Hamacher, Houben, Flesch und Blum waren auch noch die meinigen. Aus allem, was ich von diesen und seinen Schülern gehört habe, wird das Urteil der Direktoren Wyttenbach und Lœrs bestätigt und ergänzt. Philipp Laven ragte, wie durch seine Begabung, so auch als praktischer Schulmann weit über das Mittelmass eines tüchtigen Gymnasiallehrers hervor. Gerühmt wurden vor allem sein lebendiger, anregender Unterricht im Deutschen und seine stille Fürsorge für ärmere Zöglinge. Hat ihn seine Kränklichkeit mitunter etwas empfindlich erscheinen lassen, so ist das, weil alle Schüler ihn sehr verehrten, noch ein eigenes Erziehungsmittel gewesen.

Der aus dem engern Dienst der Schule Ausgeschiedene sollte mit ihr aber noch in naher Verbindung bleiben. Es wurde ihm nämlich von der städtischen Behörde die Stelle eines Bibliothekars an der grossen Stadtbücherei übertragen, ein Amt, in dem er schon die letzten zehn Jahre seines Lehramtes dem alterskranken Gymnasialdirektor Wyttenbach zur Seite gestanden hatte. Reichliche Arbeit gab es auch da. Es war noch immer viel zu räumen, zu sichten und zu ordnen; Einheimische und Fremde, Hohe und Niedere, Männer der Wissenschaft und aufstrebende Talente waren zu empfangen und zu führen, zu unterstützen und zu belehren, zu bedienen und anzuleiten. Laven widmete sich all dem mit Geschick und Eifer, mit Zuvorkommenheit und Verständnis, wie es damals ihm nachgerühmt wurde und auch jetzt von Beteiligten noch nicht vergessen ist. Bei seiner Anwesenheit in Trier besuchte auch der Jesuit Pater Roh die Stadtbücherei. Sprach sich danach der Bibliothekar mit grossem Lob bei Freunden über die ungewöhnliche Bücherkenntnis des berühmten Kanzelredners aus, so spendete dieser bei Bekannten der Zuvorkommenheit und umfassenden Kenntnis des Bibliothekars alles Lob, hatte aber auch, wie Laven später erzählte, diesem

den innigen Rat erteilt, seine Gesundheit zu schonen und vor allem das nächtliche Arbeiten zu unterlassen. Wie der Bibliothekar junge Talente nährte, davon ein Beispiel. Den Sohn des damaligen Zeichenlehrers Kraus, einen sehr talentvollen Schüler des Gymnasiums, liess er sozusagen an seiner Seite unter den Büchern aufwachsen und erweiterte so Tag für Tag den Gesichtskreis des strebsamen Schülers, wofür dieser unser gelehrter Landsmann, Geheimer Hofrat Professor Dr. Kraus, dem seligen Bibliothekar noch jetzt von Herzen dankbar ist. Wir andere Gymnasiasten kamen wohl seltener in die Bücherei; aber ich erinnere mich noch sehr wohl des schmächtigen, bleichen Mannes, wie er durch den Schulhof kam, wenn er zur Bibliothek oder wieder nach Hause ging. Wir Schüler grüssten ehrfurchtsvoll den kränklichen Herrn, den Hüter und Verwalter des für uns noch so geheimnisvollen Hortes, den die unteren Räume unserer Anstalt bargen.

Von Zeit zu Zeit sahen wir den Bibliothekar nicht; so war es auch in der Woche vor Palmsonntag 1859. Es hiess, Herr Laven sei wieder krank. Unerwartet verschlimmerte sich sein Zustand. Von einem früheren Schüler, Kaplan an Liebfrauen St.-Laurentius, wurde er mit den heiligen Sterbesakramenten versehen, und am selben Tage, am 14. April, entschlief er dem Herrn. Der Schmerz seiner Witwe und seiner drei Kinder war übergross; unsere Schule und die ganze Stadt waren bestürzt und trauerten tief. Am Kopf der Todesanzeige stehen die Worte Tobias 2, 18: „Wir erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihren Glauben niemals von Ihm abwenden.“ Das Sterbehaus, Lavens langjährig Wohnhaus, war in der Kleinen Eulenpfützstrasse, jetzt No. 10. Unter allgemeinster Beteiligung — Oberprimaner des Gymnasiums trugen den nach damaliger schöner Sitte einfach geschmückten Sarg — fand das Leichenbegängnis am Montag der Charwoche den 18. April in der Kirche Liebfrauen St.-Laurentius statt, in dem herrlichen Gotteshause, darin der Verstorbene so oft und gerne geweilt, so manchmal demütig im Beichtstuhle des Priesters, wenn dieser auch ein früherer Schüler von ihm war, gekniet hatte.

Die öffentlichen Blätter, besonders die „Trierische Zeitung“, brachten ehrende Nachrufe in Poesie und Prosa. Auch Gymnasialdirektor Reisacker brachte einen solchen im Jahresbericht Herbst 1859. Darin sagt er: „Nicht so bald werden die Klagen über den Verlust dieses edlen und thätigen Mannes verstummt sein. Noch lange wird in dankbarem Andenken der Amtsgenossen, der zahlreichen Schüler und Freunde das Bild eines Mannes fortleben, der, wie sehr auch körperliche Leiden

schon frühe seine physische Kraft geschwächt hatten, mit beharrlicher Kraft des Geistes seine Berufspflichten erfüllte, durch sein gewissenhaftes und eifriges Bemühen als Lehrer und Erzieher der Jugend, durch seine emsige Sorge um die Erhaltung und Bereicherung der kostbaren Bildungsschätze seiner Vaterstadt als Verwalter der städtischen Bibliothek den doppelten Dank der Schule und der Stadt in würdigster Weise verdient hat." Direktor Reisacker, der erst nach Ostern 1859 in seine Stelle eintrat, hatte den Verblichenen wohl nicht persönlich gekannt; aber die oben schon genannten und andere damals noch lebende frühere Kollegen des Verstorbenen am alten Gymnasium, sowie viele andere Herren der Stadt aus verschiedenen Berufskreisen, die seine Schüler gewesen oder mit dem Bibliothekar zusammengekommen waren, konnten dem neuen Leiter der Schule berichten und ihm die einzelnen Züge zu seinem treuen Bilde vermitteln. Fügen wir einige Worte hinzu! Laven hatte, wie einer, der ihn gar wohl kannte, sagt, einen Zug echter antiker Seelengrösse. Er war und blieb durch sein ganzes Leben ein überzeugungstreuer katholischer Christ und übte stets Gerechtigkeit und Liebe auch gegenüber Andersdenkenden. Im allgemeinen ein ernster Mann, war er aber als echter Trierer auch heiterm Frohsinn zur rechten Zeit zugethan. Manch froh weckendes Wort warf er während der Unterrichtsstunden unter die Schüler. Beim Verkehr mit den Amtsgenossen kam das noch mehr zum Ausdruck. Prof. Flesch sprach mir oft davon. „Wenn wir Gymnasiallehrer", so erzählte unser gemeinsamer Freund unter anderm, „an frohen Abenden hin und wieder so zusammensassen, da war Laven der munterste, und wenn's Fläschlein leer war, dann hielt er mir's entgegen und fragte neckisch: „Wadd säsde nau Fleschelchen?"

Während ich dieses schreibe, tauchen die genannten Männer und andere, die mit, vor und nach ihnen an unserer Schule wirkten, in die Erinnerung. Die, welche sie kannten, besonders die früheren Schüler, werden mit mir denken: „Alle die Männer stehen bei uns mit Laven in ehrenvollem, unvergesslichem Andenken, und wenn wir ihnen auch nicht, wie im Jahre 1831 die Schüler dem so früh verstorbenen, für unsere Anstalt epochemachenden Mathematiker Stein ein äusseres Denkmal gesetzt haben, so steht in unseren Seelen aber auch für sie ein ‚monumentum ære perennius', ein Denkmal dauernder als Erz." Doch es führte zu weit, wollten wir hierbei noch länger verweilen; von Laven soll heute die Rede sein, und seine litterarische Thätigkeit muss in dieser Zeitschrift mehr noch als sein Leben und amtliches Wirken eine nähere Besprechung finden.

II. Allgemeinere schriftstellerische Thätigkeit.

Der Lehrberuf verlangt einen ganzen Mann; denn der Arbeit ist viel. Die den Schülern zu vermittelnde Geistes- und Herzensbildung sind die Hauptwerke, welche Lehrer und Erzieher zu denken und auf lebendige Tafeln zu schreiben haben. Wer dabei noch viel mit der Feder thätig sein will, der muss ausser den Anlagen noch einen ungewöhnlichen Eifer und Fleiss besitzen. Das gilt, wie bekannt, von manchen der im Vorigen erwähnten Männer; es gilt insbesondere auch von unserm Laven.

Zuerst, soweit ich es finden und erfahren konnte, trat dieser schriftstellerisch in die Öffentlichkeit, als man vom 11. bis 15. April 1830 in Trier das 50jährige Dienst-Jubiläum des Kgl. General-Majors und Commandeurs der 16. Landwehr-Brigade Herrn von Loebell feierte. Es war das ein grossartiges Fest für die beiden Regierungsbezirke Trier und Koblenz. In dem ausführlichen Bericht der „Trier. Ztg." vom 20. April 1830 lesen wir: „Am 12. gab das Offizier-Corps der ganzen Division zur Feier des Tages ein Diner im militärisch ausgeschmückten Civil-Casino. Gegen Ende desselben trat ein festlich gekleideter Minnesänger in den Saal, dem Jubelgreis gegenüber und trug zur Begleitung der Guitarre ein zu diesem Feste von dem Gymnasiallehrer Herrn Laven gedichtetes und von dem Regierungs-Sekretär Herrn Herrmann in Musik gesetztes Lied vor. . . . Am 14. gaben Seine Bischöflichen Gnaden der Herr Bischof von Hommer ein Diner. Am Abend war von den hiesigen Musikvereinen ein geistliches Concert veranstaltet, woran gegen sechshundert Personen teil nahmen, und in welchem eine zur Erinnerung an die vorangegangene denkwürdige Zeit von Herrn Gymnasiallehrer Laven gedichtete und vom Herrn Geistlichen Mainzer sehr sinnig komponierte Cantate vorgetragen wurde, wobei sich besonders der Schlusschor wegen seiner schönen Beziehungen auszeichnete." Von den beiden Liedern konnte ich nur das erste und zwar von Geheimrat F. X. Kraus erhalten. Die erste der acht Strophen lautet:

Begeistrungsvoll tret ich in eure Mitte
Bei festlich schön geschmücktem Saal,
Um mit Gesang und Spiel nach alter Sitte
Zu würzen das belebte Mahl.
Wer schwiege heute bei dem Thatenglanze
Des Helden, den ihr hoch entzückt,
Umwunden einst vom Siegeslorbeerkranze
So ruhmgekrönt vor euch erblickt!

Auch bei anderen Festlichkeiten, ernsten und heiteren, wie sie das Leben in der Familie, Schule und Stadt herbeiführte, bot der bald bekannte Dichter oft Werke seiner Muse dar.

Früh trat der Gymnasiallehrer in den Kreis der Männer ein, welche sich mit der Geschichte Triers und des trierischen Landes beschäftigten und die Ergebnisse ihrer Forschungen den Zeitgenossen vermittelten. Zwar wurde er erst im Jahre 1853 als „ordentliches Mitglied“ in die Gesellschaft für nützliche Forschungen aufgenommen, hatte aber damals schon zwanzig Jahre auch deren Zwecken gedient. Was in der „trierischen Kronik“ von 1816—1825 Männer wie die unermüdlichen Wyttenbach, Michael Franz Joseph Müller und andere, was im „trierischen Wochenblatt“ von 1818—1820 und in der „Kronik der Diözese Trier“ von 1828—1833 verdiente Männer gethan hatten, das sollte eine neue Zeitschrift „Treviris“ in weiterm Rahmen fortführen und ergänzen. Zweimal in der Woche, Mittwochs und Samstags, sollte sie erscheinen. Laven wurde ihr Schriftleiter. Am 1. Juli 1834 kam die erste Nummer heraus. Laven schreibt in der „Ankündigung“: „Wie man aus den Zeiten der Kreuzzüge liest, dass es da Münzen gab, die auf der einen Seite das Bildnis des Erlösers mit einem Kreuze, auf der andern Seite eine arabische Inschrift trugen, um das Geld sowohl bei den Söhnen des Orients, als des Occidents in Umlauf zu setzen: so werden wir auch unsern Blättern ein verschiedenartiges Gepräge aufzudrücken suchen, damit sich jeder unserer Leser davon angezogen fühle.“ In Nummer I finden wir folgende Aufsätze: 1. „Die Römischen Altertümer Triers und der Umgegend, Einleitung“ von Wyttenbach, 2. „Die Überreste eines römischen Landsitzes unweit Bitburg im Regierungsbezirk Trier“ von Baurat Quednow, 3. „Schreiben eines Trierers (eines jungen biedern Landsmannes, von dem am 20. Septb. ein neuer Brief veröffentlicht wird), aus Paramaribo (Süd-Amerika) vom 17. Mai 1833,“ 4. „Das Traumbild“, Novelle von Ph. Laven. In den spätern Blättern begegnen uns neben und nach den „Fortsetzungen“ in ähnlicher Weise ausgewählte Stoffe und ausser den genannten Verfassern unser M. F. J. Müller, Steininger, Leutnant Friedrich von Sallet, N. Krabe, Apotheker Brimmeyr-Echternach, Dr. Saal, Gymnasiallehrer Druckenmüller, Architekt Schmidt, J. B. Schmitt und andere. Zahlreich und mannigfaltig sind des Schriftleiters kleinere und grössere Beiträge in gebundener und ungebundener Rede. Oft mag wohl der vielbeschäftigte Lehrer die Mühe des Nebenamtes schwer empfunden haben. Klagt er ja in Nummer 23 vom 17. September 1834 in dem jugendfrisch aus

treuem Lehrerherzen geschriebenen Erguss „Die Vacanz", zum Schlusse unverhohlen: „Die Armen, deren Aktenstösse sie im einsamen Zimmer halten, hören auch den Freudenruf: ‚Die Vacanz ist da!' — Aber sie hören ihn bloss, ohne ihn zu geniessen. Mit ihnen giebt es noch drei Verhältnisse des Lebens, wo in ewiger Kette ein Tag dem andern seine Arbeiten überliefert, diese drei sind: eine Hausmutter, ein Galeerensklave, ein — Zeitungsredakteur." Mit dem 4. Juli 1835 übernahm Privatlehrer Driesch die Schriftleitung der „Treviris." Laven hat aber noch manche Aufsätze in dieselbe geliefert, z. B. „Geschichte der Jesuiten in England" in Nummer 58—63 des Jahrgangs. Vom 6. August 1835 an finden wir seinen Namen nicht mehr in der „Treviris". Zu den frühern Mitarbeitern gesellten sich doch immer noch andere, unter ihnen der fleissige Pastor Hansen in Lisdorf, später in Ottweiler. Mit dem Weggang von Driesch (31. Dez. 1836) hörte die Zeitschrift auf.

Als am 1. Oktober 1845 das „Trierische Intelligenzblatt" ins Dasein trat, führte Laven dasselbe mit einem poetischen Vorwort ein: „Das Intelligenzblatt an seine Leser". Von den zwölf Strophen mögen die 1., 3., 4., 5. und letzte hier aufgenommen sein:

Ein Kind, betret' ich schüchtern leise
Der Menschen vielbelebte Kreise:
Wer ist so klug, der aller Welt,
Der allen Menschen gleich gefällt?

O, achtet jede feste Meinung,
Und strebt nicht immer nach Verneinung:
Dann nahet sicher der Moment,
Wo ihr auch Andre anerkennt.

Die Menschen, die da nur verneinen,
Die da mit Händen und mit Beinen
Vor dem Bestehenden entflieh'n,
Die schaden nur durch ihr Bemüh'n.

Sie schütteln, voll von eit'lem Traume,
Die Blüten von dem Lebensbaume,
Und wenn der Herbst zur Aernte naht:
Verschwunden ist dann Frucht und Saat.

Lasst mich erst athmen, lasst mich leben
Dann mögt Ihr Euch mit Kraft erheben;
Man knickt das Hühnchen nicht im Ei:
Die Mordthat ist doch gar zu neu.

Nicht wenige Beiträge hat der Patron des Intelligenzblattes dann weiterhin dafür, für die „Trierische Zeitung" und andere Blätter geliefert.

Er war bei der Abfassung des „Deutschen Lesebuches für die unteren und mittleren Gymnasialklassen und höheren Bürgerschulen" in hervorragender Weise beteiligt und besorgte die 4. oder 5. Auflage dieses lang gebrauchten Schulbuches. In französischer Sprache wurde von ihm „Guide de l'étranger à Trèves" in zwei Auflagen herausgegeben, denen nach des Verfassers Tode noch eine dritte folgte. Auf zwei Werke wollen wir aber noch besonders aufmerksam machen.

Im Jahre 1845 erschien das Buch: „Kleine Lieder. Enthaltend Gebete und Betrachtungen für Kinder. Meinem lieben Söhnlein, Franz Hermann Laven gewidmet". Ein goldenes Büchlein, fürwahr, ist dieses Wiegengeschenk, das ein christlicher Vater in Freude und Fürsorge geschrieben hat. Ob derselbe mit diesen Gesängen dem talentreichen Sohne auch die Dichtergabe als Gottes Geschenk erfleht hat? Es will uns scheinen. Doch sehen wir es uns näher an! Voran steht der

„Gruss":

Kommt, Kinder, gebt mir eure Hand:
Wir gehen in den Garten,
Da wird manch Blümlein unbekannt,
Mit Freuden euch erwarten.

O pflückt euch eure Händchen voll:
Die Blümlein sind zum Pflücken;
Was euch der Garten bieten soll,
Damit könnt ihr euch schmücken.

Kein Blümlein wird allda vermisst:
Pflückt Rosen, Lilien, Nelken!
Und was das allerbeste ist,
Kein Blümlein wird verwelken.

Ich seh', ihr staunt mich fragend an:
Wo liegt denn jener Garten,
Der solche Blümlein haben kann,
Die auf uns Kinder warten? —

Der Garten ist dies Büchelein,
Die Blumen sind die Worte,
So zieht denn in den Garten ein:
Geöffnet ist die Pforte!

Dann folgen auf 300 Seiten 184 mit meist treffenden „Bildchen" gekrönte „Lieder", unter denen viele verdienten, oft wieder gedruckt, gelesen, auswendig gelernt, manche auch gesungen zu werden. Gott in seinen Vollkommenheiten und seinen Werken, das Jesuskind und seine

gebenedeite Mutter, die hl. Schutzengel, die christlichen Tugenden überhaupt und besonders die des Kindes, fromme und sittliche Übungen bilden den reich verzweigten Gegenstand.

Einige Proben der Lieder seien herausgehoben:

No. 17. Gottes Herrlichkeit.

Gott ist gross
In seiner Pracht,
Gränzenlos
Ist seine Macht.

Gottes Glanz
Kann nie ganz
Begriffen werden:
Wer misst Gottes Herrlichkeit
Im Himmel und auf Erden?
O Gott, den selbst die Englein
Zu loben sich bemühen,
Sieh mich kleines Kindlein
Betend vor dir knieen!

No. 69. Maria, der Kinder Beschützerin.

Maria hält den Jesusknaben
Liebreich in dem Arm:
Eine solche Mutter haben,
Das, mein Kind, hält warm.

Folge du dem Jesusknaben
Gleich von Anbeginn:
Und Maria wirst du haben
Zur Mutter und zur Helferin.

No. 74. Der rettende Engel.

Von des Kerkers Nacht umfangen,
Sass einst die Apostelschaar,
Und gestärkt von Gottverlangen,
Denken sie nicht an Gefahr.

Und sie sprechen fromme Worte,
Und es kommt die Nacht heran,
Und ein Engel sprengt die Pforte,
Leitet sie auf freier Bahn.

Führ' auch mich einst, Himmelsbote,
Aus des Lebens Kerkernacht,
Nach dem hellern Morgenrote,
Wo mir wahre Freiheit lacht!

No. 120. Mitleid.

Kinder, seid ihr noch so klein,
Wisset, dass man Mitleid üben soll:
Mitleid muss was Schönes sein,
Gott ist selbst so mitleidsvoll.
Gott versorgt ja alle Wesen,
Gott ernährt ja selbst die Bösen.
Kinder, soll euch Gott recht lieben,
Müsst ihr fleissig Mitleid üben!

Es ist unbegreiflich, dass das Büchlein keine zweite Auflage erlebt hat. Sollen wir den „Propheten im Vaterlande“, oder die zu grosse Bescheidenheit von Verfasser und Verleger, die jede Reklame scheuten, als Grund dafür angeben? Wenn man manche Bücher und Büchlein,

welche den Kindern oft zu Weihnachten und an anderen Festen geschenkt werden, mit Lavens Werk vergleicht, dann ziehen einem eigenartige Gefühle durch die Seele. Wir wollen keine Beispiele jener sinn- und geschmacklosen Litteratur anführen, uns aber noch zur Auffrischung Lavens „Abschied“ merken:

Meinen Garten hab' ich euch gezeigt,
Wo so viele Blümlein blühen:
Pflücken könnt ihr alle Blümlein leicht,
Wollt ihr nur die Müh' nicht fliehen.

Hat der Blümlein Schmuck und Hauch,
Hat der Garten euch gefallen:
Ei, so denkt an mich, den Geber, auch:
Dies empfehle ich euch allen.

Glaubt mir! Immer dacht' ich nur an euch,
Als ich dieses einst gesungen:
Eure Freude macht mich freudenreich,
Ist es auch nur halb gelungen.

Der Zeit nach reiht sich an das besprochene Werk ein anderes, das nicht weniger zu empfehlen ist, für alle und besonders für die Erwachsenen. Es heisst: „Octona. Achtzeilige Lieder.“

Achtzehnhundert sechs und vierzig,
Wo der Moselwein so würzig
Und das Obst so köstlich war,
Sprosste diese Liederschaar.
Damals sah ich Herbstesfülle
An der Alf in heit'rer Stille,
Und das Lied in Lieb und Lust
Floss mir da aus voller Brust.

So singt der Verfasser im „Vorgedicht.“

Auf 122 Seiten folgen dann 215 dieser „Lieder“, meist der Lyrik angehörend, darunter manche Sinngedichte und neun Rätsel, aber auch epische und — auch sechs je achtzeilige Dramen, das letzte sogar ein „Trauerspiel“ in vier Akten. Jeder von den drei ersten der zweizeiligen Akte schliesst mit „Ersticht sich“, der letzte mit „Sie stürzt sich vom Felsen in den Mississippi“, — offenbar eine Satire auf einen Teil der dramatischen Litteratur. Manche der Lieder erschienen vereinzelt, besonders in der „Trier. Ztg.“; die Mehrzahl blieb lange in der Mappe. Erst nach Jahren entschloss sich der Verfasser zum Drucke. Als er starb, war das Büchlein unter der Presse und wurde dann nach seinem Tode herausgegeben. Einzelne Proben mögen hier folgen. Sie

sind eine gute Empfehlung und dienen wie alle früheren und späteren auch dazu, das Charakterbild unsres Dichters immer vollkommener darzustellen.

No. 135. Die deutsche Sprache.

Unsre Sprache ist ein Bergland, reich an Gold- und Silberminen,
Ihre Schätze auszubeuten, zeigt euch emsig, wie die Bienen!
Hohe Kraft und Anmut trefft ihr in der deutschen Sprache Stollen,
In ihr tiefstes Herz zu dringen, liegt in unserm eignen Wollen.
Lasst die andern Nationen graben in dem eignen Lande:
Zur Bebauung eigner Sprache locken hundert edle Bande,
So auch dachten Hella's Söhne, jene musterreichen Griechen,
Und sie führten ihre Sprache immerfort zu neuen Siegen.

No. 38. Der Auswanderer.

Ich zog vom Mosellande
Als armer Bursche aus;
An des Missuri Strande
Erhebt sich jetzt mein Haus,
Und Feld und Wald und Wiesen
Und Heerden nenn ich mein;
Doch — Mosel, sei gepriesen,
Du, meiner Sehnsucht Pein!

No. 201. Der Trauernde.

‚O Freund! Ihr blickt so traurig
‚Hier auf das beschneite Grab,
‚Der Wintersturm weht schaurig,
‚Heiss rinnt euch die Thrän hinab!' —

„Staunt nicht, dass ich hier weine,
„Mich stört nicht Sturm, nicht Winter;
„Hier unter diesem Steine
„Ruht die Mutter meiner Kinder!"

No. 114. Ein Wort Plato's.

Als Plato nah am Sterben lag,
Da glänzt sein Auge und er sprach:
„Dank, Götter! dass ihr mir das Leben
Zur Zeit des Sokrates gegeben." —

Wenn unsre Lebensgeister fliehn,
Wie muss nicht unser Dank erglühn,
Dass uns gegönnt war, Christi Lehren
Aus Muttermunde schon zu hören!

III. Trierisch-schriftstellerische Thätigkeit insbesondere.

Verdient unser Laven wegen der im Vorhergehenden kurz beschriebenen Werke mehr als blosse Erwähnung in einer „allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte," und hat er sich in all dem auch schon um seine Heimat besondere Verdienste erworben, so hat er sich doch mit anderm Schaffen in den eigensten Dienst unsers Trier gestellt. Freilich taucht da wiederum ausser schon oben genannten eine ganze Schaar von Männern auch des letzten Jahrhunderts vor unserm Geiste auf, an denen stillschweigend vorüberzugehen schwer wird. Da sie aber in der „Geschichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen" ausführlicher besprochen werden, so brauchen wir hier nicht bei ihnen zu verweilen, können aber nicht umhin, ihnen an dieser Stelle auch unsere Verehrung zu zollen.

Was hat Ph. Laven in litterarischer Arbeit für Trier insbesondere gethan?

Mit warmer Liebe hing unser vortrefflicher Landsmann an seiner Heimat, und alles, was diese anging, und wovon sie bewegt wurde, das war ihm von Bedeutung, nahm ihn lebendig in Anspruch. So auch die mächtige Bewegung, welche im Jahre 1844 durch die „Ausstellung des hl. Rockes" hervorgerufen wurde. Dadurch veranlasst, übersetzte er das Gedicht des 12. Jahrhunderts „König Orendel von Trier oder der Graue Rock", wozu er am Weihnachtsabend 1844 das Vorwort schrieb. Das tiefere Studium dieses Gedichtes und der Vergleich desselben mit anderen bewog ihn, für die trierische Überlieferung in einer besondern Schrift einzutreten. Diese führt den Titel: „Die kirchliche Tradition vom hl. Rocke, mit Rücksicht auf die historische Untersuchung der H. H. Dr. Gildemeister und Dr. von Sybel, durch noch lebende Volkssagen und durch das altdeutsche Gedicht vom Grauen Rocke in Schutz genommen." Das Vorwort ist datiert vom „hl. Dreikönigstage 1845." Was der Verfasser auf dem Titel seines Werkes behauptet, das hat er auch bewiesen und zwar in einer so vornehmen, rein sachlichen Weise, dass wir ihn als mustergiltig für Abfassung polemischer Schriften erklären müssen.

War Laven zu dem vorgenannten Doppelwerke durch ein einzelnes Ereignis veranlasst worden, so haben ihn aber sein immer engeres Verhältnis zur Vaterstadt, sowie sein Verkehr mit den um Trier und seine Geschichte so verdienten Männern dazu bestimmt, in umfassenderer Weise die Heimat zu studieren und auch für seinen Teil dazu beizutragen, dass dieselbe „bei Nah und Fern an Anziehungskraft gewinne."

Als Frucht mehrjähriger Arbeit gab er 1851 das Buch heraus: „Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Mit Bemerkungen über die Quellen dieser Sagen.“ Porta Nigra, Römische Bäder, Amphitheater, Konstantinischer Palast, Neuthor, Moselbrücke, Domkreuzgang, Stadt Trier, Einzelheiten davon, St. Paulin, Nells-Ländchen, Pfalzel, Biewer, St. Marien, Zurlauben, Pallien, Weisshaus, Kockelsberg, Wasserfall, Kaffee Wettendorf, Pulsberg, Markusberg, Balduinshäuschen, Euren, Zewen, Igel, Konz, Karthause, St. Medart, St. Matthias, Heiligkreuz, Seufzerallee, Olewig, Franzenknöppchen, Kastell an der Saar, Fliessem, „Verschiedenes“ geben den Stoff zu den 48 Sagen, 8 geschichtlichen Erzählungen und 25 Liedern. Die letzteren sind grösstenteils den Naturschönheiten unsres Thales gewidmet und wohl zumeist an Ort und Stelle entstanden. Der Stoff zu den geschichtlichen Erzählungen ist den Schriften des viel zu rühmenden Appellationsrates M. F. J. Müller und zum Teil auch den älteren trierischen Geschichtsquellen entnommen. Von den Sagen waren 40 vor Laven noch nicht gedruckt; der Dichter hat dieselben während 20 Jahren in Trier und seiner Umgebung gesammelt. Sie knüpfen mit wenigen Ausnahmen alle an einen noch bestehenden Gegenstand an. „Ohne diese Rücksicht hätte sich die Zahl leicht um das dreifache vermehren lassen.“ Nach den 251 Seiten Text folgen 70 Seiten mit Bemerkungen als Kommentar, worin der Dichter den Fremden und auch Einheimischen über alles, was zum vollen Verständnis und Genuss der einzelnen Stücke notwendig und erspriesslich ist, Aufschluss und nähere Erklärung giebt. Zur Kennzeichnung heben wir einzelne Strophen von einigen Gedichten heraus, und zwar zunächst aus dem ersten der drei Gedichte, welche der „Stadt Trier“ gewidmet sind; es heisst „Das alte Trier“ und ist gemischt aus Geschichte, Sage und Anschauung; die letzte der zwölf Strophen lautet:

O Römer-Trier, zweites Rom,
Du liegst jetzt selbst an deinem Strom
Ein Grabstein jener grossen Zeiten,
Ein Schemen jener Herrlichkeiten!
Ach hartes Schicksal, grausam Loos!
Warst Du, mein Trier, einst so gross,
Nur um der späten Enkelherzen
Zu füllen mit der Wehmut Schmerzen? (S. 53.)

S. 121—127 steht unter der Hauptüberschrift „St. Marien“ als zweite Erinnerung „Friedrich Spe“. Laven sagt davon in den Bemerkungen: „Den Stoff der Sage mündlich erhalten.“ Es handelt sich um die Entstehung des vierten Gedichtes in der Trutz-Nachtigall: „Ein

spiel der Gespons Jesu mitt einer Echo oder Wiederschall". Was im Volksmund sich erhalten hatte, dass Spe dieses wunderliebliche Gedicht in dem zu seiner Zeit um St. Marien stehenden Walde verfasst habe, als ihm von den gegenüberliegenden Felsen das Echo auf sein „Ach Jesu" antwortete, das, so sagt Laven mit Recht, wird, wenn man Spe's Lied im Rahmen der Örtlichkeit betrachtet, zur geschichtlichen Thatsache. Von den dreizehn Strophen sind neun der Wiedergabe der „Sage" gewidmet, und vier als die ersten Strophen der zwanzig von Spe's Minnegesang eingeflochten. Wir geben die 1., 3., 6., 8., von Laven und daran anschliessend mit Laven die 1. und 2. aus der Trutz-Nachtigall.

Friedrich Spe.

Ein schöner Frühlingsmorgen lacht
Mit wolkenloser Helle,
Der edle Pater Spe erwacht
In seiner stillen Zelle;
Gekleidet steht
Er zum Gebet,
Kniet hin zum Morgensegen,
Hält unverwandt
Gemüt und Hand
Dem Kruzifix entgegen.

Er tritt in Gottes Welt hinaus,
Umweht von Frühlingslüften,
Die Welt ist ihm ein Gotteshaus
Mit tausend Flammenschriften.
Noch liegt die Stadt,
Vom Schlummer matt,
Die Strassen sind noch öde,
Die Vögel zieh'n,
Die Türme glüh'n
Im Strahl der Morgenröte.

Ihn lockt es zu dem Walde hin,
Zum Walde bei Marien,
Wo jenseits Felsenwände zieh'n
Und sonn'ge Hügel glühen.
Ein Echo schallt
In diesen Wald
Vom nahen Fels herüber:
Hier sitzt er gern,
Der Welt gar fern,
Kein Plätzchen ist ihm lieber.

Der Sitz ist still und anmutreich
Ist günstig für die Musen:
Spe zieht in Gottbegeistrung gleich
Ein Täflein aus dem Busen.
Es wird sein Stift,
Gespitzt zur Schrift,
Nicht lange müssig bleiben.
Sein Herz erglüht,
Sein Auge sprüht,
Schon fängt er an zu schreiben:

„Im grünen Wald ich newlich sass
Gen einer steinen klausen;
Da kam durch zartes laub, und Grass
Ein sanftes Windlein sausen.
Ein Brünnlein klar
Beyseiten war,
So frisch, und fröhlich spritzet;
Ein Bächlein rein,
Auch eben fein
Von hohem Felsen schwitzet.

„Der schöne Frühling schon begund,
Es war im halben Mertzen,
Da seufftzet ich von Seelengrund,
Der Brand mir schlug vom Hertzen.
Ich JESUM rieff
Auss Hertzen tieff:
Ach JESU thet ich klagen;
Da gund es bald,
Auch auss dem Wald
Ach JESU deutlich sagen."

Als dritte Probe führen wir aus den drei Nummern der „Olewig“ (S. 213—220) die zweite, „Ländliche Bilder“, an und zwar aus den elf Strophen die 1., 6. und letzte.

Olewig.

Ländliche Bilder.

Wollt ihr entflieh'n dem Stadtgewühle,
So zieht nach der Olewig hin,
Dort, wo sich schwingt das Rad der Mühle,
Dort führt ein Pfad ins Wiesengrün.
Noch pocht die Mühl an eurer Seite,
Beschaut euch hier das Bienenhaus,
Die Bienen summen in die Weite,
Auf die beblümte Flur hinaus.

Die Daube dörrt im Holzbehälter,
Ein Trepplein führt zum Hühnerstall;
Die Winzer bau'n an Fass und Kelter:
Weithin erklingt der Hämmer-Schall.
Baumstämme, Leitern, Spaten, Eggen
Umlagern euch den Weg entlang;
Der Dörfner eilt mit Sens' und Reggen
Zur Flur und grüsst euch auf dem Gang.

O wäre mir ein Wunsch geblieben!
Ich wünschte mir als Lebenspreis,
Umringt vom Kreise meiner Lieben,
Dort, dort zu sterben einst als Greis:
Ein Landsitz ruhig, klein, bescheiden,
Ein Landsitz im Olew'ger Thal,
Wär mir ein Füllhorn aller Freuden
In meines Lebens Abendstrahl.

Schon diese wenigen Beispiele werden darthun, dass wir in „Trier und seine Umgebungen“ eine vortreffliche Quelle haben, aus der man für sich allein, wie bei Familien- und Schulausflügen Nahrung zur Belehrung des Geistes und Erfrischung des Gemütes schöpfen kann. Das gilt nicht nur von den „geschichtlichen Erzählungen“ und „Naturschilderungen“, sondern auch von den „Sagen“. Wir sind freilich Kinder eines „kritischen Jahrhunderts“, haben selbst schon weniger als unsere Eltern von den alten trierischen Sagen gehört und wohl noch weniger als diese sie weiter erzählt. „Geschichtliche Wahrheit“ war die Losung und soll sie auch bleiben. Doch ein Volk mit einer grossen Geschichte, — und das ist Trier, wie unsere Vorfahren es ebenfalls kannten, — darf auch seine

Sagen nicht preisgeben; es ist Zeit auch hier zu sammeln, und hinter Laven Nachlese zu halten.

Unser Laven war ein ganzer Trierer. Er konnte von sich sagen: „Treverensium nihil a me alienum puto“, d. h.: Nichts, was trierisch ist, seh' ich als mir fremd an. Wie hätte er das Eigenartigste im Trierer Leben, die Sprache, die Mundart nicht lieben sollen! Schon die zweite Nummer der „Treviris“ brachte aus seiner Feder „Et Lied vom Viez“. Wir lassen hier die sechs ersten von den zehn Strophen in der damals vom Dichter gebrauchten Schreibweise folgen:

Et Lied vom Viez.

(Et singt et 'n Handwerksmaan.)

De Viez, dat is ä liewen Trank,
Hen ess mir liewer, als de Wein;
Wen'n emmer trenkt, de gevt net krank,
De werd och emmer monter sein.

De Viez, ich son et noch ämohl,
Hen es mer liewer, als de Wein,
Et zehlt mer Kanen de Fuderzohl,
Die 'weil cho von'm getronken sein.

De Wein, de kriggt an'm bei dem Kopp,
Mer ess 'sugleich besoff dervonn,
Mer gevt det Geld loss im Galopp,
Der Deiwel könnt genug es honn.

De Schnapps och ka'm'r gestohlen genn,
He brennt de Sielsaak anem oof,
Ka Klas Beer kömmt mer in de Henn:
Mer gevt su domm droff, wie ä Schoof.

Beim Viez, do ess et nett essu,
Mer trenkt ä ganzen Amer aus,
Mer lermt onn raacht sein Peif derzu,
On giht doch noch ganz gut off Haus.

Fehr 18 Penningk kaaft mer sich
De Mooss vom allerbesten Viez,
He schlerbst errenn 'su süsserlich,
Wen dat net waass, das ess ä Biez.

Dass auch ein wissenschaftlich hochstehender Mann sein erstes mundartliches Gedicht dem „National-Getränke“ seiner Heimat widmete, werden wir ganz erklärlich finden. Was jeder Trierer sich beim Lesen des Liedes sagt, dass es nämlich buchstäblich vorgetragen nicht ganz

trierisch klingt, das wusste der Dichter jedenfalls besser als wir. Er hatte „schon als Kind die Mundart gesprochen und deren ganze Eigentümlichkeit gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, gleichwohl aber die Erfahrung gemacht, dass das Beginnen, eine Mundart, und sei es auch die heimatliche, als Schriftsprache zu verwenden, mit recht vielen Schwierigkeiten zu thun hat.“ Er fühlte deshalb bald heraus, dass die ihm so geläufige Mundart ein eigenes Studium erfordere, wenn sie zu Schriftwerken gebraucht werden sollte. Sangen und schrieben mit und nach ihm auch Männer wie Jos. Recking, Dr. Ladner, Custer und andere urwüchsig „Trierisch“, wie sie es sprechen konnten, so sah der Lehrer des Deutschen es als seine Aufgabe an, mit der praktischen Arbeit auch die streng wissenschaftliche zu verbinden.

Als Frucht dieser doppelten Thätigkeit veröffentlichte er im Januar 1857 „Gedichte in Trierischer Mundart, mit angehängtem Glossar.“ In dem „Vorwort“ (S. I—XXIII) bedauert der Verfasser zuerst, dass Trier in der damals schon achtzig Jahre alten wissenschaftlichen Pflege deutscher Mundarten in der Ferne und Nähe hinter dem Westerwalde, der Eifel, Köln, Aachen, Koblenz, St. Wendel, Luxemburg, nachkomme „wie die Echternacher“ und noch hinter den Echternachern; denn über deren Dialekt hat schon im Jahre 1843 Matthias Hardt, der Conrector ihres Progymnasiums, eine ausgezeichnete Abhandlung veröffentlicht [1]).

„Gleichwohl verdient die trierische Mundart dieses Los keineswegs. Sie übertrifft die Mundarten der eben genannten Landschaften und Städte nicht nur an Wohllaut und an Leichtigkeit der Aussprache, sondern auch an Gemüt und Innigkeit, an Kraft und Fülle des Ausdrucks. Ja, wenn man alle Vorzüge, die eine Mundart haben kann, zusammenfasst, also zu den schon erwähnten Eigenschaften besonders noch grossen Vorrat an mundartlichen Wörtern und Redeweisen hinzunimmt, so kann die trierische mit jeder deutschen kühn in Vergleich treten. Mag es sein, dass dieser oder jener Dialekt sich nach irgend einer Seite vor ihr

---

[1]) Der Titel lautet: ‚Vocalismus der Sauer-Mundart von Conrector Hardt. (Beilage zu dem Programm des Königlich-Grossherzoglichen Progymnasiums zu Echternach beim Schlusse des Schuljahres 1842—43). Trier, gedruckt bei Fr. Lintz 1843. Wir fühlen uns als Trierer verpflichtet, dieser Verlagshandlung und vor allem ihres verewigten langjährigen Inhabers, des Herrn Fritz Lintz, hier in gerechter Dankbarkeit zu gedenken. Nicht ohne mannigfache Opfer hat die Firma den Druck und Verlag der meisten „Treverensia“, so der Werke von unserm hochverdienten Prof. Marx sen. und andern, auch aller Bücher von unserm Laven übernommen. Man vergleiche den reichen „trierischen Katalog“ der Firma.

hervorthut; sie entbehrt aber in gewissem Grade keinen dieser Vorzüge: sie ist reich an landschaftlichen Wörtern, kraftvoll, ohne hart, weich, ohne weichlich zu sein." Wohl gemerkt, der Verfasser spricht von den Mundarten. Über diesen steht ihm selbstverständlich das Hochdeutsche. „Dieses, das wir als Muster preisen, ist ja gleichsam die aus allen deutschen Mundarten gezogene Blüte; seit Jahrhunderten haben die Gebildetsten der deutschen Nation am Wohllaut des Hochdeutschen gearbeitet, während die Volksmundarten in sich abgeschlossen und den Hauptcharakterzügen ihrer Lautverhältnisse nach unverändert geblieben sind."

Seine obige Behauptung betreffs des „Trierischen" begründet unser Landsmann im einzelnen, indem er es zunächst mit Rücksicht auf die näher erklärten Hauptvorzüge einer Mundart prüft, seine Vokale und Konsonanten einerseits mit denen des Hochdeutschen und anderseits mit denen der ober- und niederdeutschen Mundarten vergleicht, sodann noch einige Eigentümlichkeiten unseres Dialektes hervorhebt, welche die Kraft des Ausdrucks, die leichte Aussprache und den Wohllaut nicht wenig fördern. „Der Genius der trierischen Mundart", heisst es weiter, „ist durchaus deutsch. Obwohl an der Grenze Frankreichs gesprochen und mit der nasallautreichen französischen Sprache seit Jahrhunderten in Berührung tretend, kennt die trierische Mundart keine Nasallaute, die nicht auch das Hochdeutsche hat. In dieser Beziehung unterscheidet sich der trierische Dialekt auffallend von dem nahen kölnischen, Aachener und Luxemburger, welcher letztere durch seine vielen Nasallaute gleichsam zu einem französisierenden deutschen Idiome hinabsinkt. Die trierische Mundart, obwohl mit dem benachbarten Frankreich in vielhundertjährigem, bald engerem, bald loserem Verkehre, hat ferner verhältnismässig wenig französische Wörter aufgenommen und unter den aufgenommenen beiweitem die meisten in Form und Betonung germanisiert. Auch nach dieser Seite hin unterscheidet sich die trierische Mundart, der Luxemburgerin gar nicht zu gedenken, vorteilhaft z. B. von der kölnischen, welche, nicht zufrieden, zahlreiche französische Wörter in sich aufgenommen zu haben, auch noch nach spanischen Wörtern gegriffen hat." Nachdem dann Sondervorzüge der ober- und niederdeutschen Sprache angeführt worden, wird gezeigt, wie das Trierische, entsprechend seiner geographischen Lage, an den einen wie an den andern beteiligt ist, und auch von den besonderen Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern beider einen guten Teil gewonnen hat. „Infolge dieser Charakterzüge, dieser Mischung ist die trierische Mundart befähigt, jeden Stoff, der in

ihr behandelt werden soll, in sein passendes Gewand zu kleiden, mit Glück in Scherz und Ernst die ganze Scala der Schilderungen und Empfindungen darzustellen, von dem naiven Märchen an bis hinauf zum epischen Gedichte, von dem leichten tändelnden Liede bis zur erhabenen Ode. Ich habe mich bestrebt, diese Befähigung der Mundart zu den mannigfaltigsten Darstellungen in den folgenden Gedichten darzuthun. Wenn ich in diesem Bestreben den Lesern nicht genüge, so mögen sie sich für überzeugt halten, dass wahrlich nicht die Mundart, in der ich dichtete, sondern ich selbst die Schuld davon trage."

„Aus den Vorzügen aber, welche, wie gezeigt, der trierischen Mundart vor vielen andern deutschen eigen sind, erwächst für unser Trierisch gewiss wenigstens dieselbe Berechtigung, dieselbe Würde und Hochachtung, die andern Mundarten zu teil wird. Wenn der vornehme Kölner, wenn der reiche Aachener Kaufmann sogar in den glänzendsten gesellschaftlichen Zirkeln, sobald er mit Eingeborenen konversiert, seine Mundart zu sprechen keinen Anstand nimmt: warum sollte der Trierer sich in ähnlichen Fällen der seinigen schämen? An Innigkeit und Gemüt übertreffen ja die Mundarten beiweitem das Hochdeutsche, und wenn ihr diese Eigenschaften des Herzens an euch und euren Kindern ehrt, ei, so werft auch nicht sorglos ein Mittel weg, welches diese Eigenschaften in kräftigster Weise fördert; pflegt vielmehr, wo ihr könnt, ohne Scheu die von euren Voreltern Jahrhundere lang gesprochene, die euch als ein heiliges Vermächtnis anvertraute Mundart!"

Nach dieser warmen Ansprache geht der Verfasser auf seine Gedichte über und bietet dieselben zunächst seinen Landsleuten dar als den e r s t e n Versuch, die trierische Mundart schriftlich nach festen Grundsätzen zu behandeln. Nach längeren Vorarbeiten, „eingehenden grammatischen Studien über den Dialekt, nach Sammlung reicher Materialien zu einem Idiotikon" hat er die Gedichte, nur wenige ausgenommen, in den Jahren 1847 bis 1855 verfasst. Die Sprache ist die der trierischen Mundart im weiteren Sinne, wenn auch die stadttrierische ganz besonders hervortritt. Unsere Volkssprache unterscheidet sich nicht nur von den benachbarten, sondern sie selbst wird in den verschiedenen grösseren und selbst kleineren Mosel-Orten mit verschiedener Modulation gesprochen. „Ja, die Sache geht noch weiter. Innerhalb des kleinen Weichbildes der Stadt Trier wird die Trierer Mundart in den an der Mosel liegenden Fischer-Dörfchen und in der nach diesem Flusse hin mündenden Krahnenstrasse, wo die Schiffer wohnen, schon anders moduliert, als in den der Mosel entfernter liegenden Stadtteilen. Die trierische Mundart bietet

nicht selten den Fall, dass ein Wort mehrere Formen hat." „Begegnete ich", schreibt Laven weiter, „bei der Abfassung der Gedichte einem solchen Worte mehrmal, so gebrauchte ich nach Massgabe des Wohllauts und nach dem jedesmaligen Charakter des Gedichts wohl bald die eine, bald die andere Form, welche in der Nähe von Trier unter der ländlichen Bevölkerung angetroffen wird. Weit entfernt, dass ich diese Anwendung verschiedener Formen eines und desselben Wortes als eine Ungleichmässigkeit beanstandet hätte, hielt ich mich vielmehr verpflichtet, je nach dem Inhalte und der Eigentümlichkeit der verschiedenen Gedichte mir den Formenvorrat unserer Mundart unumschränkt zu nutze zu machen." — „Die Pflicht des mundartlichen Schriftstellers ist es, die Mundart, worin er schreibt, weder zu verfeineren, noch zu vergröberen, die allgemeinen Grundsätze derselben überall genau zu befolgen, jedoch auch den Abweichungen, die im Munde des Volkes vorkommen, besonders solchen, die sich durch irgend einen annehmbaren Grund in Schutz nehmen lassen, gewissenhaft Rechnung zu tragen." Hierauf werden diese Grundsätze noch näher beleuchtet, zwei wichtige grammatische Punkte (1. Person Präsentis = Infinitiv, Akkusativ statt Nominativ) erörtert und zuletzt das den Gedichten angehängte Glossar kurz erläutert und in seiner Form und Ausdehnung gerechtfertigt.

Nach den XXIII Seiten des Vorworts folgen noch auf 9 Seiten einige zum Lesen der Gedichte anleitende Bemerkungen, besonders über die Aussprache der schwierigeren Vokale und Konsonanten und über die Betonung der Wörter. Auf 140 Seiten finden wir dann unter 97 Nummern 104 Gedichte, von Seite 141–173 unter No. 98 „allerlei klaa' Geräbbel", 143 an Zahl, No. 93: „Aon de Leser", auf 25 Seiten 149 „Gereimd Drierisch Sprichwöhrder" und von Seite 199 bis 291 das Glossar oder Wörterbuch [1]). Als Proben [2]) der Gedichte führen wir an:

[1]) Wolfgang Menzel hat in dem Stuttgarter „Litteraturblatt" vom 30. März 1859 die „Gedichte in Trierischer Mundart" besprochen und nennt sie ein „interessantes Buch, in welchem zum erstenmal die Trierer Mundart zur ästhetischen Geltung gebracht wurde."

[2]) Wir drucken auch diese Proben buchstäblich nach Laven, setzen nur aus Gründen, auf die wir wohl ein anderes Mal zurückkommen, statt seines „ô', zur Bezeichnung eines eigentümlichen trierischen Vokals ein „ao". Jeder Trierer weiss, wie z. B. das hochdeutsche Wort „Nahrung" im Trierischen gesprochen wird. Laven schreibt das „Nôhrung", in unserm Drucke steht „Naohrung". Der Fremde möge beachten, dass dieses ô oder ao kein Doppel-, sondern ein einfacher Laut ist; er denke an das „a" im englischen water.

1. Godd sei Dank!

De Viejel hölld de liewe Godd
Ön Federklaader ön,
Sei mumm'len sich, der Käld zum Spodd,
Rechd maudschisch warrem drön.

On wann de Viejel hongrig sein,
Su raajchd e' Godd och Brud,
Hä schizzd se mödd barmherz'gem Sön
Vor aller Naohronksnuhd.

Hän zöhrd öm Summer Streich on Baam'
Wie griene Stiffcher aus,
Jidd Viejelchen sözzd dann derhaam
Wie ön em grienen Haus.

Wie saon daofier de Viejelcher
Dem liewen Herrgodd Dank?
Se schlaon mödd hihre Fliejelcher
On danke mödd Gesank.

46. Ao spaor die Driehnen!

‚Waorom, waorom, Heinerich,
‚Kreischs-de denn su bödderlich?‘ —
„De siehs ed on de frähgs mich naoch:
„Mei Fleddschebogen öss zerbraochch.“ —
‚Ao spaor die Driehnen, spaor die Quaol,
‚Spaor baades off en anner Maol!‘

‚Waorom, waorom, Heinerich,
‚Kreischs-de denn su bödderlich?‘ —
„De Jäjer — daad öss mei Verdross —
„Haodd mir mei Jagdhond heid erschoss.“ —
‚Ao spaor die Driehnen, spaor die Quaol,
‚Spaor baades off en anner Maol!‘

‚Waorom, waorom, Heinerich,
‚Kreischs-de denn su bödderlich?‘ —
„Daad Geld, daad eich verdiend zevor,
„Öm Handel haonn ich'd heid verloor.“ —
‚Ao spaor die Driehnen, spaor die Quaol,
‚Spaor baades off en anner Maol!‘

‚Waorom, waorom, Heinerich,
‚Kreischs-de denn su bödderlich?‘ —
„Schonns daoohchd ich aon de Heierraohd,
„Dao baodd mei Schaaz mer aofgesaobd.“ —
‚Ao spaor die Driehnen, spaor die Quaol,
‚Spaor baades off en anner Maol!‘

‚Waorom, waorom, Heinerich,
‚Kreischs-de denn su bödderlich?‘ —
„Mei Modder, su besorgd om meich,
„Leid off dem Schaaf seid heid als Leich.“—
‚Nau spaor die Driehnen nödd, die Quaol,
‚On kreisch dich saad naoch mannig Maol!‘

44. De Muselwein.

Ed wächsd waohl Wein ön manchem Lann,
On zwaor rechd gude Wein,
Daoch scheind de Muselwein öm Rang
De bässde mer ze sein.

De Rheinwein laafd zevil ön'd Blud,
Raadzd zu Krackgiel on Zank,
Sein hözzig Feier duhd nödd gud
On michd de Mensche krank.

Dän awer öss ehrschd iwel draon,
Dä Palzwein drönkd, dä siehd
Den Himmel fier en Bassgei aon
On torjeld, wu hä gied.

Den Aorwein öss nödd ruhd, nödd weiss
On hözzd och onnerhöhrd,
Hän öss (ed höckd en nödd öm Preis)
Möddonner och geschmöhrd.

De Muselwein dä stärkd den Drödd,
Öss gaasdreich on gelönd,
Hä bröngd dorch Balgereien nödd
De Menschen ön de Tönd.

De Muselwein michd dä gesond,
Dä krank on draurig öss,
Wie Hunnig laafd en dorch de Mond,
Wie Mandlemöljch on Nöss.

Wie manche Muselwein öss sies
Mödd siewefacher Blum!
Verneibd de Kobb böss bei de Fies,
Bedröffd ed seine Ruhm!

De Muselwein soll lewen hiech!
Eich rufen'd, wadd ich kann:
Dem Muselwein gebierd de Sieg,
De Sieg vao Lann zu Lann!

50. Öm Friebjaohr.

,Öm Friebjaohr', frug mei Schäzzchen,
,Geld, dann heiraohde mir?
,Da' gewe ruhd de Rusen, —
,Geld daad gefälld och dir?'

Ded Friebjaohr kaom gewannerd,
De Ruse gaowe rubd,
Doch, ei! mei liewes Schäzzchen
Waor schonn om Neijaohr duhd.

77. De gescheid Naohbersch.

Höhrd, Mimi! duhd mer dä Gefallen,
Dir seid die freindlichsd Fraa von allen:
Mer kriggd jezzd schlechde Saaf zum Kaaf,
Liehnd mir zum Wäschen eier Saaf!
Eich kann ed eich off Ehre' saon,
Ed kimd eich nödd e Schmözzchen draon.
Eich waas, dadd ön de nächsde Wochen
Dir eich die neie Scheier baud:
Der könnd bei onsem Sauerkraud
Eich dann och eire Schonke kaochen!

99. Aon de Leser.

Eich haonn-ich Drierisch gesong,
Aao wär ed mer daoch och gelong!
Bedenkd, off ongedrehd'ner Baohn
Haonn eich dä kiehne Schridd gedaohn!
Eich sei' gefaohr ön neiem Schöff,
Eich haonn e stombig Māss geschlöff,
Hao Wein gefölld ön frösche Fässer:
Wän naoh mer kimd, dä maach ed bässer!

Wän naoh mer kimd, dä maach ed bässer! Ob dieser ehrlich gemeinte Wunsch unsers Laven erfüllt worden, wer wollte das behaupten! Sicher ist auch nach ihm noch viel in unserer Mundart gesprochen und gedichtet, vorgetragen und gedruckt worden. Manches Treffliche wird in der Fastnachts-Poesie geleistet worden sein. Zwei bekannte Wochenblätter, welche ganz oder teilweise in der Mundart geschrieben sind, haben auch das Ihrige gethan. Oft genug musste aber der Trierer bei diesen oder jenen Erzeugnissen sagen: „Das ist kein Trierisch im engeren oder weiteren Sinne, das ist eigene Mundart des Betreffenden". Laven würde aber noch am meisten es beklagt haben, dass allmählich bei vielen die Meinung entstand, unser „Trierisch" passe

nur zu Spass und Scherz und das noch in niederer Währung. Auch er hat dem Frohsinn und der Heiterkeit in seinen Gedichten Rechnung getragen, war aber der festen Überzeugung, dass alle Gefühle, die innigsten und höchsten nicht ausgeschlossen, in unserer Volkssprache passenden Ausdruck finden können. Er hat es mit Erfolg versucht. Freunde unserer Mundart bedauerten es schon lange, dass Laven noch keinen eigentlichen Nachfolger gefunden habe; sie bedauerten es zumal, dass, wenn bei einer Versammlung sich die trierische Mundart nur hören liess, die meisten Zuhörer schon glaubten: „Jetzt wird gelacht.“ Wiederholt wurde das unter geborenen und ansässigen Trierern schmerzlich empfunden. Es zeigte sich, dass bei manchen das Verlangen war, wieder auf unsern Hauptdichter zurückzugehen und an der praktischen und theoretischen Pflege der heimatlichen Mundart zu arbeiten. Verschiedene Männer aus verschiedenen Ständen traten am 5. November 1897 zusammen, um diesem Zwecke zu dienen. Unter dem Titel „Trierisch“ hielten sie von Zeit zu Zeit, besonders während der Wintermonate, ihren Abend, lasen Lavens Gedichte, besprachen und ergänzten das Glossar und sind im Begriffe, die Mundart mehr nach der theoretischen Seite zu behandeln. In ihrer Liebe zur Sprache der Heimat gestärkt und im Verständnis derselben vervollkommnet, glaubten sie der Sache es schuldig zu sein, öffentlich hervorzutreten, und so beschlossen sie die Gründung eines „Vereins zur Pflege der trierischen Mundart“. Dessen erstes Ehrenmitglied ist Herr Gymnasial-Oberlehrer a. D. Ballas aus Linz geworden, ein geborener Trierer und Lavens Schüler, der schon seit Jahren mit der wissenschaftlichen Behandlung unseres Dialektes sich beschäftigt. Wir werden hoffentlich bald mehr von ihm hören und lesen.

Im Namen des jungen Vereins widmet der Unterzeichnete diese im Drange seiner Berufsarbeiten geschriebene Abhandlung der „Gesellschaft für nützliche Forschungen“ bei ihrem hundertjährigen Jubiläum, wünscht der Gesellschaft viel Glück zu ihren bedeutsamen Erfolgen in der Vergangenheit und wünscht ihr auch für die Zukunft zu weiterem Schaffen Gottes reichen Segen. Möge es ihr und unserer lieben Heimat auch im neuen Jahrhundert nicht an verdienstvollen Männern und unter diesen auch nicht an solchen fehlen, wie Franz Philipp Laven einer gewesen ist!

Jos. Ewen.

Zur Geschichte des Kurtrierischen Militärs.

Von Möllmann, Oberleutnant im 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69.

Als Reichsfürst und Lehnsträger des deutschen Kaisers war der Kurfürst von Trier verpflichtet, bei einem Reichskriege oder einer Römerfahrt dem Heerbanne Folge zu leisten. Nach älteren Festsetzungen und der Reichsmatrikel vom Jahre 1521 betrug das trierische Kontingent einen vollen „Kurfürstenanschlag“, nämlich: 60 Mann zu Pferde und 277 zu Fuss; auf seine Vorstellungen erlangte der Kurfürst im Jahre 1545 eine Ermässigung auf 40 bezw. 184 Mann. Daneben hatte er für die Abtei Prüm, welche seit 1576 mit dem Erzstift verbunden war, 1 Reiter und 13 Mann zu Fuss zu stellen [1]).

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war die Kriegsmacht des Kurfürsten eine Lehnsmiliz. Die adeligen Vasallen und Ritter, welche den Hauptbestandteil des Heeres bildeten, hatten im Kriegsfalle nach den Festsetzungen der Lehnsbriefe eine Anzahl von „Reisigen und Mannen“ aufzustellen, für deren Ausrüstung und Bewaffnung sie verantwortlich waren. Ausserdem hatte der Kurfürst mit den benachbarten Fürsten Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen und erhielt auf sein Verlangen die „grosse oder kleine Hilfe“. So konnte Kurfürst Jakob von Baden im Jahre 1497 gegen die widerspenstige Stadt Boppard das stattliche Kriegsheer von 12000 Mann zu Felde führen, welches aus eigener Mannschaft und den Hilfstruppen der Verbündeten, besonders Kurpfalz und Hessen, bestand. Fielen Feinde in das Erzstift ein, wie 1522 Franz von Sickingen und 1552 Markgraf Albrecht von Brandenburg, so boten auch die bedrohten Städte und Ämter Bewaffnete auf und stellten Arbeiter zum Schanzenbau sowie Handlanger zur Geschützbedienung.

Hatte bis zur Einführung des Schiesspulvers die Reiterei allein in den Gefechten den Ausschlag gegeben, so lag nachher die Entscheidung in der Menge der Feuergewehre, also in der Masse des Kriegsvolkes. Es wurden nunmehr aus der Stadt Trier und später auch aus der Landbevölkerung im Waffengebrauch besonders eingeübte Leute — Landsknechte — gegen Sold angeworben, welche nach Beendigung des Krieges wieder entlassen wurden und in andere Heeresdienste übertraten Ein stehendes Heer war diese Soldmiliz ebenso wenig wie die Lehnsmiliz. Auch die im Jahre 1609 durch Kurfürst Lothar von Metternich eingeführte „Landmiliz“ [2]) sowie der am 28. Februar 1678 im Nieder-

[1]) Moser, kurtrierisches Staatsrecht Kap. III. § 9 u. ff.

[2]) Scotti, Gesetz-Sammlung I. 171.

erzstift gebildete „Landausschuss“, zu dem alle männlichen Unterthanen im Alter von 20—54 Jahren als Dienstpflichtige gehörten [1]), wurden nur bei „eintretenden Reichs-, Kreis- und Landrettungsfällen“ aufgeboten.

Der 30jährige Krieg hatte in schlagender Weise die Überlegenheit derjenigen Staaten gezeigt, die bei Beginn der Feindseligkeiten sofort über ein wohlgeschultes und gut ausgerüstetes Heer verfügen konnten. Nach langen Beratungen auf den deutschen Reichstagen wurde daher endlich im Jahre 1681 zu Regensburg der Beschluss gefasst, „für die Sicherheit des Reiches im Frieden ein stehendes Heer — miles perpetuus — von 40000 Mann zu unterhalten,“ welches im Kriegsfalle auf das Dreifache gebracht werden sollte. Die früheren Reichsmatrikel wurden aufgehoben, das „Reichskontingent“ auf die einzelnen Kreise und innerhalb dieser wieder auf die Staaten nach ihrer Grösse und Einwohnerzahl verteilt. Der Friedensstand des kurrheinischen Kreises betrug 600 Reiter und 2707 Mann zu Fuss, von denen 127 bezw. 574½ Mann auf Kurtrier entfielen. Jeder fehlende Reiter musste mit 3 „Füssern“ ersetzt werden [2]).

Im Kurfürstentum Trier, welches infolge seiner geographischen Lage bei jedem Kriege zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich besonders gefährdet erschien, war man, durch die Verhältnisse gezwungen, dem Beschlusse des Reichstages schon zuvor gekommen. Seit dem Jahre 1673 hielten die Truppen Ludwig XIV. das Land besetzt; der Sieg de Granas über den französischen General Créqui an der Conzer Brücke und die Einnahme Triers durch die Verbündeten 1675, an der auch 3 kurtrierische Bataillone unter Oberst von Eltern und Major Morets beteiligt waren, hatten das Erzstift nur auf kurze Zeit von der drückenden Einquartierung befreit.

Nach dem Frieden von Nymwegen entliess daher der Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck seine Söldner nicht, sondern führte am 8. Januar 1680 die „stehende Miliz“ ein, welche bis zum Ende des Kurstaates bestanden hat [3]). „Die Offiziere“, heisst es zu Anfang der aus 23 Artikeln bestehenden Verordnung, „sollen mit gehöriger Sorgfalt dabei sein, damit die Kompagnieen in der Anzahl Mannschaft, wie sie anjetzo bestellt worden, auch konserviert werden.“

Die Kriegsmacht bestand aus dem Regiment zu Fuss des Obersten von Eltern (7 Kompagnieen) und der Kompagnie zu Pferde des Oberstleutnants von Harlingshausen. Eine Einteilung in Bataillone fand nicht

[1]) Scotti, I. 249.
[2]) Hontheim, III. 203 sowie Anmerkung zu III. 793.
[3]) Scotti, I. 252.

statt, die Stabsoffiziere — Oberstleutnant und Oberstwachtmeister — führten ebenfalls eine Kompagnie, nur bei der „Leib-Kompagnie des Regimentschefs" stand ein Hauptmannsverwalter oder Kapitänleutnant.

4 Kompagnieen waren in Coblenz untergebracht, die Reiter sowie 2 Kompagnieen zu Fuss standen unter Oberstleutnant von Hilchen, der gleichzeitig den Posten als Kommandant bekleidete, in Trier, die 7. Kompagnie und die aus 3 Feuerwerkern und 10 Konstablern bestehende Artillerie bildeten die Besatzung des Ehrenbreitsteins.

Nach dem Reglement für die kurfürstlichen Offiziere und Soldaten vom 2. April 1677 [1]) bestand die Kompagnie zu Fuss aus

3 Oberoffizieren (1 Hauptmann, 1 Leutnant und 1 Fähnrich),
8 Unteroffizieren (1 Feldwebel, 1 Fourier, 1 Führer, 1 Gefreiter-Korporal — etwa Sergeant — und 4 Gemeinen-Korporals),
1 Feldscheer,
4 Spielleuten,
20 Gefreiten und
114 Schildergästen oder Musketieren.

Die Kompagnie zu Pferde — eine zweite Dragonerkompagnie war 1678 aufgelöst worden — hatte einen Sollstand von

3 Oberoffizieren (1 Rittmeister, 1 Leutnant, 1 Kornet),
5 Unteroffizieren (1 Wachtmeister, 1 Quartiermeister, 3 Korporals),
1 Feldscheer,
1 Trompeter und
50 Reitern oder Einspännigen.

Dazu kamen noch die Knechte der Offiziere, auch Fourierschützen oder Diener genannt, welche sämtlich keine Dienste mit der Waffe leisteten.

Die Offiziere konnten nur durch den Kurfürsten angenommen oder kassiert werden. Die Leutnants und Fähnriche erhielten ihre Stellen entweder durch Vermittelung des Obersten oder sie wurden von den Kompagniechefs, mit denen sie schon früher in anderen Kriegsdiensten gestanden hatten, zur Annahme empfohlen.

Die Bildung der Kompagnieen und ihre Ergänzung war Sache der Hauptleute, die dem Kurfürsten, in der Regel auf eine Reihe von Jahren, ihre Dienste anboten. Nach einem Vertrag [2]), welchen der Hauptmann Jordan am 9. Februar 1682 mit der kurtrierischen Regierung schloss, verpflichtete er sich, innerhalb 2 bis $2^1/_2$ Monaten nach Coblenz

[1]) Scotti, I. 244.

[2]) Dieser Vertrag ist, wie manche andere Angaben, den Akten: „Kurtrier, Kriegs- und Militärwesen" des Staatsarchivs Coblenz entnommen.

eine Kompagnie in der gewöhnlichen Stärke von 150 Köpfen zu stellen. Der Hauptmann selbst begab sich in die Grafschaft Wied und sammelte 70 Mann in Leutesdorf und Hammerstein, dem Leutnant wurde Wittlich als Werbeplatz für 50 Köpfe zugewiesen, der Fähnrich liess die Werbetrommel für 30 Mann in Bernkastel rühren.

Die Abgänge, die durch Tod, Desertion und Entlassung eintraten, wurden durch Werbungen im Erzstift selbst baldmöglichst wieder ersetzt. Zu diesem Zwecke begab sich ein Offizier mit einigen Unteroffizieren und Gemeinen in das ihm zugewiesene Amt und liess sich dort ein „Werbehaus" anweisen. Es konnten nicht nur Landeskinder, sondern auch „Ausheimische" angenommen werden, wenn sie nur der deutschen Sprache mächtig waren. Ausgenommen waren jedoch Verheiratete, Zigeuner, Vagabunden, Deserteure und Angehörige solcher Staaten, mit denen Kurtrier kein Kartell hatte. Die Anzuwerbenden sollten wohlgeformt, nicht krumm oder mit Leibschäden behaftet, auch sonst nicht kränklich oder einäugig sein; ferner durften sie das 35. Lebensjahr nicht überschritten haben und nicht kleiner als 5 Fuss 8 Zoll — rund 170 cm — sein. Für jeden Mann, welchen der Kommissarius als „musterhaft" annahm, wurden dem Werbeoffizier 6 Reichsthaler bezahlt, welche die Ortschaften des betreffenden Amtes an die Staatskasse abführen mussten. Von dieser Summe erhielt der Rekrut, der in der Regel eine Kapitulation auf 6 Jahre eingehen musste, ein Handgeld von 2 Reichsthalern, ferner ein Paar Schuhe und ein Hemd sowie die volle Verpflegung bis zum Eintreffen in der Garnison. Der Rest des Geldes kam dem Werbeoffizier zu gute.

Die Bekleidung und die Waffen wurden vom Staate geliefert; für ihre Instandhaltung hatten der Hauptmann und Rittmeister zu sorgen, die dafür durch eine ziemlich beträchtliche Summe entschädigt wurden; der Rittmeister war auch dafür verantwortlich, dass die Reiter mit tauglichen Pferden versehen waren. Die Montur bestand aus einem weissgrünen, rotgefütterten Rock (Oberkleid), der bis über die Kniee reichte, einer roten Weste (Unterkleid) sowie dunkelblauen Tuchhosen und braunen Strümpfen (Gamaschen); als Kopfbedeckung diente ein schwarzer Filzhut mit Quaste. Ferner trugen die Musketiere ein breites Büffelwehrgehenk mit einem Seitengewehr (Degen), die Gefreiten mit einem Bajonnet; als Schusswaffe führten alle die Muskete. Die Reiter waren ähnlich gekleidet; sie trugen die Muskete über dem Rücken und einen Säbel mit eisernem Bügel am Bandelier über der Schulter. Da sie nach Erfordern absitzen und zu Fuss fechten mussten, hatten sie keine „Stulpen" wie die Kürassiere, sondern trugen leichte Stiefel und lederne Gamaschen.

Meistens liessen sich nur solche Leute anwerben, welche im Gebrauch der Waffen bereits geübt waren. Für die „Neulinge im Soldatenhandwerke" wurde im Jahre 1682 ein Leutnant als „Fechtmeister" angestellt, dem die gesamte Ausbildung übertragen war. Ein Exerzieren in Kompagnieen gab es nicht: die Mannschaften thaten weiter keinen Dienst, als dass sie die allerdings sehr zahlreichen Posten der Haupt- und Thorwachen jeder Stadt sowie vor den Schlössern des Kurfürsten oder seines Statthalters in Coblenz besetzten. Alle Leute, welche nicht auf Wache waren, durften in ihren Garnisonen arbeiten und durch ein Handwerk ihr Brot verdienen. Ausserdem war es den Offizieren gestattet, einzelne Leute auch auf längere Zeit und nach auswärts, z. B. zu Erntearbeiten in die Heimat zu beurlauben, doch musste dann stets ein Ersatzmann für den Wachtdienst gestellt werden. Als aber später von dieser Erlaubnis ein übertriebener Gebrauch gemacht wurde, ordnete eine kurfürstliche Verfügung an, dass allen Soldaten, welche länger als 8 Tage ausserhalb der Garnison sich befänden, ein Monatssold abgezogen werden solle.

Jedes Vierteljahr wurden die Truppen durch den Kriegskommissarius gemustert. Die hierbei aufgestellten Listen, welche die Personalien der Offiziere und Mannschaften enthielten, wurden mit den monatlichen Zahl- oder Soldlisten verglichen, alle Unregelmässigkeiten im Rechnungswesen wurden vom Kurfürsten schwer geahndet.

Nach einer Soldliste vom Juni 1683 erhielt bei der Infanterie im Monat der

Oberst	33	Reichsthlr.	nebst 3 Rationen	und 4 Brotportionen
Oberstleutnant und Oberstwachtmeister	25	„	„ 3 „	„ 3 „
Hauptmann	20	„	„ 1 „	„ 3 „
Leutnant	12	„		2 „
Fähnrich	9	„		2 „
Feldwebel	4	„		
Korporal	2	„	42 Albus	
Musketier	1	„	48 „	

Bei der Kavallerie waren die Gehälter etwas höher, ausserdem mehr Rationen zuständig.

An Verpflegung wurde der „Soldateska" nur das Brot geliefert, für das Übrige hatte sie selbst zu sorgen. Die Offiziere konnten das Korn in natura empfangen oder sich das Brotgeld auszahlen lassen. Die Fourageration, welche nur für wirklich gehaltene Pferde geliefert wurde,

betrug 1¹/₄ Simmer Hafer und 2 grosse Bauschen Stroh die Woche, sowie 10—12 Pfd. Heu täglich. Der Kostenaufwand für das Kontingent war nach heutigen Begriffen nicht sehr hoch Im Jahre 1682 betrugen die Ausgaben für Gehalt der Offiziere und Sold der Mannschaften sowie für die Verpflegung von Mann und Pferd rund 42000 Reichsthaler.

Die Truppen waren nur auf der Festung Ehrenbreitstein und teilweise in Coblenz in Kasernen und Baracken untergebracht, in Trier und im Thal Ehrenbreitstein wohnten sie bei den Bürgern. Nach dem Quartier-Reglement vom 4 November 1675 [1]) erhielten die Unteroffiziere und Gemeinen bei ihren Wirten nur das blosse Obdach und die Feuerstelle, das Holz mussten sie sich selbst beschaffen. Auf das Strengste war es verboten, sich an seinem „Hausvater" oder dessen Hausgenossen zu vergreifen. Den Offizieren war es freigestellt, ihr Quartier zu beziehen oder sich von ihren Wirten auszahlen zu lassen. Diese Servisgelder wurden späterhin aus der Landschaftskasse entrichtet. Bei Märschen hatten sich die Mannschaften mit der „trockenen" Hausmannskost (d. h. ohne Getränk) zu begnügen, die Offiziere sollten mit bescheidener Verpflegung vorlieb nehmen und hatten nur Anspruch auf ein Maass Wein, oder, wo dieser nicht zu haben war, auf 1 Liter Bier [2]). —

Bereits im Jahre 1684 erschien der französische General Créqui wieder vor Trier, um Rache für die Niederlage an der Conzer Brücke zu nehmen. Die zwei schwachen Kompagnieen, welche die Besatzung der Stadt bildeten, konnten dem feindlichen Heere gegenüber nicht Stand halten: nach kurzen Verhandlungen zog Oberstleutnant von Hilchen nach Coblenz ab und vereinigte sich dort mit dem übrigen kurtrierischen Kontingent. Dasselbe war während des Krieges durchschnittlich 2000 Mann stark und bestand aus den Infanterie-Regimentern von Sehlern und von Hilchen, welche je 8 Kompagnieen hatten. Die Kompagnie zu Pferde wurde 1686 wegen der allzugrossen Kosten aufgelöst.

Besonderen Ruhm erwarben sich die Kurtrierer durch die heldenmütige Verteidigung von Coblenz im Jahre 1689. Obwohl die Franzosen bereits über ein Drittel der Stadt in Brand geschossen hatten, wies der wackere Kommandant, Generalmajor von der Lippe, alle Aufforderungen zur Übergabe rundweg ab und zwang den Feind durch seine vortrefflich angelegten Gegenminen zum Abzug. Der grösste Teil der kurtrierischen Truppen verblieb später als Besatzung in der Festung; einzelne Kompagnieen unternahmen kleinere Streifzüge und fügten den Franzosen

¹) Scotti, I. 241.
²) Ebd. II. 314.

manchen Schaden zu, wie z. B. Oberstleutnant von Landenberg 1691 mit 4 Kompagnieen bei Boppard und Welmich.

Nach dem Frieden von Riswyck 1697 wurden 5 Kompagnieen aufgelöst, der Stand der beiden Regimenter betrug nunmehr 1100 Mann in 11 Kompagnieen, von denen 2 unter Oberstleutnant Stein nach dem Abmarsch der Franzosen im Mai 1698 in Trier einzogen.

Aber nur kurze Zeit der Ruhe war dem Erzstift vergönnt: gleich zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges besetzten die Franzosen Trier von neuem. Am 20. März 1702 beschlossen die vorderrheinischen Kreise zu Nördlingen, das frühere Kriegskontingent von 6500 Mann sofort wieder aufzustellen und die Festungen schleunigst zu armieren [1]). Die beiden trierischen Regimenter wurden wieder auf 2000 Mann gebracht, mit Aufbietung aller Kräfte wurde an den Werken des Ehrenbreitsteins und in Coblenz gearbeitet. Um noch mehr zu einem glücklichen Ausgange des Krieges beizutragen, sollte nach dem Vertrage jeder Staat so viele Truppen, „als er nach Beschaffenheit der Konjunkturen und der raison de guerre entbehren konnte, mit den dazu gehörigen Regimentsstücklein und andern nötigen Requisiten zu dem Heere des Kaisers stossen lassen.“ Fünf trierische Kompagnieen, etwa 550 Mann, nahmen unter Oberstleutnant von Wamboldt an den Zügen Malborough's und des Prinzen Eugen teil, fochten wacker bei Hochstädt mit und bildeten später längere Zeit die Besatzung von Mæstrich.

Am 8. Mai 1702 hatte der Kurfürst ausserdem ein Bündnis mit England und Holland geschlossen, in welchem diese beiden Staaten versprachen, das Erzstift gegen die Drangsale des Krieges zu schützen und jährlich 50000 Reichsthaler beizusteuern. Dafür sollte der Kurfürst die Festungen verstärken und stets mit drei vollzähligen Bataillonen besetzt halten. Getreulich kam der Kurfürst seinen Verpflichtungen nach, obwohl das obere Erzstift fast die ganze Zeit des Krieges hindurch unter der Last der Einquartierung seufzte.

Im Jahre 1710 wurden die beiden Regimenter zu einem vereinigt, an dessen Spitze Oberst von Wamboldt trat. Die damals geschaffene Einteilung in 17 Kompagnieen blieb bis zum Jahre 1781 bestehen: die Grenadierkompagnie, welche einen etwas höheren Stand wie die Füsiliere und Musketiere hatte, war in erster Linie zum Wachtdienst in der Residenz im Thal bestimmt und erhielt daher die besten und tüchtigsten Leute des ganzen Regiments.

---

[1]) Hontheim III S. 927 Anm. a.

Der spanische Erbfolgekrieg, welcher durch den badischen Frieden 1714 seinen Abschluss fand, hatte wiederum die Ohnmacht und vor allem die Langsamkeit der Reichsarmee gezeigt. Die Stände beschlossen daher auf den Reichstagen zu Frankfurt 1711 und 1713, sowie während der Verhandlungen mit Frankreich, auch schon im Frieden ein stärkeres und schlagfertigeres Heer zu unterhalten und die Festungswerke an der Grenze besser auszubauen. Um den Kurfürsten von Trier, dessen Land am meisten im Kriege gelitten hatte, etwas zu entlasten, wurden die Stände des Westerwälder Kreises zur Besetzung von Ehrenbreitstein sowie zu den Frohnden des Baues und der Armierung der neuen Festungswerke mit herangezogen. Dafür aber wurde Trier die Festung Trarbach zugewiesen, welche die Holländer nach dem Utrechter Frieden aufgegeben hatten. Oberstleutnant Graf O'Connor, ein geborener Irländer, wurde zum Kommandanten von Trarbach ernannt; zu der Besatzung, welche 190 bis 200 Köpfe betragen sollte, stellte jede Kompagnie in halbjährlichem Wechsel 15—16 Mann.

Obwohl die Kriegsmacht Kurtriers 11—1200 Mann betragen sollte, entliess der Kurfürst nach dem badischen Frieden fast die gesamte Soldateska und behielt nur so viel zurück, um die Posten besetzen zu können. Aber selbst diese Ausgabe scheint das ausgesogene Land nur mit Mühe ertragen zu haben; mehr als einmal werden in kurfürstlichen Erlassen für die saumseligen Steuerzahler die Kreis- oder landesherrliche Militärexekution angedroht [1]).

Im Jahre 1719 erhielten die Truppen eine neue Uniform: die Musketiere trugen hinfort einen weissen Rock, weisses Kamisol mit roten Auf- und Überschlägen (Klappen), rote Strümpfe und schwarze Gamaschen, sowie einen schwarzen, dreieckigen Filzhut. Das Kamisol der Grenadiere war von roter Farbe, als Kopfbedeckung trugen dieselben eine Kappe oder Mütze. Die Uniform der Artilleristen endlich war aus blauem Tuch und mit Scharlach besetzt, an dem schwarzen Hut hatten sie eine silberne Borde.

Der Soldat bekam nunmehr alle 3 Jahre von Staatswegen eine neue grosse Montur (Rock, Kamisol und Hose), die kleine Montur (Hemd, Schuhe, Strümpfe, Säbelquaste, Halsbinde und Haarzopfband), wurde alle $1^1/_2$ Jahre neu geliefert. Die Kosten einer vollständigen Montur, zu denen der Soldat monatlich 24 Albus beizutragen hatte, betrugen rund 14—16 Reichsthaler.

---

[1]) Siehe u. a. Erlass vom November 1722. Hontheim III. 929.

Bei Beginn des polnischen Erbfolgekrieges (1733—1738) trat Kurfürst Franz Georg von Schönborn als treuer Reichsfürst auf Seiten des Kaisers und sandte ihm ein Bataillon zum Reichsheere ab. Die vier Kompagnieen desselben wurden durch Abgaben „von in den Kriegsexerzitien besonders wohlgeübten Leuten" des ganzen Regiments auf je 125 Köpfe gebracht; die Mannschaften erhielten zum Unterschied von den zurückbleibenden Kompagnieen statt der roten Aufschläge und Klappen blaue, die jedoch nach dem Feldzuge als „unschön und unpraktisch" wieder abgeschafft wurden.

Im März 1733 fiel der französische Marschall Belle-Isle in das Erzstift ein, belegte Trier mit starker Einquartierung und zog dann selbst mit auserlesenen Grenadieren gegen die Festung Trarbach, wo er am 8. April ankam [1]). Der Versuch, die Festung zu überrumpeln, scheiterte an der Wachsamkeit der Posten. Am andern Morgen aber sprengten die Franzosen mit Petarden die Thore der Stadt: Hauptmann Boudonville wurde mit 42 Mann gefangen genommen, Fähnrich Buchholz, welcher die Wache am Moselthor hatte, konnte sich mit seinen 24 Musketieren in die Festung retten. Auch eine vom Kurfürsten zur Verstärkung abgesandte Kompagnie, welche an demselben Tage gegen 7 Uhr früh in Traben angekommen war, konnte noch rechtzeitig gewarnt werden und gelangte trotz heftigster Verfolgung unversehrt wieder nach Coblenz. Die Franzosen, die sich inzwischen auf zehn Regimenter verstärkt hatten, gingen zur förmlichen Belagerung über und beschossen die kleine Veste mit schwerem Geschütz. Vier Wochen verteidigte sich die tapfere Besatzung auf das Hartnäckigste, zweimal wurde der Sturm zurückgeschlagen. Am 2. Mai gelang es der französischen Artillerie endlich, eine grosse Bresche zu legen: Oberstleutnant von Hohenfeldt musste sich zur Kapitulation entschliessen. Zwei Tage später zog die Besatzung, welche im ganzen nur einen Verlust von 7 Toten und 14 Verwundeten gehabt hatte, mit brennenden Lunten und unter Trommelschlag, sowie mit ihrem sämtlichen Geschütz und Bagage nach Coblenz ab. Hier hatte man bereits angefangen, die Festungswerke in verteidigungsfähigen Stand zu setzen, aber die Franzosen rückten nicht weiter vor, sondern begnügten sich damit, die Festung Trarbach dem Erdboden gleich zu machen.

Die Reichsarmee, bei welcher auch das kurtrierische Bataillon stand, war in einem solchen Zustande, dass sie im Sommer 1734 und

[1]) Diarium über die Belagerung und respektive Defension des Schlosses zu Trarbach 1733. Das Schloss lag auf einer Anhöhe über der Stadt und war mit dieser durch eine Fallbrücke verbunden.

1735 nichts Ernstliches unternehmen konnte. Erst Ende September 1735 brach Generalfeldmarschall Graf Seckendorf von Mainz nach der Mosel auf und schlug die Franzosen am 20. Oktober in dem Treffen bei Clausen. Während des nun folgenden Waffenstillstandes lag Freund und Feind im Erzstift, erst im Frühjahr 1738, nach dem Wiener Frieden, rückte Oberstleutnant Stein mit den Kompagnieen von Mees und Rumling in Trier wieder ein.

Im Jahre 1742 wurde bei Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges das gesamte Kontingent wieder in Coblenz vereinigt, in Trier mussten für längere Zeit die Bürger die Wachen an den Thoren besetzen. Bei der grossen Entfernung des Kriegsschauplatzes kamen die kurrheinischen Kreisregimenter aber nicht zur Verwendung im Felde.

Da die Werbekosten oft recht hohe waren und bei dem rührigen Treiben der preussischen Werber nur wenige kriegstüchtige Burschen übrig blieben, führte der Kurfürst durch zwei Erlasse vom 8. und 23. Mai 1742 die Aushebung aus den Ämtern ein [1]). Danach sollte jedes Amt aus seinen Landsknechten, d. h. den zur Landmiliz Gemusterten eine bestimmte Anzahl zu sechs-, oder wenigstens vierjähriger Dienstzeit auswählen, „von deren Treue man versichert sein kann, dass sie nicht durchgehen werden.“ Ausgeschlossen waren Verheiratete, es sei denn, dass sie sich verpflichteten, ihre Frauen während des Dienstes nicht zu sich zu nehmen. Innerhalb 14 Tagen mussten die Gemusterten dem kommandierenden Feldmarschallleutnant von Botzheim in Coblenz vorgestellt werden, wo sie auf Kosten der Ämter eingekleidet und ausgerüstet wurden.

Nach einer späteren Verfügung [2]) — 5. Dezember 1744 — sollten zunächst die Freiwilligen zum Dienste genommen werden, alsdann die Bettler und solche Elemente, die wegen Armut oder infolge schlechten Lebenswandels den Gemeinden zur Last fielen. Die an der bestimmten Zahl noch fehlenden Rekruten wurden sodann der Reihe nach aus den Haushaltungen bestimmt, in denen 4, dann 3 und endlich 2 musterfähige Burschen waren. Zuletzt wurden durch das Los die einzigen Söhne gezogen. Daneben waren Loskauf und Stellvertretung gestattet. Von den 25 Reichsthalern, welche man für vollkommene Dienstbefreiung bezahlen musste, wurden 12 Thaler für die Montur und 2 für das Handgeld des anderweitig Anzuwerbenden gebraucht, der Rest des Geldes floss in die Staatskasse. Bei der Stellvertretung wurden zwei Arten

[1]) Scotti, II. 491.
[2]) Scotti, II. 506.

unterschieden: diejenigen, welche noch nicht drei Jahre gedient hatten, mussten einen Ersatzmann auf sechs volle Jahre stellen; der Stellvertreter der übrigen hatte nur noch drei Jahre zu dienen Im Falle, dass der Stellvertreter, welcher nicht älter als 36 Jahre sein durfte, desertierte oder starb, musste wiederum Ersatz geschaffen oder eine vom Kommissarius festgesetzte Summe bezahlt werden. Die Beamten, welche durch Bestechlichkeit oder Parteilichkeit zu Klagen Veranlassung gaben, wurden ohne Nachsicht ihrer Stellen entsetzt und schwer bestraft. —

Als Friedrich der Grosse im Oktober 1756 in Sachsen eingerückt war, begannen auch die Reichsstände mit ihren Rüstungen gegen den preussischen König und setzten ihre Kontingente auf Kriegsstärke. In Kurtrier war für das Ausrücken aber Nichts vorbereitet: es mussten zunächst neue Gewehre angeschafft, Zelte und Tornister besorgt sowie die Wagen für den Tross hergerichtet werden; Tag und Nacht arbeiteten in Coblenz sämtliche Schneider an der Montur für die eingezogenen Ergänzungsmannschaften. Trotz heftigen Drängens seitens des Kurfürsten Johann Philipp konnten die beiden Bataillone erst am 13. bezw. 20. Juni 1757 — also etwa $^3/_4$ Jahre nach Beginn des Krieges — Ehrenbreitstein verlassen. Die Bataillone, welche Oberst von Coll befehligte, bestanden aus je 4 Kompagnieen zu 140 Mann, dazu kamen noch 4 Geschütze, zu deren Bedienung 1 Feuerwerker, 8 Büchsenmeister und 20 Handlanger mit ins Feld zogen. Der Tross war im Vergleich zu heutigen Verhältnissen recht bedeutend, er bestand aus

4 vierspännigen Munitionswagen und
6 zwei- „ „ karren,
6 vier- „ Zeltwagen,
4 vier- „ Proviantwagen,
1 vier- „ Rüstwagen mit allerlei Gerät,
1 vier- „ Schmiedewagen,

sowie den zahlreichen Kaleschen, Wagen und Packpferden der Offiziere, im ganzen aus rund 160 Pferden und über 120 Knechten u. s. w.

Über Obernburg und Kitzingen marschierten die Trierer nach Fürth, wo sie sich mit den übrigen Kreisregimentern vereinigten. Anstatt die Verpflegung der gesamten Reichsarmee einheitlich zu regeln, hatte jedes Kontingent mit besondern Lieferanten Verträge geschlossen, wie überhaupt die Hoheit und Eigenart eines jeden Reichsfürsten auf das Peinlichste und Eifersüchtigste gewahrt wurde. Durch das „beständige Exerzieren“ nutzten sich die Gewehre mehr und mehr ab, die Verpflegung wurde von Tag zu Tag schlechter, die Erkrankungen nahmen bei den

Truppen zu, da sie an das Marschieren und die Strapazen nicht gewöhnt waren. Kein Wunder, dass auch viele Desertionen vorkamen, doch sollten sie, wie Oberst von Coll mit einem gewissen Stolze an seinen Kurfürsten berichten konnte, bei den Kurtrierern am seltensten sein [1]).

Anfangs September 1757 trat die Reichsarmee unter dem Prinzenvon Hildburghausen langsam den Vormarsch nach Thüringen an: am 5. November wurde sie bei Rossbach entscheidend von den Preussen geschlagen. Die beiden trierischen Bataillone, welche im ersten Treffen gestanden hatten, gerieten in das Feuer einer grossen preussischen Batterie und wurden durch die Kavallerie-Regimenter Seydlitz' vollständig versprengt. Schon verbreitete sich in der Heimat das Gerücht, dass nur ein Tambour aus der Bataille übrig geblieben sei, worauf der Kurfürst den Ausspruch gethan haben soll: Nun, dann kann der Teufel auch noch den Tambour holen! Aber in den Winterquartieren bei Meiningen und Wasungen fanden sich im Laufe der nächsten Wochen viele Versprengten wieder ein: von den 1160 Mann, welche an der Schlacht teil genommen hatten, waren nur 25 in Gefangenschaft geraten, darunter der über siebzigjährige Hauptmann Bongard; Oberstwachtmeister Lombardius und Fähnrich Trapp sowie 6 Mann waren verwundet, 24 Mann endlich blieben vermisst, d. h. sie hatten die Gelegenheit zur Desertion benutzt. Auch die verloren gegangene Kanone und die beiden Zeltwagen trafen im Dezember wieder bei der Truppe ein.

Im April 1758 sammelte sich die Reichsarmee bei Bayreuth und wurde sodann nach der böhmisch-sächsischen Grenze vorgezogen, um die linke Flanke der in der Lausitz stehenden österreichischen Armee zu sichern. Der Sommer verlief im allgemeinen ruhig: Das II. trierische Bataillon bildete mehrere Monate lang die Bedeckung des Artillerieparks, das I. unternahm mit österreichischer und kurpfälzischer Reiterei einen Streifzug gegen preussische Freitruppen. Als man im Juli des Gegners endlich habhaft zu sein glaubte und zum Angriff vorgehen wollte, hatte der heftige Regen alle Patronen unbrauchbar gemacht. Ohne weiter mit dem Feinde in Berührung gekommen zu sein, rückte man Ende Oktober im Thüringischen wieder in die Winterquartiere.

Um den ewigen Klagen über die schlechte Verpflegung ein Ende zu machen, hatte der Kurfürst im Herbste 1758 mit zwei Schutzjuden aus Coblenz einen Vertrag geschlossen; aber nach wie vor war das Brot

[1]) Die zahlreichen und ausführlichen Briefe des Obersten von Coll und seiner Nachfolger an den Kurfürsten finden sich im Staatsarchiv Coblenz und sind für die Schilderung des siebenjährigen Krieges benutzt worden.

schimmelig, die Haferration nicht vollwichtig, die Montur und die Zelte konnten kaum noch geflickt werden; die Mannschaften litten sehr durch Hunger und Kälte, Krankheiten und Desertionen nahmen in erschreckender Weise zu.

An Stelle des Obersten von Coll übernahm der bisherige Kommandant von Ehrenbreitstein, Oberstleutnant Freiherr von Brackel, das Kommando. Er war ein tüchtiger Soldat und hatte in fremden Kriegsdiensten reiche Erfahrungen gesammelt. Zunächst richtete er sein Augenmerk darauf, die Bewaffnung und Bekleidung des Regiments in einen kriegsbrauchbaren Zustand zu setzen. Nach langem Drängen sandte die Regierung aus Coblenz endlich neue Gewehre sowie eine frische grosse Montur und bewilligte zur Beschaffung von Schuhen und Kleinbekleidungsstücken jedem Manne eine tägliche Zulage von 1 Kreuzer. Daneben benutzte der neue Kommandeur die Winterszeit zum Exerzieren: „Ich habe," heisst es in einem Briefe an den Kurfürsten, „ein neues ‚Exerzitium' eingeführt; solches haben Seine Durchlaucht der kommandierende General approbiert, und fangen die Unteroffiziere an, sich ziemlich darinnen zu üben [1])."

Im Frühjahr 1759 überfiel Prinz Heinrich von Preussen die Reichsarmee in ihren Winterquartieren. In haltloser Flucht gelangte dieselbe bis Nürnberg. Erst im Juli rückte der Prinz von Pfalz-Zweibrücken, der inzwischen das Kommando übernommen hatte, in Sachsen ein und eroberte die nur von schwachen preussischen Abteilungen besetzten Städte Leipzig, Torgau und Dresden. Da die Gewehre des trierischen Regiments schon wieder kriegsunbrauchbar und „zu nichts mehr nutz" waren, wurden die beiden Bataillone zur Besetzung von Torgau bestimmt. Bei der Annäherung preussischer Truppen unter General von Wunsch mussten sie aber die Stadt räumen und traten den Marsch über Leipzig nach Dresden an, um sich dort wieder an die Reichsarmee anzuschliessen. Unterwegs wurden die sorglos dahinziehenden Kurtrierer von preussischen Husaren angegriffen; die ganze Bagage mit allen Zelten, Schnappsäcken (Tornistern) und den übrigen Feldrequisiten, sowie eine Kanone fielen in die Hände der Preussen.

Im Jahre 1759 war die Aufgabe der Reichsarmee, Kursachsen von dem Gegner zu befreien, nicht gelöst worden; zum dritten Male wurden fast dieselben Winterquartiere in Thüringen bezogen.

---

[1]) Dieses Exerzier-Reglement, welches nach dem Vorbild des preussischen bearbeitet ist, erschien 1764 im Druck und ist mit einigen unbedeutenden Änderungen bis zum Jahre 1802 gültig gewesen.

Durch mehrere österreichische Regimenter verstärkt, rückte die Reichsarmee 1760 von neuem nach Sachsen vor. Bei Strehla wurde die schwache Abteilung des preussischen Generals von Hülsen geworfen, dann nahm man das von wenigen Kompagnieen besetzte Torgau ein und schleifte die Befestigungen von Wittenberg. Stolz auf die errungenen Erfolge wollte man schon bei Leipzig die Winterquartiere beziehen, als die Nachricht von dem Siege Friedrichs des Grossen über Daun bei Torgau einging; die Kontingente zogen es nun vor, im Bayerischen zu überwintern.

Allenthalben war man in der Reichsarmee des Krieges müde; dazu herrschte bei den Trierern grosse Verstimmung, weil man ihnen zur Beschaffung der neuen Montur monatlich 20 Kreuzer abzog. Aus Schleusingen baten daher die Mannschaften des I. Bataillons den Kurfürsten um ihre Entlassung: „Wir sind", heisst es in dem von je einem Musketier der 4 Kompagnieen unterzeichneten Schreiben, „vor über vier Jahren ausgehoben, wider unsern Willen zum Soldaten gemacht und schon im Juni 1757 ins Feld gesandt worden. Jeder von uns ist bei der schlechten Ausrüstung und der mangelhaften Verpflegung genötigt, sich Geld von Hause schicken zu lassen, wodurch es dann gekommen ist, dass fast Alle bei diesem Soldatenleben ihr bischen Erbteil zusetzen und, wenn es noch länger so fortgehen sollte, mit der Zeit zu Bettlern werden müssen." Der Kurfürst sah sich veranlasst, einen neuen Rekrutenauszug zu befehlen und weitere 200 Mann auf den Kriegsschauplatz zu senden; die ältesten Kapitulanten wurden entlassen, doch mussten sie die Zeit, welche ihnen an sechs Jahren noch fehlte, in der Garnison weiter dienen.

Im Jahre 1761 kam die Reichsarmee gar nicht mit dem Feinde in Berührung; sie gelangte auf ihrem Vormarsche nach der Elbe nur bis in die Gegend von Plauen und bezog daselbst Winterquartiere. Um so verhängnisvoller und unruhiger verlief das letzte Kriegsjahr 1762. Am 21. Juni überraschte Seydlitz den Prinzen von Stolberg, der an die Stelle des Prinzen von Zweibrücken getreten war, bei Chemnitz und trieb seine Armee in wilder Flucht bis Hof; einen Monat später wurde sie abermals im Lager bei Lengefeld von preussischen Husaren überfallen; am 29. Oktober endlich griff Prinz Heinrich von Preussen die bereits stark gelichteten Reichskontingente bei Freiberg an und schlug sie in dreistündigem Kampfe vollständig. Das kurtrierische Regiment, welches nach einer Standestabelle vom 31. Juli 1762 nur noch 25 Offiziere, 875 Feuergewehre und 3 Geschütze zählte, hatte hier den bedeutendsten Verlust im ganzen Feldzuge: 1 Offizier, 27 Mann fielen, 39 wurden verwundet, 5 Offiziere und 42 Mann gerieten in Gefangenschaft.

Grosse Freude herrschte daher in den Winterquartieren bei Bamberg, als die Kunde von dem am 15. Februar 1763 zu Hubertusburg geschlossenen Frieden eintraf. Nachdem der Prinz von Stolberg dem Regimente „für die erzeigte Akkuratesse und guten Willen, sowie auch für die bei allen vorgekommenen Gelegenheiten an den Tag gelegte Bravour und Tapferkeit“ den verbindlichsten Dank ausgesprochen hatte, marschierten die Bataillone in die Heimat zurück, wo sie Anfang Mai halb verhungert, in zerlumpten Uniformen, zerrissenen Schuhen und zertrümmerten Munitions- und Bagagewagen anlangten.

Den Kapitulanten auf Kriegsdauer sowie den ältesten Jahrgängen der „Landrekruten“ wurde unverzüglich der Abschied erteilt. Der Stand des Regiments wurde auf das geringste mögliche Mass herabgesetzt, die Kompagnieen waren durchschnittlich nicht stärker als 40—42 Köpfe.

Nur zu deutlich hatte der 7jährige Krieg die Schwächen der Reichsarmee und ihrer einzelnen Kontingente aufgedeckt: sie waren in der That zum Gespötte der Leute geworden. Zwar machte man in Kurtrier schon gleich nach dem Friedensschlusse verschiedene Vorschläge zur Besserung des Regiments und bemühte sich, das Ansehen des einzelnen Soldaten und des ganzen Standes zu heben, aber alle Versuche zu einer durchgreifenden Reorganisation mussten an dem Widerstand der Landstände scheitern, welche das dazu nötige Geld nicht bewilligen wollten und bei der schlechten Finanzlage des Erzstiftes wohl auch nicht konnten.

So blieb denn Alles beim Alten: die Soldaten zogen jeden zweiten oder dritten Tag auf Wache, während der übrigen Zeit betrieben sie ihr Handwerk oder verdienten sich, da die Löhnung sehr gering war, auf andere Weise ihren Lebensunterhalt, sehr oft als Diener oder Kutscher in den adeligen Familien zu Coblenz und Trier. Fast $^3/_4$ aller Soldaten waren verheiratet, ihre Familien mussten natürlich auf Staatskosten unterhalten werden. Da die Kapitulation meistens auf Lebenszeit abgeschlossen wurde, war mancher schon bejahrt; 60jährige Grenadiere und Musketiere gehörten keineswegs zu den Seltenheiten.

Im Jahre 1781 wurden 6 Kompagnieen beim Regiment aufgelöst und der gesamte Militärstand neu eingeteilt. Nach der Verfügung vom 24. Dezember sollte das Infanterie-Regiment nunmehr aus dem grossen und dem kleinen Stabe — im ganzen 40 Köpfen — sowie den beiden Bataillonen[1]) zu je einer Grenadier- und 5 Füsilier-Kompagnieen bestehen.

[1]) Bisher waren Bataillone nur im Kriegsfalle gebildet worden.

Die Grenadier-Kompagnie hatte einen Sollstand von 5 Offizieren und 100 Mann, die Füsilier-Kompagnieen zählten nur 3 Offiziere und 75 Mann. Das eine Bataillon lag geschlossen in Coblenz, von dem andern waren die Grenadiere im Thal untergebracht, 2 Kompagnieen bildeten die Besatzung von Ehrenbreitstein, 3 standen in Trier. Der zweiten Grenadierkompagnie, welche neu gebildet werden musste, wurden die besten und tüchtigsten Leute des ganzen Regiments überwiesen. Die Mannschaften der aufgelösten Kompagnieen wurden teils verabschiedet oder zu den Invaliden versetzt, teils in die andern Kompagnieen eingereiht. Die überzählig gewordenen Offiziere wurden zunächst „aggregiert“ und fanden später wieder Verwendung, sobald eine Stelle frei geworden war. Die Stabsoffiziere sollten hinfort keine Kompagnieen mehr haben, sondern nur den Dienst als Regiments- bezw. Bataillons-Kommandeur sowie als Kommandant in den einzelnen Garnisonen versehen.

Das Artillerie- und Ingenieurkorps, welches ganz auf der Festung Ehrenbreitstein untergebracht war, bestand aus 39 Köpfen: 2 Offizieren, 4 Feuerwerkern, 4 Miniers, sowie 29 Wall- und Büchsenmeistern. Daneben bestand zu Coblenz seit dem Jahre 1719 die Leibgarde zu Pferde, welche 3 Offiziere und 50 Mann stark war. Sie bewachte in erster Linie das Palais des Kurfürsten und versah bei den Reisen desselben den Depeschendienst; einen militärischen Wert hatte das Korps nicht.

Als oberste Verwaltungs- und Rechnungsbehörde wurde endlich nach österreichischem Vorbilde der aus 5 Mitgliedern bestehende Hofkriegsrat eingerichtet, dessen ausführendes Organ das Kommissariat war: ein Kriegs- und ein Baukommissarius, sowie ein juristisch vorgebildeter Sekretarius standen an der Spitze der einzelnen Abteilungen desselben.

Durch Fortfall der „Klappen“ an dem Rock und einige andere Vereinfachungen wurde die Uniform bedeutend billiger; aus Ersparnisrücksichten wurde den Mannschaften ausser einer Hose von Tuch nunmehr auch eine lederne zum täglichen Gebrauch überwiesen. Die Lieferung der gesamten Montur, die auf besonderen Kammern bereit gelegt werden sollte, wurde dem Kaufmann Pottgiesser zu Coblenz übertragen, welcher sich verpflichten musste, Tuch, Leder u. dgl. nur im Erzstifte anzukaufen [1].

Ein Jahr später (im Dezember 1782) reichte Oberstleutnant de Perney, welcher fast alle Heere Europas kennen gelernt und zuletzt in französischen Diensten gestanden hatte, ein Gutachten ein über „die

[1]) Grosse Tuchfabriken befanden sich z. B. in Manderscheid.

anzuwendenden Mittel, um das Militär auf einen höheren Fuss zu setzen und die Truppen zu vermehren, ohne die Unkosten zu erhöhen.“ Nach langen Verhandlungen im Hofkriegsrate wurde am 11. November 1783 die Reorganisation der Truppen befohlen, mehr als 200 Verordnungen erschienen an diesem Tage.

Der „allzu geringfügige Stand des Kontingents von rund 1100 Mann“ wurde auf 1400 erhöht[1]), bei dem Infanterie-Regiment wurden zwei neue Kompagnieen gebildet, so dass nunmehr jedes Bataillon aus einer Grenadier- und 6 Füsilier-Kompagnieen bestand. Ganz umgeändert werden musste das Artillerie- und Ingenieur-Korps; hatten bei demselben doch Leute gestanden, welche nicht einmal ein für einen Artilleristen nützliches Handwerk verstanden, geschweige denn irgend welche artilleristische oder fortifikatorische Kenntnisse besassen. An die Spitze des Korps wurde ein anerkannt tüchtiger Ingenieur gestellt, der gegen gute Bezahlung und freie Wohnung sowohl seine eigenen Untergebenen als auch die Offiziere des Regiments in den Militärwissenschaften zu unterrichten hatte. Die 27 Leute, welche hinfort die Artillerie-Kompagnie bildeten, mussten sich einer ziemlich schwierigen Prüfung unterziehen, ehe sie auf die „Artillerie-Artikel“ vereidigt wurden, und hatten auch späterhin vielfach Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu erweitern.

Um den schweren Dienst des gemeinen Mannes bei der Infanterie zu erleichtern, wurde die Stärke der Wachen verringert, jeder Soldat sollte hinfort drei wachtfreie Nächte haben. Ferner war stets der sechste Teil der Kompagnieen in die Heimat beurlaubt, um sich zu erholen. Am 1. Mai jeden Jahres mussten jedoch alle bei ihrem Truppenteil wieder eintreffen, um sowohl bei dem Exerzieren im Bataillonsverbande als auch bei der Generalmusterung zugegen zu sein.

Es soll nicht verkannt werden, dass alle diese Reformen gut gemeint waren, und dass manche Einrichtungen, wie unter anderm das Militärwitwen- und Waisen-Kasseninstitut sich auf das beste bewährten: aber die militärische Tüchtigkeit des Soldaten wurde in keiner Weise gehoben. Obwohl ein sorgfältig ausgearbeitetes Reglement jedem einzelnen — vom General bis zum Profoss — seine Obliegenheiten genau vorschrieb, wurde doch über der Wachtparade und der Musterung die Hauptsache vergessen: die Ausbildung des Soldaten zu seinem eigentlichen Berufe, im Felde für seinen Landesherrn und sein Vaterland zu kämpfen.

---

[1]) Diese beiden Zahlen sind in Wirklichkeit aber niemals erreicht worden.

Am 28. Februar 1785 wurde an Stelle der Landmiliz ein Jägerkorps [1]) errichtet und zwar auf Betreiben des Oberstleutnants de Perney, der auch an dessen Spitze trat. Diese unter dem Militärkommando, d. h. dem kommandirenden General des ganzen Kontingents stehende Truppe sollte sowohl als leichte Infanterie Verwendung finden, wie auch den Polizeidienst im ganzen Erzstift versehen. Das Korps bestand zunächst aus 150 Mann in zwei Kompagnieen, wurde jedoch im Jahre 1787 auf vier Kompagnieen verstärkt, von denen in halbmonatlicher Ablösung zwei in Ehrenbreitstein und Trier in Garnison lagen und zwei sich im Unter- bezw. Obererzstift auf Streifungen befanden. Jede Kompagnie bestand aus

2 Oberoffizieren (1 Hauptmann, 1 Leutnant),
8 Unteroffizieren (2 Feldwebeln, 6 Korporals),
2 Spielleuten,
12 Gefreiten sowie 43 Jägern

und zerfiel in zwei Pelotons, deren jedes wieder in vier Brigaden zu drei Rotten eingeteilt wurde. Auf diese Weise konnte, wie es in dem Jäger-Reglement hiess, jeder Feldwebel und jeder Korporal für die Disciplin und die Ausbildung seines Pelotons bezw. seiner Brigade verantwortlich gemacht werden.

Die Jäger trugen einen Rock von dunkelgrünem Tuch mit weissem Futter, Kragen und Aufschläge waren gemsfarben. Das Kamisol und die Hosen, welche bis an die Waden heruntergingen, waren weiss; die silbernen Knöpfe trugen den Namenszug des Kurfürsten (CW) mit der Krone. Die Überstrümpfe (Gamaschen) von schwarzem Tuch, welche mit kupfernen Knöpfen besetzt waren, reichten bis unter die Kniee und waren am oberen Rande scharlachrot eingefasst. Ausserdem trugen die Jäger noch einen Überrock von grünem Tuch mit gleichfarbigen Umschlägen sowie einen ebenfalls grünen Rock aus Leinen. Als Kopfbedeckung diente in der Garnison eine Sturmhaube von Leder, auf den Streifungen jedoch ein gestutzter, mit einer Borte versehener Hut. Zur Ausrüstung gehörte ferner ein Jagdsack von Kalbfell, in dem der Mundvorrat sowie Wäsche für 14 Tage mitgeführt werden konnte, ein gelber, 6 Zoll breiter Leibgurt mit einer Tasche für 6 Patronen, sowie ein kleines Jägerhorn, mit welchem sich die einzelnen Rotten auf den Patrouillengängen verständigen konnten. Als Waffe trugen die Jäger den an einem Bandelier hängenden Säbel sowie ein kurzes Feuerrohr mit herausspringendem Bajonnett.

---

[1]) Scotti, III. 811.

In Trier war die Jäger-Kompagnie im Palast untergebracht, die in Ehrenbreitstein lag in Bürgerquartieren; bei den Streifungen mussten die einzelnen Rotten sich selbst unterbringen und verpflegen; sie wurden dafür durch eine Pauschsumme entschädigt.

Über die dienstlichen Verhältnisse sowie das Leben und Treiben des kurtrierischen Militärs geben uns die Berichte des Oberstleutnants de Perney, sowie die daraufhin erlassenen Verordnungen manchen interessanten Aufschluss. Bei jeder Kompagnie des Regiments und des Jägerkorps durften nach 1783 nur 4 Unteroffiziere verheiratet sein, deren Frauen die Küche und Wäsche für je eine Stube von 12—14 Mann zu besorgen hatten. Von der Löhnung, welche alle $^1/_2$ Monat in Gegenwart des Hauptmanns durch den Feldwebel ausgezahlt wurde, mussten täglich $2^1/_2$ Albus an den Unteroffizier abgegeben werden. Dieser kaufte dafür zusammen mit der „Köchin" bei dem Metzger und auf dem Markte ein und war für eine sparsame Haushaltung verantwortlich. Brennholz und Licht, sowie das Brot wurde von Staatswegen geliefert, alles Andere mussten sich die Leute selbst anschaffen.

Um 6 Uhr früh wurde auf allen Wachen die Reveille geschlagen oder geblasen, eine Stunde später begab sich jeder Korporal zum Feldwebel und machte ihm den Rapport über seine Brigade. Der Korporal du jour meldete sodann dem Fourier, welcher das ganze Rechnungswesen zu besorgen hatte, die Stärke der Kompagnie, sowie den Abgang an Kranken im Hospital, Beurlaubten, Abkommandierten und Arretierten. Um $8^1/_2$ Uhr empfing der Hauptmann den Rapport des Feldwebels, um 10 Uhr war Befehlsausgabe beim Regimentsmajor oder Jägerkommandeur, zu dem alle Adjutanten und Feldwebel zu erscheinen hatten.

Im Sommer um $^1/_2$9 Uhr, im Winter um $^1/_2$10 Uhr mussten alle Zimmer rein und gekehrt, die Leute vollständig angezogen sein, damit der nachsehende Offizier keine Ausstellungen zu machen hatte. Gewöhnlich um $11^1/_2$ Uhr wurde gegessen; zog die Kompagnie auf Wache — nach den neuen Verordnungen jeden vierten Tag — so musste das Essen bereits um 10 Uhr fertig sein. Um $^1/_2$11 Uhr trat dann die Wache ins Gewehr, wurde verlesen und auf „Propretät" nachgesehen. Um die Mannschaften beständig in der Übung zu halten, musste der Feldwebel die Handgriffe einige Male durchmachen lassen; dasselbe geschah durch die Offiziere bei der grossen Wachtparade. Die Ablösung der Wachen erfolgte nach einem sehr umständlichen Reglement um 12 Uhr mittags; bis die beiden Wachthabenden alles genau übergeben bezw. übernommen hatten, verging fast eine ganze Stunde.

Abends um 7, im Sommer um 8 Uhr trat auf den Wirbel des Tambours die ganze Kompagnie an und wurde verlesen. Nachdem dann die Wache kommandiert und etwaige Befehle bekannt gegeben waren, mussten sich die Korporals und die Gemeinen auf ihre Stuben begeben; nur der Feldwebel und Fourier durften, wenn sie nach dem Zapfenstreich alle Quartiere nachgesehen und dem Hauptmann den Abendrapport abgestattet hatten, bis 10 Uhr ausgehen.

Jeder Korporal hatte die ihm zugewiesenen Rekruten unter Aufsicht des Feldwebels 2—3 Wochen exerzieren zu lassen. Nachdem die jungen Burschen in der Stellung und im Marschieren „firm" geworden und „der Bauer aus ihnen herausgetrieben war", lehrte der Feldwebel sie die Handgriffe und erteilte ihnen Unterricht darüber, wie sie ihre Montur und das Lederwerk sauber zu halten, sowie das Gewehr zu behandeln hatten. Auch musste der Rekrut einige Patronen allein verschiessen, „damit er das Pulver nicht scheute und lernte, wie er mit seinem Gewehr umgehen und laden sollte." Alsdann wurde er in die Kompagnie eingestellt und konnte mit auf Wache ziehen.

Die Kompagnieen sollten in den Exerziermonaten — April und Mai — nur alle zwei oder drei Tage und dann auch nicht länger als drei Stunden auf dem Exerzierplatz sein; auch mussten die Truppen bei warmem Wetter früh herausmarschieren und spätestens um 7 Uhr wieder in die Quartiere zurückkehren. Des Nachmittags durfte, wenn die Kompagnie morgens exerziert hatte, kein Dienst abgehalten werden. Die „Aufgeschriebenen," d. h. diejenigen, welche sich bei dem „Exerzitium" vernachlässigt hatten, wurden am folgenden Tage in allem belehrt und unterwiesen, worin sie gefehlt hatten.

Ende Mai fand in allen Garnisonen die Generalmusterung statt. Die Kommission, welche alljährlich vom Kurfürsten selbst eine eingehende Instruktion erhielt, bestand aus dem Regimentsmajor, dem die gesamte Ausbildung der Truppen übertragen war, und dem Kriegskommissarius. Den Vorsitz als „Generalinspekteur" führte in Trier gewöhnlich der Statthalter, in den übrigen Garnisonen der erste Staatsminister.

An dem bestimmten Tage rückte die Garnison zu Trier „en parade" in den vorderen Hof des Palastes. Bei der Ankunft des Generalinspekteurs liess der Kommandant, welcher mit gezogenem Degen vor den Truppen stand, präsentieren, Marsch schlagen und die Offiziere einmal ohne Hutabnehmen salutieren. Nachdem der Kriegskommissarius den Anzug nachgesehen und alle Ausstellungen aufgeschrieben hatte, liess der älteste Hauptmann die ganze Garnison „mit und ohne Kommando" die Hand-

griffe durchmachen und einige Bewegungen ausführen. Der Regimentsmajor überzeugte sich, dass von den Vorschriften nicht abgewichen wurde, und war verpflichtet, bei Verstössen einzugreifen und am folgenden Tage „Nachexerzieren" abzuhalten. Alsdann wurde ein Kreis gebildet; unter präsentiertem Gewehr las der Garnison-Auditor die Kriegsartikel vor.

Die Kommission begab sich darauf an den Musterungstisch, wo die Listen mit den Personalnotizen eines Jeden auflagen. Zunächst brachten der Kommandant und die zum Garnisonstabe gehörigen Personen (Platzmajor, Adjutant, Feldscheer, Pastor und Auditor) ihre Wünsche und Beschwerden vor. Darauf rückten die Kompagnieen mit klingendem Spiel heran; die Namen wurden durch den Fourier verlesen, dann gab jeder Mann einzeln, ohne Beisein von Vorgesetzten, das zu Protokoll, worüber er sich zu beschweren hatte. Am Nachmittag wurden in der Regel die Garnisongebäulichkeiten besichtigt. —

Im Jahre 1789 hatte in Frankreich die Revolution begonnen; auch in manchen Gegenden des deutschen Reiches gährte es. Als in demselben Jahre die Lütticher ihren Fürstbischof vertrieben hatten, marschierte die Jägerkompagnie von Fabre von Trier in die Eifel und sperrte die Grenze des Erzstiftes ab. Im folgenden Jahre rückten mehrere Reichskontingente in das aufständische Land ein und vollzogen auf Anordnung des Reichskammergerichts die Reichsexekution an den Ruhestörern. An der Spitze des ganzen Heeres stand der kurpfälzische General, Fürst von Isenburg. Auch ein kurtrierisches Bataillon unter Oberstwachtmeister von Kolb nahm an der Unternehmung teil. Es bestand aus zwei Grenadier- und vier Füsilierkompagnieen zu je 100 Mann und gehörte zu der Division des Kurmainzer Generalleutnants von Hatzfeld.

Infolge der langsamen Mobilmachung langten die Trierer aber erst im Juni bei dem Heere an, als die Stadt Maseyk bereits eingenommen war, doch nahm das Bataillon noch thätigen Anteil an der Belagerung von Hasselt und verlor hierbei auch einige Leute. In wenigen Wochen war die Ruhe widerhergestellt, der Fürstbischof von Lüttich konnte aus der Verbannung zurückkehren, die Reichstruppen zogen wieder in ihre Heimat ab.

Am 20. April 1792 hatte Frankreich dem deutschen Kaiser den Krieg erklärt. Wiederum war das Erzstift in Gefahr, der Tummelplatz der beiden feindlichen Heere zu werden. In Frankreich hatte man es mit dem grössten Missfallen bemerkt, dass der Kurfürst zahlreiche Emigranten in seinem Lande aufgenommen hatte. Das Erzstift schien somit besonders bedroht und Clemens Wenzeslaus wandte sich daher, Hülfe

suchend, an das Reich und den König von Preussen; als die preussischen Truppen am Rheine ankamen, wurde (am 30. Juli 1792) zu Coblenz ein Vertrag geschlossen, wonach sich Kurtrier verpflichtete, 1200 Mann Infanterie mit der nötigen Artillerie und Munition in vollkommen marschfertigem Zustande aufzustellen, denen hauptsächlich die Aufgabe zufallen sollte, die im Rücken des preussisch-österreichischen Bundesheeres liegenden Lazarette und Magazine zu decken [1]).

Die Soldaten, welche über 60 Jahre alt waren, blieben auf der Festung Ehrenbreitstein und in Selters zurück: das Regiment selbst wurde in zwei Bataillone zu je einer Grenadier- und vier Füsilierkompagnieen, sowie in eine Garnison-Division — je eine Kompagnie zu Coblenz und Trier — eingeteilt. Alle Vorbereitungen zum Ausrücken wurden getroffen, bei der Artillerie vier Geschütze und fünf Munitionswagen bespannt, in allen Ämtern Rekruten ausgehoben und Zugpferde für die Bagagewagen sichergestellt.

Das ganze Regiment wurde in Coblenz vereinigt, den Wachtdienst in Trier, wo die preussische Armee bereits im August eintraf, versah die schwache Garnisonkompagnie; die Jäger blieben zur Beobachtung an der Grenze und leisteten dort bei ihrer hervorragenden Ortskenntnis sehr gute Dienste.

Als jedoch bei dem weiteren Vordringen der Verbündeten Trier und die Ämter an der Saar durch einen feindlichen Angriff von dem in Händen der Franzosen befindlichen Saarlouis her bedroht waren, wurde Mitte September das Bataillon Trapp nach dem Obererzstift entsandt. Es beliess zwei Kompagnieen in Trier selbst und schickte zwei zur Besetzung nach Merzig. Hier kam es am 29. September zu einem Gefecht, in dem die Trierer nach tapferem Widerstande der Übermacht weichen mussten. Wenige Tage später wurde das Bataillon nach Coblenz zurückgezogen, da der Festung von den Franzosen bei Mainz ein Angriff drohte.

Nach dem Rückzuge der Verbündeten aus der Champagne rückten die Franzosen an verschiedenen Stellen in das Erzstift ein und belegten einzelne Ämter mit erdrückender Einquartierung. In Trier selbst gelang es der österreichischen Besatzung, welche nach Abzug des Bataillons Trapp unter dem Generalmajor von Brentano die Deckung der dortigen Lazarette übernommen hatte, nur mit Aufbietung aller Kräfte, den Feind

[1]) Die Thätigkeit des kurtrierischen Kontingents während der Revolutionskriege, sowie die Vorgänge in Trier sollen in der nächsten Nummer ausführlich geschildert werden.

abzuwehren. Die kurtrierischen Jäger leisteten nach wie vor treffliche Dienste und fügten den Franzosen durch ihre gewandt ausgeführten Streifzüge manchen Schaden zu.

Das Jahr 1793 verlief im Allgemeinen unglücklich für die Franzosen. Im Herbst wurden sie durch den Prinzen von Coburg ganz aus den Niederlanden vertrieben, Mainz wurde von den Preussen wieder eingenommen, die Heere der Republik erlitten bei Pirmasens und Kaiserslautern empfindliche Niederlagen. Der von Custine geplante Angriff der Moselarmee auf Trier, welcher von den beiden französischen Heeren in der Pfalz und in den Niederlanden unterstützt werden sollte, konnte somit nicht ausgeführt werden.

Von den trierischen Truppen wurde im Mai das Bataillon Trapp zur Verstärkung der Reichsarmee nach den Niederlanden herangezogen und bildete längere Zeit die Besatzung von Rœrmond. Im August wurde es nach Cöln verlegt und geleitete dann einen grösseren Gefangenen-Transport nach Linz an der Donau. Erst nach fünfmonatlicher Abwesenheit rückten die Truppen im Oktober wieder in Coblenz ein.

Die Jägerkompagnie von Fabre trat im März 1793 zu dem Streifkorps des preussischen Obersten von Szekuli, zu welchem ausserdem das preussische Füsilier-Bataillon von Wedel sowie einige Schwadronen österreichischer Husaren gehörten. Am 16. März stiess man zum ersten Male bei Stromberg auf dem Hunsrücken auf den Feind, der bedeutend überlegen war, und das Detachement zunächst zum Rückzug zwang. Allein Oberst von Szekuli rückte am 20. bereits wieder in stetem, fast täglichem Geplänkel mit dem Gegner vor, griff die französische Arrièregarde am 27. bei Waldalgesheim an und schlug sie zurück. Den ganzen Sommer hindurch operierte das Korps mit vielem Geschick; es erschien heute hier, morgen dort in der Pfalz; dank seiner grossen Beweglichkeit belästigte es bald die Flanken, bald den Rücken des Gegners. Erst am 18. Dezember rückte die Jäger-Kompagnie wieder in Coblenz ein, um die erlittenen Verluste zu ersetzen und sich für den nächsten Feldzug neu zu „equipieren.“ Für die wackere Teilnahme an den Schlachten von Pirmasens und Kaiserslautern, sowie für die „bei jeder Gelegenheit geleisteten Dienste“ erhielt Hauptmann von Fabre[1]) vom Könige von Preussen den Orden pour le mérite, drei Jäger wurden mit der goldenen, sechs mit der silbernen preusischen Verdienstmedaille — dem jetzigen

[1]) Hauptmann von Fabre (nicht zu verwechseln mit dem Artilleriemajor, späteren Obersten von Faber) war auf Veranlassung des Oberstleutnants de Perney aus französischen in trierische Dienste getreten.

Militär-Ehrenzeichen 1. bezw. 2. Klasse — ausgezeichnet. Auch der Kurfürst stiftete am 9. Januar 1797 [1]) eine goldene und silberne Verdienstmedaille, die auf der einen Seite die landesherrliche Namenschiffre, auf der anderen die Inschrift „Verteidiger des Vaterlandes“ trug. Mit der Verleihung der Denkmünze war eine jährliche Zulage von 24 bezw. 12 Rheinischen Gulden verbunden, die vom 1. Januar 1796 ab aus der kurfürstlichen Privatkasse bezahlt wurden.

Besonders grosse Anstrengungen wurden von beiden kriegführenden Parteien zu Beginn des Jahres 1794 gemacht. Auch die trierischen Landstände bewilligten 50000 Reichsthaler zur Armierung von Ehrenbreitstein, allerorts wurden namhafte Summen zur Landesverteidigung gesammelt. Am 27. Januar 1794 wurde die 6000 Mann starke „regulierte Miliz“ [2]) ins Leben gerufen. Die Organisation und Ausbildung dieser lediglich zur Verteidigung des Erzstiftes bestimmten Truppe übernahm der preussische Oberstleutnant von Neumann, an dessen Stelle nach dem Baseler Frieden 1795 der österreichische Major von Schultz trat.

Am 17. Mai 1794 verliess das kurtrierische Regiment Coblenz und trat zu dem österreichischen Armeekorps über, welches unter General von Blankenstein bei Trier stand. Das I. Bataillon verblieb in Trier selbst und entsandte eine Kompagnie nach Merzig; das II. Bataillon sowie die Jäger und die Reserve-Division (wie die beiden Garnisonkompagnieen nunmehr hiessen), deckten in kleine Abteilungen aufgelöst die Grenze des Erzstiftes bis zum Birkenfeldischen hin und stellten die Verbindung mit den Preussen in der Pfalz her.

Im Juli begann der allgemeine Angriff der Franzosen, welchem die Verbündeten keinen Widerstand leisten konnten; am 8. August rückte die französische Moselarmee unter Moreau in Trier ein, nachdem die Österreicher nach hartnäckiger Verteidigung die Pellinger Schanzen hatten aufgeben müssen.

Beim Anrücken der Franzosen auf Trier war das kurtrierische Regiment durch österreichische Bataillone abgelöst und in Eilmärschen nach Ehrenbreitstein gesandt worden, dessen Besetzung es mit einigen österreichischen, kurkölnischen und sächischen Truppen bilden sollte. Der wackere Kommandant, der österreichische Oberst von Selchern, vollendete mit grösstem Eifer die Armierungsarbeiten und teilte in geschickter Weise die Kompagnieen für die einzelnen Werke ein.

---

[1]) Scotti, III. 911.
[2]) Scotti, III. 904.

Im Oktober 1795 besetzten die Franzosen Coblenz. Von da ab verblieb das linke Rheinufer zwanzig Jahre lang in ihrem Besitz. Die Festung Ehrenbreitstein wurde erst am 18. Dezember umzingelt, aber schon nach vier Wochen machte das Erscheinen der Österreicher und der darauffolgende Waffenstillstand der Belagerung ein Ende. Am 31. Mai 1796 begannen die Feindseligkeiten aufs neue, wenige Tage später begann die zweite Blokade, welche indessen nur kurze Zeit dauerte; Erzherzog Karl säuberte nach dem Siege bei Wetzlar das ganze rechte Rheinufer von den Franzosen.

Als der Erzherzog jedoch nach dem Oberrhein abgezogen war und die österreichischen Truppen die Gegend der Lahn ganz aufgegeben hatten, schloss die Division Poncet die Festung wieder ein und belagerte sie 71 Tage lang. Schon waren 2 Offiziere und 94 Mann den feindlichen Kugeln und den Krankheiten zum Opfer gefallen, schon begann der Gegner, mit schwerem Geschütz die Werke zu beschiessen, als die Nachricht von dem Anrücken des siegreichen Erzherzogs Karl eintraf; am 18. September 1796 zogen daher die Franzosen wieder ab; kurze Zeit darauf wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen, um den erschöpften Heeren Ruhe in den Winterquartieren zu gewähren. „Der Oberst und die ganze Besatzung von Ehrenbreitstein“, so hiess es in dem Dankschreiben des Kurfürsten an den heldenmütigen Kommandanten, „haben sich durch die treffliche Verteidigung des Platzes in ganz Deutschland sowie auch über dessen Grenzen hinaus einen unsterblichen Ruhm erworben; die hier bezeigte Tapferkeit wird von Freund und Feind mit der gebührenden Achtung belohnt werden.“ Der Artilleriemajor von Faber, welcher sich schon in dem Gefecht bei Merzig ausgezeichnet hatte, wurde zum Kommandeur des Infanterie-Regiments ernannt.

Schon fing nach Ablauf des Waffenstillstandes General Hoche am 18. April 1797 an, in Güls und Moselweiss schweres Belagerungsgeschütz zusammen zu bringen und die Festung von neuem einzuschliessen, als am 25. der Abschluss des Vertrages von Leoben bekannt wurde. Auf Grund desselben wurde zwischen den beiderseitigen Heeren eine Demarkationslinie festgesetzt, alle Feindseligkeiten hatten vorläufig ein Ende. die Garnison zu Ehrenbreitstein blieb zwar eingeschlossen, erhielt aber alle acht Tage die nötigen Lebensmittel geliefert, doch waren die Franzosen befugt, die Wagen auf ihren Inhalt nachzusehen. Kein Wunder, dass sich hieraus Streitigkeiten entwickelten; öfters kam es zwischen den beiderseitigen Vorposten zu Thätlichkeiten.

Nach dem Frieden von Campo Formio, in dem der Kaiser die

Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich anerkannte, zog die österreichische Besatzung unter Oberst von Selchern aus Ehrenbreitstein ab, Oberst von Faber wurde Kommandant. Die Verhandlungen zwischen der französischen Regierung und den deutschen Reichsfürsten gingen jedoch zu Rastadt weiter, da man sich nicht so schnell über die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer auf dem rechten Rheinufer einigen konnte. —

In dem eingeschlossenen Ehrenbreitstein wurde die Lage inzwischen immer schwieriger; seit Februar 1798 durfte Niemand die Festung verlassen, der nicht einen Pass hatte; seit Ende April wurde der Besatzung jeglicher Verkehr nach aussen verboten. Die Wasserleitung von Arenberg wurde abgeschnitten, ein Kassenwagen sowie ein Strumpftransport von den Belagerern zurückgehalten, alle Vorstellungen des kurtrierischen Kommandanten blieben erfolglos.

Als im Winter auch noch Krankheiten unter der Besatzung ausbrachen, sah sich Oberst von Faber am 24. Januar 1799 zur Übergabe der Festung an die Franzosen gezwungen; drei Tage später erfolgte der Ausmarsch der Besatzung in zwei Kolonnen mit fliegenden Fahnen, schlagenden Tambours und brennenden Lunten. „Der Garnison bleibt der ewige Ruhm“, sagte der letzte Tagesbefehl, „dass sie nicht der mehrmals versuchten Gewalt der Waffen unterlegen ist, dass sie die Festung gegen einen viermaligen feindlichen Angriff tapfer verteidigt und dass sie den ihr anvertrauten Platz nicht eher verlassen hat, als bis der gänzliche Mangel an Lebensbedürfnissen einen längeren Aufenthalt in derselben unmöglich gemacht hat.“ Oberst von Faber, Artilleriemajor Seitz, sowie zwei Leutnants erhielten vom Kurfürsten Ehrendegen für ihr wackeres Benehmen, eine grosse Anzahl Unteroffiziere und Mannschaften wurden mit der Verdienstmedaille geschmückt.

In kleinen Märschen, auf denen sich die Soldaten allmählich wieder erholten, gelangten die Trierer am 15. Februar 1799 nach Ingolstadt, wo sie neun Monate blieben. Inzwischen hatte der Krieg zwischen Österreich und Frankreich wieder begonnen, im April hatte Jourdan den Rhein überschritten. An den zahlreichen Kämpfen in Schwaben und am Main beteiligten sich von den Kurtrierern nur die Jägerdivision unter Hauptmann von Trautenberg, die mit Auszeichnung am 16. Oktober an der Heidelberger Brücke kämpfte und bei zahlreichen Streifzügen mit den Szeckler Husaren stets eine grosse Bravour und ruhmvolles, unverdrossenes Betragen an den Tag legte.

Das Regiment marschierte im Dezember 1799 bei sehr strenger

Kälte über Bruchsal nach der Festung Philippsburg, welche durch die verschiedenen Belagerungen stark gelitten hatte. Die Artilleristen wurden in den Kasematten untergebracht, die Infanterie belegte die nahe gelegenen Ortschaften und stellte nur starke Wachen in die Festung, welche alle Monate abgelöst wurden. Infolge der Hitze brach im Sommer 1800 das Fleckenfieber unter der Besatzung aus, zahlreiche Todesfälle kamen vor, auch der Kommandant, General Graf von Salm, fiel der Krankheit zum Opfer.

Während des Waffenstillstandes, der nach der Schlacht von Marengo auch auf dem deutschen Kriegsschauplatze geschlossen worden war, wurde Philippsburg von der Reichsarmee geräumt; das trierische Regiment marschierte anfangs September 1800 in das Fürstentum Fulda ab; das Depot, welches alle alten und dienstunfähigen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften enthielt und bei dem sich auch die Frauen und Kinder befanden, wurde nach Pilsen in Böhmen verlegt. In Hammelburg trafen Ende September auch die Jäger wieder ein, welche in zahlreichen Vorpostengefechten im Hessen-Darmstädtischen wie bei Oppenheim, Schwanheim und Neuisenburg ihre Tüchtigkeit im Manövrieren und Schiessen gezeigt hatten. Auf Vorschlag des kommandierenden Generals Freiherrn von Szentkeresty wurde Hauptmann von Trautenberg am 19. August „in Rücksicht seiner mit ausgezeichneter Bravour und Treue geleisteten Dienste und zur Erkenntlichkeit Höchstihrer Zufriedenheit über das wohlverdiente Lob des Jägerkorps“ vom Kurfürsten zum Oberstwachtmeister befördert.

Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich; Ende Oktober 1800 rückten die Kurtrierer nach Schweinfurt und traten zu der Brigade des Generals von Kottwitz über, welche zu dem vom Prinzen von Reuss-Greiz befehligten rechten Flügel des österreichischen Heeres gehörte. Bei Beiersdorf an der Regnitz, sowie bei Nürnberg kam es zu kleinen Scharmützeln. Infolge mangelhafter Verpflegung, strenger Kälte und Entbehrungen aller Art brachen zahlreiche Krankheiten aus, die ewigen Misserfolge sowie der fluchtartige Rückzug nach der böhmischen Grenze blieben nicht ohne Einfluss auf die Gemütsstimmung der Reichstruppen. Die Nachricht von der Niederlage bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) zertrümmerte alle Hoffnungen. Erst der Waffenstillstand zu Steier am 25. Dezember 1800 machte dem namenlosen Leiden der Kurtrierer ein Ende; zum ersten Male seit langer Zeit wurden die Truppen wieder unter Dach und Fach untergebracht und erhielten genügende Verpflegung.

Im Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) wurde das linke

Rheinufer endgültig an die Franzosen abgetreten; die erblichen Reichsfürsten, die dadurch Verlust erlitten hatten, sollten nach den Bestimmungen des Rastadter Friedens entschädigt werden. Kurtrier hörte auf, ein Staat zu sein; die Truppen erfuhren Anfang März 1801, dass sie ihr Vaterland verloren hatten.

Wenige Tage darauf marschierten die Kompagnieen nach Limburg an der Lahn, wo am 27. Mai 1801 das Regiment und die Jägerdivision aufgelöst wurden. Eine grosse Anzahl der Offiziere trat mit dem gleichen Dienstgrade in österreichische Dienste über und kämpfte in den späteren Kriegen für Deutschlands Freiheit mit. Von den Mannschaften dagegen nahmen nur sehr wenige das Anerbieten des Erzherzogs Karl und des Prinzen von Reuss-Greiz an, in ihren Regimentern weiter zu dienen. Die meisten waren durch die Strapazen und Krankheiten zu sehr geschwächt; aus den kräftigsten wurden zwei Kompagnieen gebildet, welche der Fürst von Nassau-Weilburg in seine Dienste nahm und zur Besatzung von Thal Ehrenbreitstein[1]) und Limburg an der Lahn verwandt.

Das Schicksal des kurtrierischen Militärs war das sämtlicher kleineren Reichskontingente; nirgends war es ihnen vergönnt, wirklich grosse Erfolge zu erringen. fast niemals konnten sie den Sieg an ihre Fahnen heften.

Doch fehlt es auch nicht an hervorragenden Thaten Einzelner; mehr als einmal haben kurtrierische Kompagnieen Beweise ihrer Tapferkeit und ihres Mutes gegeben. Aber die Truppen waren das Opfer der Verhältnisse: nur wenige Reichsfürsten brachten es, wie Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und die Herzöge von Braunschweig, über sich, ihr Kontingent einer grossen und mächtigen Armee anzugliedern; die meisten von ihnen waren eifersüchtig bestrebt, ihre Hoheitsrechte in jeder Beziehung zu wahren. Dadurch haben sie nicht nur ihrem Lande oft geschadet, sondern auch ihren Truppen trübe und schmerzvolle Tage bereitet.

Eine Verordnung des trierischen Stadtrats aus dem Jahre 1597 zur Abwehr und Bekämpfung der Pestgefahr.

Mitgeteilt von Domkapitular Dr. Lager.

Ein unheimlicher, gefürchteter Gast taucht seit einigen Jahren bald hier, bald dort wieder in der einen oder andern Stadt Europas auf, bis

[1]) Die Festung selbst wurde von den Franzosen zerstört.

jetzt glücklicherweise ohne lange zu verweilen, die Pest. Nichtsdestoweniger sind staatlicherseits im voraus die weitesten Vorsichtsmassregeln getroffen, um der Gefahr einer Einschleppung derselben, so weit es in menschlicher Macht liegt, vorzubeugen, oder sie im Falle ihres wirklichen Auftretens zu bekämpfen.

Zu verschiedenen Malen ist in früheren Jahrhunderten die Stadt Trier und das trier'sche Land von dieser schrecklichen Geissel der Menschheit heimgesucht worden, wie wir in den Annalen unserer heimatlichen Geschichte lesen, wenn auch vielleicht nicht jede Seuche, die verheerend über sie dahinzog und welche von den Geschichtschreibern als Pest bezeichnet wurde, diesen Namen im eigentlichen Sinne verdient. Einer Pest in Trier, die grosse Verheerungen anrichtete, erwähnt Gregor von Tours in seiner Lebensbeschreibung des Bischofs Nicetius im Jahre 560, die auf dessen Gebet erloschen sei. Brower Annal. Trev. I. S. 321. Schrecklich wütete die Seuche in Trier wie in ganz Europa 1349 und wurde die Veranlassung zu einer grausamen Judenverfolgung, weil das Volk dieselben beschuldigte, die Brunnen vergiftet und so die Krankheit verursacht zu haben. Gesta Trev. II. S. 263, Brower a. a. O. II. S. 221, dom Calmet, Hist. ecclés. et civile de Lorraine II. S. 586. Beinahe ein Jahrhundert später herrschte sie so stark in Trier und im trierischen Gebiete, dass der Erzbischof Jakob I. von Sirk 1439 nicht in seiner Domkirche, sondern in der Kapelle zu Meynsberg, dem Stammsitze seiner Familie, sich die bischöfliche Weihe erteilen liess. Görz, Reg. der Erzbischöfe von Trier S. 176. 1512 verlegte Kaiser Maximilian I. einen Reichstag von Trier nach Köln, weil dort die Pest ausgebrochen war. Brower a. a. O. II. S. 239; 1597 trat sie abermals auf und forderte viele Opfer, unter andern starb an ihr der Weihbischof Binsfeld. Holzer de Proepiscopis Trevir. S. 83. Aus diesem Jahre nun besitzt das Staatsarchiv in Coblenz eine Verordnung des Stadtrats von Trier an die Bürgerschaft, worin derselbe Verhaltungsmassregeln zur Abwehr und Bekämpfung der Krankheit erteilt. Sie bestanden u. a. in der strengen Überwachung der Personen, die aus verseuchten Orten kamen, in dem Verbot, gewisse Kleiderstoffe und Wäsche, die den Keim der Seuche tragen konnten, in die Stadt zu bringen, in der Sorge für die öffentliche Reinlichkeit, der Herrichtung von abgesonderten Häusern zur Aufnahme der Kranken, Anordnungen für das Begräbnis der Leichen u. s. w., wie wir im einzelnen aus dem folgenden Aktenstücke ersehen.

Wir Stathalter Bürgermeistern, Scheffenn Rath der Statt Trier offennbarenn hiemit yedermennigkligh, demnach der Liebe vnnd all-

mechtigh Gott fast allenthalbenn vnss arme sundthaffte menschen mit der schauerndenn Kranckheitt der pest, doch noch zur Zeit alhie in der Statt Trier, gnadigkligh vnnd vätterligh heimsuchet, haben wir vur guit vnnd Rathsam erachtet, guete vnnd Politische Ordnungh uffzurichtenn vnnd allenthalbenn der gantz Burgerschafft zu publicieren, vnnd soll herdurch keineswegbs verstandenn werdenn, alss woltenn wir der gerechtenn Handt Gottes, vnnd seiner pilliger straiff enndtflehenn, dieselbe nicht mit gedult annehmen oder treuehertzige Christenn Menschen abschaurighen vnnd kleinmuthig machen, die Kranckenn (. dass Vnchristligh vnnd vur gott straifflich .) zu besuechenn, sonder tragenn dass standthafftigh Vertrauenn zu Gott, dass vermitz seiner gotlichen gnadenn, vnnd vnser vurgehendt embsigh vnnd andechtigh gepett vnnd bossfertigh Leben, dardurch solche Kranckheitt vermieden, oder zum wenigstenn Im Vurtgangh verhindert werdenn mögte.

Weill dann diese gepfarliche Kranckheitt durch Zu vnnd Abwanderun vnnd raisen, Auch beiwhonungh vnnd gemeinsschafft dern personen, an welchenn ortenn dieselbe grassiert, Leichtlich vurtgepflantzet uss sunderlichem gnädigstenn Befelch dess Hochwurdigsten Ertzbischoffs zu Trier Vnsers gnädigsten Churfürsten vnnd Hern befellenn vnnd gepietenn wir ernstligh, bey wilkürliche straiff vnsernn vurgestelttenn Wachtmeistern, Rothmeistern, vnnd Irenn Nothgesellenn Wächtern, so die Wachtenn des Taghs ahn denn pforttenn versehen, dass sie einenn mit Fleiss, wo er herkomen, erfragen, vnnd die so uss solcher gepfarlich Lufft gekommen, bey denn pforttenn abhalten, nicht ein lassen sondern sie dieses vnsers befelchs, mit stedlichenn vnnd gueten Worten erinneren sollenn.

Wirt aber einer oder mher ussewendigenn ahn den pfortten also erfragt, seine Statt, Fleckenn, Dorff oder Hoff nicht namhafft macht oder verlaughnen vnnd darüber in der Statt antroffen werdet, der oder dieselbe seienn hiemit dero straiff der gefengknus verg(?)uissiget.

Gleichergestalt wirt auch allenn Burgeren vnnd Inwhonern, Alten vnnd Jungen, auch thienstpottenn bey wilkurlicher vnnd Leibsstraiff gepotten, sich nicht ahnn solche ortt zuerhebenn, sonder da Jemandts, Manss- oder Weibsgeschlechts, dasselbigh thun wolle, soll sich selbige personn oder personen sampt denn wharken vnnd sunderlich wullenn Kleidungh oder sunsten vngesaubert Leinrath so sie in die Statt zu pringen gemeindt, Sechs wochenn langk nach stellungh solcher Kranckheitt, der Statt vnnd deren Ingangh bemuessigenn.

Es wirtt auch hiemit ernstligh gepottenn vnnd verpotten wie

hiebeuoren mher mhalss vff denn Ampts- vnnd Broderschafften Hausernn vnnd stobenn publiciert, vnnd offentligh angeschlagen wordenn, dass ein Jeder so viell Innen beruert, die strassen, gassen, ja sein selbst eigenn Hauss, vnnd whonungh rein vnnd sauber halten, mit beriss (?) besserungh, Warmen vnnd kaldtenn bauch, Eschen, stinckendem Kalck vnnd Waichwässern, auch andernn dergleichen Vnsauber vnnd Vnflettigkeitten nicht beschuetten, sondern solches alles, theilss vff die verordnette Bolwerkhen vnnd theilss vur der Statt pforttenn fhuerenn vnnd dragenn lassen, Vnnd wass dauonn vff denn gassenn, strassenn vnnd in denn Haussernn ligt, vff peenn sechs goltgulden Vnnachlessigh zubezhalen, Innwendig vier tagenn demnegsten hinweghschaffenn sollenn.

Die Laurer, Weissgerber, vnnd Dhurfischkriemer sollenn auch Ihre Heutt vnnd Dhurfischwerck, bey dieser gepfarlicher Zeitt, nicht in Irenn Haussern, Innen selbst, denn Nachpaurschafften, vnnd andernn zu nachtheill vnnd vnheill, Waichen, baitzen, Vssweschen sonder soliches alles ahnn abgesundertten orttenn verrichtenn.

Dergleichen in der Statt allenthalben vnnd ein Jeder mit Reuerentz zu schreibenn, die Schweine, Gentz, Entenn, dieweill durch deroselbenn verwustungh, grosser gestanck erwechst, gentzlich abschaffen, oder zum Wenigsten vonn denn gemeinenn gassenn vnnd strassenn, abhaltenn vff peenn dass dieselbe vonn denn Armen in St. Jacobs Hospitall in Vbertretungsfall verspeiset werdenn sollen.

Es soll auch vmb weniger Schreckenn, enndsetzen Vnnd nachdencken ein Jeder, in Zusamenkunfften, geselschafften, zu tischs vnnd gesprech von dieser Kranckheitt vnnd mangelt, dieser oder der liegt da, ist gestorbenn u. s. w. wenigh redenn, sonder vielmher denn allmechtigenn Gott pittenn, dass er denn Abuerstorbenen ein barmherziger Richter erscheinenn vnnd diess Vbell nach seinem gotlighenn Willenn vonn denn Vberlebendenn gnadigligh abewenndenn wolle.

Die Zelbroder [1]) in grossEngel gassenn sollenn so langh das gebrechen nicht nachlest, Vnnd Sechs wochenn darnach die wochentliche Almuss vur den Dhuerenn zu suechen sich endhalten, dargegen aber Ihr Verordnet gepuer, Innen des St Jacobs Hospitall gefolgt werden. Alss auch Jetzgen Bröder, geistliche Sustern, Vnnd andere Mans vnnd Weibspersonen, so der Kranckenn wartten, Vnnd die Abuerstorbenenn zur Kirchenn dragen, sollenn sich vonn dero Gemeinden In Kirchenn Claussen, Predightenn Vff denn gassenn, straissenn, gesprechenn ab-

[1]) Krankenbrüder, Alexianer.

haltenn, Vnnd der Kranckenn, darzu sie erfordert werdenn, Vmb Ihre Verordnette bellonungh getreuelich fleissigh warttenn, vnnd fromblich in den Haussern verhaltenn.

Soll nhun, dieweille wir alle in der gewaltigenn Handt Gottes. Vnnd einen Jeden menschenn durch die allerheiligste Dreyfaltigkeitt, einmahl zusterben, Verordnet, der Gebrest, darumb diese Ordnungh uffgericht wirtt, einem oder dem andern, nach gotlichem Willenn zu Hauss kommen, gesindt, thienstpotten, kynder, Fraw oder Man Kranck werdenn, muss derselb Hausssstadt solches mit gedult vff vnnd annhemen, vnnd erstehenn, vnnd soll alss dann der gantz Hausgesindt sich Sechs wochenn langh nach dem letzt verstorbenen Inhaltdenn, der Nachpaurschafft vnnd Gemeindenn nicht bekummern, vnud die Dhuerenn zuhalten, In welchem fall die negste Nachpaurn, da es von notten mit Inkauffenn, Wasserpfutzeun, denn pastornn zu ersuechen etc. vnnd wass dergleichenn die Notturft erforderenn wirtt, die hulfliche Handt piethen vnnd nachpaurliche treue, wie auch christliche mitleidtliche Liebe, erzeigen sollenn.

Ist es aber ein Armer Burger, oder Burgerin, so sich ohne Hülff vnnd steur, treue und barmhertzige Leuth selbst nicht vermagh zuunderhaltenn, damit der, oder dieselbe mangels nothwendiger Leibswartungh nicht verderbe, wollenn wir desshalbenn, Wie denselbenn zu Hulff zu kommen, auch ordnungh zu machen vnderstehen.

Wann dann ein oder mher menschen in solchem Hauss verscheidenn, sollen Dhuerenn vnnd Ladenn zugethan, vnnd die Leichen binnent dem Hauss stehenn verpleibenn, biss dieselbe morgens frohe, vnnd dess Abendts spatt zum grab gedragenn vnnd begraben soll werden.

Dass auch die ordnungh der Begrebnuss morgens frohe vnnd Abendts spatt vss erheblichenn Vrsachenn gehaltenn werde, sollen die Custodes der Kirchen, Kirchhoff denn tagh vber (.Wahnne die Kirchenn Amptter Volnpracht vnnd graber gefertiget.) zuhalten, vnnd soll diese ordnungh dess Begrebnuss und Zuhaltungh der Kirchhoff, bey straiff fünf goltgulten gehaltenn werdenn.

Die Verstorbenen sollen durch den Zelbroder oder sustern verordnet (.ess sei dann dass die Amptter, Broderschafftenn oder nachpaurschafften ein anderss Im prauch haben.) zum grab gedragen vnnd niemandt darzu gezwungenn, oder desshalbenn gestraifft werdenn.

Gewönliche Nachfolgungh der Leychen zum grab, wirtt denn Ampttern Broderschafftenn vnnd Nachpauren frey gestellt, soll niemandt darzu verpflicht sein oder dernhalbenn mit straiffenn verwirktt werden.

Die Nachpaurliche Scheuck [1]) aber werden bey diesenn fällenn vnnd zu dieser Zeitt gantz vnnd zumhall vff gehobenn bey peenn dreyer golt guldenn.

Die Ladenn der Thodtenn sollen in dero Schreiner Häussern gemacht, bey der nacht vnnd nicht Im tagh vber die strassenn, ahn Ihre ortt gedragen werdenn.

Nach dem Verlauff Sechs Wochen vnnd darnach zu eines Jedenn gelegenheit sollenn erst die begenghnusser angestelt werden, Wie auch Rathsam, dass die Nachpauren dass Hauss bestimpte Zeitt vermeiden.

Wann auch zu Zeittenn durch Lauttenn der Schellenn Whanne die Hernn Pastornn die heilige Sacramentenn vber die strassenn zu denn Kranckenn tragen, vnnd geleuth dero Klocken vur vnnd zu Zeitt der Begiebnuss denn Menschenn schreckenn pringen, welche diese gepfarliche Kranckheitt leichtlich verursachen, wirtt (.Jedoch ohne Verringerungh Gottes ehre.) Verordnett, dass die heilige Sacramentenn, mit Vurgeendem geluecht, ohne Schell vnnd geleuth der Klockenn vur vnnd zu der begräbnuss bey dieser schauernder Kranckheitt eingestellt werden soll.

Diejenigenn so mit dieser Kranckheit gelegenn, Whanne sie schon zur Gesundtheit komen, sollenn vur Sechs oder Siebenn Wochenn sich nicht vnnder das gemeine Volck erhebenn, noch in den gemeinden badstobenn findenn lassenn.

Zu uerhuetungh auch fernern Unheils, Kranckheit vnnd endtzindungh dero Burger Heuser habenn wir drey vnderschiedlicher Whonungh zwoe in G(?)eillergassen, vnnd die dritte Im frawen Hauss, sunderligh mit personen vnnd bettungh verordnet, versehenn und fertigh machen lassenn, dorihnn die burger, dennen geliebtt, Whanne etwan ein gesindt die Kranckheitt anstoessen wurde, dasselb dahin thun mögenn, Jedoch dass dem Kranckenn alle Notturfft vss eines Meisters oder Herschafft behausungh gefolgt vnnd dero Wartterin gehaindtreicht werde, darnach hatt sich ein Jeder, so der straiff endtgehen will, zuuerhaltenn. Dessenn zu Wharenn Vrkundt vnnd Zeughnuss, habennt Wir Stathalter, Burgermeistern, Scheffenn vnnd Rhatt der Statt Trier Secret Insiegell zu endt vffdrucken vnnd durch vnsern Stattschreibern zu underschreibenn befhollen. Verordnet im Rhatt, vnnd gescheenn uff Montagh den 28. des tags des Monats July anno 1597.

[1]) Leichenmahl.

Zur Geschichte des Theaters in Trier.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren:
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.
Goethe.

Die Hundertjahrfeier der Gesellschaft für nützliche Forschungen erinnert uns daran, dass noch andere wichtige Einrichtungen unserer Stadt und ihrer Umgebung ungefähr gleichen Alters sind, z. B. das Werk Quint, das nach einer glänzenden feudalen Vergangenheit, von der Revolution nahezu zertrümmert, mit 1801 eine neue Entwicklungsperiode begann. Dahin gehört auch die Stadtbibliothek als solche, die mit dem Säkularisationsjahr 1802 denjenigen Zuwachs erhielt, der ihren Hauptwert ausmacht. Gleichfalls bei der Säkularisation entstanden ist eine andere Bildungsanstalt, das Stadttheater. Die Gewerkschaft Quint hat bei Zeiten für die Sammlung der sie betreffenden geschichtlichen Nachrichten gesorgt, die Geschichte der Stadtbibliothek wird erschöpfend erst dann geschrieben werden können, wenn das wissenschaftliche Verzeichnis der alten Klosterbestände vollständig vorliegt. Von diesen ist im letzten Jahresbericht der Gesellschaft f. n. F. die Bücherei von Maximin vorweg behandelt worden. Das Stadttheater hat seine vierte bauliche Neugestaltung soeben abgeschlossen. Die Umstände seiner Entstehung sind nicht geeignet, für nächstes Jahr eine Hundertjahrfeier zu empfehlen. Desshalb wählen wir den Anlass eines neuen Abschnittes in seiner baulichen Entwicklung zu einem kurzen Rückblick über seine Schicksale. Dabei legen wir diesmal das Hauptgewicht auf die Geschichte seiner Entstehung und seiner ersten Entwicklung.

Am Theaterleben hatte Kurtrier bis gegen Ende seines Bestehens nur einen entfernten Anteil. Das Schüler-Drama der Jesuiten und Liebhaber-Vorstellungen adeliger oder doch begüterter bürgerlicher Familien werden so ziemlich allein das Bedürfnis nach edleren theatralischen Genüssen befriedigt haben. Eine fahrende Truppe mag ab und zu eine der kurtrierischen Städte „überfallen" und für die Gelegenheit eine grössere und gemischtere Zuschauerzahl herbeigelockt haben; dem Volke blieb im allgemeinen nur Hanswurst. Gegen ihn zieht mit sittlichem Ernst und ästhetischer Würde gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein fein gebildeter Koblenzer zu Felde in einem anonymen Werkchen: Briefe an einen Freund über die neueröffnete Schaubühne zu Koblenz, Frankfurt am Main 1788. — Also auch hier hebt die Erneuerung des guten Geschmacks mit einer Verdammung des Hanswurst an. Bezüglich

dessen heisst es in dem angezogenen Büchlein: „In der That, wenn man zehn, fünfzehn Jahre zurückgeht, wie befriedigend ist die Vergleichung der jetzigen Epoche mit dieser verflossenen. Damals thronte noch Harlekin auf offenem Marktplatz — eine Morionettenbude war die ausgesuchte Ergötzung jeder Volksklasse: Damen vom Stande lächelten und lachten über die garstigen Possen eines unverschämten Trossbuben. Wie war es möglich, dass man die unausbleiblichen Folgen dieses Schandspiels nicht einsah! Ruhig zusah, wie jede edlere Empfindung im Keime erstickt und der Samen des Mutwillens und der Sittenlosigkeit in die Gemüter der Jugend geworfen wurde!

Sie werden sich noch erinnern, wie damals zwar die marchandische Bande auftrat, aber auch nur gar zu bald auseinander schied. Es erging Koblenz, wie weiland der Stadt Abdera; man hatte noch kein Gefühl für das Edle, Grosse, Einfacherhabne. Ein Schauspieler war neben einem Possenreisser ein trockener Einfallspinsel. Doch endlich traf dieses Ungeziefer auch hier das Schicksal, das ihm schon zuvor an anderen Orten begnet war: es wurde verbannt. Was sollte man jetzt thun? Man war an Schauspiele gewöhnt und vermisste sie nun schon einige Jahre. Neuhaus half dem lethargischen Zustande, worin man versunken war, ab, indem er sich vor seinen Gläubigern hierher flüchtete. Man löste seine Garderobe, wenn man einen Bündel Lumpen etwa so benennen darf, ein; es wurden einige Subjekte jener Art verschrieben, die immer zu haben sind; Neuhaus sammelte ein paar tausend Thaler, bezahlte seine Schulden und ward wieder guten Mutes." Dann wird geschildert, wie jener Neuhaus trotz einzelner brauchbarer Eigenschaften sich schliesslich die Verachtung seiner Gönner zugezogen und abgewirtschaftet habe. Diese Typen Marchand und Neuhaus treten unter anderen Namen, doch vollkommen erkennbar bei Wilhelm Meister wieder; es sind Melina und Serlo. Demnach wird es in den kleinen deutschen Residenzen, mit einigen Ausnahmen wie Weimar, Mannheim, im 18. Jhrh. so ziemlich allgemein um die Theaterverhältnisse ähnlich bestellt gewesen sein. Die Stadt Trier wird es bis zu einem Neuhaus noch nicht einmal gebracht haben, während mit dem Jahre 1788 Koblenz zu einer ziemlich versprechenden, von einem kurfürstlichen Hofrat unterstützten Schaubühne kam.

Gross sind die Anforderungen, die unser Koblenzer an das Schauspiel stellt, dem es beschieden war, den entarteten Harlekin zu verdrängen: „Es soll der leidenden Unschuld zur Schutzwehr und dem hämischen Bösewicht zum Schrecken dienen, indem es ihm die Larve

abzieht. Es soll die Sitten mildern, den gesellschaftlichen Ton verfeinern und alle Glieder des Staats näher aneinander schliessen. Es soll das Herz bessern und für jede edle Empfindung empfänglicher machen. — Dieses ist das hohe Ziel, der Ruhm, das Bestreben Thaliens, und man könnte noch zögern, sie als eine Freundin der Menschheit mit offenen Armen zu empfangen!

Könnte ich hier allen Schauspielern Deutschlands zurufen: Entsprechet dieser eurer Bestimmung! Verlieret das Bild der Natur, als euer Meister, nicht aus den Augen! Versündiget euch nie an der Sittsamkeit! Würdiget keinen naiven Gedanken zur Posse, keine Posse zur Karrikatur, keinen unschuldigen Scherz zur Zweideutigkeit, keine Zweideutigkeit zur Zote herab, um vom Pöbel beklatscht zu werden! Dieses ist nur gar zu leicht. — Dann, wenn ihr die Aufmerksamkeit des gesetzten Mannes fesslet; wenn eurem Spiele im Auge des fühlenden Mädchens eine süsse Thräne zittert, dann nur müsste sich Jeder für vollkommen befriedigt, für vollkommen belohnt halten." — Von den aufgeführten Stücken fesseln den Briefschreiber besonders König Lear und Hamlet, sowie „Agnes Bernauerin"; weniger „Die Entführung aus dem Serail" und „Die Dorfdeputierten". Die Räuber fielen, zu seiner grossen Befriedigung, durch, wenngleich er nach Überwindung des ersten Abscheues dem Stücke einen grossen Gedankengehalt nicht abspricht. Dem Singspiel ist er nicht hold: er schlägt vielmehr Dramen vor, deren Pausen mit stimmungsvoller Musik auszufüllen wären, nach dem Vorbilde einiger auf dem Nationaltheater zu Mannheim gegebenen Stücke.

Die Bewegung zu gunsten des höheren Schauspiels konnte sich in kurfürstlicher Zeit nicht mehr auf die Stadt Trier übertragen, da die Vorzeichen des gewaltigen Dramas der französischen Revolution immer häufiger und bedrohlicher wurden. Da Kurtrier unmittelbar an Frankreich grenzte, so war es in nächste Mitleidenschaft gezogen. Während des ganzen Jahrzehnts der Republik war das in den letzten drei Jahrhunderten wahrlich nicht verwöhnte Trier in bis dahin nie gesehenes Ungemach versenkt. Die Konsulats-Regierung und die Kaiserzeit brachten mit dem Streben nach wirtschaftlicher Hebung der geschädigten Länder eine Neuordnung der Dinge, die von der Umwälzung als einer vollendeten Thatsache ausging. Am einschneidendsten erschien dabei die Säkularisation der Kirchengüter. Dieser fiel manch schöner Kirchenbau zum Opfer. In zahlreichen Fällen wurden auch frühere Kirchen zu profanen Zwecken bestimmt. Ohne Zweifel wurde bei solchen Gelegenheiten das religiöse Gefühl oft auf das Empfindlichste gekränkt. Eine Kirche, für

deren Unterhaltung keine Mittel mehr vorhanden waren, fallen zu sehen, erschien wohl begreiflich und desshalb erträglich. Es mochte auch noch angehen, wenn, wie in Metz, eine solche die städtischen Sammlungen aufnahm. Aber, wenn die Kirche eines ernsten und strengen Ordens, wie der der Kapuziner, ganz unvermittelt in ein Schauspielhaus umgewandelt wurde und zwar unter bilderstürmerischen Freveln, da musste auf andächtig gestimmte Gemüter der über die Massen schroffe Übergang einen höchst peinlichen Eindruck machen. Dies geschah in der alten Metropole Trier. Da begreift es sich denn, wenn der Geschichtschreiber der Trierer Gotteshäuser, der Longuicher Pastor Franz Tobias Müller, „ein Trierer Bürgerssohn", wie er sich mit Stolz nennt, bei der Erzählung dieses Ereignisses seine beweglichsten Register der Wehmut und der Entrüstung zieht. Man kann es nach dem Gesagten auch verstehen, wenn der würdige Dorfpfarrer in seinem Schmerze das Kind mit dem Bade ausschüttet und das ganze Theaterwesen unter Anführungen, die das antike Theater betreffen, in aller Form verdammt. Muss es ihm doch, bei dem damaligen Stande der Wissenschaft, unbekannt gewesen sein, dass unser Theater seine Entstehung den kirchlichen Schauspielen des Mittelalters verdankt. Übrigens waren auch die Vorgänge bei der Ausräumung der Kirche über alle Begriffe empörend. Leider hat sich dabei ein Trierer vor den Franzosen in trauriger Weise ausgezeichnet. Fr. T. Müller schreibt hierüber in seiner treuherzigen Weise: „Der Jahrtag der h. Mutter Anna 1802 war auch hier der trauervolle Termin, an welchem alle Andachten sich beschlossen. Vormittags, zur Stunde, wo noch mehrere Leute dort betend waren, kame ein Franzosen-Commissaire, der störete und hinaus vor die Thüre trieb. Nicht lange auf diesen Tag ging schon Rede, man werde allhier einen Spiel- und Komödiensaale einrichten und man sehe dazu leider auch alsobald schon Anstalten machen. Die über der Kirchthür aufgestellte gross steinerne Bildnisse des h. Franziskus von Assis, so man vorab hinunter zu werfen beschlossen, erhandelten sich die trierschen Schiffleute, welche sie sodann unter dem Dorfe Löhrs, am rechten Moselufer, als ein Warnungszeichen der dortigen Untiefe, an Statt eines verfallenen Kreuzes, wiederum aufgerichtet haben. Im Innern ging es nun drunter und drüber. Alle die neuen und ganz artigen Altäre wurden schmähelich niedergerissen" [1]). Als nach mehr getroffener Einrichtung die Spiele angingen, war hieher bisweilen ein solcher Zulauf, der jenem an hohen Festtagen zum unent-

[1]) Was nun folgte, ist zu empörend, um hier mitgeteilt zu werden.

geltlichen Gottesdienste geglichen. Im Jahre 1804 in den 40tägigen Fasten, hat man da auch etwas von der Spanischen Inquisitions-Geschichte fürgezeiget und den Bischof von Salamanka geäffet. Und so wurde hier immer mit französisch- und deutschen Spielen abgewechselt und durch dieselben nicht selten in schwachen Herzen an jenem Orte die Jugend hingeschlachtet, wo ehedem der Allerhöchste sein grösstes Wohlgefallen sahe.“ Das Gebäude der Kirche beschreibt Müller folgendermassen: „Diese Kirche ist grösstenteils annoch gegenwärtig und zwar linker Hand an der Strasse, wenn man vom Neptunsbrunnen nach der Jüdemergasse (man spricht Gittemergasse) hingehet. Sie ist erst gegen das Jahr 1761 auf die nunmehrige Stelle, wo vorhin nebst dem Hofe und Begräbnissorte der Capuziner, einige Bürgers Häuser gewesen, gebaut worden. Am Ende der Kirche, stund obenauf ein kleiner Thurm: mit einer einzigen Glocke: dann nur so viele hatten diese Armen Christi zum Gottesdienste. Der Bau ware ein einziges Schiff, welches oben über allein mit Balken und einer Hohlkehle, an Statt des Gewölbes, bedeckt ware. Der Hohe Altar, was man sonsten in der Stadt nicht fand, auch in der vorherigen hiesen Kirche anders ware, ware gegen Sonnen Niedergang gestellet. An den Seitenmauern, mehr hervor, waren zween Nebenaltäre: dem hineingetretenen rechts, St. Antonius von Padua Altar: links, St. Franziskus Altar. Hinter dem ersten und Hauptaltare, gieng man zum Chore (welcher nun ganz niedergerissen) und in welchem die Geistlichen ihre Tagzeiten, nach ihrer Weise, fast nur in einem Tone, und mit gezohener Stimme (tractim) sangen. In den Kirchenmauern zu beiden Seiten, waren mehrere Beichtstüle eingefüget. Unten inwendig, dem Eingange zur Linken, sahe man eine kleine Nebenkirche; die hiesse Loreten-Kapelle: und da ware ein Altar der heiligsten Jungfrau: nur ein hoher Gewölb-Bogen, machte den Eingang: sowohl die Breite als die Länge, mag höchstens zwanzig Schuhe gehabt haben; sie ware auch mit einem besonderen, nur zweipfeilerigten Thürmchen versehen. Neben der Capuziner Kirche gegen Abend hin, hatten dieselben ein, wie noch neues Kloster; indem es nach der Kirche, alsobald errichtet ward.

Die ältere Kapuziner Kirche stund auf dem Platze wo jitzund der Chor ware; am Ende des Comödienhauses: und hatte ihre Richtung von der Gasse nach Süd-Ost: sie ware etwas kleiner als die letzte: hatte linker Seite eben auch eine Loretenkapelle; und ober dem Eingange einen Unterbaue für die Fremden, zum Gebethe. Dieselbe hat im Jahre 1615, Churfürst Lotharius von Metternich gebaut; und dazu selbst, mit Feierlichkeit den ersten Stein geleget.

Im Jahre 1803 im Monathe April, hat man angefangen, auch unser Capuziner Kloster, zu verheeren. Ein Theil nach dem andern wurde von diesem neuen Gebäude, abgerissen; und davon die Steine, den Bürgern verhandelt: wie denn einer von lauter Kirch- und Klosterstürze, sich aus dem Grunde ein schön neues Haus verfertiget; aus dem aber der leidige Todt, ihn bald, und in besten Lebens Jahren vor die Thür gewiesen hat. Ich habe mir Häuser gebauet . . . und da ich mich zu allen Werken gewendet, welche meine Hände gemachet hatten, sahe ich in allem Eitelkeit. Das vor der Kloster Thüre auf der Strecke, über einem steinernen Postament aufgerichtet, hohe hölzerne Kreutz mit einem Spiess und Schwammrohre (wie es die Capuziner überall hatten) hat der abgesagte Kreutzesfeind, 1803 am dritten September, Vormittags bei einer Stunde, wo fast niemand zusahe, ebenfalls zur Erde geworfen. Ein diesem ähnliches Kreutze hatte ehemals an derselbigen Stelle, Churfürst Lotharius von Metternich, mit eigenen Händen befestiget: Zu welcher Verrichtung er mit seiner Geistlichkeit, in einer öffentlichen Prozession herangekommen ware. Das letzte Kloster wie schon gemeldet, ware mit der Kirche fast gleichen Alters: Das erste aber hatte im Jahre 1615 seinen Anfang. Den Raum gabe eine gewisse Gutta von Nassau, Wittib von Hatzstein; sie hatte ihn besonders dazu erkaufet und bald verschenket. Dasselbe besass auch, einen ziemlich grossen Garten; der vormals das Judenbegräbniss ware: und noch in seinen Mauern, Reste von hebräischen Grabschriften zeigte. Am Ende des Haupt-Weges ware ein heiliges Garttenwerk, und recht artige Einsiedlereie, gebauet; allwo mancherlei von Lehm gestaltete, und mit Tuch gekleidete grosse Bildnisse alter Waldbewohner, zum Beispiel der hh. Antonius und Paulus, zu sehen waren. Die Direktion dieser frommen Anmüthigkeiten hatte unser, baldiger vergessener Herr Landsmann Thomas Mathias Syré übernommen; der noch im Jahre 1724 lebte, Chur-Trierischer Hofratssekretaire und ein wahrhaft Geschickter mit Kopf und Hand, gewesen ist: in der Bibliotheke zu st. Maximin sahe ich noch eine Erd- und Himmels-Kugel, die er selbst recht wohl verfertiget hatte. Der Capuziner-Garten hatte ehedem viel angenehmes, wegen den dichten Gehagen; zwischen welchen man hin und wieder, heilsam Gedanken machende Bilder und Malereien, fand. Als derselbe fürs erste angelegt ward, entdeckte man beim tiefern Eingraben, einen gewölbten Gange, der nach dem alten Kriegersthurn zu st. Barbelen, nicht weit von dem Palast der Herren von der Brücke, hinliefe, und eine Weite, wie eine Kapelle zeigte. Man hatte ehedem

mehrere solche Erdschliche in Trier; worinne oft besondern Aufenthalte für zwanzig Menschen, mit guten Gewölben und Mauern versehen, und von quadrat Steinen geplattet, anzutreffen waren. Durch dieselben gienge man in Kriegs-Vorfällen, ganz heimlich zu den grossen Thürnen, deren mehrere gegenwärtig waren, hin und her und man rettete dort sein Vermögen."

Die Beschreibung Müllers findet ihre Veranschaulichung und Ergänzung in einem Aquarell von Lothary [1]) vom Ende des 18. Jahrhunderts. Danach scheint bis zum Hause „zum Lamme" damals nur noch ein Haus gewesen zu sein. Das Grundstück der Capuziner war auf dieser Seite mit einer winkligen Mauer nahe bei der Kirche abgeschlossen. Der Eingang in die Kirche lag auf dem jetzigen Bley'schen Grundstücke in der Fassade, also nach Nordost. An der Strasse selbst war kein Eingang. Der kleine dreieckige Vorhof war mit Eisengitter-Zaun und Thüre abgeschlossen. Links vom Eingange ist die Loretto-Kapelle etwas gewaltsam hervorgezogen. Bei dem Umbau des Theaters im Jahre 1900 war das kapellenartige Innere noch vollkommen sichtbar. Jetzt befinden sich die Kassenräume darin. Nach der Strasse zu hatte die Kirche fünf hohe Fenster. Der Chorabschluss hatte strassenseitig keine Lichtöffnung. Er stand auf einem Gebäudeflügel mit kellerluckenartigen Fensterchen in über Thürhöhe, der sich bis gegen den grossen Garten ausdehnte, wo auf ihm das Obergeschoss des nach Südost gerichteten Flügels aufstand. Im Südosten machte ein einem Mittelflügel paralleler Flügel den Abschluss, der, gleich diesem, nach der Viehmarktseite vorsprang. Die erwähnten Fensterchen scheinen dem hinter dem Chor um einen kleinen Quadrathof führenden pultartig angelegtem Kreuzgange angehört zu haben. Zwischen Mittel- und Südost-Flügel war ein zweites, grösseres Viereck mit Gartenanlage. In den grossen Garten (jetzt Viehmarkt) führte gleich am Kloster ein grosses Einfahrtsthor. Er hatte zwischen Mittel- und Südostflügel einen Springbrunnen (wahrscheinlich vom Herrenbrönnchen); an der Seite der Neustrasse, wo der grosse Gottbillsche (später von Beulwitz'sche) Garten hereinwinkeln, sowie an der Südwestmauer Baumwege, an letzterer Grotten. Die gen. Mauer erschien als Fortsetzung der Gottbillschen Südwestmauer. Um die viereckigen Gartenfelder standen Weinstöcke. Im Südwesten erschienen noch mauerumschlossene, grünbewachsene Grundstücke, die heute den Viehmarktplatz mitausmachen. Die Südwestmauer

[1]) in der Stadtbibliothek

zeigt dieselbe Bauführung, wie die gewaltige „Judenmauer“ (im Mittelalter judenmure) der Nordwestseite, von der die Jüdemerstrasse (Judenmuregasse) ihren Namen trägt. Beide gen. Mauern werden also den jüdischen Friedhof eingeschlossen haben. Nach Müller wurde die gewaltige Judenmauer 1810 niedergelegt, um den Viehmarktplatz herzustellen, der 1812 vollendet wurde. Die Niederwerfung wurde stückweise von 8 Mann, mit Hülfe von Schrauben und Balken bewerkstelligt.

Nach dem Müllerschen Berichte spielte in der französischen Zeit abwechselnd eine französische und eine deutsche Truppe. Dies ist jedoch nur für eine begrenzte Zeit richtig. Der erste Theaterzettel, den ich bisher aufgefunden habe, ist von Sonntag, dem 18. Germinal 12. Jahres. Er ist in deutscher Sprache abgefasst. Sein Stil macht, wie derjenige aller öffentlichen Bekanntmachungen jener Zeit den Eindruck wörtlicher Übersetzung aus dem Französischen. Er lautet: Mit Erlaubniss des Maire, mit Bewilligung der Herrn Abonnenten allgemein suspendirtes Abonnement. Heute Sonntags, den 18. Germinal 12. Jahrs werden die französischen Schauspieler die Ehre haben, in einer ersten Vorstellung aufzuführen: Das Mädchen als Husar und der schwedische Sergant, oder die Militär-Disciplin, Pantomime in 3 Akten mit grossem Spectakel. Dieses Stück ist zu Paris 160mal nacheinander gegeben worden und erhält täglich den glänzendsten Beifall. Es ist aus dem Roman unter demselben Titel genommen. Die Schauspieler haben nichts versäumt, um den erforderlichen Glanz und angemessenen Anzug und Decorationen zu geben. Im 3ten Act wird eine Decoration das schwedische Lager vorstellen. Darauf folgt in einer ersten Vorstellung Der Gefangene oder die Aehnlichkeit, Neue Oper in einem Act, Musik von Della Maria. — Namen der Schauspieler in dem Mädchen als Husar: Der Graf von Coburg, Kaiserlicher General-Mr. Desvignes; das Mädchen als Husar, des Grafen Tochter — Mde Lacroy; Lauretto, schwedischer Sergant — Mr. Rouard; der Baron von Trautmannsdorf, verschmähter Liebhaber — Mr. Aubert; Catherine, seine Tochter — Mde Gilleman; Christian, junger Husar, Catherinens Liebhaber — Mde Rouard; Sara, Sophiens alte Amme — Mde Desvignes; Barberousse, türkischer Parteigänger — Mr. Clemence; ein Schreiber des Kriegsgerichts — Mr. Levert; ein türkischer Anführer — Mr. Laviolette.

Namen der Schauspieler in dem Gefangenen: Blinval — Mr. Levert; der Gouverneur — Mr. Desvignes; Germain — Mr. Rouard; Murville — Mr. Clemence; ein Korporal — Mr. Aubert; ein Bedienter — Mr. Laviolette; Mde Belmont — Mde Legrand; Rosine — Mde Gilleman.

Übersicht des Stückes (folgt in kleinem Drucke eine Inhaltsangabe der Pantomime). Wegen Länge des Schauspiels wird der Vorhang präcis um 6 Uhr aufgezogen.

Der nächst erhaltene Theaterzettel ist vom 30. Germinal des J. 12. (20. April 1804). Er kündigt die Aufführung einer Oper Méhuls an, der ein Einakter von Sedaine voraufgehen sollte. In der Personenliste tritt dabei ein neuer Name auf: Mde Lasablonne. Die Hauptrolle wurde von einem Liebhaber aus der Stadt Trier, Herrn Beving, übernommen. Die Aufführung war, wie aus dem Zettel hervorgeht, die 12te und letzte des dritten Abonnements-Monats. Dieses umfasst also die Monate Februar, März und April. Wie Müller berichtet, hat im April des gen. Jahres der erste Konsul Napoleon der Stadt Trier die Capuzinerkirche auf immer zur Verwendung als Schauspielhaus geschenkt. Wenigstens ein auf 3 Monate abgeschlossenes Abonnement war dieser Schenkung vorausgegangen. Die Umstände scheinen es als den ersten Versuch auszuweisen, eine Truppe an Trier zu fesseln und den Betrieb des Theaters regelrecht zu gestalten, so dass man im Winter 1803 und im Anfang des Winters 1804 sich mit Liebhaber- und Gastspielen beholfen haben dürfte. Die rechtliche Grundlage für die Aufführungen war also bei jenem ersten Abonnement noch nicht vorhanden, so dass die stets wiederkehrende Formel: avec permission du maire nur eine polizeiliche gewesen sein muss. Mündlicher Überlieferung nach verdankt das Theater seine Entstehung der Vorliebe der Frau des Präfekten für die Schaubühne, und hat der Präfekt die Capuzinerkirche bereits für eine solche einrichten lassen, ehe der Instanzenweg beschritten oder doch durchlaufen war. Durch den oben belegten Verlauf der Dinge wird der zweite Teil dieser Überlieferung bestätigt. Der Abschluss der ersten Versuche war für den grössten Teil der französischen Truppe entmutigend. Sie verliess zum grössten Teile die Stadt Trier. Es blieben nur Desvignes, Marchand und Aubert. Diese veröffentlichten unter dem 9. Floréal eine Bekanntmachung, worin sie aus den bisherigen Erfahrungen die Schlusssumme zogen. Sie lautete dahin, dass die Trierer noch immer (also 10 Jahre nach der Besitzergreifung der Stadt) des Französischen zu wenig mächtig seien, um die Komödie zu geniessen. Desshalb empfehle sich die Einführung der Oper, die mit der Heiterkeit und der Würze des Lustspiels sowie der rührenden Gewalt des Trauerspiels die Harmonie der Musik vereinige, welch letztere Kunst sich hier zu Lande besonderer Vorliebe und Pflege erfreue. Also damals bereits, wie seither immer hat sich das feine Musikverständnis der Trierer

Gesellschaft bemerklich gemacht, und zwar in einer Weise, dass zu hoffen stand, an ihr könne das Theater mit Aussicht auf Erfolg anknüpfen. Eine völlig neue Zusammensetzung der Truppe wurde deshalb benötigt und der Bürgerschaft die Abschlüsse mit tüchtigen, bei der Oper dienenden Kräften mitgeteilt. In der Beurteilung der Gründe ihres Misserfolges mögen die Kundgeber absichtlich oder unbewusst einige übergangen haben: Die von Müller berührte Wahl von Stoffen, die mit der Weltanschauung der Mehrzahl der Bürger im Widerspruche standen, die noch frisch im Gedächtnisse haftenden Frevel bei der Einrichtung des Theaters und die auffällige Nichtbeachtung des bis dahin in Trier massgebenden Kirchenjahres. Es sei dem, wie es wolle, das Abzielen auf den musikalischen Geschmack der Trierer macht dem Scharfsinn der drei Ausharrenden, bei denen auch Mde Legrand aushielt, Ehre. Sie zeichneten als „les artistes dramatiques", waren also selbst keine Opernsänger. Die angeworbenen Kräfte waren „eine Rouladen-," soll heissen Koloratur-Sängerin, je eine Bass- und Altstimme und ein „Trial", d. i. komischer Tenor. Mit ihnen versprach man während der noch übrigen beiden Monate des neuen Abonnements die besten und neuesten Opern des französischen Theaters zu geben. Bis zu ihrer Ankunft wollte man sich, so gut wie möglich durchwursteln. Mit Hülfe von Liebhabern aus der Stadt gaben die vier Schauspieler Sonntag den 16. Floreal ein grosses Vokal- und Instrumental-Konzert, dessen Programm erhalten ist.

Die Preise der Plätze in der Mohülschen Oper vom 30. Germinal waren folgende: Erste Loge und Parquet 35 Sous (geschrieben sols) oder 12 Batzen. Zweite Loge 12 Sous oder $10^1/_2$ Albus. Parterre $17^1/_2$ Sous oder 6 Batzen, Paradies 5 Sous oder $4^1/_2$ Albus.

Auch nach der behördlichen Bestätigung der Umwandlung der Kapuzinerkirche in ein Stadttheater scheint das Abonnement die finanzielle Grundlage seines Bestandes gewesen zu sein. Ob in dem zweiten Abonnement die Oper bereits zustande kam, muss dahingestellt bleiben. Indessen brachte der Herbst 1804 auf 1805 das verheissene Singspiel. Von den 4 Standhaften treffen wir in der gen. Spielzeit Desvignes, Aubert und die Legrand wieder. Am 22. Frimaire (13. Dezember) giebt die neue Truppe in erster Vorstellung und bei abonnement suspende au bénéfice des artistes: De Sargines ou l'Elève de l'amour, opéra en 4 actes à grand spectacle, musique de Mr. D'Alairac, paroles de Mr. Monuel. Das Stück war geziert mit militairischen Evolutionen, Gefechten, Märschen u. s. w. Die kriegerische Zurüstung galt dem

ganz frischen Gedächtnisse des mehrtägigen Aufenthalts des Franzosenkaisers (6 —9. Oktober), dem zu Ehren am gleichen Abend gleichfalls als première über die Bretter ging: La fête d'Igel, au passage de Sa Majesté l'Empereur, divertissement champêtre en un acte et en Vaudeville. Die Preisaufstellung lautete in der französischen Abfassung: On prendra aux Parquet, loges du Parquet et premières loges 1 livre 10 Sols (25 petremanes): au Parterre $17^1/_2$ Sols (6 batz), Secondes loges 9 Sols (3 batz). Paradis 6 Sols (5 petremanes). An der Kasse wurde kein Gold in Zahlung genommen! Eine Verfügung des Bürgermeisters setzte den Beginn des Spiels ein für allemal auf $5^1/_2$ Uhr fest.

Alle Anstrengungen der französichen Truppe konnten indessen gegen die Schwierigkeit, die in der Verschiedenheit der Sprache gelegen war, nicht recht aufkommen. Mit dem 15. Januar (25 nivôse) 1805 setzt ein Liebhaber-Theater ein, und mit diesem hält Kotzebue seinen Einzug in Trier. Es sollte eine dauernde Besitzergreifung sein, die in ungeschwächter Kraft, nur, mit den unvermeidlichen Unterbrechungen im Theaterbetrieb, an die 30 Jahre vorzuhalten bestimmt war. Unter dem genannten Datum wird als erste Vorstellung auf dem Liebhaber-Theater angekündigt: Der alte Leibkutscher Peter des Dritten, eine wahre Anekdote in einem Akt von A. v. Kotzebue. — Hierauf (heisst es) folgt Der Stammbaum, Lustspiel in einem Akt von Anton Wall. — Personen ohne Billets wurden nicht zugelassen, Kinder verständigerweise gar nicht. Die Namen der auftretenden Personen wurden nicht bekannt gegeben. In dem gen. Winter erlebt der alte Leibkutscher nicht weniger als vier Vorstellungen. Die schlaue Witwe, ein Einakter von Kotzebue brachte es auf drei. Ausserdem wurde von demselben grundsatzlosen aber bühnengerechten Schriftsteller das 2aktische Schauspiel Der Eremit auf Formentera sowie das ebenfalls 2aktische Lustspiel Das neue Jahrhundert gegeben. Letzteres erlebte eine Wiederholung, ebenso Die Martinsgänse von Gustav Hagemann.

Den ganzen Winter 1805 hört und sieht man nichts mehr vom französischen Theater bis Anfangs April, wo der Zettelträger Gindorf und die Kassiererin Amersin mit je einem Gedichte in hübschen französischen Versen einen unwiderstehlichen Angriff auf hilfbereite Börsen machten. Die Gedichte sind überschrieben: à Messieur les amateurs du théâtre français. Für das Frühjahr 1805 ist dann noch ein französisches Abonnement zustande gekommen, innerhalb dessen Stücke von Sedaine, Sainte-Foix, Marsollier nebst Kompositionen (in Opern) von Duny und Dalairac zur Aufführung gelangten. Von der alten Truppe

war nur mehr Desvignes geblieben. Die übrigen weisen lauter neue Namen auf. Mit dem beharrlichen Desvignes verbindet sich am Schlusse wieder Marchand, beide stellen sich als die Direktoren für das kommende Jahr vor und setzen eine Abonnementsliste für eine halbjährige Spielzeit (Winter 1805/1806) in Umlauf. Aber Art lässt nicht von Art; das deutsche Liebhabertheater hatte dem französischen Berufstheater den Todesstoss versetzt. Mit Herbst 1805 bekommt Trier ein deutsches Berufstheater mit durchgehends deutschen Zetteln. Die Monate heissen Januar, Februar, März u. s. w., die Schauspieler Bianchi (Direktor, auch Verseschmied), Meyer, Bergheim, Müller, Stenz, Willer, Buchard, Sontag, Hanstein. Zettelträger Gindorf und Kassiererin Amersin sind geblieben. Die Stücke romantischen, rührseligen oder komischen Inhalts sind von Kotzebue, Zschokke, Steigentesch, Schikaneder, Iffland. Eine Pantomime wird getanzt von dem Seiltänzer Blondin mit Familie. Ausnahmsweise wird der Don Karlos als Benefiz für den Schauspieler Stoll aus Trier gegeben. Einmal, ausdrücklich nur einmal wagt man sich an den Hamlet. Der Direktor ist energisch, verbittet sich anonyme Briefe und beugt sich nur den laut geäusserten Wünschen des Publikums. Der Sommer brachte Gasttruppen aus Paris und Bordeaux, aber nur auf der Durchreise (!) nach Mainz oder Düsseldorf: Rien pour nous! Merkwürdigerweise bringt nach diesem vielverheissenden Anfange das Jahr 1806/1807 fast nichts als Akrobatenleistungen und Vorführungen von Monsieur de Castelli de Venise, Professeur Physique, Geschwindigkeits- und lauter Maschinenstücke, u. a. Le Mercure galant. Für dieselben genügte la Salle des rafraichissements de la Comédie, laquelle sera bien chauffée et éclairée! Nur so nebenher finden wir das 1806 erfolgte Auftreten einer deutschen Truppe erwähnt, (s. u.). — Eine vorübergehende Stärkung erhielt in den deutschen Landesteilen des französischen Kaiserreichs das französische Schauspiel durch das kaiserliche Dekret vom 8. Juni 1806, durch welches der Theaterbetrieb im ganzen organisiert wurde, dergestalt, dass das Kaiserreich in arrondissements théâtrals eingeteilt wurde, innerhalb deren bestimmte Schauspielertruppen privilegiert werden konnten von einer jedem arrondissement théâtral vorgesetzten Direction exclusive des spectacles. Trier (u. a. auch Mainz) lag demnach im 24. arrondissement théâtral. Die einzelnen Direktionen unterstanden einem Directeur général und dieser dem Minister des Innern, der einzelne Truppen durch ein besonderes brevet auszeichnen konnte. Diese Einrichtung wurde mit dem Jahre 1808 für Trier erst recht wirksam, sodass von da ab die für das 24. arrondissement théâtral privilegierten

französischen und deutschen Truppen je nach Gelegenheit auftraten. Die erste, die in dem gen. Jahre nachweisbar hier auftrat, war eine deutsche Truppe. Sie führte Sonntag, den 24. April 1808 je ein Lustspiel von Schröder und Kotzebue und eine komische Oper von Schikaneder bezw. Hiller auf. Der Theaterzettel war oben deutsch, unten französisch. Weder bei dieser noch bei der nächsten Gelegenheit (26. und 28. April) werden die Personen namhaft gemacht. Am 28. April wurde ein Stück aus der Trierer Sage gegeben: Genovefa, Verunglückte Pfalzgräfin von Trier, ein grosses Ritter-Trauerspiel in 5 Aufzügen, ganz neu bearbeitet von Lessing. In der Ankündigung wird das Werk als eines der besten Werke des Verfassers der Emilia Galotti angepriesen, mit dem Zusatze: „Dieses Stück ist bis jetzt noch ganz neu!" — Dieser Vorzug ist ihm bis auf den heutigen Tag geblieben. Schade, dass nicht ein deutscher Mark Twain die damalige Vorstellung beschrieben hat!

Die am 5. Juni 1808 hier unter der Direction des Ludwig Dossy mit Bretzners Entführung aus dem Serail auftretende Gesellschaft nennt sich ausdrücklich eine privilegierte. Aus einem Zusatze der Ankündigung geht hervor, dass die Gesellschaft bereits 1806 in Trier mit Erfolg gastiert hat. Ihre Namenliste ist folgende: L. Dossy, Mad. Rosenberg, Mad. Annoni, Schöttner, Jansen, Horger, Hr. Annoni, Hr. Rosenberg, Richter, Koch, Pappel. Dieselbe Truppe gab am folgenden Tage (6. Juni 1808) Das Vermächtnis von Iffland. Sie scheint in Trier ihre Rechnung gefunden zu haben; denn wir finden sie hier so gut wie ansässig bis zum 25. September. Am 19. Juni wagte sie sich, unter Hinzuziehung neuer Kräfte an Wilhelm Tell.

Im Jahre 1809 beherrschte dagegen eine behördlich stark unterstützte französische Gesellschaft unter der Direktion von Madame Chevalier das Feld in Trier und vielleicht im ganzen 24. Arrondissement. Ihre Ankündigungen sind erhalten. Im Jahre 1810 zeigte sich jedoch der auf jeden französischen Vorstoss auf unser Theatergebiet folgende Rückschlag. Es kommt wieder das deutsche Schauspiel um jeden Preis. Es entsteht eine Direktion Lange, die mit Schauspielern, Liebhabern und, wenn es sein muss, sogar mit „gut gekleideten" Marionetten, Ritter-, Schau-, Maschinen- und andere Spiele giebt. — Im Herbste reist jedoch wieder hier durch nach Mainz eine extra feine, privilegierte Gesellschaft aus Paris. So wird die Wage zwischen Deutschtum und Franzosentum auch in den folgenden, nachrichtenlosen Jahren geschwankt haben, jedoch meist mit der deutschen Schale nach unten, bis die grossen Dramen von Leipzig und Waterloo den Sieg des Deutsch-

tums auf der ganzen Linie entschieden. Die Siege der Verbündeten brachten Trier seine bis zu dem Einfall der Revolutionsheere treu bewahrte Zugehörigkeit zu Deutschland wieder. Die veränderten politischen Verhältnisse spiegeln sich in folgender Ankündigung des Stadttheaters:

Mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung [1])

Sonntag den 12ten Februar 1815,

wird, bei illuminirtem Theater, zur Feyer des hohen Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreichs, Königs von Ungarn und Böhmen etc.

Franz II.

Ein Prolog,

dem hohen Feste in tiefster Ehrfurcht gewidmet,

gesprochen von Eduard Härting.

Hierauf folgt:

Fridolin

oder

Der Gang nach dem Eisenhammer,

Ein Schauspiel in 5 Aufzügen von Hollbein,

nach Schillers Gedicht: der Gang nach dem Eisenhammer.

Personen:

Rudolph, Graf von Savern	Herr Härting.
Helene, seine Gemahlin	Mad. Hahn.
Luitgarte, eine Anverwandte des Grafen . . .	Mad. Härting.
Fridolin, Edelknecht der Gräfin	Dem. Haidel.
Robert, Burgvogt von Savern	Herr Sohnenstein.
Gotthold von Felseck	Herr Hahn.
Traube, sein Knappe	Herr Müller.
Kunz, Werner } Knappen des Grafen	Herr Haidel. Herr Friedrich.
Hans, Stöffel } Knechte beim Eisenhammer	Herr Sardam. Herr Kroll.
Ein unbekannter Rittter	Herr Thomala.
Mehrere Knappen und Jäger.	

---

[1]) Nicht mehr mit Erlaubnis des Maires, Mitgliedes der Ehrenlegion.

Preise der Plätze.

Logen auf dem ersten und zweiten Stock . .	24 Albus.
Untere Parquet-Logen	18 Albus.
Parterre	6 Batzen.
Galerie	8 Albus.

Der neue Theatervorhang ist aufgehängt.

Die Billete sind an der Kasse und bei Mad. Amersin auf dem Breitenstein Nr. 98 zu haben.

Der Anfang ist präcis um 7 Uhr.

Hiermit brach für das Trierer Theater eine Zeit ununterbrochenen Betriebes an. Im Jahre 1816 bildete sich zu diesem Zwecke nämlich eine Aktiengesellschaft. Ihr Statut ist abgedruckt in der Trierischen Chronik von 1816. Es ist überschrieben: Bildung einer Gesellschaft für die Verwaltung des Theaters zu Trier. Wir teilen das Wesentlichste daraus hier im Wortlaute mit:

1) Vom 19. Februar dieses Jahres an und während den 5 darauffolgenden Jahren, wovon das erste am 1. August 1816 und das letzte am 1. August 1820 zu Ende geht, wird das Theater durch eine Gesellschaft verwaltet, deren Mitglieder zur Errichtung einer Kasse und Bestreitung der ersten Ausgaben die Summe von wenigstens 6000 Frs. zuzammenschiessen.

2) Der Gesellschafts-Einschuss besteht aus wenigstens 20 Actien, jede Actie zu 300 Frs. Wer eine Actie hat, ist Mitglied der Gesellschaft. Ein Mitglied kann mehrere Actien haben. Die Interesse von dem Einschusse werden jährlich mit 5 Frs. aus der Theater-Kasse gezahlt.

11) Die eingeschossene 6000 Francs werden, sobald möglich und in dem Laufe des ersten Jahres zur Verschönerung des Schauspielhauses und des Theaters vorzüglich durch Anschaffung neuer Dekorationen und einer Garderobe verwendet.

12) Die Einnahme der Gesellschaft besteht aus den Eintrittsgeldern, dem Betrage der Logen-Vermietung und aus dem, was für die Erlaubnis in dem Schauspielhause Erfrischungen zu verkaufen in der Folge gezahlt werden wird.

19) Die Stadt ist verbunden, am Schlusse der Gesellschaftszeit diejenigen Actien einzulösen, welche (in der vorhergesagten Weise) alsdann noch nicht gezahlet sind. Dieselbige hat während des Laufes der Gesellschaftsjahre keine Mietzins oder irgend einen anderen Vorteil von dem Schauspielhause zu ziehen; dagegen werden ihr am Schlusse der Gesellschaft alle für das Schauspielhaus und Theater gemachte Anschaffungen als Eigentum ohne fernere Vergütung überlassen.

20) Um ihr Interesse zu sichern, hat die Stadt das Recht von den Gesellschafts-Rechnungen, so oft sie es für gut findet, Einsicht zu nehmen und ihre Bemerkungen darüber zu machen, welche in so ferne sie gegründet

sind, berücksichtigt werden müssen. Diese Bemerkungen können gleichwohl nicht die Erhöhung der Einnahme oder die Bestimmung der Ausgaben, als worüber die Gesellschaft allein zu verfügen hat, zum Gegenstande haben, sondern nur die Frage, inwiefern die Einnahmen und Ausgaben ihre Richtigkeit haben? Zu diesem Ende steht es auch der Stadt frei, entweder bei der Theater- und Rechnungs-Kasse auf ihre Kosten eigene Aufseher zu bestellen, oder die, welche dabei angestellt sind, in ihre Pflichten zu nehmen.

25) Der Stadt bleibt es überlassen die Bestätigung dieseses Vertrages, soviel sie betrifft, zu erwirken.

Trier, den 2. Januar 1816.

Auf vorstehende Bedingungen haben folgende Herren gezeichnet: Gall, Divisionschef aufm G. G. Kommissariat für 1 Aktie. Gerhards, Kreisd. 1. J. M. Grach Sohn, Handelsmann 1. Hermes, Rentier für 2. Hetzrodt, Hofrat 1. Hetzrodt, Sohn, Kreisingenieur 1. Lintz, Appelrath 1. Mohr Sohn, Handelsmann 1. Mohr Sohn, id. zu Amsterdam 1. Nell, Banquier für 2. Petri, Einnehmer 1. Recking Sohn, Handelsmann 1. Röchling, id. 1. Stephani, Appelrath 1. Schmelzer, Steueraufseher 1. Die ganze Gesellschaft für 2.

Die Zettel erscheinen während des gen. Lustrums in zusammenhängender Folge und in würdiger Gestalt (in Gross-Folio). Sie enthalten nur mehr die Ankündigungen der Spiele. Keine Harangierung des Publikums mehr. — Das Ergebnis des Wiener Kongresses hallt wieder in einem „Prolog, verfasst von Herrn Bibliothekar Wyttenbach und gesprochen auf dem Theater zu Trier, am 18. Januar 1816.“

Das Wort, das ich heut zu sagen habe,
Mit frohem Herzen sprach ich heut es aus.
Der Frieden grüsst die Völker wieder —
Die Stürme fliehn! Ein Sternbild, glänzend schön,
Erhebet kräftig sich im Vaterlande;
Und bald versinkt von unsrer Berge Gipfel,
Von ihm besiegt, die dichte Nebelhülle.
Heil Dir, des Friedens Stern, der Nationen Trost!
Durchwandle Deine Strahlenpfade;
Germania, stets tapfer, lebe
Fortan nur in Deinem goldnen Lichte!
Hinweg mit Klage, Blut und Zähren!
Der Friede brach des Krieges Wut.
Nach langem sehnenden Entbehren
Begrüsst der Sohn der Väter Heerd — — — —
Freie Völker zogen für die freien Fürsten
Wohlgemut ihr Schwert, von dem Glanz der Ehre
Tadellos entflammt, zu dem Schutz des Vaterlandes geschliffen!
Ein Gedanke strahlte durch der Männer Seelen:
Tod um Pflicht und Recht! Dem Geschick des Landes
Ist geweiht ihr Blut, um verjüngter Menschheit Früchte zu treiben.

Lasst, so riefen sie, in den Staub uns sinken,
Dass dem Vätertod ein erwünschteres Leben,
Nicht gepresst vom Druck des Tyrannen, künftigen Enkeln entblühe!
Heilig ist ihr Grab! Es errang für edles
Fürstenrecht und Glück der gekränkten Deutschen,
Kühn im Kampf, ihr Herz durch den Tod die stille Grösse der Alten.
Dort schau'n sie herab auf das eigne Beispiel,
Selig im Genuss, wenn die Söhn' ihm folgend,
Ihrem Fürsten treu und dem Pflichtgesetze, schützen die Menschheit.
Heil Dir, glücklicher Tag! Zur Feier des segnenden Friedens
Hat Dich der König bestimmt! —
Neue Schöpfung beginnt; — die wiedergebornen Völker
Heben ihr Antlitz empor.
Friedrich Wilhelm! o Dich, Du trefflicher König, verehret
Dankbar Dein hoffendes Volk! —
Deines strahlenden Thrones Pfeiler sind Weisheit und Liebe:
Nimmer stürzen sie ein.
Keine Mauer und Erz versperret der Wahrheit den Zugang;
Keine Mauer von Erz
Trennt den König vom Volk: die Fesseln des Fleisses der Bürger
Rissest Du selber hinweg.
Lösetest selbt die lähmenden Fesseln des Geistes und öffnest
Neue Pforten dem Licht.
Siehe, so strahlet Dein Thron im Sonnenglanze der Wahrheit
Deinem erleuchteten Volk!
Höre sein Jauchzen! — — —
Doch die Lippe verstummt. —
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft. —
Durch's ganze Land herrscht der allgemeine Wunsch:
Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn.

Bis gegen das Jahr 1820 hin werden die Ausdrücke National-Theater und Stadttheater noch nebeneinander gebraucht. Mit der Gründung der Aktiengesellschaft und vermöge ihrer Wechselbeziehung zur Stadt erscheint der Bestand des Theaters für die Folgezeit gesichert. Der erste Direktor der preussischen Zeit hiess Thomala, nachher (1819—1820) finden wir in dieser Stellung den Trierer Stoll, der uns als Schauspieler in einer Benefice-Vorstellung der französischen Zeit bereits begegnet ist.

Die lange deutsche Zeit bis zum Ende des Jahrhunderts verdient eine besondere Studie. Soviel sei noch hier gesagt, dass man in den dreissiger Jahren, unter dem Einflusse Laven'scher Kritik, Kotzebues müde zu werden begann, dass unsere Väter und Mütter vom hiesigen Theater viel Rühmens machen und dass sie dort aus den trefflichen Aufführungen der guten alten Opern einen wertvollen Melodienschatz und schätzenswerten Vorstellungskreis fürs Leben gewonnen haben.

Über den **Bau** des Stadttheaters, wie er sich in der Zeit der Aktiengesellschaft von 1816—20 und in der nächsten Folgezeit darstellte, berichtet Th. v. Haupt [1]):

„Das Theater am Viehmarkt, das ehemalige Kapuziner-Kloster. Die Haupt-Fassade in der Fahrgasse verrät noch zu auffallend die frühere Bestimmung des Gebäudes; die Seiten-Fassade nach dem Viehmarkt zu nimmt sich besser aus; sie ist mit den Attributen der Schauspielkunst und der einfachen Inschrift: Musis, verziert.

Das Innere ist freundlich und angemessen geräumig. Zwei Reihen Logen ziehen übereinander hin; im Erdgeschosse fehlt das Parquet; der ganze Raum ist Parterre. Die (1816 angeschaffte D. V.) Gardine stellt den Musageten, im Kreise der neun göttlichen Jungfrauen mit ihren Attributen dar; er sitzt, einen Schöpflöffel in der Hand, bei der Aganippe. Ob es nötig war, die sinnige Inschrift: Jede schoepfet den eigenen Reitz aus der unendlichen Quelle des Schoenen, auf diese Art zu versinnlichen? — Die Bühne ist hinreichend tief und überhaupt zweckmässig angelegt; hat auch mehrere recht brav gemalte Dekorationen aufzuweisen. — Ein sonderbarer Kontrast: wo einst bärtige Mendicanten die Hora und Vesper absangen, werden nun Kotzebue'sche Possen gespielt!" Merkwürdigerweise wurde auch für den Bau des erst in preussischer Zeit entstandenen Aachener Stadttheaters der Kapuzinerplatz hergegeben.

In baulicher Beziehung ist, wie aus der Hauptschen Beschreibung hervorgeht, in dem ersten deutschen Lustrum viel geschehen.

Ueber die weiteren baulichen Schicksale des Stadttheaters im Laufe des 19. Jahrhunderts belehrt uns folgender amtlicher Bericht:

Das Stadttheater Trier ist ein auf 3 Seiten freiliegender von Strassen und Hof umgebener Massivbau. Das Bauwerk ist zunächst im Anfange des verflossenen Jahrhunderts aus dem Umbau eines Klosters entstanden, im Laufe der Jahre 1863—67 wurde dasselbe in seine jetzige Allgemeingestaltung umgebaut und im verflossenen Jahre durch den innern Umbau der Treppenanlagen und Garderoben, sowie durch Hinzufügung eines Anbaues für Dekorationen in einen der Polizei-Verordnung für Anlage und Einrichtung von Theatern entsprechenden Zustand umgebaut.

Das Theatergebäude hat eine Gesamtlänge von 47,50 Meter und durchschnittliche Tiefe von 20,0 Meter, es enthält einen geräumigen

[1]) Panorama von Trier und seinen Umgebungen. S. 62 f. Trier, J. J. Lintz, 1822.

Hauptflur mit darüber liegendem Musiksaal, ein anschliessendes Parterre und in 3 Geschossen übereinander 2 Ranglogen und 1 Galerieloge, diese sind durch gesonderte massive Treppenanlagen zugänglich; der Gesamt-Zuschauerraum enthält Sitz- und Stehplätze für 780 bis 800 Zuschauer.

Das Bühnenhaus ist am Zuschauerraum durch massive Mauern und einen in Ausführung begriffenen eisernen Schutzvorhang getrennt, dasselbe ist mit Versenk- und Schnürboden ausgestattet.

Neben dem Bühnenhause, ebenfalls durch massive Mauern getrennt, liegen die durch besondere von aussen zugängliche massive Treppenanlagen erreichbaren Garderoben.

Der Magazinanbau ist durch massive Mauern und eiserne Schiebethür vom Bühnenhause getrennt.

Die Erwärmung der sämtlichen Räume erfolgt durch eine Niederdruckdampfheizung, deren centraler Heizkessel ausserhalb des Hauses liegt.

Die Erleuchtung erfolgt durch Gas.

Trier, den 23. Februar 1901.

Der Stadtbaurat Mayer.

Die städtische Verwaltung hat demnach alles gethan, was in ihren Kräften stand, um unser Theater in einen den heutigen Bedürfnissen und der neuerdings festgestellten Bevölkerungsziffer [1]) entsprechenden baulichen Zustand zu setzen. Jetzt ist es an uns, die Grundlagen für einen dem Stande der Entwicklung unserer Stadt würdigen Betrieb jener wichtigen Bildungsstätte zu schaffen oder doch die vorhandenen zu vervollkommnen. Die Schaulust in gute, der Geist- und Herzensbildung förderliche Bahnen zu lenken, ist die edle Aufgabe dieser hochwichtigen Anstalt. Aber nur die eigene Beteiligung an der Lösung dieser Aufgabe gewährt uns das Recht, bestimmte Anforderungen an das Theater zu stellen, oder auch nur an ihm und seinem Personenbestande Kritik zu üben. Darüber sind wohl alle einig, dass das Theater auf dauerversprechende Grundlagen gestellt werden muss. Im Verzuge ist thatsächlich Gefahr. Gilt es doch, unserem Theater seinen Ruf, als trefflicher Ausgangspunkt für die Laufbahn junger tüchtiger Kräfte und als eine von Kennern gewürdigte und geschätzte, sowie von berühmten Gästen deshalb gern betretene Bühne zu wahren; möge man dabei aus der Geschichte unseres Theaters lernen, dass die gute Oper, gut besetzt (!), in dem musikliebenden Trier noch immer einen goldenen Grund hat und dass sich dabei das edlere Schauspiel auch ganz gut pflegen.

[1]) Vgl. den Riemannschen Aufsatz S. 126.

lässt. Dass im Hinblick auf die Oper der Kapelle besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist, liegt auf der Hand. — Will man indessen die Gesamtheit der Bürgerschaft, wie es Not thut, für besagten Zweck in Bewegung setzen, so schraube man die ästhetisch-sittlichen Anforderungen recht hoch; denn für ein Vorbeugungsmittel gegen auf diesem Gebiete drohende Gefahren werden auch solche zu haben sein, die sich bisher gleichgültig oder gar ablehnend verhalten haben. Die Begriffe unseres Koblenzer Kritikers vom Ende des 18. Jahrhundert, ins Neudeutsche übersetzt, könnten wir uns dabei sehr wohl aneignen. — Andererseits hüte man sich vor Überanspannung der Anforderungen auf dem Gebiete der äussern Technik und Bequemlichkeit. Wir wollen hier nicht betonen, mit welcher Einrichtung das Publikum eines Shakespeare zufrieden war, wohl aber darauf hinweisen, dass vielleicht das beste Schauspiel der Welt, das Théâtre français, bis vor kurzem wenigstens eine sehr bescheidene alte Einrichtung hatte, die vollkommen genügte, weil man dort mit Recht den Hauptwert auf das Spiel selbst legt.

Max Keuffer.

Statistische Erhebungen und Berechnungen über den Stadt- und Landkreis Trier, sowie über die Kreise Merzig und Saarburg (1820—1895).

Historisch-statistische Skizzen von Prof. Dr. E. F. Riemann-Leipzig [1]).

I.

Einleitung.

Im Dezember 1820 zählten die Staaten, welche gegenwärtig das Deutsche Reich bilden, nur 26294000 Seelen. Für

[1]) Der Verf. ist im vorigen Jahre plötzlich verschieden. Wir bedauern seinen Hingang um so lebhafter, als er sich bereit erklärt hatte, auf dem Gebiete der trierischen Geschichte mitzuarbeiten. — Am Schlusse der vorliegenden Arbeit hatte Prof. Riemann von der bevorstehenden Volkszählung gesprochen und die Gebildeten zu kräftiger Mitarbeit an dieser gemeinnützigen Aufgabe aufgefordert, insbesondere im Hinblick darauf, dass „die Zählung sich in möglichster Vielseitigkeit vollziehen und, richtig durchgeführt, einen Massstab für eine gute allgemeine Bildung der Nation darstellen“ werde. Dieser Schluss musste nunmehr in Wegfall kommen. Dafür haben wir das vorläufige Ergebnis der letzten Zählung für die Stadt Trier beigefügt. D. H.

die 6 Zähltermine im Deutschen Reiche liegen folgende Ergebnisse und prozentuale Zunahmen seit dem Jahre 1820 vor:

Am 1. 12. 1871	41 058 792	Seelen,	Zunahme	52,2	pCt
„ 1. 12. 1875	42 727 360	„	„	62,5	„
„ 1. 12. 1880	45 234 061	„	„	72,3	„
„ 1. 12. 1885	46 855 704	„	„	78.2	„
„ 1. 12. 1890	49 428 470	„	„	87,9	„
„ 2 12. 1895	52 279 901	„	„	98,9	„

Die Einwohnerzahl der Staaten des Deutschen Reiches verdoppelte sich demnach beinahe während 75 Jahren (1820 bis 1895).

Nach den schweren Krisen, welche Frankreich und sein Dämon Napoleon am Ende des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts über Europa verhängt hatten, folgte auf die Tage von Leipzig und Waterlo für Deutschland eine lange segensreiche Friedenszeit. Auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, in der Wissenschaft und in der Technik, in der Kunst und im Handwerk, in der Landwirtschaft und in der Industrie wurde mit Eifer und Erfolg weiter gearbeitet und vorwärts gestrebt. Das politische Leben vollzog sich zunächst in den Einzelstaaten, das Jahr 1848 mit seinen hochfliegenden Plänen scheiterte an dem Widerwillen der Fürsten und an dem Hader der Parteien. Drei kurze siegreiche Kriege lösten dann die deutsche Frage, das Deutsche Reich erhielt die Nord- und Westmark zurück.

Im Anfang unseres Jahrhunderts nährte sich das deutsche Volk hauptsächlich durch Ackerbau, wenn auch schon zahlreiche Industrie-Anfänge z. B. in Sachsen und am Rhein vorhanden waren, letztere arbeiteten nur im Kleinbetrieb, da es in Deutschland an Geld fehlte. Die ungeheure Förderung an Kohlen und an Eisen schufen das Grosskapital und die Grossbetriebe, sie verwandelte auch Deutschland in ein halb ackerbautreibendes, halb industrielles Gemeinwesen.

Unser Nachbarland Frankreich hatte vor 3/4 Jahrhundert 30000000 Einwohner in 86 Departements. Im Jahre 1860 erhielt Napoleon III. für die Hilfe, welche er Sardinien gegen Österreich geleistet hatte, das Stammland des italienischen Königshauses, das Alpenland Savoyen und die Vaterstadt Garibaldis, Nizza italianissima; aus diesen Erwerbungen wurden drei Departements gebildet. Im Frieden zu Frankfurt musste Frankreich 11 Jahre später ebenfalls drei Departements abtreten, das Gebiet war dem Flächeninhalte nach ziemlich ebenso gross wie der Zuwachs im Jahre 1860. Freilich sind die

oberrheinische Tiefebene und das Hügelland von Lothringen dichter bevölkert als das Gebirgs- und Küstenland, aber während aus der dortigen Gegend fast Niemand ins Ausland wanderte, ging von Elsass-Lothringen aus ein beständiges Abströmen der Bevölkerung nach Frankreich, namentlich durch die Option, die Wahl des Staates, dem ein Jüngling als Soldat dienen wollte. Im Jahre 1872 betrug die Bevölkerung Frankreichs 36 102 921 Köpfe gegenüber 35 067 094 im Jahre 1866. Während eines halben Jahrhunderts hatte sie nur um ungefähr 20 pCt. zugenommen; im Jahre 1891 zählte man jenseits der Vogesen 38 133 385 Personen, bei Hinzurechnung der Zunahme bis 1895 ergiebt sich, dass bei gleichem Flächeninhalt wie im Jahre 1820 Frankreich höchstens einen Zuwachs von 30 pCt. an Einwohnern aufweist. Im grösseren Teile der Departements ist die Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten entschieden zurückgegangen, nur in den Grossstädten und Industriegegenden hat sich die Vermehrung vollzogen.

Innerhalb der 26 Staaten des Deutschen Reiches ist die Zunahme auf hundert naturgemäss eine sehr verschiedene, im Staate Hamburg eine andere als in den thüringischen Herzogtümern und Fürstentümern, im Königreich Sachsen verschieden von den beiden Mecklenburg, in Preussen als in Waldeck.

In der nachfolgenden Tabelle wird die Bevölkerungszunahme in den deutschen Staaten vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1895 festgestellt, dabei bildet der Flächeninhalt von 1895 die Grundlage für 1820. Preussen zählte vor ³/₄ Jahrhundert eigentlich nur 11 633 177 Einwohner, sein Gebiet nahm in den Jahren 1834, 1850, 1853, 1864, 1866 und 1890 zu, so dass die Ziffer für 1820 fast 3 Millionen höher angesetzt werden muss. Die meisten deutschen Staaten blieben territorial unverändert, nur Bayern, Hessen-Darmstadt erlitten im deutschen Kriege Einbusse an Gebiet, sonst hielt sich Preussen an ganze Staaten, die klaffende Lücke zwischen den östlichen und westlichen Provinzen, das Haupthindernis bei der Lösung der deutschen Frage, musste preussisch werden.

Nr.	Staat	Einwohnerzahl nach dem heutigen Areal 1820	1895	Zunahme auf Hundert
1	Preussen	14 572 253	31 855 123	118,6
2	Bayern	3 725 330	5 818 544	56,2
3	Sachsen	1 386 900	3 787 688	173,1

Nr.	Staat	Einwohnerzahl nach dem heutigen Areal 1820	1895	Zunahme auf Hundert
4	Württemberg	1 447 108	2 081 151	43,8
5	Baden	1 090 910	1 725 464	58,2
6	Hessen	631 761	1 039 020	64,5
7	Mecklenburg-Schwerin . . .	410 005	597 436	43,7
8	Sachsen-Weimar	205 900	339 217	64,7
9	Mecklenburg-Strelitz	90 000	101 540	12,8
10	Oldenburg	240 700	373 739	55,3
11	Braunschweig	230 400	434 213	88,5
12	Sachsen-Meiningen	111 403	234 005	110,1
13	Sachsen-Altenburg	109 403	180 313	64,8
14	Sachsen-Coburg-Gotha . . .	118 598	216 603	82,7
15	Anhalt	128 100	293 298	129,0
16	Schwarzburg-Sondershausen . .	46 500	78 074	67,9
17	Schwarzburg-Rudolstadt . . .	55 300	88 685	60,4
18	Waldeck	54 000	57 766	7,0
19	Reuss ältere Linie	23 000	67 468	193,3
20	Reuss jüngere Linie	53 800	132 130	145,6
21	Schaumburg-Lippe	25 500	41 224	67,7
22	Lippe	71 200	134 854	89,4
23	Lübeck	40 700	83 324	104,7
24	Bremen	48 500	196 404	305,0
25	Hamburg	134 500	681 632	406,8
26	Elsass-Lothringen	1 242 229	1 640 986	32,1
		26 294 000	52 279 901	98,9

Vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1895 nahmen in den 26 Staaten des Deutschen Reiches die Bevölkerung auf je 100 Köpfe in folgender Abstufung zu:

1.	Hamburg	406,8
2.	Bremen	305,0
3.	Reuss ältere Linie . . .	193,3
4.	Sachsen	173,1
5.	Reuss jüngere Linie . . .	145,6
6.	Anhalt	129,0
7.	Preussen	118,6

8.	Sachsen-Meiningen . . .	110,1
9.	Lübeck	104,7
10.	Lippe	89,4
11.	Braunschweig	88,5
12.	Sachsen-Coburg-Gotha . .	82,7
13.	Schwarzburg-Sondershausen .	67,9
14.	Sachsen-Altenburg . . .	64,8
15.	Sachsen-Weimar	64,7
16.	Hessen	64,5
17.	Schaumburg-Lippe . . .	61,7
18.	Schwarzburg-Rudolstadt . .	60,4
19.	Baden . . . . . . , .	58,2
20.	Bayern	56,2
21.	Oldenburg	55,3
22.	Mecklenburg-Schwerin . .	45,7
23.	Württemberg	43,8
24.	Elsass-Lothringen	32,1
25.	Mecklenburg-Strelitz . . .	12,8
26.	Waldeck	7,0

Diese Übersicht zeigt gewissermassen die Bevölkerungsvermehrung in den verschiedenartigen Gebieten des Deutschen Reiches. Gross- und Industriestädte haben gewaltig zugenommen, die Industriestaaten weisen ein kräftiges Wachstum auf, in Gegenden, wo Ackerbau und Industrie neben einander gepflegt werden, zeigt sich noch gute Vermehrung, dieselbe wird schwächer in Gebieten ohne Industrie und sinkt noch mehr in sandigen und gebirgigen Landstrecken wegen der beständigen Auswanderung.

Auch die preussischen Provinzen haben in verschiedener Weise zugenommen: Brandenburg mit Berlin am meisten und zwar 237 pCt., Hannover am wenigsten 76 pCt., dazwischen gruppieren sich Rheinland, Westfalen, Westpreussen, Pommern, Sachsen, Schlesien, Posen, Ostpreussen, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau; die altpreussischen Provinzen haben in dem Zeitraum von 1820 bis 1895 sämtlich eine stärkere prozentuale Vermehrung als die Erwerbungen des Jahres 1866.

Für spätere Vergleichungen stellen wir das Anwachsen der Bevölkerung von 1820 bis 1895 im Königreich Preussen, in der Provinz Rheinland und im Regierungsbezirke Trier neben einander:

	Preussen		Rheinland		Trier	
Jahr	Einwohnerzahl	Zunahme auf Hundert	Einwohnerzahl	Zunahme auf Hundert	Einwohnerzahl	Zunahme auf Hundert
1820	14 572 253	—	2 028 037	—	341 835	—
1871	24 691 085	69,4	3 579 347	76,5	591 562	73,1
1875	25 742 404	76,0	3 804 381	87,2	615 111	79,9
1880	27 279 111	87,1	4 074 000	100,9	651 548	90,6
1885	28 318 470	94,3	4 344 527	114,2	675 225	97,5
1890	29 957 367	105,6	4 710 391	132,8	711 998	108,3
1895	31 855 123	118,6	5 106 002	151,8	768 451	125,4

II.

Der Stadt- und Landkreis Trier sowie die Kreise Merzig und Saarburg. Erste Abteilung.

In den nachfolgenden zwei Skizzen soll die Bevölkerungsbewegung (Zunahme, bezw. Abnahme (—) der Einwohnerzahl der oben genannten Kreise nach acht Gesichtspunkten behandelt werden. Bei Aufbewahrung der Erhebungen und Berechnungen bis zur nächsten Volkszählung können Interessenten leicht die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen. Zunächst wird die Bevölkerungsbewegung in den Ortschaften mit ungefähr 2000 Seelen und darüber vorgeführt und zwar:

A. In den Jahren 1871 bis 1875.
B. „ „ „ 1880 „ 1885.
C. „ „ „ 1890 „ 1895.

Dann folgen:

D. Lexikale Nachrichten über Trier und Umgegend aus dem Jahre 1760.
E. Historisch-statistische Mitteilungen aus dem Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts.
F. Einwohnerzahlen von 1820 bis 1895.
G. Einwohnerbewegung von 1820 bis 1895.
H. Vergleichende Ergebnisse.

A. 1871 bis 1875.

No	Ortschaft	Ortsanwesende Bevölkerung		Bevölkerungs-Zunahme Abnahme (—)	
		am 1. 12. 71.	am 1. 12. 75.	absolut	durchschnittl. jährlich in %
1	Merzig	4 181	4 411	230	1,34
2	Trier	21 442	22 027	585	0,67
3	Ehrang . . .	2 051	2 101	50	0,60
4	Schweich . . .	2 568	2 594	26	0.25

Bei Trier waren die Vororte nicht berechnet, die Einwohnerzahl derselben betrug 10 427 bezw. 10 945 Seelen.

Im Reiche belief sich von 1871 bis 1875 das Wachstum auf hundert Köpfe auf 1,02, in Preussen auf 1,7, in der Rheinprovinz auf 1,57 und im Regierungsbezirk Trier auf 1,00 pCt. Nur Merzig hatte eine stärkere prozentuale Vermehrung als die Provinz, der Staat, das Reich und der Regierungsbezirk; Trier, Ehrang und Schweich blieben dahinter zurück.

B. 1880 bis 1885.

No.	Ortschaft	Ortsanwesende Bevölkerung		Bevölkerungs-Zunahme Abnahme (—)	
		am 1. 12. 80.	am 1. 12. 85.	absolut	durchschnittl. jährlich in %
1	Trier	24 200	26 126	1 926	1,53
2	St. Barbara . .	2 639	2 778	139	1,03
3	Pfalzel . . .	2 232	2 333	101	0,88
4	Merzig . . .	4 840	4 932	92	0,38
5	Ehrang . . .	2 234	2 255	21	0,19
6	Schweich . . .	2 833	2 814	— 19	— 0,13

Auch in dem Lustrum von 1880 bis 1885 waren bei Trier die Vororte nicht mitgerechnet, dieselben hatten ausschliesslich St. Barbara bei der vierten Zählung 11 493 Insassen. Im Reich stieg die Bevölkerung von 1880 bis 1885 um 0,72, in Preussen um 0,76, in der Rheinprovinz um 1,33 und im Regierungsbezirk Trier um 0,73 pCt. Reger als in der Provinz war die Vermehrung in Trier; St. Barbara und Pfalzel hatten ein noch kräftigeres Wachstum als Staat, Regierungsbezirk und Reich; Merzig und Ehrang erreichten dieselbe nicht; in Schweich endlich ging die Bevölkerungsziffer von 1880 bis 1885 sogar zurück.

C. 1890 bis 1895.

No.	Ortschaft	Ortsanwesende Bevölkerung am 1. 12. 90.	Ortsanwesende Bevölkerung am 2. 12. 95.	Bevölkerungs-Zunahme Abnahme (—) absolut	Bevölkerungs-Zunahme Abnahme (—) durchschnittl. jährlich in %
1	Conz	1 946	2 466	520	4,71
2	Trier	36 166	40 026	3 860	2,03
3	Pfalzel	2 403	2 643	240	1,90
4	Merzig	5 392	5 778	386	1,38
5	Ehrang	2 496	2 659	163	1,26
6	Schweich	2 928	2 994	66	0,45
7	Saarburg	2 092	2 072	— 20	— 0,19

Zu derselben Zeit wie Leipzig in dem Lustrum von 1885 bis 1890 vereinigte Trier seine Vororte mit der Altstadt und nahm dadurch gewaltig zu. Von 1890 bis 1895 erhöhte sich die Bevölkerungsziffer im Reiche um 1,15, in Preussen um 1,26, in der Rheinprovinz um 1,68 und im Regierungsbezirk Trier um 1,58 pCt. in jedem Jahr. Conz, Trier und Pfalzel hatten ein regeres Wachstum als Provinz, Regierungsbezirk, Staat und Reich; in Merzig vermehrte sich die Bevölkerung kräftiger als im Staate und im Reiche; Ehrang hatte genau die Vermehrung des Staates; Schweich blieb auch hinter dem Reiche zurück und Saarburg, das bis 1890 noch nicht zu Ortschaften mit ungefähr 2000 Seelen und darüber gehörte, machte seinen Eintritt in die Reihe derselben mit einer Depression.

D. Lexikale Nachrichten über Trier und Umgegend aus dem Jahre 1760.

Im Jahre 1761 erschien zu Regensburg und Wien:

„In Verlegung Emerich Felix Baders, Buchhändler,

Johann Hübners

Neu-vermehrtes und verbessertes

Reales

Staats- Zeitungs-

und

Conversations-

Lexicon.

Die allerneueste Auflage.

Darinnen alles, was sich in Publicis, Geographicis, Genealogicis und andern Stücken verändert, bis auf gegenwärtige Zeit fleissig angemerkt zu finden.

Mit aller- und gnädigsten Privilegiis versehen."

Der Hübner ist gewissermassen ein Brockhaus oder Meyer des 18. Jahrhunderts. Über die Umgegend von Trier handeln vier Artikel, die hier im Wortlaut mit der Rechtschreibung und der Zeichensetzung jener Zeit folgen; das in der Urschrift gesperrt Gedruckte ist ebenso hervorgehoben.

„Freudenberg, Stadt im Erz-Stifte Trier, an den Lothringischen Gränzen, über dem Saar-Fluss, 3. Meilen von Trier."

„Sarburg, Stadt und Amt im Westerreich, am Einfluss der Sar in die Mosel, dem Churfürsten zu Trier gehörig."

„Trier, Treves, Archi-Episcopus Trevirensis, Erz-Bissthum im Nieder-Rheinischen Kreise, welches gegen Westen an das Herzogthum Luxemburg, gegen Norden an die Grafschaft Manderscheid und das Erz-Stift Cölln, gegen Osten an die Nassauischen Länder und gegen Süden an die Unter-Pfalz und Lothringen gränzt. Der Rhein-Strohm theilet es in zwey ungleiche Theile, und lauft die Mosel mitten hindurch. Es ist ein fruchtbares Land an Wein, auch giebt es Silber- und Eisen-Gruben, ingleichen Gesund-Bäder darinnen. Der Erz-Bischof von Trier ist des Heil. Römischen Reichs Erz-Canzler durch Gallien und das Königreich Arelat, und hat die erste Stimme bey der Kayserl. Wahl. Er sitzet gerad gegen des Kaysers Angesichte über, und stehet in gerader Linie vor dem Kayser, jedoch also, dass diejenigen darzwischen gehen, welche die Kayserl. Insignia tragen. Ob er das völlige Privilegium de non appellando, oder nur bis auf 500. Gold-Gülden habe, daran wird gezweifelt. Der jetzige Churfürst ist Johann Philipp Freyherr von Walderdorf, gebohren den 24. May 1701.; ward Coadjutor 1754.; und succedirte 1755."

„Trier, Treviris, Augusta Trevirorum, Haupt-Stadt im Erz-Bisthum Trier, lieget an der Mosel, mitten hindurch aber läuft das kleine Wasser Weberbach, und wird sie für die älteste Stadt in Europa gehalten, welches unter andern aus dem Verse erhellet, so an dem Rath-Hause stehet: Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis, Wie sie denn auch eine Universität hat, deren Anfang man nicht eigentlich weiss. An. 1734. wurde sie von den Franzosen eingenommen, und An. 1737 wieder evacuirt."

Aus diesen Artikeln ist ersichtlich, dass der Hübner noch ein

Brockhaus in Windeln war; namentlich vermisst man Zahlenangaben. Im 18. Jahrhundert kümmerte man sich mehr um Geneologie und Heraldik als um Statistik, für die auch meist die Grundlagen fehlten.

III.

Der Stadt- und Landkreis Trier, sowie die Kreise Merzig und Saarburg. Zweite Abteilung.

E. Historisch-statistische Mitteilungen aus dem Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts.

In unserem Zeitalter der Mietskasernen ist es nicht uninteressant, festzustellen, wieviel Einwohner vor $^3/_4$ Jahrhundert auf ein Haus kamen. Wir glauben mit der Annahme nicht fehlzugehen, dass bei 15 Personen innerhalb zweier Häuser das Einfamilienhaus für das betreffende Gebiet anzunehmen ist. Für Trier und die nächstliegenden Kreise liegen die einschlägigen Ziffern für vier Städte vor:

No.	Stadt	Häuser-, Insassen- ziffern für das Jahr 1820		Durchschnitt auf je ein Haus
1	Trier	1 156	15 318	13.25
2	Merzig	353	2 487	7,05
3	Saarburg	226	1 516	6,71
4	Pfalzel	166	1 072	6,46

Nur Trier hatte Mietshäuser, dagegen herrschte in Merzig, Saarburg und Pfalzel das Einfamilienhaus vor. Am 2. Dezember 1895 gab es im Regierungsbezirk Düsseldorf 38, im Regierungsbezirk Köln 10, im Regierungsbezirk Aachen 6, im Regierungsbezirk Koblenz 4, im Regierungsbezirk Trier 9 Ortschaften mit mehr als 10 000 Seelen; die Rheinprovinz hatte demnach bei der letzten Zählung 67 solcher Orte. Vor $^3/_4$ Jahrhundert zählten über 10 000 Köpfe in Düsseldorf die Stadt gleichen Namens, Elberfeld, Barmen, Krefeld und Wesel, in Köln nur Köln und Bonn, in Aachen nur Aachen und Eupen, in Koblenz und Trier nur die gleichnamigen Hauptstädte. Von diesen 11 Ortschaften sollen auch die damaligen Häuser-, Insassen- und Durchschnittsziffern vorgelegt werden; Eupen war damals noch nicht Stadt, sondern nur Flecken.

No.	Ortschaft	Häuser-, Insassen- ziffer um das Jahr 1820		Durchschnitt auf je ein Haus
1	Köln	7 067	56 420	7,98
2	Aachen	2 732	34 454	12,61
3	Düsseldorf	2 107	26 655	13,60
4	Elberfeld	1 941	24 545	13,56
5	Barmen	1 640	19 472	11,87
6	Krefeld	1 543	15 945	10,33
7	Trier	1 156	15 318	13,25
8	Koblenz	1 032	14 888	14,42
9	Wesel	1 336	12 105	9,06
10	Bonn	1 009	10 565	10,47
11	Eupen	1 154	10 184	8,82

In keiner der 11 Ortschaften mit mehr als 10 000 Seelen war das Einfamilienhaus Regel, überall gab es mehr oder weniger zahlreiche Mietswohnungen, am stärksten waren dieselben in Koblenz vertreten, dann folgten Düsseldorf, Elberfeld, Trier, Aachen, Barmen, Bonn, Krefeld, Wesel, Eupen und zuletzt erst Köln. Letztere Stadt, die im Mittelalter gross und mächtig geworden war, hatte besonders durch den Verfall des Reiches gelitten; die zahlreichen Häuser, die zum Teil halb verödet standen, füllten sich mit dem einkehrenden Handel und Gewerbfleiss unter der preussischen Regierung wieder.

Zur Vergleichung mit einem Landstädtchen greifen wir noch 8 Ortschaften für die eingeschlagene Betrachtung heraus, die gleich Saarburg ungefähr 1500 Insassen zählten.

No.	Ortschaft	Häuser-, Insassen- ziffer um das Jahr 1820		Durchschnitt auf je ein Haus
1	Heinsberg	283	1 631	5,76
2	Kirn	180	1 625	9,03
3	Schleiden	308	1 588	5,11
4	Bernkastel	258	1 571	6,09
5	Münstermaifeld	197	1 473	7,48
6	Sinzig	214	1 439	6,72
7	Kirchberg	183	1 332	7,28
8	Linnich	223	1 332	5,93

Nur Kirn hatte eine 7,5 überschreitende Durchschnittsziffer, für alle anderen Orte dürfte das Einfamilienhaus die Regel gewesen sein.

Um das Jahr 1820 zählte der Stadtkreis Trier auf einer halben Geviertmeile 20646 Seelen. Die Stadt selbst war Sitz der Regierung und eines Bischofs, sie hatte ein Gymnasium. Die Bibliothek zählte 70000 Bände und 2000 Handschriften, es gab auch eine Münzsammlung. Neben dem Gymnasium bestanden Bürger- und Musikschulen, ferner eine Hebammenbildungsanstalt, eine Gesellschaft für nützliche Forschungen. Die preussische Regierung hatte die ehemalige kurfürstliche Residenz zur Kaserne gemacht. In der Strafanstalt sassen von 182⁰/₂ jährlich im Durchschnitt 216 Männer und 107 Weiber, zusammen 323 Sträflinge. Von diesen konnten 98 wegen Krankheit, hohen Alters, körperlichen Gebrechen, Geistesschwäche und kurzer Strafzeit an der allgemeinen Beschäftigung nicht teilnehmen. In der Vorstadt St. Matthias (St. Mattheis) gab es eine Normalschulanstalt und ein Schullehrerseminar. Ein Teil der Bevölkerung von Trier arbeitete in einer Porzellanfabrik, ein anderer in einer Runkelrübenfabrik.

Der Landkreis Trier umfasste $17^3/_4$ Geviertmeilen und zählte in 14 Kantonen 40674 Köpfe. Von der Stadt Pfalzel sind bereits die einschlägigen Ziffern angegeben. Die Marktflecken Schweich und Ehrang zählten 1178, bezw. 795, die Dörfer Otzenhausen und Bierfeld 396, bezw. 321 Köpfe. Die Häuserziffern fehlen leider für die 4 Orte. Otzenhausen hatte einen Eisenhammer und Schneidemühlen, Bierfeld ein Eisenwerk, die Huberthütte.

Auf den 8 Geviertmeilen des Kreises Merzig wohnten in 4 Kantonen 22606 Seelen. Von der Stadt Merzig gilt dasselbe wie von Pfalzel. Im Flecken Wadern sassen 826 Personen. Das Dorf Hilbringen hatte eine Gipsmühle, das Dorf Münchweiler eine Ziegelei.

Der Kreis Saarburg mit 6 Geviertmeilen und 3 Kantonen zählte 22132 Einwohner. Wie für Pfalzel und Merzig liegen auch für Saarburg nur die Häuser- und Insassenziffern vor. Im Flecken Freudenburg mit 682 Seelen lebten zahlreiche Juden, denn es gab daselbst eine Synagoge.

F. Einwohnerzahlen von 1820 bis 1895.

No.	Ortschaft	Einwohnerzahl im Jahre						
		1820	1870	1875	1880	1885	1890	1895
1	Trier . . .	15 318	21 442	22 027	24 200	26 126	36 166	40 026
2	Merzig . .	2 487	4 181	4 411	4 840	4 932	5 392	5 778
3	Saarburg .	1 516	—	1 821	—	—	2 092	2 072
4	Schweich .	1 178	2 568	2 594	2 833	2 814	2 928	2 994
5	Pfalzel . .	1 072	—	—	2 232	2 333	2 403	2 643
6	Wadern . .	826	—	1 029	—	—	938	1 010
7	Ehrang . .	795	2 051	2 101	2 234	2 255	2 496	2 659
8	Freudenburg	662	—	—	—	—	1 058	—
9	Otzenhausen	396	—	—	—	—	617	—
10	Bierfeld . .	321	—	—	—	—	483	—

G. Einwohnerbewegung auf je 100 Seelen vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1895.

No.	Ortschaft	Einwohner-Zunahme auf Hundert vom Jahre 1820 bis zum Jahre					
		1871	1875	1880	1885	1890	1895
1	Trier	40,0	43,8	58,0	70,5	136,2	161,3
2	Merzig . . .	68,1	77,4	94,6	98,3	116,8	132,3
3	Saarburg . .	—	20,1	—	—	38,0	36,7
4	Schweich . .	118,0	120,2	140,5	138,9	148,9	154,0
5	Pfalzel . . .	—	—	108,2	117,6	124,2	146,5
6	Wadern . . .	—	24,7	—	—	13,6	22,3
7	Ehrang . . .	158,0	164,3	181,0	183,6	214,0	234,5
8	Freudenburg .	—	—	—	—	59,8	—
9	Otzenhausen .	—	—	—	—	55,8	—
10	Bierfeld . . .	—	—	—	—	50,5	—

H. Vergleichende Ergebnisse

1. In Ehrang hatte sich die Einwohnerzahl nach einem halben Jahrhundert (1820 bis 1871) stark verdoppelt; Verdreifachung

erfolgte ungefähr im Jahre 1887, am Schlusse wies Ehrang ziemlich genau die Vermehrung der Provinz Brandenburg mit Berlin auf.

2. Trier nahm zunächst nur langsam zu, da die Vorstädte im wesentlichen das Wachstum aufsogen. Nach Einverleibung der Vorstädte trat eine sehr kräftige Zunahme ein, 1887 etwa Verdoppelung der Seelenzahl von 1820, schliesslich zeigte die Trevir metropolis, urbs amœnissima zwar nicht das Wachstum des Königsreichs Sachsen, aber immerhin eine stärkere Vermehrung als Reuss jüngere Linie.

3. In Schweich war nach 50 Jahren schon Verdoppelung der Seelenzahl eingetreten, diese wuchs dann allmählich, einen kleinen Rückgang von 1880 bis 1885 abgesehen, bis etwas über die Zunahme der Rheinprovinz selbst.

4. Die Seelenzahl von Pfalzel verdoppelte sich ungefähr um das Jahr 1876, sie nahm zu bis zur Vermehrung von Reuss jüngere Linie; im Jahre 1880 und 1885 zeigte es noch ein stärkeres Wachstum als die Provinz, wurde aber im Jahre 1890 von letzterer überholt.

5. Merzig marschierte bis 1875 mit dem Staate und war noch ein wenig hinter dem Regierungsbezirke zurück, beide überholte es im Jahre 1880; Verdoppelung der Einwohnerzahl trat 1886 ein. Am Schlusse lag ziemlich genau das Wachstum des Herzogtums Anhalt vor.

6. Freudenburg zeigte nur ungefähr die Vermehrung des Grossherzogtums Hessen.

7. Otzenhausen etwa diejenige des Grossherzogtums Baden.

8. Bierfeld nahm wie das Grossherzogtum Oldenburg zu.

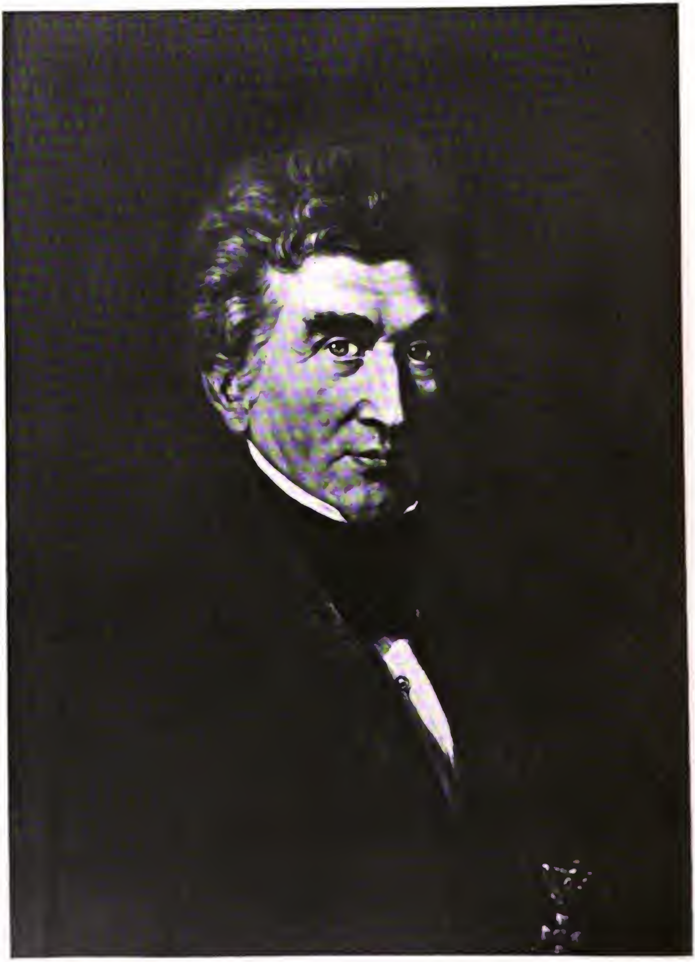
9. Bedeutend geringer als in Trier war schon im Jahre 1875 die Vermehrung in Saarburg; das Städtchen ging sogar von 1890 bis 1895 zurück und hatte schliesslich eine etwas stärkere Zunahme als Elsass-Lothringen.

10. Wadern zeigte bis 1875 ein nur wenig regeres Wachstum als Saarburg; bis 1890 ging es sogar zurück und erholte sich bis 1895 nur bis zur mittleren Ziffer zwischen Elsass-Lothringen und Strelitz.

Am 1. Dezember 1900, an einem Sonnabend, fand die siebente öffentliche Zählung im Deutschen Reiche statt.

Nach einer gefl. Mitteilung des Herrn I. Stadtsekretärs Stephani betrug an dem genannten Zeitpunkte die Zahl

a. der Civil-Bevölkerung	37 970	
b. der Militär-Bevölkerung . . .	5 432	
Zusammen . . .	43 402	Personen.



Wilh Schmid-Berlin
pinx. 1840.



Trierisches Archiv.

Ergänzungsheft II.

TRIER, 1901.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Friedr. Val. Lintz.

Jacob Lintz, Buchdruckerei, Trier.

Jacob Christian Schmeltzer

und

die Achard'sche Departements-Zuckerfabrik im St. Agnetenkloster zu Trier

Anno 1811—14.

Ein Gedenkblatt

zur Hundertjahrfeier der Europäischen Rübenzuckerindustrie,

zugleich ein Beitrag

zur Geschichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier

und

zur Charakteristik der napoleonischen Verwaltung.

Von **Dr. Carl Bittmann.**

Vorwort.

Anregung zu der vorliegenden Arbeit wurde geschöpft aus dem folgenden Satz in der Festschrift von Otto Rosbach zur Hundertjahrfeier der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen:

> Als der Präfekt erklärt hatte, er könne die Mittel aus den Überschüssen der Departementskasse bereitstellen, reiste Schmeltzer im Auftrage der Gesellschaft und mit Empfehlungen des Präfekten ausgestattet nach Berlin und Schlesien, um die Fabriken dieser Art eingehend zu studieren, und begann dann in Trier Rübenzucker zu fabrizieren.

Wo stand diese Rübenzuckerfabrik des Jahres 1811, und welches war ihr Schicksal? Niemand vermochte mir das zu sagen.

Da ich viele Jahre hindurch zur Rübenzuckerindustrie in den engsten Beziehungen stand, technisch, verwaltend, wissenschaftlich und als Berater der Staatsbehörden bei den einschneidenden Steuergesetzvorlagen in den achtziger Jahren mich viel mit ihr beschäftigt, auch aus ihrer Geschichte einiges veröffentlicht habe, so fühlte ich den starken Anreiz, mich einmal auf ein Gebiet, dem ich lange entfremdet war, zurückzubegeben und zu ergründen, was wohl auf dem damals französischen Boden Triers geschah, um der im Mittelpunkt der volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Interessen des Kontinentes stehenden Erfindung der technischen Herstellung von Zucker aus Runkelrüben zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die mir von dem Ersten Sekretär der Gesellschaft für nützliche Forschungen, Herrn Professor Dr. Hettner gütigst zur Einsicht erstatteten Akten und Protokollbücher liessen mich, da die Gesellschaft sich lediglich mit vorbereitenden Schritten beschäftigt hatte, bald gänzlich im Stich. Eine gewisse Ergänzung fand ich im Mémorial administratif du departement de la Sarre, dem damaligen Amtsblatt. Hier waren durch Dekrete, Verfügungen und Anzeigen manche Fäden blosgelegt, welche einerseits die Verbindung zwischen den Bemühungen des Präfekten und dem gewaltigen Willen zu Paris herstellten, andrerseits aber nach St. Agneten als dem Standorte der Fabrik hinliefen.

Ein mir überlassenes Protokollbuch der Verwaltung der Vereinigten Hospitien versagte gänzlich, lenkte aber meine Aufmerksamkeit auf den Domänenempfänger Jacob Christian Schmeltzer als den Direktor der verschollenen Zuckerfabrik. Mit dieses Mannes hier lebenden Neffen, Herrn Ingenieur Gustav Schmeltzer, und demnächst mit seinem Enkel Leo Schmeltzer setzte ich mich nunmehr in Verbindung und kam durch die erhaltenen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen sowie durch die mir zur Einsicht überlassenen, leider recht spärlichen Aufzeichnungen um einen Schritt weiter.

Dann aber schienen alle Quellen versiegt, bis ich eines kaum mehr erwarteten reichen Materials durch das Königliche Staatsarchiv zu Coblenz teilhaftig wurde, das mir auf eine Anfrage nicht weniger als 7 Aktenhefte zur Verfügung stellte, nämlich:

1. Mesures sur l'Etablissement des fabriques de sucre de betteraves en général et en specie sur celle établie à Trêves, vol I an 1810—1811 und vol II an 1812—1813, signirt: Präfektur des Saardepartements, F III a N° 1 und N° 2 Blatt 1—120 und 1—184.
2. Bordereau des recettes et dépenses concernant la fabrique de sucre de betteraves établie à Trèves, avec les pièces justificatives, an 1811—1812, signirt: wie vorher, F III a N° 3 Blatt 1—47.
3. Akten der Kreisdirektion zu Trier, betreffend die Liquidation der Zuckerfabrik zu Trier, mit Rechnungsbelegen, 1811—1815, 2 Hefte, signirt: Provisorische Verwaltung des Saardepartements V N° 43ª, Blatt 1—246 und 247—497.
4. Akten der oesterreichisch-bairischen Landes-Administrations-Kommission, betreffend die Liquidation der Fabrik von Runkelrübenzucker zu Trier, 1814, 1 Heft, signirt: wie vorher zu V, N° 42ª Blatt 1—4.
5. Akten des General-Gouvernements-Kommissariats des Saardepartements, betreffend das Fabrikwesen, 1815 und 1816, signirt: wie vorher zu V N° 43, Blatt 1—36.

Diese Akten, aus welchen meines Wissens Publikationen noch nicht stattgefunden haben, bilden den Untergrund für die Geschichte der Trierer Zuckerfabrik.

Da die Beziehungen dieser Geschichte zur allgemeinen politischen Lage, zur Volkswirtschaft, zum Staat, zur Stadt und zum Stande der Technik nicht unerörtert bleiben durften, war zur Feststellung und

Prüfung einzelner Thatsachen die Benutzung gedruckter Quellen unerlässlich. Es seien namentlich aufgezählt: Publikationen aus dem K. Preussischen Staatsarchiv, 30. Bd., Leipzig 1887: Stadelmann, Preussens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur, IV. Teil, Friedrich Wilhelm III.; Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Rübenzuckerindustrie des Deutschen Reiches von Dr. C. Scheibler, Berlin 1875; Die Entwickelung der deutschen Zuckerindustrie von 1850—1900, von Dr. Edmund O. von Lippmann, Leipzig 1900; Zur Entwickelung der deutschen Rübenzuckerindustrie von Dr. Carl Bittmann, Hildesheim 1884; Bulletins des Lois de la république française; Bulletins des Lois de l'empire français; Trierischer Taschenkalender für die Jahre 1810 bis 1816 (Verlag von Johann Anton Schröll); Marx, Geschichte des Erzstiftes Trier, Trier 1864. Die für Kapitel II benutzten Quellen sind an Ort und Stelle aufgeführt.

In Bethätigung pietätvoller Gesinnung hat Herr Leo Schmeltzer in Köln-Marienburg es ermöglicht, dass diesen Erinnerungen in Text und Beilagen ein der Sache und der Person gerecht werdender Umfang gegeben und ein Portrait des der Vergessenheit entrissenen wohlverdienten Mannes, auf den stolz zu sein Trier und die Gesellschaft für nützliche Forschungen alles Recht hat, beigefügt werden konnte.

Ganz besonderen Dank spreche ich dem Bibliothekar und Archivar der Stadt Trier, Herrn Professor Dr. Max Keuffer aus für unerschöpfliche Bereitwilligkeit, gute Ratschläge und vielseitige Anregungen, mit denen er mein Unterfangen förderte und mir so aus mannigfachen kleinen Hindernissen, über die ich ohne herzlichen Berater freudlos gestolpert wäre, Neubelebung des Interesses und meiner Arbeit willkommene Vertiefung schuf.

Inhalt.

I. Kapitel.

Die Rübenzuckerfabrik zu Trier.

Mit der ehernen Faust, unter deren brutaler Wucht sich die obsolet gewordene alte Welt krümmte, glaubte Napoleon dem von ihm in heisser Inbrunst gehassten England einen vernichtenden Schlag zufügen zu können, indem er, noch voll des Siegesrausches von Jena, am 21 November 1806 zu Berlin das abenteuerliche Dekret erliess, mit welchem er die britischen Inseln in Blokadezustand erklärte. Durch die „Kontinental-Sperre“ verbot er allen Handel und allen Briefwechsel mit England, erklärte alle Schiffe, welche dieser Verordnung entgegenhandelten, auch alle englischen Waren und Fabrikate, wo immer man sie träfe, für gute Prise und schloss die Häfen Frankreichs und seiner Bundesstaaten gegen alle von England oder von englischen Kolonieen herkommenden Schiffe. Gegen die so ausschweifende Verfügung erliess England sofort zur Abwehr gleich barbarische Verkündigungen, die Kabinettordres vom 7. Januar und 11. November 1807, durch welche aller Handel von einem französischen oder von Frankreichs Einfluss abhängigen Hafen zum andern verboten, alle Küsten Frankreichs und seiner Bundesländer als blokiert und alle dahin handelnden Schiffe, sowie alle Waren oder Fabrikate solcher Länder für gute Prise erklärt wurden.

Als Antwort hierauf dekretierte Napoleon von Mailand aus am 17. Dezember 1807, dass nach England fahrende oder an England Abgabe entrichtende Schiffe denationalisiert und als englisches Eigentum dem Prisenrecht verfallen sein sollten. Endlich verordnete er durch die Dekrete von Trianon und Fontainebleau vom 3. August und 18. Oktober 1810 für alle Kolonialwaren eine sogenannte Kontinentalsteuer von 50 Procent und die Verbrennung aller englischen Waren [1]).

---

[1]) Das Kontinentalsystem erwies sich als eine gänzlich verfehlte Massregel, welche durch die zeitweilige Vernichtung friedlichen Handels Frankreich und dem Kontinent nicht minder schadete als dem gehassten und kräftig wiederhassenden England.

Erstehen ephemerer Unternehmungen, Denunziantentum und Froschmäuselerkriege zwischen Douaniers und Schleichhändlern waren die äusseren Folgeerscheinungen des Kontinental-Systems.

Mitten in dies von Kanonendonner begleitete Satyrspiel, in diesen beinahe grotesk zu nennenden Krämerstreit der Grossen auf Erden führen uns einige Aufzeichnungen in dem unscheinbaren Protokollbuch der Gesellschaft für nützliche Forschungen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Der gigantische wirtschaftliche Kampf, der sich auf dem Welttheater abspielte, ertönte auch in den stillen Saal hinein, in welchem die Gesellschaft ihre Sitzungen abhielt Die Blitze, die von Land zu Land über die Seen und Meere hinüberzuckten, warfen ihre Reflexe auch auf den Tisch, um den ernste Männer versammelt waren, von dem Willen beseelt zu nützen und zu forschen. Wie weltabgewandt, harmlos, gemütlich und rührend-komisch klingt der Hauptteil des Protokolls der ausserordentlichen Sitzung vom 19. November 1810, welcher — aus dem nicht ganz stilreinen Französisch übertragen — also lautet:

„Die Gesellschaft hat von den Herren Elynkhuysen aus Zeltingen, Nell, Gerlinger und Grach[1]) Trauben- und Birnensyrup und von Herrn Grach Sohn drei Proben Birnensyrup erhalten und hat eine Prüfung dieser Erzeugnisse vorgenommen. Es hat sich ergeben, dass der Traubensyrup des Herrn Elynkhuysen einen angenehmeren und weniger brenzlichen Geschmack hat als der des Herrn Nell, aber weniger Konsistenz besitzt, da er nicht weit genug eingedickt ist. Diese beiden Syrupe haben Milch nicht zum gerinnen gebracht. Mit schwarzem Kaffee gemischt haben 15 Gramm dieser Syrupe dem Kaffee einen sehr unangenehmen Geschmack erteilt, während 10 Gramm Rohrzucker, dem Kaffee einen sehr angenehmen Geschmack geben. Der Geschmack von Milchkaffee wurde weniger verschlechtert als der von schwarzen Kaffee, da die Milch die Unreinheit der Syrupe teilweise verdeckt. Zu Thee verhielten sich die Syrupe anders. Sie verdarben dessen Qualität vollständig und gaben dem Aufguss einen unerträglichen Geschmack. Die Birnensyrupe zeigten im allgemeinen einen angenehmeren Geschmack, verhielten sich aber zu Theeaufguss auch nicht besser als die Traubensyrupe. Für Milchkaffee sind sie vorzuziehen. In schwarzem Kaffee zeigten sie die gleichen Eigenschaften wie die Traubensyrupe.

Da aber diese Versuche in grosser Eile und nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit gemacht waren, beschliesst die Gesellschaft, die Birnensyrupe durch eine besondere Kommission nochmals zu untersuchen."

---

[1]) Christoph Philipp Nell, Handelsmann und Bankier, Mitglied des Corps législatif; Apotheker Gerlinger; Michel Grach, prakt Arzt; sie waren Mitglieder der Gesellschaft für nützliche Forschungen.

Diese mit Kaffee, Thee und Syrupen nur zweifelhaft versüsste Sitzung war der Ausgangspunkt einer Haupt- und Staatsaktion, in welcher die Gesellschaft für nützliche Forschungen eine wichtige Rolle spielte und die ihr angehörigen rüstigen Gelehrten ein reiches Feld nutzbringender Thätigkeit fanden.

Denn nicht spielerischer Dilettantismus war es, welcher der Gesellschaft und ihrem Präsidenten die Anstellung solcher Versuche eingab, es handelte sich um nichts geringeres als um die vorbereitenden Schritte zur Aufrichtung eines neuen grossartigen Industriezweiges auf dem Boden Frankreichs, der gewerblichen Gewinnung eines kontinentalen Süssstoffes.

Wie die Departements de la Moselle, du Rhin und du Mont Tonnerre, gehörte das damalige Département de la Sarre zu Frankreich, sein Souverain war „le plus grand de tous les monarques, Napoléon, Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, Médiateur de la Confédération Suisse etc. etc.

Napoleon stand im Zenith seiner Macht. Paris war die erste, Rom die zweite, Amsterdam die dritte Hauptstadt seines Reiches, das in 130 Departements 42 Millionen Menschen umfasste.

Um sein ungeheures Reich zu konsolidieren, um Frankreich reich und glücklich zu machen und seinen Thron zu befestigen, für welchen er sich nach seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise einen Sohn erhoffte, begann er sich mit Ungestüm auf Kulturarbeiten zu werfen; Kanäle, Kunststrassen, grosse Bauwerke und industrielle Anlagen entstanden.

Wahrhaft bewunderungswert ist es zu nennen, was er auf diesem Gebiete in der Spanne weniger Jahre geleistet hat; wahrhaft erstaunlich, wie er alles was Frankreich damals an Geist, Wissen und Können besass, heranzog und seinen Zwecken dienstbar machte.

Jetzt nach dem Frieden von Wien, schien ihm auch der Zeitpunkt gekommen, Frankreich von den Kolonieen unabhängig zu machen und die Handelsbilanz seiner vom Ufer des Tiber bis zur Mündung der Elbe reichenden Monarchie dadurch um viele Millionen günstiger zu gestalten.

Der Vertreter des Kaisers im Saardepartement war der Präfekt Bruneteau de Ste. Susanne[1]), zugleich Präsident der Gesellschaft für nützliche Forschungen, als Präfekt eifriger Korrespondent der Gesell-

[1]) Reichsbaron Alexander Franz Bruneteau de Ste. Susanne, zum Präfekten des Saardepartements ernannt durch kaiserliches Dekret vom 7. August, installiert am 14. September 1810, flüchtete um Neujahr 1814 vor den heranrückenden Preussischen Truppen.

schaft, und als Präsident in allen Sitzungen anwesend, in welchen von Milchkaffee, Syrupen und anderen Süssigkeiten die Rede war.

Im September 1810 tritt der Präfekt als Nachfolger Keppler's[1]) seine Stellung an. Er erscheint in der Gesellschaftssitzung am 4. Oktober, bei welcher Gelegenheit die ersten Höflichkeiten gewechselt werden. Es liegt ihm sehr am Herzen, die von Napoleon wachgerufene Bewegung, den Kolonialzucker durch Obstsyrupe zu ersetzen, auch in seinem Departement kräftig werden zu lassen und greifbare Erfolge zu erzielen, denn mit dem grössen Nachdruck drängt der Kaiser auf Anstellung von Versuchen, reinschmeckende Apfel-, Birnen- und Traubensyrupe herzustellen und in den Handel zu bringen. Wie ernstlich die Gesellschaft für nützliche Forschungen sich mit diesem Problem beschäftigte, haben wir aus ihrem Protokoll vom 19. November gesehen. Ohne Verzug will der Minister des Innern[2]) vom Präfekten wissen, wieviel Zucker und Syrup im letzten Jahre aus Früchten gewonnen worden und wie die Beschaffenheit dieser Produkte gewesen sei. „Ich empfehle Ihnen", heisst es in dem Erlass, „dafür Sorge zu tragen, dass der Zuckerbedarf der Krankenhäuser und anderer öffentlicher Anstalten mit Traubensyrup gedeckt wird, und ersuche um Zustellung einer Liste dieser Anstalten mit Angabe ihres bisherigen Zuckerbedarfs und der Menge des als Ersatz nötigen Traubensyrups."

Bruneteau teilt hierauf am 30. November dem Minister mit, dass die im Saardepartement gepflanzten Weintrauben selten zu voller Reife gediehen, sodass man aus denselben nur einen teuer einstehenden und kaum verkäuflichen Syrup herstellen könne. Dagegen habe man „eine Art" von Birnensyrup erhalten, der annehmbarer sei; und es könne erwartet werden, dass im nächsten Jahre viele Landwirte solche Syrupe fabrizieren würden. Er wolle dann den Krankenhäusern und andern Anstalten Birnensyrup an Stelle des Zuckers vorschreiben.

---

[1]) Das Saardepartement hatte drei französische Präfekten. Der erste war Bürger Ormechville aus Ormesweiler bei Bitsch, der später seinen alten Adel als Baron Bexon d'Ormechville wieder aufnahm, vom 12. Juli 1800 bis 23. April 1803; sodann Maximilian Keppler aus Andlau (Unterelsass), vom 23. April 1803 bis 14. September 1810; schliesslich Baron Bruneteau de Ste. Susanne.

[2]) Jean Pierre Bachasson Reichsgraf Montalivet, ein Saargemünder. Er war der Gatte des Fräulein de St. Germain, um die sich s. Z. Napoleon — damals Artillerieoffizier zu Valence — ebenso vergeblich beworben hatte als der Oberstleutnant Montchenu, den der rachgierige Talleyrand zur Überwachung des gefangenen Kaisers nach St. Helena schickte (Lord Rosebery: Napoleon am Schlusse seines Lebens).

In dem hierauf folgenden Erlass des Ministers vom 24. Dezember 1810 erscheint jetzt plötzlich an Stelle der Obstsyrupe als das Heil Frankreichs der Runkelrübenzucker, von dem seit zehn Jahren in Frankreich gar nicht oder nur mit Hohn und Spott die Rede gewesen war.

Im Jahre 1747 hatte Marggraf[1]) den hohen Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckt, aber erst 40 Jahre später baute Achard[2]) Zuckerrüben bei Berlin an und errichtete 1801 auf seinem Gute Cunern in Niederschlesien eine Zuckerfabrik, welcher bald einige andere nachfolgten. Achard war mit einer bewunderungswürdigen Beobachtungsgabe, einem unbeirrten Scharfblick, einer bedeutenden Arbeitskraft ausgestattet. Er ist der Vater der Rübenzuckerfabrikation zu nennen, alle seine vor über 100 Jahren aufgestellten Leitsätze über den Bau der Zuckerrübe haben von den Nachkommen nicht allein keine Widerlegung, sondern allseitig glänzende Bestätigung gefunden. Aber die Chemie steckte damals noch in den Kinderschuhen, die Maschinentechnik lag gar noch in den Windeln. Menschenkraft trieb die Maschinen; wenn es hoch kam, war's ein Ochsentretrad oder ein Göpelgang. Von einer ununterbrochenen Dampferzeugung war keine Rede. Die Einfachheit aller Hülfsmittel gestattete nur die Inangriffnahme kleiner Mengen. Daher glichen die Zuckerfabriken wohl eher grossen Apothekerwerkstätten. Sie verarbeiteten in einer fünfmonatlichen Betriebszeit nur einige tausend Zentner Rüben, eine Menge, die eine moderne Rübenzuckerfabrik mittleren Umfanges in einem einzigen Tag zu verarbeiten im Stande ist.

Die Arbeiten Marggrafs und Achards waren in Frankreich nicht unbekannt geblieben. Schon im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte die erste Klasse des Institut de France, die Académie des sciences, eine aus Chemikern und Landwirten zusammengestellte Kommission ernannt, welche am 8. Messidor des 8. Jahres der Republik[3]) ihren Bericht erstattete. Dieser Bericht über das Verfahren Achards, Zucker aus Runkelrüben zu gewinnen, war ein sehr mässiger. Er bestand im Wesentlichen in der durch Laboratoriumsversuche erhaltenen Feststellung der Thatsache, dass aus Runkelrüben ein Rohzucker von guter Qualität

[1]) Andreas Sigismund Marggraf, geboren 1709 zu Berlin, Professor der Chemie und seit 1760 Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, gestorben 1782.

[2]) Franz Carl Achard, geboren 1753 zu Berlin, unmittelbarer Nachfolger Marggrafs, gestorben 1821 zu Cunern.

[3]) 27. Juni 1800.

erhalten werden könne, und schätzte ohne irgend greifbaren Anhalt die Herstellungskosten eines Pfundes Zucker auf 90 Cts. gegenüber der Angabe Achards von 30 Cts. Einen ernstlichen Versuch im Grossen zogen die Kommissionsarbeiten nicht nach sich, während in Deutschland Achard und seine Schüler unablässig an der Verbesserung des Verfahrens weiter arbeiteten.

Da erscheinen in den Jahren 1809 und 1810 zwei allgemeines Aufsehen erregende Werke Achards[1]), die über Wesen, Fortschritte und volkswirtschaftliche Bedeutung seines Verfahrens erschöpfenden Aufschluss geben. Dass diese beiden Bücher den unmittelbaren Anstoss zu den nunmehr erfolgenden napoleonischen Massregeln gegeben haben, ist zwar mit deutschen Quellen nicht geschichtlich zu erweisen. Die Würdigung aller Umstände lassen aber die Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit werden, dass die neue Wendung in den industriellen und handelspolitischen Plänen Napoleons mit den Veröffentlichungen Achards in unmittelbarem Zusammenhang standen. Im Übrigen genügt schon die Feststellung, dass Napoleon zu Ende 1810 oder Anfang 1811, also nach dem Erscheinen der Veröffentlichungen Achards, seinem Minister Montalivet befahl, der Akademie erneute Versuche mit Runkelrüben

---

[1]) Die europäische Zuckerfabrikation aus Runkelrüben in Verbindung mit der Bereitung des Branntweins, des Rums, des Essigs und eines Kaffee-Surrogats aus ihren Abfällen, beschrieben und mit Kupfern erläutert durch ihren Urheber Franz Carl Achard, Direktor etc. Drey Theile. Mit 10 Kupfertafeln. Leipzig bei J. C. Hinrichs 1809.

Die Zucker- und Syrup-Fabrikation aus Runkelrüben, als ein von jedem Gutsbesitzer mit Vortheil auszuführender Nebenzweig des ökonomischen Erwerbes, wie solche, ohne weitläufige Gebäude dazu nöthig zu haben, auf jedem Dominium, welches jährlich zum Anbau der Runkelrüben nur 5 bis 6 Morgen bestimmt, in einem auf die jährliche Produktion von zwischen 2 und 3000 Pf. Rohzucker und 1—2000 Pfund Syrup festzusetzenden Betriebsumfang, mit Geräthschaften, die für 2 höchstens 300 Thaler darzustellen sind, betrieben werden kann; beschrieben von F. C. Achard, nebst vier Kupfertafeln. Gedruckt auf Kosten des Verfassers 1810.

Scheibler verlegt in seiner Festschrift das Erscheinen des ersten dieser Bücher irrtümlicherweise in das Jahr 1812. Auch die Allgemeine deutsche Biographie, herausgegeben von der historischen Kommission bei der königl. Akademie der Wissenschaft zu München, Leipzig 1875, Bd. I, S. 28 gibt dies unrichtige Jahr an. Die Feststellung des Druckjahres 1809 ist für die Beurteilung der damaligen Entwickelung der französischen Zuckerindustrie von Wichtigkeit. 1812 erschien eine neue Auflage. Das zweite dieser Bücher ist der Aufmerksamkeit Scheiblers gänzlich entgangen. Seine Festschrift nennt es nicht in dem Verzeichnis der 1799—1812 erschienenen Schriften·

aufzutragen. Deyeux, der Berichterstatter der ersten Kommission, that sich mit dem Vorstand des chemischen Laboratoriums der ärztlichen Hochschule zu Paris, Barruel, zusammen, alle Versuche der ersten Kommission wurden wiederholt, neue wurden angestellt, der Zucker wurde geläutert, und man erhielt zwei Zuckerhüte von ausgezeichneter Beschaffenheit. Die Arbeiten von Deyeux & Barruel waren lediglich vom chemischen Standpunkt aus vorgenommen und bedurften noch einer Ergänzung durch Versuche in grösserem Massstabe, um auch die Frage der Herstellungskosten zu lösen. Zu diesem Zwecke verband sich Barruel mit Isnard; die beiden Gelehrten kauften auf dem Pariser Markt 5000 kg Runkelrüben, aus denen sie in 16 Tagen 74 kg Rohzucker herstellten. Der von Barruel und Isnard erstattete eingehende Bericht ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswert. Er war, was man „bestellte Arbeit“ zu nennen pflegt.

In seinem chemisch-technischen und landwirtschaftlichen Teile stellt die Denkschrift der beiden französischen Gelehrten eine über die Massen unverschämte Ausplünderung und Verballhornung der Achard'schen Werke dar. Nicht genug, dass es den Autoren überhaupt nicht beliebte, auch nur den Namen Achards zu nennen, waren sie dreist genug, die von dem deutschen Bahnbrecher in jahrelanger, mühsamer Arbeit gewonnenen Erfahrungen als das Resultat ihrer Arbeit und Achards Verfahren als ihr eigenes zu beschreiben, allerdings nicht, ohne einige Verschlimmbesserungen anzubringen und Manipulationen zu empfehlen, die Achard als unpraktisch schon längst wieder verlassen hatte.

Es lag System in diesem Vorgehen: die neue Rübenzuckerindustrie sollte französischem Geiste, französischem Boden entwachsen, es war dem Imperator nicht genehm, dass sich die französische Industrie auf die Schultern des gedemütigt darniederliegenden Preussens stellte. Die französische Industrie sollte original, epochemachend, vorbildlich werden!

Barruels und Isnards Bericht liess Napoleon im Moniteur vom 21. März veröffentlichen. Aber ehe dies geschah, und ehe Napoleon seine weitausschauenden Pläne kundgab, verstand es der Präfekt des Saardepartements, seinem kaiserlichen Gebieter zuvorzukommen.

Dass ihm dies vollständig gelang, verdankte er lediglich seiner treuen Beraterin und Mitarbeiterin, der Gesellschaft für nützliche Forschungen.

Am 7. Januar 1811 spricht der Präfekt der Gesellschaft den Dank des Ministers für ihre bisherigen Bemühungen aus, bringt zum ersten Male die Sprache auf die Aussichten der Rübenzuckerfabrikation

und ersucht die Gesellschaft, auf einige Landwirte dahin einzuwirken, dass sie durch Rübenkultur im Grossen die Absichten der Regierung unterstützen möchten. Am 12. Februar sieht sich der Finanzminister[1]) veranlasst, durch den Präfekten bekannt zu geben, dass das Saardepartement nicht zu denjenigen Departements gehöre, in welchen die Tabakkultur für das Jahr 1811 erlaubt sei. Ein nachdrücklicher Wink! Zwei Unterpräfekten berichten. Der von Saarbrücken verspricht, er wolle einige Grundbesitzer zur Rübenkultur veranlassen. Auf Zucker aus Trauben glaubt er verzichten zu müssen, da nur in Kleinblittersdorf Weinberge vorhanden seien. Äpfel sind selten und sauer. Dagegen empfiehlt er Pflaumen, „dit Quetsch", die als Rohmaterial für Syrup und Schnaps erstaunliche Resultate ergeben.

Der Unterpräfekt von Prüm klagt über Gleichgültigkeit, Egoismus, und Unwissenheit, die stets im Bunde seien gegen die Verbreitung nützlicher Erfindungen. Nur der Grundbesitzer und Destillateur Wilhelm Hahn in Blankenheim habe sich zur Fabrikation bereit finden lassen, dieser erbäte sich aber zunächst nähere Mitteilungen über das Verfahren.

Daraufhin teilt der Präfekt am 28. Februar dem Minister des Innern mit, dass mehrere (!) Grundbesitzer die Absicht, sich mit Rübenzuckerfabrikation zu beschäftigen, geäussert hätten, dass sie aber um Überlassung von Instruktionen bäten. Der Minister gibt hierauf keine Antwort, denn der Bericht von Barruel und Isnard ist noch nicht eingegangen, und die preussischen Autoren existieren offiziell nicht.

Mit dem Vicepräsidenten der Gesellschaft für nützliche Forschungen[2]) hat der Präfekt mehr Glück. Am 3. März erhält er von Seyppel eine deutsche, wissenschaftliche Zeitschrift, in welcher eine Arbeit Hermbstädts[3]) abgedruckt ist, und publiziert am 16. März auf Seyppels Rat einen Auszug derselben im Mémorial administratif du département de la Sarre. In ihrer Sitzung vom 14. März beauftragt die Gesellschaft ihre Sektion für Ackerbau und Handel, mit allen Kräften die Bestrebungen der Regierung, diese Fabrikation „qui changerait les relations des deux mondes, si elle pouvait devenir générale" zu unterstützen, und ersucht namentlich ihre Mitglieder Willwersch[4]) und Gerlinger die nötigen

[1]) Martin Michel Karl Gaudin, Herzog von Gaëta.

[2]) Bernhard Seyppel, Rat am Kaiserlichen Gerichtshof, Moselgasse 1026.

[3]) Anleitung zur praktisch oekonomischen Fabrikation des Zuckers und eines brauchbaren Syrups aus der Runkelrübe, sowie zur anderweitigen Benutzung derselben, von Sigismund Friedrich Hermbstädt, mit 5 Kupfertafeln, Berlin 1811.

[4]) Dr. Med. Joseph Willwersch, Metzelgasse 793, jetzt 26.

Versuche anzustellen und der Gesellschaft hierüber zu berichten. Dies geschieht am 20. März. Gerlinger hat 50 Kilogramm weisse Rüben verarbeitet und 4 Kilogramm 100 Gramm eines Syrups erhalten, der zur Versüssung von Speisen und pharmazeutischen Präparaten geeignet erscheint. Aus diesem Syrup wurde 1 Kilogramm 300 Gramm, auf die Rüben berechnet also 2,6 %, eines braunen Zuckers erhalten, der beinahe die Eigenschaften amerikanischer Cassonnade zeigt. Daraufhin beschliesst die Gesellschaft zur Beförderung der Runkelrübenkultur eine goldene Medaille zu stiften, welche derjenige Grundbesitzer erhalten soll, der im Laufe des Jahres 1811 die grösste Landfläche mit Rüben bestellt, und erlässt zu diesem Behufe folgende Anzeige: „Von dem grossen Vorteil überzeugt, welcher für die Bewohner des Saardepartements aus dem Bau von Runkelrüben und aus der Gewinnung von Runkelrübenzucker sich ergeben würde, und von dem Wunsche beseelt, die wohlwollenden Bestrebungen der Regierung zu unterstützen, beehrt sich die Gesellschaft für nützliche Forschungen das Publikum zu benachrichtigen, dass sie eine goldene Medaille für denjenigen Einwohner des Departements bestimmt, welcher während des laufenden Jahres die grösste Bodenfläche, zum mindesten aber ein Hektar aufs beste mit Runkelrüben bestellt. Die Gesellschaft für nützliche Forschungen hat die Bildung einer Genossenschaft zur fabrikmässigen Herstellung von Zucker aus Rübensyrup in Aussicht genommen und kann daher allen Rübenzüchtern einen vorteilhaften Preis für ihre Rüben bieten. Sie wendet sich namentlich an die Landwirte, denen durch kaiserliches Dekret die Fortsetzung des Tabakbaues verboten ist, und rät ihnen, statt des Tabakes Runkelrüben zu bauen, und zwar vor Allem solche mit weissem oder gelbem Fleisch, oder, wenn diese nicht zu haben sind, solche mit weiss und rot marmoriertem Fleisch, da diese Sorten mehr Zuckerstoff als die roten Rüben enthalten und demgemäss auch einen höheren Preis erzielen werden.

Wer den Rübenbau aufnimmt, wird ersucht, sich von dem Bürgermeister das Bestehen und die Ausdehnung seiner Kultur bescheinigen zu lassen und vor dem 1. September d. J. einen kurzen Bericht an die Gesellschaft für nützliche Forschungen einzureichen, die späterhin den Tag bekannt machen lassen wird, an welchem die Medaille zugesprochen und ausgehändigt werden soll."

Am 25. März 1811 erscheint das denkwürdige Dekret Napoleons, welches folgendes gebietet:

„Die Anpflanzung von 32000 Hektar Runkelrüben im Reiche;

Die Gründung von 6 Versuchsanstalten (écoles expérimentales) für die Zuckerfabrikation, wovon zwei unter Leitung von Barruel und Isnard gestellt werden sollen, zum Dank für die geleisteten Dienste;

Die Bereitstellung von einer Million Francs zur Aufmunterung der Fabrikation des Runkelrübenzuckers und des Indigos aus der Pastellpflanze;

Das Verbot von Zucker und Indigo der beiden Indien, „qui seront prohibés et considérés comme marchandises de fabrique Anglaise, ou provenant du commerce de l'Angleterre."

Am 1. April teilt der Präfekt den Unterpräfekten das erlassene Dekret und am 3. April der Gesellschaft das an ihn gerichtete Schreiben des Ministers des Innern sowie das inzwischen im Moniteur veröffentlichte Gutachten von Barruel und Isnard mit. Das Schreiben des Ministers ist nach Ton und Inhalt für den Hochdruck, mit welcher Napoleon diese Angelegenheit betrieb, sehr bezeichnend:

„Seit einigen Jahren hat das Ministerium die Aufmerksamkeit weinbautreibender Länder auf die Fabrikation von Weintraubensyrup und Weintraubenzucker gelenkt. Erfolge blieben nicht aus, und schon ist der Verbrauch von Rohrzucker in beträchtlichem Verhältnis ersetzt worden. In den für diese Industrieart geeigneten Departements müssen die Bemühungen fortgesetzt werden. Diese Departements und namentlich die im Centrum und im Norden, wo der Bau des Weinstocks nicht im Grossen betrieben wird, werden darauf aufmerksam zu machen sein, dass die Fabrikation von Runkelrübenzucker sicheren Gewinn verspricht.

Ich wollte, dass es mir möglich wäre, Ihnen eine genügende Menge dieses Zuckers, von dem mir einige Brode vorliegen, zuzusenden, damit sie den Gemeinden Ihres Departements Proben zukommen lassen könnten, welche zweifellos die jeder Neuerung noch so abgeneigten Geister überzeugen würden, dass dies Produkt vollkommen krytallisiert, ausserordentlich weiss, feurig und klingend ist und durch seine äusseren Eigenschaften wie durch seinen Geschmack dem Kolonialzucker vollständig gleichkommt.

So schicke ich Ihnen wenigstens in mehreren Exemplaren eine Denkschrift, welche Sie mit allen Mitteln, die Ihnen zur Verfügung stehen, verbreiten wollen. Diese Denkschrift enthält abschliessende Versuchs-Ergebnisse über die Rübenzuckerfabrikation. Nicht nur die Qualität sondern auch der Preis dieses Zuckers verspricht die grössten Vorteile.

Hergestellt in Paris aus Rüben, die auf dem Markt gekauft wurden, kommt dieser Zucker trotz aller verteuernden Umstände auf einen Herstellungspreis von nur 4 Frcs. 4 cts. das Kilogramm einzustehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er, hergestellt in einem grossen Etablissement, das inmitten von mit Rüben bepflanzten Landflächen liegt, nicht mehr als 1 Frcs. 40 cts. kosten.

Glücklicherweise ist eine besonders grosse Fläche gar nicht nötig, um den Zuckerbedarf Frankreichs zu decken. Zweihundert Hektar Land liefern genügende Rüben zur Herstellung von 88 800 kg Rohzucker, die bei der Raffination höchstens ein Achtel an Gewicht verlieren. Wie leicht einzusehen, ist bei der Flächenausdehnung des Reiches die Bestellung von 36 000 Hektaren Land mit Zuckerrüben eine Kleinigkeit, und diese Hektarzahl würde hinreichen, um die 15 Millionen Kilogramm Zucker zu erzeugen, die den jährlichen Bedarf Frankreichs decken.

Die Rübenkultur schädigt nicht allein die anderen Kulturen nicht, sie ist sogar vorteilhaft für sie, da die Rübe einerseits das Erdreich auf die Produktion von Cerealien vorbereitet, andererseits aber, sei es in ihrem natürlichen Zustande, sei es nach Auspressung des Breies ein für alle Haustiere reichliches und gesundes Futter darstellt.

Wie viele überwiegende Gründe kommen zusammen, um die Bemühungen der Landwirte und die Kapitalien der Industriellen nach dieser Richtung zu lenken, zumal da, wo bisher Tabak gebaut wurde, und wo die hierfür angewandten Kapitalien nunmehr eine andere Beschäftigung suchen!

Ein Betrag von höchstens 20 000 Francs genügt zur ersten Anlage einer Fabrik, die jährlichen Kosten — Rübenkauf, Anschaffungen, Betrieb — können, alles sehr hoch berechnet, für die Produktion von 80 000 Kilogramm Zucker höchstens 80 000 Francs betragen. Die Ausgabe des ersten Jahres wird also 100 000 Francs, die jedes folgenden Jahres 80 000 Francs betragen.

Diese 80 000 kg Zucker würden, zum heutigen Preise verkauft, 6—700 000 Frcs. eintragen, und wenn der Preis des Kilogramms auf 2 Frcs. herabsänke, würde noch immer eine Einnahme von 160 000 Francs vorhanden sein. Das Gewinnverhältnis wird nicht merkbar herabgemindert beim Betrieb einer kleinen Fabrik, für welche nur die Hälfte oder ein Viertel der oben bezifferten Summen aufgewendet wird. Man befürchte nicht, dass durch politische Umstände eine so ausgezeichnete

Spekulation zunichte gemacht werden könnte. Das Dekret vom 25. März schliesst vom 1. Januar 1813 den Rohrzucker in ganz Frankreich aus.

Allmonatlich werde ich dem Kaiser eine Tabelle über das Fortschreiten des Rübenbaues und der Zuckerfabrikation vorlegen.

Ich zweifle nicht daran, dass die verschiedenen Anordnungen des Dekretes vom 25. ds. Mts. zu einem vollständigen Erfolg führen werden. Der Landwirt wird aus seinem Felde einen besseren Ertrag ziehen, der Fabrikant wird seine Industrie blühen und seine Kapitalien sich vermehren sehen, und beide werden sich sagen können, dass sie, sich selber bereichernd, in Frankreich neue Werte schaffen und ihm jährlich mehr als 60 Millionen Franken bares Geld erhalten, welche andernfalls zur Bezahlung des Rohrzuckers, den wir verbrauchen, in's Ausland wandern."

Das Schreiben des Präfekten vom 3. April an die Gesellschaft ist nicht minder dringend als die Auslassungen des Ministers. Er spricht den Wunsch aus, dass die Gesellschaft ohne den geringsten Verzug im Verein mit ihren korrespondierenden Mitgliedern über die Mittel beriete, im Departement die befohlenen 400 Hektar Land mit Rüben zu bepflanzen und 2—3 Zuckerfabriken zur Verarbeitung der Ernte zu errichten. „Ich bezweifle nicht, dass die Gesellschaft es sich angelegen sein lassen wird, mir ihre Vorschläge zu machen, um durch alle Mittel, die in unseren Kräften liegen, die Ausführung einer Massregel zu erleichtern, welche dem ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät und den Interessen der Gesamtbewohnerschaft des Reiches entspricht!" Und zwei Tage darauf übersendet er der Gesellschaft für nützliche Forschungen eine Probe Rübenzucker, die einem der Brode entstammt, welche dem Kaiser vorgelegt worden waren.

In ihrer Sitzung vom 4. April beschliesst die Gesellschaft, alle ihre auswärtigen Mitglieder durch Rundschreiben aufzufordern, nach Kräften den Rübenbau zu unterstützen und die grösseren Grundbesitzer zur schleunigsten Anpflanzung zu veranlassen. Sie beauftragt ferner die Mitglieder Schmeltzer und Willwersch, für die zu gründende Zuckerfabrik einen Gesellschaftsvertrag auszuarbeiten, und spricht ihre Ansicht dahin aus, dass im Departement zwei Zuckerfabriken zu errichten seien, die eine zu Trier, die andere zu Saarbrücken, wo die grossen Geschäftsleute im Überfluss Mittel für diese Industrie haben würden. Und schliesslich spricht sie den Wunsch aus, dass eine der Versuchsanstalten in die Stadt Trier verlegt werden möchte.

Daraufhin dekretiert der Präfekt an die Unterpräfekten, dass die

Bürgermeister des Departements in jeder ihrer Gemeinden wenigstens ein Hektar Landes zu bestimmen haben, der im Mai mit Rüben eingepflanzt sein muss. Wo ein solches Stück Land nicht verfügbar ist, soll es im Namen und auf Kosten der Gemeinde gepachtet werden. Auch sind die reichsten Grundbesitzer zur Erklärung zu veranlassen, wieviel Hektar Land sie 1811 und 1812 mit Runkelrüben zu bestellen gedenken. Bis zum 1. Mai ist über das Geschehene Bericht zu erstatten. Es sollen Massregeln ergriffen werden, um vor dem 1. September zwei Zuckerfabriken, die eine zu Trier, die andere zu Saarbrücken zu errichten. Sechs Landwirte, welche am 1. November 1811 die grösste Menge weisser Rüben an die Fabriken geliefert haben, sollen einen Aufmunterungspreis von je 500 Frcs. erhalten. Ein Preis von 2000 Frcs. wird für denjenigen Bewohner des Departements ausgeworfen, der im Laufe des Jahres den meisten Rübenzucker fabriziert hat. Die Unterpräfekten haben zur Weitermeldung an den Minister diejenigen Personen zu bezeichnen, welche bei dieser Gelegenheit den meisten Eifer zur Erreichung des Zieles dieser nützlichen und wichtigen Verfügung an den Tag legen.

Es lag auf der Hand, dass bei diesem Schlag auf Schlag erfolgendem Drängen des Imperators, der, da er gewohnt war, Armeen aus der Erde zu stampfen, nun auch ein Saatfeld auf der flachen Hand wachsen sehen und binnen 19 Monaten eine französische Rübenkultur, eine den Zuckerbedarf des Landes deckende französische Rübenzuckerindustrie errichten wollte, die schleunigste Beschaffung des richtigen Rübensamens die nächste Notwendigkeit war, damit an die zum Bau der geeigneten Rübenart willigen Grundbesitzer eine Verteilung stattfinden könne. Hierfür hatten aber Napoleon und seine Räte nicht vorgesorgt. Der Präfekt wandte sich an benachbarte Kollegen, in deren Departements der Rübenbau schon weiter fortgeschritten sein sollte. Aber vergeblich! Der Präfekt des Niederrheins erhielt von den Samenhändlern die Antwort, dass sie Rübensamen nicht besässen, und riet, diesen aus Preussen zu beziehen. Der Präfekt des Departements Donnersberg sandte anstatt Rübensamen einen sehr lehrhaften Brief, in welchem er Bruneteau darauf aufmerksam machte, dass im Saardepartement sicherlich ebenso wie in seinem eigenen Departement Rüben, genannt „disette", zur Verfütterung gebaut würden. „Ihre Rinde ist rot, ihr Fleisch ist weiss; wenn man sie quer durchschneidet, bemerkt man konzentrische rote Ringe. Ich würde sehr erstaunt sein, wenn Sie dort diese Rübe nicht hätten, die man überall findet. In dieser Jahreszeit

muss sie schon ausgesäet sein, ja sie wird demnächst schon umgepflanzt werden — es ist also zu spät, Ihnen noch Samen zu senden!“

„Disettes“ oder „Rummeln“ hatte der Präfekt in seinem Bezirk natürlich auch, und so liess er den landwirtschaftlichen Dingen ihren Lauf.

Und nun tritt in den Vordergrund der Geschehnisse ein Mann, dem es bestimmt war, in den bevorstehenden wichtigen Arbeiten nicht ein Werkzeug, sondern die rechte Hand, der gründliche und umsichtige Berater des Präfekten zu werden, ja die führende Rolle zu übernehmen, der Präsident des Conseil général im Saardepartement, Domänenempfänger Jacob Christian Schmeltzer, der in der Gesellschaftssitzung am 11. April in Gegenwart des Präfekten den von ihm in Gemeinschaft mit Wilwersch abgefassten Bericht abstattet und für die Errichtung einer Zuckerfabrik eingehende Vorschläge macht

Dieser Bericht darf als eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen gelten; er legt nicht nur von der Klugheit und Fähigkeit, dem technischen Verständnis und der kaufmännischen Voraussicht seiner Verfasser, sondern auch von ihrer Gradheit und ihrem unerschrockenen Mut rühmliches Zeugnis ab. Was in Paris niemand gewagt hatte: den Aufschneidereien von Barruel und Isnard entgegenzutreten, auf deren unsinnige Berechnungen hin Napoleon die Klinke der Gesetzgebung in die Hand genommen und der Minister sechsstellige Gewinnzahlen in die von ihm gemalten Rosenwölkchen gezaubert hatte — das wagten Schmeltzer und Willwersch.

Nicht von Paris erwartet der Bericht die Bausteine für die neue Fabrikation sondern aus Niederschlesien von dem Major von Koppy. Den aus einem einmaligen Laboratoriumsversuche der beiden Franzosen gewonnenen Berechnungen stellt der Bericht die Erfahrungen gegenüber, die Koppy in sechsjähriger ununterbrochener Thätigkeit gewonnen und in einem kleinem Werke [1]) der Öffentlichkeit übergeben hat.

In überzeugender Weise wird dargethan, dass es ein Ding der Unmöglichkeit sei, an eine Jahresverarbeitung von 120000 Centnern Rüben zu denken, während Koppy es sich als ein Verdienst anrechne, in den beiden letzten Jahren je 5300 Centner verarbeitet zu haben. „Wir sind der Ansicht, dass derjenige, der die Leitung der Fabrik

[1]) Die Runkelrüben-Zucker-Fabrikation. In oekonomischer und staatswissenschaftlicher Hinsicht praktisch dargestellt von Freiherr von Koppy auf Krayn in Schlesien. Leipzig und Breslau 1810 bei Wilhelm Gottlieb Korn.

übernimmt, von seinen Auftraggebern alles Lob verdienen wird, wenn er im ersten Jahre das erreicht, was der Erfolg sechsjähriger Arbeit des Herrn von Koppy war, ein Erfolg, dessen Koppy, mit brennendem Eifer für dies Gewerbe und Geldmitteln ausgestattet, die uns nicht zur Verfügung stehen, sich rühmt, während man angesichts der Leichtigkeit, mit welcher die Herren Barruel und Isnard 120000 Centner Rüben verarbeiten wollen, seine Ergebnisse für recht unbedeutend halten sollte."

„Auch andere Angaben" so fährt der Brief fort, „lassen uns die Genauigkeit der von den Herren Barruel und Isnard aufgestellten Ausgabeberechnungen zweifelhaft erscheinen: sie nehmen an, dass 20 Arbeiter während 6 Wintermonaten hinreichen, um die enorme Menge von 120000 Centnern Rüben, das Produkt von 400 Morgen Landfläche, zu bewältigen und zwar ohne Hilfe von Maschinen, während Herr von Koppy nach eigener Angabe in seiner kleinen Fabrik, die nur 5300 Centner verarbeitet, mit grossem Vorteil Maschinen anwendet, die er der Aufsicht eines hervorragenden Ingenieurs unterstellt hat. Wir können nur annehmen, dass die Pariser Chemiker zwar die Behandlung der Rüben und die Herstellung von Syrup im kleinen vervollkommnet haben mögen, dass ihnen aber die in den grossen Fabriken benutzten Methoden zur Erleichterung der Arbeit, zur Erzielung eines wirtschaftlichen, zeit- und handarbeitsparenden Betriebes, ohne welche eine Fabrik nicht bestehen kann, unbekannt geblieben sind. Es wird vor Allem ein Fonds von wenigstens 30000 Frcs. gebildet werden müssen zur Deckung der Einrichtungskosten und zur Bezahlung der Arbeitslöhne. Nach Sicherung der Mittel wird es richtig sein, zunächst eine sehr intelligente Persönlichkeit nach Schlesien zu senden, um dort die Maschinen, denen sich Herr von Koppy für seine Fabrikation bedient, aufzunehmen Sollte übrigens in der Nähe von Lille eine Fabrik sich im Betrieb befinden, so könnte auch dort Rat eingeholt werden. Es wird nötig sein, einen sehr sorgfältigen Reisebericht zu erstatten, namentlich über die beste Form der Cylinder, der Pressen, der Kochkessel und deren Feuerung, über die möglichst praktische Aufstellung und Anwendung dieser Maschinen, um beim Transport des Breies und des Saftes von den Pressen nach den Kesseln und nach der Heizstube möglichst Zeit und Arbeitskraft zu sparen; über die vorteilhafteste Art, wie diese Heizstube einzurichten sein wird; schliesslich im allgemeinen über die am wenigsten kostspieligen und am raschesten zum vorgesetzten Ziele führenden Mittel.

Sodann erscheint es den Berichterstattern nötig, einen Werkmeister aus Hamburg oder Amsterdam anzustellen, der den zu gewinnenden

Rohzucker raffiniert, damit man in der Lage ist, statt fremden Raffinadeuren in die Hände zu fallen, den erzeugten Zucker direkt in den Konsum zu geben.“

Während des Vortrags und der sich anschliessenden eingehenden Erörterung des Berichtes mag es dem Präfekten manchmal recht heiss geworden sein bei den Trierischen Dickköpfen, denen der Pariser Esprit so wenig imponierte.

Die Gesellschaft schloss sich dem vorgetragenen Gutachten an.

Am 18. April 1811 schreibt Schmeltzer dem Präfekt folgenden Brief:

„Das grosse Interesse, welches die Regierung der Aufrichtung der Rübenzuckerindustrie auf dem Boden des Kaiserreichs zuwendet, hat mich zu einigen Studien über die Fortschritte, welche diese Industrie in Preussen gemacht hat, veranlasst. Ich habe mir eine Broschüre verschafft, welche Herr von Koppy, Besitzer einer derartigen Fabrik in Krayn in Schlesien im Jahre 1810 veröffentlicht hat, und da es mir wahrscheinlich ist, dass der Verfasser der im Moniteur erschienenen Anweisungen über diese Fabrikation (Barruel und Isnard) dieses Werk nicht gekannt haben, habe ich es auszugsweise übersetzt und beehre mich, Ihnen diese Arbeit hiermit zu überreichen. Soweit ich aus dieser Broschüre ersehen konnte, ist Herr von Koppy bis zum heutigen Tage der einzige, welcher in Preussen die Rübenzuckerfabrikation im Grossen eingerichtet hat. Seine Fabrik scheint sogar im April 1810, als er seine Broschüre schrieb, die einzige in der Preussischen Monarchie gewesen zu sein, da die von Herrn Achard zu Cunern errichtete, im übrigen nur zu Versuchszwecken bestimmte Fabrik durch eine Feuersbrunst im letzten Kriege zerstört wurde.

Die Begeisterung, mit welcher Herr von Koppy sich über die Vorteile seines Unternehmens äussert, und die vorzüglichen Ergebnisse, welche er sich von der Ausbreitung der Zuckerindustrie für den Europäischen Kontinent verspricht, sind ein Beweis mehr dafür, dass Seine Majestät der Kaiser mit seinem Dekret am 25. März eine Massnahme angeordnet hat, welche den Wohlstand Frankreichs zur höchsten Blüte bringen und es für immer von den Auflagen befreien wird, die es an England bezahlte. Die Uneigennützigkeit, mit welcher Herr von Koppy sein Verfahren bekannt gibt, lässt keinen Zweifel an der Redlichkeit seiner Absichten, und seine in sechsjähriger Arbeit gewonnene Erfahrung erscheint für jede derartige Fabrik so wichtig, dass man meines Erachtens durch deren Bekanntgabe Frankreich einen grossen Dienst

erweisen würde; ja ich glaube, es wäre nicht unnütz, wenn sich jemand an Ort und Stelle begäbe, um dort Studien zu machen und sich Zeichnungen und Modelle von den Maschinen zu verschaffen, deren sich Herr von Koppy seiner Versicherung nach mit grossem Vorteil in seiner Krayner Fabrik bedient."

Sofort erbittet der Präfekt bei dem Domänendirektor[1]) Urlaub für Schmeltzer, der auf sein Ersuchen die Mission nach Schlesien übernimmt; er dekretiert, dass die Reise auf Kosten der Gemeinden des Departements zu erfolgen habe, berichtet dem Minister über seine Absichten, über Schmeltzer, dessen guten Willen, Intelligenz und Verständnis er hervorhebt, und bittet die ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Kaisers, den Grafen Hédouville in Frankfurt, den Baron Bourgoing in Dresden und den Grafen von St. Marsan in Berlin, den Domänenempfänger Schmeltzer „dessen Gewandtheit und Talente seinem guten Willen nicht nachstehen", in der Ausführung seines Auftrages bestens zu unterstützen. Schmeltzer veranschlagt die Reisekosten auf 3000 Frcs., nämlich für Reise und dreiwöchentlichen Aufenthalt 1200 Frcs., für Sameneinkäufe und Beschaffung von Modellen 1200 Frcs. und 600 Frcs. Schadloshaltung für die ihm als Domänenempfänger im Mai und Juni entgehenden Einnahmen. Am 24. April dekretiert der Präfekt, dass die zunächst nötigen 2000 Frcs. aus dem zur Erhaltung und Wiederherstellung der Vicinalwege im Arrondissement Trier bestimmten Fonds zu entnehmen seien. Über den vielleicht nur lockeren Zusammenhang der Reise mit der Wegeverbesserung findet sich in den Akten nichts.

Um Mitte Mai ist Schmeltzer in Mainz. Was er da zunächst hört, ist nicht besonders ermutigend. Niemand betreibt Zuckerfabrikation im Departement Donnersberg, ausser einem gewissen Mohr in Wachenheim, der aber für einen verdrehten Kerl (une tête mal organisée) gehalten wird. Zwei Raffinadeure zu Höchst haben ihm für den Betrieb einer Rübenzuckerfabrik 6000 Gulden vorgeschossen, er hat keinen Rübenzucker sondern nur 1000 Ztr. Syrup erzeugt, den er ihnen geliefert hat; das Geld für die Rüben ist er schuldig geblieben, er wird daher von seinen Gläubigern verfolgt. Den Syrup wollen die beiden Raffinadeure grösstenteils wieder verkauft haben, aber im Gasthaus hört Schmeltzer, dass doch aus einem Teil des Syrups Zucker hergestellt

[1]) Berger, Direktor des Enregistrements, der Domänen und der Hypothekenwesens, Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen. Diedrichsgasse 840 jetzt Nr. 1.

worden sei. Die Fabrikanten fürchten eben ihre Rohrzuckerraffinerie zu diskreditieren, wenn sie die Verarbeitung von Rübensyrup zugeben.

Auch wird Schmeltzer mit einem gewissen Amtmann bekannt, dem reichen Besitzer einer stillliegenden Raffinerie, den er für die Rübenzuckerfabrikation so zu begeistern weiss, dass dieser sich entschliesst, einen solchen Betrieb einzurichten. Hieraus verspricht sich Schmeltzer grosse Vorteile für die in Trier zu gründende Zuckerfabrik.

Dann begibt er sich nach Frankfurt, wo er zwei Tage lang vergeblich die Buchhandlungen abläuft, um Achards grosses Werk über die Rübenzuckerfabrikation zu erlangen. Aber er findet nur dessen Broschüre, eine Instruktion für Landwirte, Rübenzucker und Syrup im Kleinen darzustellen. Dies Werkchen wirkt so überzeugend auf Schmeltzer ein, dass er glaubt, nunmehr auf eine Reise nach Schlesien gänzlich verzichten zu können. Er lässt sich dem Grafen Hédouville vorstellen, welcher ihm zwei grosse Stücke Zucker und Proben von Arrac und Cognac aus der Fabrik Koppy's — Geschenke des Grossherzogs — zeigt.

Hédouville, bei dem er diniert, bestimmt ihn, nach Aschaffenburg zu reisen, um dort Rücksprache mit den Personen zu nehmen, die vom Grossherzog[1]) mit Errichtung einer Zuckerfabrik beauftragt sind. Am 16. Mai wird er in Aschaffenburg dem Grossherzog vorgestellt, der ihm in fürstlicher Munificenz zwei Stückchen Achardschen Zuckers schenkt, nicht bloss zeigt. Vom Professor der Chemie, Strauss, erhält er einige Pfunde Rübensamen, die er dem Präfekten sendet mit dem Rate, trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch im laufenden Jahre einige Handvoll auszusäen, um wenigstens den Typus der zu erwartenden Rüben festzustellen. Der Grossherzog hat dem Professor der Botanik, Nau, 400 Morgen Land zum Rübenbau zur Verfügung gestellt, man ist also auch hier noch in den ersten Stadien und noch nicht zur eigentlichen Fabrikation gelangt. Dann lernt Schmeltzer einen Franzosen kennen, der im Auftrage Barruels in Deutschland eine grosse Menge Rübensamen eingekauft hat. Seinen Entschluss, nicht nach Schlesien zu reisen, gibt er auf, da er aus einer Flugschrift Achards[2])

[1]) Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, Grossherzog von Frankfurt. Sein Land umfasste die Stadt Frankfurt, die Fürstentümer Aschaffenburg, Hanau und Fulda sowie die Grafschaft Wetzlar.

[2]) „Ankündigung einer auf Allerhöchsten königlichen Befehl in Schlesien zu errichtenden Lehranstalt der Zucker- und Syrup-Fabrikation aus Runkelrüben, und die Bereitung des Branntweins, Conjacks, Rums, Arracks und Essigs aus den Abfällen derselben.“ Cunern, 18. April 1811.

erfährt, dass dieser in Cunern eine Zuckerschule errichten will und seine Fabrikationsmethode bedeutend vereinfacht und verbilligt hat. Schmeltzer reist nach Frankfurt zurück und von da über Leipzig und Dresden nach Cunern, wo er am 31. Mai ankommt und von Achard mit Auszeichnung empfangen wird. Bis zum 6. Juni bleibt er in Cunern bei Achard, der ihn eingehend über die Fabrikation unterrichtet und mit ihm nach Breslau reist zum Besuch der dortigen Rohrzuckerraffinerieen und der Held'schen Zuckerfabrik in Schmelwitz, dann mit ihm nach Cunern zurückfährt und ihn am 15. Juni mit seinen eigenen Pferden nach Liegnitz bringt. Aus der im Original vorhandenen Reiseabrechnung Schmeltzers ergibt sich, das Achard für Wohnung und Verpflegung nichts von Schmeltzer annahm, weshalb dieser ihm und seinen drei Kindern zwei italienische Strohhüte, ein Messer und ein Buch im Gesamtbetrag von 19 Fr. 17 cts. zum Präsent machte. Von Liegnitz aus besuchte Schmeltzer die Zuckerfabrik zu Indolsbach und kehrte dann über Waldau, Dresden, Fulda und Mainz nach Trier zurück, wo er am 24. Juni wieder anlangte.

Die ganze Reise kostete 1966 Frcs. 08 cts. Der fleissige Mann brachte eine reiche Ausbeute nach Hause. An der Quelle, im persönlichen Verkehr mit Achard hatte er alles Nötige erfahren, er hatte Fabriken besucht, mit Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten und Handwerkern konferiert, Geräte, Proben und Modelle gekauft und sich Pläne und Kostenanschläge verschafft.

Achard begnügte sich mit dem bescheidenen Honorar von 20 Friedrichsdor (116 Thlr. 16 gr.), dem Entgelt eines Lehrkursus. Das Projekt des „neu anzulegenden Runkelrüben-Zucker-Etablissements“ war nach der Angabe Achards von dem Königlichen Wasserbau-Kondukteur From zu Breslau für ein Honorar von 25 Thlr. Cour. entworfen und umfasste „eine Rossmühle mit Göpel zur Zermalmung der Runkelrüben, eine Pressstube, eine Klär- und Verdampfungsstube nebst Feuerung, das betreffende Gebäude im Grundriss, zwei Profilen und Vorder-Ansicht, mit einer Erläuterung über die Maschinen und sonstigen Vorrichtungen, nebst einem Detail der Feuerung“.

Einige Wendungen in dem aus Cunern datierten Schreiben Schmeltzers an den Präfekten zu Trier seien hier wiedergegeben:

„Achard hat mich empfangen wie einen Mann, dem er den Ruf seines Verfahrens in Frankreich zu verdanken haben wird. Er erzählte mir, dass, nachdem er 12 Jahre seines Lebens damit zuge-

bracht und mehr als 30000 Thaler geopfert habe, um Erfahrungen in der Rübenzuckerfabrikation zu machen und die vorteilhaftesten Einrichtungen zu finden, es ihm grossen Kummer bereitet habe, dass man ihn in Frankreich mit so grosser Leichtigkeit überholt zu haben schien. Nachdem Achard jedoch die Anweisungen von Barruel und Isnard und andere Veröffentlichungen im Moniteur gelesen habe, versichert er, dass die Kunst, Zucker aus Rüben herzustellen, in Frankreich noch ganz unentwickelt sei, und er sagt den französischen Chemikern voraus, dass sie sobald noch nicht Zucker in so grosser Menge, als sie annehmen, erhalten werden. Wie dem auch sei, Achard verspricht, dass die Trierer Fabrik mit geringeren Kosten und in grösseren Mengen als alle nach französischen Instruktionen eingerichteten Fabriken Zucker herstellen werde, und er betrachtet die Fabrik, die wir in Trier errichten wollen, als bestimmt ihn zu rächen dafür, dass sein Namen in Frankreich so gänzlich in Vergessenheit geraten sei. Achard ist französischen Ursprungs. Seine Vorfahren haben Frankreich infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes verlassen. Er spricht sehr gut Französisch und ist eifriger Bewunderer unseres Kaisers. Er gibt zu, dass ohne das Dekret vom 25. März die Rübenzuckerfabrikation nur schwache Fortschritte gemacht haben würde. Übrigens sei die Preussische Regierung weit davon entfernt die neue Industrie wirksam zu unterstützen, sondern hemme sie auf alle erdenkliche Weise so sehr, dass es nicht an der vom König mit der Prüfung des Verfahrens beauftragten Kommission gelegen habe, wenn die Kunst nicht in der Geburt erstickt worden sei" [1]).

Am 12. Juli unterbreitet Schmeltzer dem Präfekten den von ihm ausgearbeiteten Kostenanschlag für eine im ehemaligen Kloster der heiligen Agnes zu errichtenden Rübenzuckerfabrik, berechnet auf eine Verarbeitung von 10000 Centner Rüben in 144 Arbeitstagen vom November 1811 bis April 1812.

„Wenn unsere Rüben", so schreibt Schmeltzer an den Präfekten, soviel Zucker enthalten, als die in Schlesien angebauten, und wenn wir einen so schönen Rohzucker herstellen als man in Indolsbach fabriziert, so werden wir mindestens 22500 kg Rohzucker erhalten, für die der Raffinadeur Lichtenberger in Höchst nach seiner Erklärung gerne 140 preussische Thaler für den Meterzentner zahlen wird, woraus sich eine Einnahmesumme von 99229 Frcs. für Zucker ergibt.

[1]) Die von Schmeltzer geschilderte Verstimmung Achards gegen die Räte seines Königs ist ebenso historisch als ihre Nichtberechtigung. Es wird hierauf noch zurückzukommen sein.

Der Kostenanschlag belief sich auf 40000 Franken, nämlich 17000 Franken Kosten der ersten Einrichtung, worunter 6 Ochsen zum Betreiben der Rübenreibe figurierten, und 16800 Francs für Rohmaterialien. Für die Verarbeitung von 10000 Centner Rüben zum Gestehungspreis von 10000 Franken sollten verwendet werden 40 Klafter Brennholz (1200 Francs), 40 Fuder Steinkohlen (1000 Francs), 2880 Pfund Schwefelsäure (3000 Francs), an kohlensaurem Kalk für 100 und an gelöschtem Kalk für 600 Francs, 4750 Liter entrahmte Milch (475 Francs) und für Viehfutter 300 Francs; der Rest für Löhne u. s. w. An Arbeitskräften gedachte Schmeltzer zu verwenden einen Architekten zur Erbauung und Leitung der Fabrik (700 Francs), einen Apotheker zum Verkochen der Syrupe (600 Francs) und 17 Arbeiter mit einem Tagelohn von 1 frc. bis 1 frc. 25 cts.

Nicht überall in Frankreich schienen die Präfekten so raschbereite und sachverständige Helfer gefunden zu haben als es Schmeltzer war, denn nicht der Minister des Innern sondern der gefürchtete Polizeiminister [1]) erkundigte sich durch den Staatsrat Réal [2]) wie bei anderen Präfekten so auch bei Herrn von Ste. Susanne, am 13. Juni nach den Fortschritten der Rübenkultur und nach der Haltung der Bevölkerung; ob sich nicht der Geist des Übelwollens gegen die Rübenzuckerindustrie durch ein System abfälliger Kritik geltend mache? wer die Nörgler seien, und was sie sagten? und ob nicht die Centralpolizeigewalt eingreifen solle, um den väterlichen Absichten Seiner Majestät zum Durchbruch zu verhelfen? Kurz und würdig antwortete der Präfekt, dass er bisher in seinem Departement nur guten Willen gefunden habe und dass im Herbst eine Zuckerfabrik zu Trier in Betrieb gesetzt werden würde.

Dieser kleine Zwischenfall ist ausserordentlich bezeichnend für Napoleon und sein System: Zuckerbrod und Peitsche! In seiner Milde versäumte der Präfekt die schönste Gelegenheit, Leute von verdächtiger Gesinnung zu Paaren treiben zu lassen. Hatten doch die Bürgermeister des Arrondissements Prüm — das Departement umfasste die Arrondissements Prüm, Trier, Saarbrücken und Birkenfeld — schon im April einstimmig ihrem Unterpräfekten Prud'homme die verwegene Erklärung abgegeben, dass sie für dieses Jahr sich zu ihrem

[1]) General Anne Jean Marie René Savary, Herzog von Rovigo, s. Z. Präsident des Gerichtshofes, welcher das Todesurteil über den Herzog von Enghien aussprach.

[2]) Leiter des, die Departements Saar, Rhein, Mosel, Donnersberg u. a. umfassenden 1. Polizei-Arrondissements, Staatsrat Reichsgraf Réal.

Bedauern mit den Intentionen Seiner Majestät nicht einverstanden erklären könnten, es sei zum Rübenaussäen zu spät, das Land sei bestellt, es fehle an Rübensamen! Hatten sogar einige dieser Bürgermeister tausend Gründe dafür vorzubringen sich unterfangen, dass in ihren Sprengeln Zuckerrüben überhaupt nicht kultiviert werden könnten; hatten doch in Meisenheim die reichsten Grundbesitzer Angesichts des Wunsches Seiner Majestät erklärt, dass sie die Rüben, welche sie alljährlich bauten, zur Viehfütterung notwendig hätten, dasss sie aber gerne dreimal soviel Rüben bauen wollten, wenn in Meisenheim eine Zuckerfabrik gebaut werde; dass sie aber lieber überhaupt andere Futterpflanzen bauen würden als sich gezwungen zu sehen, ihre Rübenernten in eine entfernt gelegene Zuckerfabrik transportieren zu müssen. Es ehrt die wackeren Landwirte in Meisenheim und im Arrondissement Prüm nicht minder, dass sie ihre Meinung gegenüber den unzweideutigen Befehlen ihres höchsten Gebieters unumwunden zum Ausdruck brachten, als es dem Präfekten zur Ehre gereicht, dass er Einsicht, Wohlwollen und vornehme Gesinnung genug besass, um einer ihm entgegen getragenen Aufforderung zur Gesinnungsriecherei kühl den Rücken zu zeigen.

Nachdem der Präfekt vergeblich versucht hatte, Gesellschaften oder Privatleute zur Errichtung der Trierer Zuckerfabrik zu gewinnen, blieb ihm nichts übrig, als die guten Dienste Schmeltzers auch weiterhin in Anspruch zu nehmen und ihm die Direktion des Unternehmens anzuvertrauen. Für den neben- oder ehrenamtlich zum Directeur régisseur der Fabrik ernannten Domänenempfänger Schmeltzer begann nun eine Zeit rastloser und aufreibender Thätigkeit. Zunächst schloss er mit der Hospitienverwaltung, welche durch Leistenschneider, Gerhards, Goetten, Hermes und Wittus[1]) vertreten war, am 29. Juli einen Vertrag ab dahingehend, dass ihm zur Errichtung der Fabrik ein Teil des Agnetenklosters[2]) auf 3 Jahre zu einem jährlichen Pachtpreis

[1]) Buchdrucker, Papier- und Tapetenfabrikant und Adjunkt des Trierer Bürgermeisters, Jacob Leistenschneider; Präfekturrath Gerhards; Priester Johann Wilhelm Götten; Suppleant (Ergänzungsrichter) am ersten Instanzgericht Johann Peter Job Hermes und Handelsmann Franz Gerhard Wittus; Präsident der Hospitien-Kommission war der Bürgermeister (Maire, damals verdeutscht Mayer) Handelsmann Anton Joseph Recking, Mitglied der Ehrenlegion, Brodgasse 263.

[2]) Das Jungfrauenkloster St. Agneten, 1255 vom Erzbischof Arnold II. gegründet, wurde im Jahre 1802 von der französischen Regierung aufgelöst, die Gebäude wurden versteigert. Die Hospitien-Verwaltung verwendete es als Arbeitshaus. Später wurde es Kaserne.

von 400 Franken überlassen wurde, und zwar die Kirche und die Sakristei sowie die beiden an die Sakristei anschliessenden, auf den grossen Garten gehenden Zimmer, der grosse Saal rechts von der Kirche, der anstossende Teil des Kreuzganges, ein Stück Hof, der Keller an die Längsseite des Gebäudes gegen die Webergasse zu, der die Kirche und die Sakristei umgebende Garten, sowie zwei Zimmer im ersten Stock für den Fabrikinspektor. Ausserdem sicherte sich Schmeltzer den Gebrauch des Brunnens in der grossen Küche zu Betriebszwecken und alle Hof- und Gebäudedurchgänge, sowie das Recht, das Gewölbe, auf welchem die Orgel [1]) gestanden hatte, abzubrechen und die gewonnenen Materialien zu verbauen. Dagegen verpflichtete sich Schmeltzer, nach Ablauf der Pacht entweder dies Gewölbe wieder aufzubauen oder an dessen Stelle einen Holzfussboden zu legen sowie die Fabrik durch Trennungsmauern von den übrigen Gebäuden abzuschliessen und nach Beendigung der Pacht alles wieder in den früheren Zustand zu versetzen. Am 19. Juli reiste er zunächst mit dem Architekten Germain und dem Zimmermann Reifenberg in den Longuicher Wald, wo für den Preis von 263 Francs 56 cts. elf Eichen, die der Präfekt kurzer Hand mittelst einer schnurrigen Verfügung konfisciert hatte, zur Verzimmerung gekauft wurden. Sieben dieser Bäume wurden von dem Trierer Kutscher Johann Lindemer zum Preis von 106 Francs 20 cts. herangeschafft. Der Zimmermann Friedrich Reifenberg erhielt für seine Bemühungen bei der Auswahl der Bäume die wohlabgerundete Summe von 25 Francs 39 cts. Die Rübenreibe wurde bei Schiffmann in Neuenbamberg bei Kreuznach bestellt. Boten flogen hin und her mit Bestellbriefen und Bestätigungen. Ein Brief nach Neuenbamberg kostete 12 Francs 50 cts. Den Auftrag für die Öfen und Kamine erhielt Peter Scherr, den Ofen zum Brennen der Backsteine baute der Maurer Röder, Nikolaus Lüder aus Speicher lieferte die Thonerde dazu. Ernst und gewissenhaft fasste Schmeltzer seine Thätigkeit auf. Tadellose Ordnung hielt er in seinen Rechnungen. Er begnügte sich nicht mit den schon in seinem Besitz befindlichen 3 Werken von Achard und von Koppy; mit einem Buche Calvels über Rübenbau und den Werken von Dutrone über Rohrzucker und von Dechamel über die Kunst der Zuckerraffination vervollständigte er seine Bibliothek.

Inzwischen blieb auch der Präfekt nicht unthätig. 40000 Francs hatte Schmeltzer für seine Fabrik verlangt, 25000 Francs stellte

[1]) 1803 wurde die Orgel auf den Musikchor im Dom gebracht und steht jetzt seit kurzem in der Pfarrkirche zu Wehrden an der Saar.

ihm der Präfekt zur Verfügung, liess ein Verzeichnis sämtlicher Gemeinden des Departements (38 im Arrondissement Birkenfeld, 43 im Arrondissement Prüm, 42 im Arrondissement Saarbrücken und 42 im Arrondissement Trier) aufstellen und verteilte die Zahlungspflicht nach irgend einem zweifellos sehr gerechten Massstabe unter diese Gemeinden, von denen Lieser die höchste Leistung von 743 Francs 9 cts. zu prästieren hatte, während Auw mit der geringsten Summe von 14 Francs 64 cts. belastet war; für Trier und Saarbrücken kam aus unerforschlichen Gründen eine Zahlungspflicht gar nicht in Frage. Am 23. Juli richtete der Präfekt an die Bürgermeister folgendes bezeichnende Rundschreiben:

„Durch heutige Verfügung habe ich die Gemeinde Ihrer Bürgermeisterei ermächtigt (!), zur ersten Einrichtung und zu den Betriebskosten der durch Verfügung vom 13. ds. Mts. von mir gegründeten Rübenzuckerfabrik in der Wintercampagne 1811/12 die und die Summe beizutragen. Der Betrag ist zur Hälfte am 15. August, zur Hälfte am 30. August bei der Kasse des Generaleinnehmers einzuzahlen.

Die Gemeinden werden an dem Gewinn der Fabrikation im Verhältnis ihres Kapitaleinschusses teilnehmen, und ihr Einschuss wird ebenso wie ihr Gewinnanteil entweder am Schluss der ersten Campagne oder allmählich aus bereiten Mitteln der Fabrik gezahlt werden.

Ich lade sie daher ein, die Ausführung der obigen Anordnungen in die Hand zu nehmen."

Es war also eine regelrechte Aktiengesellschaft, die der Präfekt gründete, gewiss die erste im Trierischen. Und da die Gemeinden nach dem Willen Napoleons auch Rübenlieferanten sein sollten, so kann die Zuckerfabrik zu Trier als das erste Vorbild der heute in Deutschland üblichen Zuckerfabriken mit Rübenlieferungspflicht der Aktionäre gelten.

Am 25. Juli erlässt der Präfekt zwei Verfügungen. In der einen lenkt er die Aufmerksamkeit der Bezirkseingesessenen auf die rechtzeitige Beschaffung von Rübensamen für die Bedürfnisse des nächsten Jahres und gibt Anweisung, wie die Samenrüben zu behandeln seien. In der anderen macht er bekannt, dass die zu St. Agneten errichtete Fabrik bis zu 12000 Zentner tauglicher Runkelrüben kaufen und den Zentner mit einem Franc bezahlen werde.

Am 9. September teilt le Directeur de la Sucrerie Schmeltzer dem Präfekten mit, dass zunächst die Bürgermeisterei Trier, die Gemeinde Euren und St. Mathias, sowie die Gemeinden der Bürgermeistereien Pfalzel, Aach, Trierweiler, Conz, Irsch, Ruwer,

Schweich und Longuich ihrer günstigen Lage halber Rüben nach Trier zu liefern geeignet seien, und empfiehlt eine Bekanntmachung in den genannten Gemeinden, dahingehend, dass es infolge der grossen Sommerhitze keinem Zweifel unterliege, dass zu Anfang Oktober die Rüben in voller Reife aus der Erde genommen werden könnten; dass man sie aber nur bei möglichst trockenem Wetter ernten und nach Trier bringen solle; dass sie dort eingelagert und vom 1. Oktober ab bezahlt werden würden; dass man bei der Ernte nur die Blätter abschneiden solle, und dass diejenigen Landwirte, die ihre Rüben sonst zu verfüttern gewohnt seien, die Pressrückstände zurückerhalten sollten. Der Präfekt erlässt eine entsprechende Verfügung.

Mittlerweile arbeitet die volkbeglückende Staatsmaschine in Paris unablässig weiter. Mit tönenden Worten verkündet zwar der Minister Montalivet in seinen Erlassen die begeisterte Aufnahme, welche die väterliche Fürsorge Seiner Majestät überall gefunden habe. Aber es scheint doch nicht alles und nicht überall zu stimmen, denn es wird noch immer getrieben und gedrängt.

Am 26. September sendet Montalivet jedem Präfekten mit Eilpost eine Schachtel, welche ein Stück Zucker enthält, das unter seinen Augen aus Runkelrüben hergestellt ist. „Ich hoffe,“ schreibt er, „dass Sie sich beeilen werden, es denjenigen unter Ihren Eingesessenen zu zeigen, die Sie um sich zu versammeln pflegen, und dass diese Personen angesichts der Zuckerprobe Ihnen helfen werden, die Ungläubigsten von dem Gehalt der Runkelrübe zu überzeugen. Ich bitte Sie, mir von der Wirkung dieser Massnahme Bericht zu erstatten.“ Der Präfekt stellt die Proben im Regierungsgebäude zur Ansicht für jedermann aus.

Wie viele seiner Kollegen — vielleicht auch der Präfekt des Departements Rom und der des Departements Zuidersee — ist Ste. Susanne im Rückstand mit einem Verzeichnis der angebauten Rübenfelder. Montalivet erinnert ihn sehr zartsinnig: „Der Verzug, in welchem sich mehrere Ihrer Kollegen hierin befinden, steht nicht im Einklang mit der von Seiner Majestät angeordneten Beschleunigung. Ich sehe mit Bedauern, Herr Präfekt, dass Sie sich noch nicht mit dem Berichte beschäftigt haben, den ich nach Ihrem sonst an den Tag gelegten Eifer früher hätte erwarten können. Ich anempfehle Ihnen nachdrücklich, das Nachweisungsformular auszufüllen und mir binnen 14 Tagen nach Empfang dieses meines Erlasses einzureichen!“ Nicht wenig Kopfzerbrechen mag dem Präfekten die Redaktion der aus den 4 Arrondissements eingelaufenen Tabellen gemacht haben; sie in Über-

einstimmung zu bringen und — mundgerecht zu machen, war eine Sisyphusarbeit, aber sie wurde bewältigt — nicht ohne Änderung der meisten Berichtszahlen. Am 30. Oktober konnte der Präfekt dem Minister melden, dass 473 — die Aufaddierung ergibt nur 182 — Hektar Rübenland angepflanzt seien und eine Ernte von 142 380 Meterzentnern Rüben erwartet werden könnte.

Schmeltzer hatte gehofft, im Oktober den Betrieb eröffnen zu können, aber allerlei Verzögerungen gestatteten ihm den Beginn der Rübenverarbeitung erst am 2. Januar 1812. Vom Präfekten war ihm der pensionierte französische Hauptmann Alland[1]) als Fabrikinspektor unterstellt worden. Auch die Dame Alland, welche ein stilistisch sehr gewandtes, in der Rechtschreibung dagegen mindestens sehr originelles Französisch zum Besten gab, machte sich nützlich.

Und nun muss es gesagt werden: alle die Hoffnungen, die Schmeltzer und der Präfekt auf das Gelingen des Unternehmens gesetzt hatten, erfüllten sich nicht; es stellte sich ein unzweideutiger, glatter und durchschlagender Nichterfolg ein.

Schmeltzer trug keine Schuld daran, seine zähe Arbeitskraft und sein guter Mut vermochten die ihm entgegenstehenden fundamentalen Hemmnisse nicht zu bewältigen Die ersten Betriebswochen konnten selbstverständlich nur in tastendem Probieren verlaufen. Ungeübte Arbeiter, ungeeignete Hilfsmittel, Störungen aller Art reichten sich die Hand, um einen geordneten Betrieb nicht aufkommen zu lassen. Die Feuerungen mussten umgebaut, die Rübenreibe musste ausser Gang gesetzt werden. Fünfmal goss der Schmiedemeister Pion die Reibescheibe und erhielt beim fünften Guss nur eine unförmige, gänzlich unbrauchbare Masse, sodass Schmeltzer den Vorschlag des Schlossers Weiss anzunehmen beschloss, welcher die Scheibe aus Schmiedeeisenstücken zusammenzusetzen versprach. Fortgesetzter Regen verzögerte die Ankunft von Materialien und der für 4 Schraubenpressen bestellten Schrauben. „Ich hätte gewünscht", schreibt Schmeltzer am 12. November an den Präfekten, „diesem Brief einige Rohzuckerproben beifügen zu können, die ich aus drei Versuchen in meiner Küche zu erhalten hoffte; da ich jedoch viele Unannehmlichkeiten mit dem Kochkessel, dem Kamin u. s. w. hatte,

[1]) Alland war von Anfang Oktober 1811 bis zum 5. April 1812 als Fabrikinspektor thätig und trat dann in den Militärdienst zurück. Er erhielt von Schmeltzer für sich und seine Frau das Zeugnis grosser Pflichttreue. Bei seinem Ausscheiden wurde das Gehalt auf 75 Francs monatlich festgesetzt, die Bemühungen der Dame Alland dagegen nicht besonders honoriert.

lieferten mir die Versuche nur eine klebrige Masse, welche zwar sehr süss war, in der sich jedoch nicht ein Körnchen Zucker bildete, das man durch Auspressen hätte gewinnen können. Übrigens werde ich diese Versuche bis zur Beendigung der Einrichtung fortsetzen, um die Ursache der Fehlschläge zu ermitteln, die ich im Grossbetrieb zu vermeiden haben werde."

Während des Baues und des Betriebes stellt der Präfekt dem Direktor ratenweise die nötigen Summen zur Verfügung. Schmeltzer liefert von Zeit zu Zeit genaue Abrechnungen. Er prüft die eingehenden Rechnungen auf's sorgfältigste und macht, wo er dies für nötig hält, Abstriche. In Bausachen wird er von dem Departements-Architekten Henry unterstützt.

Bald lässt auch die Gesellschaft für nützliche Forschungen von sich hören. In ihrer Sitzung vom 25. Dezember beauftragt sie ihre Mitglieder Nell, Berger und Meurer, den Betrieb der Fabrik in seinen Einzelstadien zu beobachten und darüber zu berichten. Ob ein Bericht erstattet worden ist, darüber geben die Akten der Gesellschaft keinen Aufschluss.

An den Lieferungen für die Fabrik sind beteiligt: die Häfner Niclas Heinz und Peter Scherr (auch Scher, Scheer oder Scherer geschrieben), wohnhaft in der Vorstadt „an der Strasse" mit einigen hundert irdenen Zuckerhutformen, wovon das Stück mit 24 Albus [1]) bezahlt wurde, sowie mit 47400 Backsteinen, von denen das Tausend durchschnittlich 30 Francs kostete; der Messerschmidt Ersch; la société des fonderies de cuivre et manufacture de fers-blancs de Dilling; Caspar Saarburg mit einer Wasserleitung aus Bleiröhren (75 cts. das Pfund); Carl Leist in St. Mathias mit einigen hundert Mass abgerahmter Milch (die Mass 3 Albus); Maurermeister Math. Röder, der für jeden Maurer einen Tagelohn von 23 Alb., für einen Steinhauer 25 Alb., für einen Handlanger 16 Alb. und für einen „Buwen" 12 Alb. berechnete; der Tischlermeister Joh. Arends; die Frau des Hauptmanns und Fabrikinspektors Alland mit grüner Seife, Kerzen, Handtüchern, Sand, Besen, Laternenöl u. s. w., der Pumpenmacher Johann Rheinart mit Lieferung einer Pumpe; Franz Schmidt mit zwei Fruchtmassen; Seilermeister Michael Maul mit Seilen und Garnen, Meister Michael Zilcken mit Bleiplatten; Schlossermeister Theodor Weiss; Küfermeister Wilhelm Baden mit Bütten und Eimern; Schreinermeister J. Anton

[1]) 17 Albus gingen auf 1 Franc.

Koch; Dachdeckermeister Johann Schillinger; der Spenglermeister Anton Limburg; der Gelbgiesser Peter Schmidt; Carl Gottbill sel. Erben mit Gusssachen; der Küfermeister Peter Seidenspinter mit Fässern; das Hüttenwerk Quint.

In den Rechnungen schwirren Petermens oder Petersmenchen, Kopfstück, Albus, Batzen, Francs, Sols, Centimes, Florins, Ecus, Groschen und Kreuzer durcheinander. Preussisch Courant, 24 Guldenfuss, Louisd'or, Laubthaler und Brabanter Thaler vereinfachen die Abrechnung[1]).

Von den Rübenlieferanten sind hauptsächlich zu nennen: Die Bürgermeister von Losheim, Trittenheim, Leiwen und Wittlich; Willwersch als Lieferant der Hälfte aller Rüben, Schmeltzer selber; Frau Coupette; Wilhelm Leist; Mathias Sebastiani; Edmund Graf von Kesselstatt und Philipp Dany.

Die Schwierigkeiten im Betrieb häuften sich. Nach der Angabe Achards hatte Schmeltzer die Pressen und Gefässe mit Metall beschlagen, damit der Rübensaft nicht mit Holz in Berührung käme. Aus Sparsamkeit — es waren ihm statt 40000 nur 25000 Franken zur Verfügung gestellt — nahm er statt des Bleies Eisenbleche. Diese wurden undicht, Rübensaft drang durch, begann zwischen dem Holz und dem Blech zu gähren und den ganzen Saft zu verderben. Die Arbeiter waren und blieben ohne Geschick und Interesse. Die wichtige Rübenreibe hatte nur 18 Klingen, während sie 60—80 haben musste, um die nötige Leistungsfähigkeit zu erreichen. Auch die von Achard empfohlene Hebelpresse war unzureichend. Schmeltzer ersetzte sie durch vier Schraubenpressen, die aber auch noch nicht die nötige Leistung zeigten, und er wandte seine Augen nach Paris, wo die hydraulischen Pressen gerühmt wurden. Allerdings sollte eine solche Presse 4 bis 5000 Francs kosten.

Aber was die schlimmste aller Widrigkeiten war: die Rüben, die man ihm einlieferte, waren die im Departement üblichen Runkelrüben, „Rummeln" genannt, mit weissem Fleisch und roter Rinde, unkultivierte rohe Wurzeln, ausgezeichnet als Viehfutter, zur Zuckererzeugung jedoch so ungeeignet als möglich. Kein Wunder, dass Schmeltzer zwar einen klaren Syrup

[1]) Zum eisernen Bestand des von J. A. Schröll herausgegebenen, von Hetzrodt gedruckten Trierischen Taschenkalender, dem Vorläufer des ausgezeichneten Adress-Kalenders für den Regierungsbezirk Trier, gehörten etwa 50 Seiten Beschreibungen und Abbildungen von Münzen und Reduktionstabellen.

erhielt, dass es ihm aber nicht gelang eine kräftige Krystallisation zu erreichen! Den Syrup nach Achards Methode eindickend, erhielt er eine terpentinähnliche klebrige Masse, die sich jeder Krystallisation widersetzte. Und als er weniger stark eindickte und den Syrup der langsamen Krystallisation aussetzte, erhielt er aus 1000 Meterzentnern Rüben — dies war die ganze Menge, die vom 2. Januar bis 24. März 1812 von ihm verarbeitet wurde — 150 Kilogramm, gleich 0,15 % eines feuchten Rohzuckers, von welchem die Melasse fortwährend abtropfte. Den zu stark konzentrierten Syrup arbeitete er mit Kalkwasser wieder um und klärte ihn mit Ochsenblut, „mais plus je les ai travaillés, moins ils ont voulu crystalliser", und so sandte er sie in die Brennerei des Gutsbesitzers Nell, wo sie mit Bierhefe vergohren wurden. Aber auch hier verfolgte ihn das Missgeschick. Während die Maische in voller Gährung war, kamen die Steuerbeamten und versiegelten die Destillierblasen, die der Handelsminister trotz einer Befürwortung von Seiten des Präfekten nicht wieder freigab, da er befürchtete, die Steuerbeamten könnten getäuscht werden, indem man unter dem Vorwand, Melasse zu brennen, entgegen dem allgemeinen Verbot des Dekretes vom 1. Februar Kornbranntwein herstellte. So erhielt Schmeltzer nur 300 Liter 19grädigen Branntwein, und der Rest Syrupmaische verdarb. Der Branntwein wurde am 17. August 1812 durch den Gerichtsdiener Scharnagel versteigert und 75 cts. für das Liter gelöst. Für den Verkauf des noch verfügbaren Syrups erliess Schmeltzer am 28. Februar folgende Bekanntmachung:

„Zu verkaufen im Grossen und Kleinen Syrop und Melasse aus der Rübenzucker-Fabrique von Trier, nämlich: den Syrop zu 24 Albus das Pfund von 5 Hektogram. Die Melasse zu 12 Albus das Pfund. Die Niederlage ist bei Herrn Georg Beer, Handelsmann in der Simeonsgasse in Trier Nr. 1002 [1]). Wer 50 und mehrere Pfund zugleich in der Fabrik selbst abnehmen will, erhält einen Nachlass von 6 %."

Und wegen der Rübenabfälle machte der Amtsdiener Kindt am 23. Januar 1812 mit Trommelschlag bekannt: „In der Zuckerfabrik zu St. Agneten werden die ungewaschenen Abfälle der Rummeln oder Zuckerrüben für drei Batzen [2]) der Zentner, die gewaschenen und ausgepressten Rückstände der Rummeln aber für sechs Batzen der Zentner verkauft. Beide sind ein fürtreffliches Futter für Kühe, Ochsen und Schafe."

---

[1]) Jetzt Nr. 46.

[2]) 1 Batzen = 12½ cts.

So bestand das ganze Kampagneergebnis einer Verarbeitung von 1000 Meterzentner Rüben zum Anschaffungspreis von 2000 Francs aus folgendem:

150 Kilogramm Rohzucker zu 4 fr. das Kilogramm	600	frcs.
300 Liter Branntwein zu 75 cts. das Liter . . .	225	„
94 Kilogramm Syrup zu 2 fr. 80 das Kilogramm abzüglich 12 % Kommission für den Verkäufer	235	„
Rübenabfälle	11.69	„
	1071.69	frcs.

Fünfzehn Wochen hatte die Kampagne gedauert, 14 466 Petermännchen[1]) (850 frcs.) waren für Arbeitslöhne ausgegeben, der Höchst-Bestand der Arbeiter betrug 24. In der ersten Woche erhielten die Arbeiter einen Taglohn von 16, später von 18 Petermännchen. Der geringe Taglohn der Arbeiterinnen wurde nach der ersten Woche von $2^1/_2$ auf 8 Petermännchen erhöht. In den ersten 5 Wochen wurden die Kochkessel von dem Apotheker Schorn für ein tägliches Entgelt von 20 Petermännchen bedient.

An Saarbrücker Steinkohlen waren verwendet 6 Fuder, zusammen 180 Zentner zum Preise von 180 frcs. Die Gestehungskosten eines Fuders (30 Ztr.) Steinkohlen betrugen:

13	frcs.	50	cts.	Kaufpreis in Saarbrücken.
1	„	50	„	Oktroi.
—	„	88	„	Wiegen.
11	„	60	„	Schifftransport.
2	„	11	„	Anfuhr vom Schiff.
29	frcs.	59	cts.	zusammen.

Wir werden dem directeur régisseur Schmeltzer rückhaltlos beistimmen, wenn er in einem Brief am 26. April 1812 dem Präfekten schreibt: „Certes un tel résultat n'est pas encourageant.“ 32 683 frcs. 38 cts. waren für die Fabrik und ihren Betrieb ausgegeben worden, von denen 24 900 frcs. 02 cts. von den Gemeinden eingeschossen waren und 7783 frcs. 36 cts. „aus den in der Generalkasse vorrätigen Attributionen der Gemeinden auf den Ertrag der Patentsteuern vom Jahre 1809“ stammten. Und trotzdem — Schmeltzer verliert den Mut nicht. In einer ausführlichen Denkschrift von 8 eng geschriebenen Folioseiten setzt er dem Präfekten die Misserfolge und deren Gründe auseinander und macht seine Vorschläge.

---

[1]) 17 Petermännchen galten einen Franc.

„In der Hoffnung, mit meinen schwachen Kräften zur Ausführung eines weit umfassenden Planes beitragen zu können“, so schreibt er, „habe ich die Reise nach Schlesien gemacht, wo ich darauf gerechnet hatte, die Rübenzuckerindustrie in einer solchen Blüte zu finden, dass ich, um Erfolge zu haben, nur das dort übliche Verfahren nachzuahmen hatte. — Nach meiner Rückkehr aus Schlesien war ein Teil meiner Hoffnungen verflogen. 14 Tage habe ich bei Achard zugebracht, der in seiner Eigenschaft als Erfinder des neuen Industriezweiges nur mit Begeisterung von den Vorteilen sprach, welche diese Fabrikation den Unternehmern böte, der aber durch sein eigenes Beispiel alle seine Aussagen Lügen strafte, denn ich sah nichts bei ihm als zwei schlechte Pressen und zwei kleinen Pfannen, in welchen er 1810 nur Syrup hergestellt hat. Er sprach mir viel von Hemmungen, die er von Seiten der Preussischen Regierung zu verspüren hatte; aber thatsächlich hatte er doch vom König eine Unterstützung von 120 000 Francs [1]) erhalten, und thatsächlich hat er mit dieser grossen Summe nicht mehr erreicht, als die Errichtung einer Fabrik, die jährlich nur 2000 Meterzentner Rüben verarbeiten kann. Die Fabrik des Herrn von Koppy ist in den ersten Tagen des Juni 1811 in Flammen aufgegangen, weshalb ich sie nicht zu sehen bekam, aber es wurde mir von vertrauenswürdiger Seite bekannt, dass Herr von Koppy, der für die Errichtung seiner Fabrik 16 000 Francs aufgewendet hat, in keinem Jahre auch nur seine Kapitalzinsen verdiente, und dass er sich um eine Unterstützung von 48 000 Francs in Gestalt eines Darlehens an die Preussische Regierung gewandt habe, um seine Fabrik zu halten, die, wenn sie nicht von den Flammen zerstört worden wäre, aus Mangel an Betriebsmitteln hätte zu Grunde gehen müssen. Die Fabrik, die ich in Schmelwitz sah, war so schlecht eingerichtet und so schlecht geleitet, dass sie, obgleich ihre Errichtung mehr als 60 000 Francs gekostet hatte, keinen vorteilhaften Eindruck zu erwecken vermochte. Die kleine Fabrik in Indolsbach endlich schien mir die einzige zu sein, deren Unternehmer nicht seinem Ruin nahe war, aber man verarbeitete daselbst nicht mehr als etwa 500 Meterzentner Rüben jährlich; sie war demnach zu unbedeutend für ein Vorbild. Dennoch hat Herr Achard, der seinen Ruf in Frankreich zu begründen eifrig bedacht war, so viele und so schöne Erwartungen in mir erweckt und mir einen Plan entwickelt, dessen Ausführung alle Schwierigkeiten beseitigen sollte, sodass ich zurückkehrte

[1]) Diese Summe stimmt nicht, wie wir später sehen werden.

in der Hoffnung, dass es unter der Fürsorge, welche die Regierung in Frankreich diesem Industriezweig zuwendete, leicht sein würde, eine Fabrik einzurichten, in welcher sich ein gesunder Betrieb entwickeln und das Ziel, dem Handel Zucker und dem Unternehmer einen gewissen Gewinn zu verschaffen, in Bälde erreicht werden würde".

Mit weiteren 25000 Francs hoffte Schmeltzer, so legte er in seinem Schreiben weiter dar — die Fabrik für eine tägliche Verarbeitung von 100 Meterzentner Rüben einrichten und bessere Ausbeuten erhalten zu können unter Verwendung einer Rübensorte, zu welcher ihm Achard den Samen geliefert hatte. 25 Kilogramm dieses Samens verteilte Schmeltzer zum Originalpreis an den Präfekten, den Höchstkommandierenden in Trier, General Rigaud[1]) — der sich „Rigau" unterzeichnete —, Peter Faulbecker in der Weberbachstrasse, Peter Marx in Zurlauben, Willwersch, Heinrich Eichhorn in Ehrang, Joseph Rheinart in St. Paulin und andere, und glaubte für die Kampagne 1812/13 1000 Meterzentner Rüben im nächsten Jahre eine grössere Menge und für die Kampagne 1814/15 schon 6000 Meterzentner Rüben erhalten zu können.

Die etwas komplizierte Abrechnung über den Rübensamen, in folgendem in unveränderter Schreibweise wiedergegeben, zeigt, wie viel schwieriger als heute die kaufmännischen Kalkulationen damals waren:

Herrn Schmeltzer receveur de domaines. Dahier.

Die H. Goll & Söhne in Erfurt melden uns folgendes unterm 29. December v. J.

Laut erhaltenem Bericht unserer Breslauer Freunde sind die durch den Herrn Schmelzer s. Z. bestellte 100 ℔ Runkelrüben Samen von H. Direktor Achard bezogen und auch bereits in 2 Säcke durch Fuhrgelegenheit an uns abgesandt worden. Nach Empfang werden wir Ihnen solche ungesäumt befördern.

H. Eichhorn & Cie Breslau haben dagegen die Anweisung d. Herrn Schmelzer zu Gunsten des Hr. Achard mit

Rt. 66,16 Preuss. C. eingelösst und wir bitten Sie dafür à 103 〉

Rt. 76. 26〉 im fl. 24 Fuss gefälligst gutzubringen

pr. J. P. Job Nell s. E.

---

[1]) Reichsbaron Anton Rigaud, Brigadegeneral, Oberkommandant des Saardepartements, Hauptquartier Trier. Die Stadt war damals Standort des 85. Linien-Infanterie-Regiments, des 37. leichten Infanterie-Regiments und des 3. Husarenregiments. Die 26. Division mit dem Hauptquartier Mainz umfasste die Departements Saar, Donnersberg, Rhein und Mosel.

Zu obigen Rt. 76„ 26 ⟩ kommen noch 1/2 % prov. und
20 inc. — 54 ⟩

so erscheinen Rt. 76„ 80 ⟩ Was die Transportkosten etc. betrifft, das geben Ihnen bey Empfang der 2 Säcke auf.

Ankaufsertrag	Rt. 76„ 80 ⟩	oder fl.	115„ 20 X
Fracht bis Frankfurt . . .	9„ 4	„	13„ 34 X
Von Frankfurt nach Koblenz	2„ 18	„	— —
			fl. 128 . 54 X
Die Fracht von Frankfurt mit Coblenzer Unkosten sind dem Schiffer zu Trier bezahlt worden			„ „ „ „
11 1/4 Louisd'or (in 45 Laubthaler) zu	fl. 11„ 12 X	fl.	126„ 12 X
und ein Brabanterthaler			2 . 42

ist zahlt. Trier d. 1. März
J. P. Job Nell,
Seelige Erben.

Réduction en francs.

	frcs.	cts.
45 Ecus de 6 fr. à 5 fr. 80 cts.	261.	—
1 Couronne de Brabant	5.	56
frais de Transport de Francfort à Coblenz acquittés au Battelier Mergener	8.	80
Total	275.	36

100 Livres de Silesie, à 406 grammes la livre, faisant 40 Kilogrammes, 6 Hektogrammes de Semences de Betteraves coûtent 275 frcs. 36 cts. le Kilogramme coûte conséquemment 6 frcs. 80 cts.

Trèves 4 Mars 1812.

J. Schmeltzer.

Dass die Verarbeitung der gewöhnlichen Futterrüben aussichtslos sei, erkannte Schmeltzer immer klarer, zumal auch im übrigen Frankreich recht üble Erfahrungen mit den „Disettes“ gemacht worden waren. Dagegen rechnete er sehr auf ein vervollkommnetes, vom Handelsminister als besonders vorteilhaft geschildertes und empfohlenes Verfahren und versuchte neue Geldmittel für die Fabrik durch Gewinnung kapitalkräftiger Gesellschafter zu beschaffen.

Inzwischen war auch Paris nicht unthätig. Am 18. Januar 1812 erschien ein neues Dekret Napoleons, welches für das laufende Jahr den Anbau von 100 000 Hektar Rübenland, die Errichtung von 4 Kaiserlichen Zuckerfabriken, die Vergebung von 500 Fabrik-Lizenzen,

die Eröffnung von 5 Zuckerfachschulen für 100 Zöglinge und weitere Beförderung der Rübenkultur und der Zuckerfabrikation gebot. Auf Grund dieses Dekretes sollten 1812 im Saardepartement 750 Hektar Rüben angebaut werden. Der Präfekt ordnete sofort für jedes Arrondissement eine Versammlung der Bürgermeister zur Verteilung des Rübenlandes an und bat den Handelsminister [1]), in Würdigung der gemachten Anstrengungen in Trier eine der vier Kaiserlichen Fabriken zu errichten, das heisst die von Schmeltzer geleitete Fabrik zu verstaatlichen. Hierbei versäumte er nicht den Hinweis darauf, „dass Herr Schmeltzer, abgesehen von den Kenntnissen, die er bei Herrn Achard und in den anderen von ihm mit der grössten Sorgfalt studierten Fabriken erworben habe, den Eifer, die Intelligenz und den für die Leitung eines solchen Betriebes nötigen Thätigkeitsdrang besitze."

Auf den am 23. Januar erstatteten Bericht antwortet der Minister am 7. Februar ausweichend, indem er sich eine weitere Prüfung vorbehält, doch ersucht er den Präfekten, dem Herrn Schmeltzer seine, des Ministers, Genugthuung und Befriedigung auszudrücken.

Das Saardepartement darf einen der hundert Fachschulzöglinge stellen. Der Präfekt bestimmt hierzu den Sohn Ludwig des Apothekers und Bürgermeisters zu Birkenfeld, Noel. Der 19jährige Pharmaziebeflissene besteht in Trier eine kleine Vorprüfung, macht einen Kursus in der École spéciale de chimie zu Wachenheim durch, erhält am 1. Mai vom Direktor L. Mohr [2]) das Zeugnis, dass er auf alle an ihn gestellten Fragen mit sehr befriedigender Genauigkeit geantwortet habe, und empfängt hierauf für seine Lehrzeit eine Entschädigung von 570 Francs. Aus dem Saardepartement laufen 3 Gesuche um Zuckerfabriks-Lizenzen beim Handelsminister ein, die mit Erlass vom 14. April an die Antragsteller Karl Ludwig Schmeltzer [3]) zu Trier — den Bruder des Domänenempfängers und Fabrikdirektors —, den Adjunkten zu

[1]) Reichsgraf Collin de Sussy.

[2]) Dies ist der nämliche Mohr, der Schmeltzern zu Mainz als verdrehter Mensch geschildert wurde. Nach dem in einer der Beilagen wiedergegebenen Brief des Donnersberg-Präfekten an seinen Saarkollegen hat Mohr in Dresden Chemie studiert und sich mit Versuchen der Rübenzuckergewinnung beschäftigt, ehe Achard etwas von sich hören liess.

[3]) Karl Ludwig (Carlouis) Schmeltzer, geboren am 6. Februar 1772 zu Saargemünd, war 1792 Offizier im französischen Infanterieregiment Royal Nassau und wurde später Offizier in dem k. k. österreichischen Infanterieregiment Bender. Er starb unverheiratet zu Trier am 11. Februar 1813.

Meisenheim, Georg Christoph Kempf und den Kaufmann Jakob Karcher zu Saarbrücken erteilt werden[1]).

Aufs neue erscheinen aus Paris belehrende, ermahnende und drängende Erlasse, die sich anstellen als ob in der verflossenen Kampagne überall die schönsten Erfolge erzielt worden seien:

„Les nombreuses fabriques ont prouvé par l'abondance, la beauté et la bonté de leurs produits, que la France parviendra, en très peu de temps, à tirer de son sol et de son industrie un objet de grande consommation" (12. Febr.). „Le remplacement du sucre de canne par le sucre de betterave — — a commencé avec beaucoup de succés en 1811" (14. Febr.). „La fabrication du sucre de betterave va prendre un grand développement. Elle le devra surtout à l'amélioration de ses procédés, qui a été très rapide" (12. Juni).

Das alles ist aber eitel Flunkerei!

Man rüstet sich im Departement für eine neue Rübenernte. Der Unterpräfekt von Saarbrücken bittet am 24. März den Präfekten um schleunigste Überlassung der im Arrondissement nötigen 40 Kilogramm Rübensamen, doch der Präfekt kann ihm das Begehrte nicht senden und vertröstet ihn aufs nächste Jahr.

Da der Handelsminister die unseligen Zuckerfabriken mit guten schlesischen Rübensamen — der ersten und wichtigsten Vorbedingung einer gesunden Fabrikation — nicht versehen kann, versendet er in vielen Exemplaren die Beschreibung eines von Bonmatin, dem Inspektor der Kaiserlichen Zuckerfabriken, vervollkommneten und vereinfachten Verfahrens. Die überlegene Sicherheit, mit welcher Bonmatin sein (!) Verfahren schildert, lässt Schmeltzer neuen Mut fassen, und er bittet in seinem wiederholt citierten Schreiben vom 26. April den Präfekten, die Fabrik nicht, wie dieser es vor hatte, zur Verpachtung auszuschreiben, sondern ihm die Mittel zu gewähren, um im

[1]) Keine dieser drei Lizenzen kam zur Ausnutzung. Die Absichten Jakob Karchers scheiterten an dem Umstande, dass es ihm nicht gelang, zu seinem Grundstücke in der Neugasse zu Saarbrücken in der Nähe des Jägerhofes ein Stück Land zu erwerben, das einen Bestandteil des damals zu militärischen Zwecken benutzten Kaiserlichen Gemüsegartens bildete. Da eine Entscheidung der militärischen und civilen Behörden nicht zu erreichen war, legte Karcher die Lizenz, die ihn zur Erzeugung von jährlich mindestens 10000 Kilogramm Zucker verpflichtete — der Imperator verpflichtete in seinen Lizenzen, und Zwangszahlungen wurden in der Form von Ermächtigungen auferlegt! — am 25. Oktober 1813 dankend in die Hände des Unterpräfekten zurück.

nächsten Winter mit Rüben aus schlesischem Samen wenigstens einen Versuch nach Bonmatins Verfahren anstellen zu können.

Da jedoch die Bemühungen Schmeltzers, Gesellschafter zu finden scheiterten, erlässt der Präfekt, der ausser Stande ist, noch weitere Mittel zu bewilligen, am 3. September in Nr. LXV des Mémorial du Departement de la Sarre folgende Anzeige:

„Das Publikum wird benachrichtigt, dass die zu Trier in dem Gebäude des vormaligen Agneten-Klosters eingerichtete Runkelrübenzucker- und Syrupfabrik, wie auch das Lokal, die Maschinen und alle zur Fabrizierung bestimmten Gerätschaften, unter vorteilhaften Bedingnissen, die den Liebhabern im Sekretariat der Präfektur zur Einsicht offen liegen, gleich verpachtet werden können."

Es ist bezeichnend für Schmeltzer, dass er sofort nach Erscheinen der Anzeige dem Präfekten schreibt, er befürchte, die Anzeige könne im Publikum den Glauben erwecken, dass er, Schmeltzer, an dem Erfolg der Rübenzuckerfabrikation zweifle. Damit solche Annahme nicht ungünstig auf die Verpachtung einwirke, erkläre er, dass lediglich die Unzulänglichkeit seines Vermögens ihn abhalte, die Fabrik auf eigene Rechnung und Gefahr zu übernehmen; dass er aber bereit sei, eine Aktie von 3000 Francs zu nehmen, falls sich eine Gesellschaft zum Weiterbetrieb der Fabrik bilden sollte. Doch niemand findet den Mut, die Pachtung zu übernehmen. Es wird den Ministern berichtet, zu irgend einer entscheidenden Handlung kommt es jedoch nicht, bis endlich am 18. Dezember 1812 der Handelsminister die Entsendung des Inspektors Bonmatin nach Trier ankündigt. Dass er es für nötig hielt, diesen Beamten eine Rundreise in viele Zuckerfabriken zur Vornahme von Probekochungen antreten zu lassen, ist ein Beweis mehr dafür, wie wenig glücklich die Ergebnisse der Fabriken waren, und wie wenig man erkannte, wo eigentlich die Hebel anzusetzen waren. Für den Stand der französischen Zuckerfabrikation zu einer Zeit, in welcher nach den Kundmachungen der Minister schon zahlreiche Fabriken mit dem grössten Erfolg gearbeitet haben sollten, ist es kennzeichnend, dass ein Instruktor mit Reibeisen und Kochtöpfen von Ort zu Ort reiste, um in den Küchen der Präfekturen öffentliche Kochungen vorzunehmen, einige Kilogramm Rüben zu reiben, auszupressen, den Saft zu läutern und einzudicken, um dem staunenden Publiko die Zuckerkörnchen zu zeigen, die sich im Syrup absetzten. Aber die Kryställchen waren nicht immer willig, und dann redete sich der gute Bonmatin mit der grotesken Behauptung heraus, dass er „par complaisance pour quelques

spectateurs" öfters von seinem Verfahren abgewichen sei, wobei die Operation mehr oder weniger gelitten habe. Oder er berief sich darauf, dass ungeduldige Zuschauer zu stark gefeuert und den Syrup angebrannt hätten. Oder er glaubte den Misserfolg einer Kochung der schlechten Qualität eines Merzweiler Kalkes zuschreiben zu müssen. Die Küchenkünste Bonmatin's standen ganz auf der Höhe der von ihm ausgearbeiteten Instruktionen, sie entbehrten der Wissenschaft, waren technisch unzulänglich und wirtschaftlich wertlos. — Im Januar 1813 erscheint Bonmatin in Trier, begleitet von den frommen Wünschen des Ministers, welcher durch die Probekochungen Aktionäre für die Fabrik zu gewinnen hofft. Am 5. Januar erlässt der Präfekt eine Bekanntmachung an das Publikum, wonach alle Personen, welche das Verfahren kennen zu lernen die Absicht hätten, zu den Probekochungen im vormaligen Agnetenkloster zugelassen werden sollten; in ihrer Sitzung am 7. Januar beauftragt die Gesellschaft für nützliche Forschungen ihre Mitglieder Meurer und Gerlinger, diesen Versuchen beizuwohnen, die nötigen Aufzeichnungen zu machen und in der nächsten Sitzung darüber zu berichten. Leider ist ein solcher Bericht nicht erstattet, leider auch der Bericht Schmeltzers an den Präfekten von diesem dem Minister eingereicht worden, ohne dass eine Abschrift bei den Akten verblieb. So ist nur bekannt, dass die Operationen Bonmatins in Gegenwart zahlreicher Zuschauer stattfanden, und dass der erhaltene Syrup klar und „ohne schlechten Geschmack(!)" war, der Zucker und die Melasse jedoch in Qualität und Quantität sich gleich kamen (!). Diese mehr als mässigen Resultate des „neuen und vervollkommneten" Verfahrens vermochten nicht der Fabrik Aktionäre zuzuführen, weshalb der Präfekt die ernste Absicht fasste, die Fabrikeinrichtungen zu verkaufen, um die Schulden zu bezahlen und den Rest an die weniger gut gestellten Gemeinden zurück zu vergüten. Schmeltzer war von dem Verdammungsurteil, das Bonmatin über die Fabrik aussprach, anfangs entmutigt. Keine der Einrichtungen hatte vor den Augen des orakelnden Parisers Gnade gefunden, und nach zweijährigen Mühen und Arbeiten wollte Schmeltzer nicht noch einmal von vorn beginnen. Aber auf einer gemeinschaftlichen Reise mit Bonmatin nach Kreuznach und Mainz, wo Bonmatin die Einrichtungen der Fabriken gleichfalls übertrieben scharf kritisierte, fasste er neuen Mut und überzeugte sich dann nach Anstellung einiger Versuche davon, dass — wie er dies schon früher dargethan hatte — lediglich der Reib-Apparat und die Pressen neu zu beschaffen seien. Da durch die

Redereien Bonmatins die Fabrik gänzlich diskrediert war und nur ein äusserst geringer Kaufpreis erwartet werden konnte, beschloss Schmeltzer, die Ehre des Unternehmens zu retten. Er bestimmte, da sein bisheriger Gesellschafter und Inhaber der Kaiserlichen Lizenz, Karl Ludwig Schmeltzer, am 11. Februar 1813 gestorben war, seinen jüngsten Bruder, den Zollkontrolleur zu Wesel, Karl Philipp Schmeltzer, sein Amt aufzugeben und sich der Zuckerfabrikation zu widmen.

Am 19. Februar 1813 unterbreitet Schmeltzer dem Präfekten einen Pachtantrag seines Bruders, demzufolge dem Pächter die Fabrik mit allen Einrichtungen überliefert werden sollte, die von dem Pächter zu treffenden Neueinrichtungen sein Eigentum zu verbleiben, die Pachtzeit bis zum 30. Juli 1817 zu dauern, die jährliche Pacht tausend Franken zu betragen und der Domänenempfänger Schmeltzer für die Erfüllung der Vertragspflichten Solidarbürgschaft zu übernehmen habe. Der Präfekt bittet schon am 23. Februar den Handelsminister um Genehmigung des Pachtvertrages, aber diesmal versagt die Büreaukratie vollständig. Durch Schriftwechsel zwischen dem Handelsminister, dem Minister des Innern und dem Generaldirektor de Quinette[1]) geht die Zeit verloren, und der Präfekt erhält lange keinen Bescheid.

Doch Schmeltzer ist fest entschlossen, mit allen Kräften die Fabrikation aufzunehmen. Auf seine Ersuchen richtet der Präfekt am 26. Februar eine Verfügung an die Bürgermeister der Nachbarorte mit der Aufforderung, bis zu 5000 Meterzentner Rüben für Schmeltzer zu bauen, der für weisse Rüben einen um 25 % höheren Preis als für rote Rüben bezahlen, und zum Originalpreis guten schlesischen Rübensamen an diejenigen Landwirte liefern werde, die sich zur Ablieferung ihrer gesamten Rübenernte an die Fabrik verpflichten. In diesen von Schmeltzer aufgestellten Bedingungen — Preis der Rüben nach Qualität und Lieferung des Samens — ist das Vorbild der Verträge zu erblicken, die viele Jahrzehnte später in der Zuckerindustrie üblich wurden. Doch es sollte der Fabrik nicht beschieden sein, nochmals in Betrieb zu kommen. Obgleich der Präfekt sich alle Mühe gab, die öffentliche Meinung für das Unternehmen zu gewinnen, gelang es Schmeltzer nicht, einigen reichen Bürgern Triers, mit denen er in Unterhandlung getreten war, Vertrauen zu seinem Unternehmen einzuflössen. Die politischen Ereignisse, die Aussicht auf einen allgemeinen

[1]) Staatsrat Reichsbaron de Quinette, directeur général de la Comptabilité des communes et des hospices.

Frieden, auf einen die Fabrik ruinierenden Handelsvertrag mit England schreckte alle sonst Bereitwilligen ab. So blieb Schmeltzer verlassen, ja er fand nicht einmal Käufer für sein Gut Zurmaien, das er zu opfern entschlossen war.

In solcher Lage leistete Schmeltzer am 2. September 1813 auf sein bisheriges Vorhaben Verzicht, bat den Präfekten, Bestimmung über die auf einen Wert von 20000 Francs zu schätzenden Einrichtungen der Fabrik zu treffen, und erklärte sich zur Rechnungslegung bereit.

Der Präfekt nahm jedoch den Verzicht Schmeltzers nicht an sondern ermutigte ihn zum Ausharren, indem er zugleich versprach, ihm einen reichen Partner zu verschaffen. Dieser fand sich in der Person des Banquiers Nell, Exmembre du corps législatif, der nur den Vorbehalt machte, dass der Pachtvertrag schon am 1. August 1814 ablaufen solle, falls die Fabrikation 1813/14 einen Verlust ergäbe. Von neuem begann der Schriftwechsel zwischen den Centralbehörden. Endlich am 12. Oktober fällt die Entscheidung. Die Minister genehmigen den Pachtvertrag mit der Nell'schen Einschaltung. Aber es ist zu spät. Wenige Tage darauf wird die Schlacht bei Leipzig geschlagen. Alarmgerüchte und das Zurückfluten der französischen Armeen über den Rhein bringen jede Friedensarbeit ins Stocken. Nell zieht als vorsorglicher Mann seine Zusage zurück, die Landwirte weigern sich, die Rüben, die ihnen nach all den militärischen Requisitionen als einziges Winterfutter für das Vieh verblieben waren, zu verkaufen. Die Bürgermeisterei Aach z. B., die von Schmeltzer die Samen bezogen hatte, wollte nicht ein einziges Pfund Rüben liefern; alles was Schmeltzer für teures Geld auftreiben konnte, waren 1650 Kilogramm. So blieb ihm nichts übrig, als sein bisheriges Mandat und alle seine Hoffnungen in die Hände des Präfekten zu legen und sich zur Abrechnung nochmals bereit zu erklären. — Das letzte französische Aktenstück über die Trierer Zuckerfabrik ist ein Berichtsentwurf des Präfekten vom Dezember an den Generalsteuerdirektor. Der Entwurf trägt weder Tagesangabe noch Unterschrift und ist unvollendet. Vom Schreibtisch hinweg hat, wie es scheint, der Konzipient das Weite gesucht. Am 1. Januar 1814 überschritt Blücher bei Caub den Rhein und die französische Herrschaft hatte ein Ende.

Von jetzt ab auf längere Zeit war bei der Verwaltung des Saardepartements das einzig Bleibende der Wechsel in der Erscheinungen Flucht. Während auf dem Kriegstheater grosse Ereignisse sich vollzogen, Napoleon auf Elba sass, Frankreich wieder einen angestammten

König erhielt, die hundert Tage sich abspielten, „le plus grand de tous les monarques“ auf Nimmerwiedersehen nach St. Helena ging, und die ganze Welt von Traktaten und Konkordaten widerhallte, spinnen sich die Ereignisse in Trier in folgender Weise ab: Beim Herannahen der Preussischen Truppen flüchten der Präfekt[1]) und viele französische Beamten. Der Königliche Preussische Oberst Graf Henkel von Donnersmark wird Höchstkommandierender und setzt am 8. Januar 1814 eine „interimistische Regierungskommission“ ein, bestehend aus dem Vicepräsidenten des Kaiserlichen Gerichtshofes von Bruges als Chef, dem Generalsekretär Karsch und dem Präfekturrat Demoulon, zu welchen am 10. Januar als weitere Mitglieder Schmeltzer als Receveur général, Petry als „Payeur“ und Engelmann als „Directeur der Domainen“ treten. Wenige Tage später übernimmt der Königlich Preussische Ober-Auditeur Athenstädt die Verwaltung des Saardepartements als „Intendant.“ Im Februar wird Justus Gruner, Wirklicher Etats-Rat Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen, von den Verbündeten zum General-Gouverneur der Lande des Mittelrheines ernannt und Athenstädt zum General-Gouvernements-Kommissar bestellt, die „interimistische Ober-Präfektur-Kommission“ wird aufgelöst, Gerhards, Hetzrodt und Petry werden dem General-Gouvernements-Kommissar als Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige beigeordnet, Karsch wird Unterpräfekt in Trier, die officielle Sprache wird die Deutsche, die Maires werden Bürgermeister, die Unterpräfekten Kreisdirektoren. An Stelle Athenstädts, der die Verwaltung des Wälderdepartements übernimmt, tritt am 20. April der Herzoglich Nassauische Geheimrat von Motz als General-Gouvernements-Kommissar.

Gemäss einer in Paris getroffenen Übereinkunft konstituiert sich am 16. Juni eine neue Verwaltung für die Länder zwischen Rhein, Mosel und Saar: „die Kaiserlich Königlich österreichische und Königlich bayrische gemeinschaftliche Landes-

---

[1]) Die Präfekturräte Bruneteaus waren zu Ende 1813 Peter Joseph von Anethan, Pascal Joseph Demoulon und Joh. Heinr. Gerhards, letzterer zugleich Vertreter des nicht ernannten Unterpräfekten des Arrondissements Trier. Die Stellung des Generalsekretärs hatte Wilhelm Karsch inne. Archivar des Generalsekretariats war Joh. Baptist Michel Hetzrodt. In Prüm war Prud'homme, in Saarbrücken d'Ablincourt-Gomicourt, in Birkenfeld Joh. Baptist Hirn Unterpräfekt.

Administrations-Kommission"[1]), residierend zu Kreuznach, während Gerhards an Stelle des General-Gouvernements-Kommissars die Verwaltung des Saardepartements als „provisorischer Departemental-Direktor" übernimmt. Am 7. Oktober wird diese Stelle wieder aufgehoben — der Sparsamkeit halber — und Gerhards wird Kreisdirektor zu Trier für Karsch, der in gleicher Amtseigenschaft nach Ottweiler geht. Mittelst Patentes vom 5. April 1815 nimmt dann König Friedrich Wilhelm III., gemäss der auf dem Wiener Kongress abgeschlossenen Übereinkunft, Besitz von dem Grossherzogtum Niederrhein. Der neue Landesherr beauftragt den bisherigen General-Gouvernements-Kommissar für das Wälderdepartement Freiherrn von Schmitz-Grollenberg mit der Verwaltung des Saardepartements. Am 1. Juni tritt die Administrations-Kommission zurück, die Verwaltung wird von dem neuen Kommissar zunächst in der bisherigen Weise weitergeführt, bis am 16. März 1816 der König die bisherigen Verwaltungen auflöst, in Trier eine Königlich Preussische Regierung mit dem Chef-Präsidenten Delius an der Spitze errichtet und die Verwaltungsverhältnisse stabiliert. An Stelle der Kreisdirektoren treten die Landräte.

Auf diesem unruhigen Boden konnte an den Weiterbetrieb eines als Erbschaft des „Generals Bonaparte" den nunmehr Regierenden kaum sympathischen Fabrikunternehmens nicht mehr gedacht werden. Die Einleitung der Liquidation nahm der Departemental-Direktor Gerhards in die Hand. 35 990 Frcs. 75 cts. waren ausgegeben, dagegen nur 33 755 Frcs. 07 cts. aus den Einschüssen der Gemeinden und aus dem Erlös der Fabrikate eingegangen. Schmeltzer hatte einen Vorschuss von 2235 Frcs. 68 cts. geleistet, den Hospitien war man noch Pachtzins schuldig, auch Lieferungen waren noch zu bezahlen, und die Gemeinden des Departements hatten den Wunsch, die Gelder, zu deren Zahlung der Präfekt sie „ermächtigt" hatte, wieder zurückzuerhalten.

Im März liess Gerhards ein Inventar der Einrichtungen und Gerätschaften der Fabrik aufstellen und dem General-Gouverneur einreichen, der daraufhin verfügte, dass alles verkauft, die Schulden aus dem Erlös bezahlt und der Überschuss „ad cassam" eingesandt werden solle. In der Ausführung dieses Befehles trat eine Verzögerung ein,

[1]) Die Präsidenten dieser Kommission waren der K. K. österreichische Geheimrat von Hess und der K. bayrische Geheimrat von Zwackh. Der Mitglieder waren fünf, unter ihnen ein K. b. „Banko-Gefäll-Administrations-Assessor."

da Schmeltzer — wie Gerhards in einem Bericht zartfühlend sich ausdrückt — „sich bald darauf entfernen musste und erst nach Verlauf mehrerer Wochen zurückkam“. Thatsächlich wurde Schmeltzer, als napoleonischer Gesinnung verdächtig, am 7. April verhaftet und als Staatsgefangener nach Düsseldorf gebracht, von wo er jedoch bald völlig rehabilitiert wiederkehrte.

Am 12. August machte dann Gerhards der Landes-Administrations-Kommission den Vorschlag, eine Kommission zu ernennen, welche die Rechnungen Schmeltzers untersuchen, die Gerätschaften der Fabrik versteigern, mit dem Ertrag die Gläubiger befriedigen und den etwaigen Überschuss unter die Gemeinden pro rata ihres Einschusses verteilen solle. Mit Resolut vom 16. August ermächtigte die Administration den Departemental-Direktor zur Ernennung einer solchen Kommission. Die von Gerhards ernannte Kommission, bestehend aus dem Präsidenten des Handlungsgerichtes (Commercial-Tribunals), Peter Ludwig Mohr, dem Notar Johann Mathias Zell und dem Eisenhändler Caspar Schmelzer[1]), erstattete am 20. Januar 1815 ihren Bericht, auf Grund dessen der „nunmehrige“ Kreisdirektor Gerhards dem Rechnungssteller „zur Zeit gewesener Direktor der Runkelrüben-Zuckerfabrik“ Schmeltzer mit Verfügung vom 1. März unter Vorbehalt höherer Genehmigung Entlastung erteilte.

Inzwischen wurden, nachdem am 2. Oktober ein Versteigerungs-Termin zu einem Ergebnis nicht geführt hatte, am 17. November die Gerätschaften der Fabrik versteigert[2]), nämlich „vier kupferne Pfannen, zwei kupferne Kessel, Schaumlöffel und andere Gerätschaften von Kupfer und Blech, drei mit Blei ausgelegte grosse Büden (Bütten), zwei solche Tonnen und mehrere andere Fässer, Büden und Holzwerk; eine Wasch- und Reibemaschine, ein eiserner Kessel, zwei Pumpen, eine Hebelpresse, vieles Erdengeschirr und sonstige Effekten; Borde, Balken und Mauersteine des Schoppens u. s. w., welche Gegenstände alle in gedachter Kirche in Augenschein genommen werden können“. Der Erlös betrug 4105 Frcs. 34 cts., sodass nunmehr die Einnahmen des Unternehmens sich im Ganzen auf 37800 Frcs. 41 cts. stellten, eine Summe, die nicht hinreichte alle Aufwendungen zu decken; man blieb vielmehr der

[1]) Dieser Schmelzer ist kein Verwandter von J. Schmeltzer.

[2]) Auch zwei andere napoleonische Industrieschöpfungen hauchten damals auf Versteigerungen ihr Leben aus: die Salpetersiederei in der ehemaligen Abtei St. Marien (jetzige Dienstwohnung des Divisions-Kommandeurs) und die Porzellan-Manufaktur in St. Martin.

Hospitienverwaltung für Pacht noch etwa 400 Frcs. schuldig, wogegen diese „die sämmtliche zum Behufe des Fabriken-Weesens angebrachten Verbesserungen, die Matérialien der erbauten Öfen, des Rosmühlengebäudes und des erbauten Stalles an Zahlungsstatt sind überlassen worden.“

Ein Jahr später musste sich der inzwischen zum Kgl. Steuerinspektor ernannte Schmeltzer noch einmal verantworten. Von Coblenz aus wandte sich am 23. Januar 1816 Edmund Graf Kesselstatt an den General-Gouvernements-Kommissar von Schmitz-Grollenberg mit der Bitte ihm mitzuteilen, wann und wo s. Z. für die Fabrik die Gelder entnommen worden seien, welche Kapitalrückzahlungen und Zinsvergütungen stattgefunden hätten und wohin das vom Fabrikat und den Fabrikgeräten übrig gebliebene Geld gekommen sei. Der am 3. Februar an seinen Vorgesetzten erstatteten Bericht Schmeltzers lässt keinen Zweifel darüber, dass die von den Gemeinden eingezogenen Beträge endgültig verloren waren und nicht zurückbezahlt worden sind.

II. Kapitel.

Zur Biographie von Franz Karl Achard.

Die Geschehnisse in dem Trierischen Mikrokosmos geben uns aus der Zeit der Grossväter ein Kulturbild einziger Art, das nicht erhalten geblieben wäre ohne die beinahe lückenlosen Präfekturakten. Über Werden und Vergehen einer stadttrierischen Rübenzuckerfabrik können uns diese Akten aber nur deshalb Kunde vermelden, weil das Unternehmen von der Regierung ins Leben gerufen wurde. Von den Kochkesseln und Pressen der Trierischen Zuckerfabrik spannen sich die Fäden hinaus in die Weltpolitik des ersten französischen Kaisers, und wir dürfen einen Blick werfen in die von Napoleon fest gefügte Beamtenhierarchie, in jene Regierungswerkstätte, die zwar nach ihrer Organisation, Wirksamkeit und Schnelligkeit einer vornehm eingerichteten elektrischen Kraftstation verglichen werden mag, die in Ansehung der angewandten Mittel aber manchmal einer Sudelküche bedenklich nahe kam.

Doch die Beziehungen der Trierischen Zuckerfabrik reichen weiter als bis zu Napoleon. Sie erstrecken sich über die Grenzen des damaligen Frankreichs hinaus nach Preussen, zu Friedrich Wilhelm III. und seinen Kulturabeiten.

Wir haben gesehen, wie Napoleon die Begründung der kontinentalen Zuckerindustrie für sich in Anspruch nahm. Napoleon sollte der mit der neuen Industrie unauflöslich verknüpfte Namen des Bahnbrechers sein. Der Gesellschaft für nützliche Forschungen blieb es vorbehalten, auf französischem Boden die erste Bresche in diese Fabel zu schiessen; zunächst durch den Brief Seyppels vom 3. März 1811 an den Präfekten, auf welchen eine Veröffentlichung über die Arbeiten Hermbstädts in Nr. XVI des Mémorial administratif du département de la Sarre durch den Präfekten erfolgte; sodann durch den von Schmeltzer und Willwersch erstatteten wackeren und tüchtigen Bericht vom 11. April und schliesslich durch Schmeltzers Reise zu Achard. Schmeltzer ist damals in dem ganzen grossen Frankreich der einzige der Rübenzuckerindustrie beflissene Mann gewesen, der an der Quelle schöpfte, der den Namen des deutschen Erfinders in Frankreich wieder wachrief. Allerdings werden Achards Arbeiten in der Denkschrift Barruels erwähnt, aber nur um als praktisch aussichtslos auf die Seite geschoben zu werden. Allerdings las man im Journal de l'Empire vom 11. April 1811, vierzehn Tage nach Erlass des berühmten Dekretes, folgenden Artikel: „Eine bedeutsame Thatsache, welche der berühmte Chemiker Herr Achard veröffentlicht hat, beweist, wie sehr die Engländer durch die Massnahmen des Kaisers, den Rübenzucker zu ersetzen, beunruhigt sind. Unter dem Schleier der Anonymität wurde Herrn Achard zuerst im Jahre 1800 eine Summe von 50000 Thalern, dann im Jahre 1802 eine solche von 200000 Thalern angeboten, wenn er ein Werk veröffentlichen wollte, in welchem er gesteht, dass sein Enthusiasmus für die Rübenzuckerfabrikation ihn getäuscht habe, dass seine Versuche im Grossen ihm die Nichtigkeit seiner ersten Versuche gezeigt hätten und er die unangenehme Überzeugung gewonnen habe, dass der Rübenzucker den Rohrzucker nicht zu ersetzen vermag“ [1]). Aber diese Notiz, welche die Faktur ihres Kaiserlichen Verfassers an der Stirne trägt, hatte nicht den Zweck, die

[1]) Oeuvres de Louis Napoléon publiées par M. Charles Edouard Temblaire, Paris, 1848, tome II, pag. 121. Der prinzliche Neffe und Epigone tischte aus seiner sechsjährigen Musse auf Schloss Ham auch die Geschichte auf, dass der berühmte englische Chemiker Sir Humphry Davy von seinen Landsleuten veranlasst worden sei, gegen besseres Wissen den Rübenzucker für bitter zu erklären. Sollte die Wahrheit damals wirklich so selten gewesen sein als ein sechsläufiger Hase, und die Lüge so gängige Münze als der abgeschliffene mit cérumen d'oreille vollwichtig gesalbte Louisd'or, den Doctor Katzenberger für einen solchen Hasen opferte?

Verdienste Achards hervorzuheben, sondern sie sollte den Franzosen wieder einmal ein Beispiel von der hohen Erleuchtung ihres gloriosen Souverains geben, indem sie — in ebenso unverschämter als unlogischer Weise — die Arbeiten Achards mit Napoleon in Verbindung bringt und die Engländer 1800 und 1802 sich beunruhigen lässt über die 1811 erfolgte Massnahmen! Ob diese Bestechungsgeschichte des Journal de l'Empire sich überhaupt zugetragen hat und mit welchem Rechte bejahenden Falles das anonyme Angebot den Engländern zugeschrieben werden muss, bedarf noch der Aufklärung, und bis diese erfolgt ist, möchte die Notiz in die Klasse jener zahlreichen Kaiserlichen Bulletins, die sich durch alles mehr als durch Wahrheitsliebe auszeichnen, eingereiht werden, umsomehr als die ganze Schilderung eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer napoleonischen Episode aus dem Jahre 1804 hat. Damals stellte der Kaiser an seinen als Chemiker berühmten Minister des Innern Chaptal[1]) das Ansinnen, er solle öffentlich den Rübenzucker für besser als den Rohrzucker erklären, und enthob den sich weigernden Ehrenmann kurzer Hand seines Amtes.

Das System Napoleons, die Rübenzuckerindustrie für sich und Frankreich zu reklamieren, ist nicht ohne gelehrige Schüler geblieben: „Man lässt", sagt Scheibler (Vorwort S. 3) in Frankreich keine Gelegenheit unbemerkt, um mit grösster Bestimmtheit den Anspruch zu erheben, dass die Rübenzuckerfabrikation eine echt klassisch französische, auf französischem Boden entsprungene und allein durch Frankreich geförderte und entwickelte Industrie sei; indem man immerfort aufs neue betont, wie diese Industrie allein durch das Dekret Napoleons I. über die Kontinentalsperre in das Leben gerufen worden, und dass diesem Kaiser der Ruhm gebühre, der eigentliche Begründer und Förderer der Rübenzuckerfabrikation zu sein."

---

[1]) Jean Antoine Claude Chaptal, Graf von Chanteloup, ein ausgezeichneter Gelehrter, hervorragender Minister und herrlicher Mensch von unvergänglichen Verdiensten für Frankreich. Sein Name ist in weinbautreibenden Ländern dadurch allgemeiner bekannt geworden, dass das von ihm zuerst angewandte Verfahren der Mostanreicherung durch Zucker „chaptalisieren" genannt wird. Das „Gallisieren" des Weines — der Zusatz von Zucker und Wasser zum Most — stammt von dem tüchtigen Techniker und talentierten Schriftsteller Ludwig Gall, der 1816 Regierungssekretär und später Kreissekretär zu Trier war.

Etwas sozialistisch angehaucht, hat Gall in seinem bewegten Leben wenig Glück gehabt, doch verdient er wegen seines Charakters, seiner Schriften und seiner Schicksale einmal ein besonderes Blatt in der Chronik Triers.

Auch in vielen gebildeten Laienkreisen Deutschlands wird heute noch die Entstehung der Rübenzuckerindustrie auf französischen Boden verlegt. Aber so wenig wir ausser Acht lassen, dass der Erfinder der Gasbeleuchtung, welche in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, der unglückliche Franzose Philippe Lebon ist, so wenig wollen wir uns Achard als den Begründer der Rübenzuckerfabrikation entreissen lassen und so wenig dürfen wir vergessen, dass Friedrich Wilhelm III. und nicht Napoleon der Souverän war, unter dessen Schutz und Förderung die erste Fabrik nicht 1811 auf französischem, sondern 1801 auf schlesischem Boden erwuchs, so wenig dürfen wir auf das Recht verzichten, im Jahre 1901 die Centenarfeier der schlesischen, preussischen, deutschen, europäischen, der Rübenzuckerfabrikation überhaupt zu feiern.

Der Kunstfehler, welchen der manchmal zu feinsinnigen Bemerkungen aufgelegte erste Napoleon an den „Leiden des jungen Werthers" unter dem nicht nur hofmännischen Beifall Goethes zu rügen notwendig fand — der Kaiserliche Bulletin-Litterat hat ihn bei der Inscenierung der Rübenzuckerindustrie selber begangen durch die Häufung der Motive, unter denen zügellose Eitelkeit und blinder Hass nicht die geringsten waren. Zu seinem vorschnellen, sprunghaften, bald streichelnden, bald kratzenden, phrasentollen Vorgehen steht die ruhige, sachlich prüfende, vorsorgliche, alle berechtigten Interessen wahrnehmende Haltung Friedrich Wilhelms III., der nur ein einziges Motiv hatte, das Wohl seines Landes, im angenehmsten Gegensatz.

Dass Napoleons Machtgebot einen gewaltig stimulierenden Einfluss auf die Entwickelung der Rübenzuckerindustrie gehabt hat, soll nicht verkannt werden. Ebensowenig wird ihm aber hierin irgend ein Verdienst — im ethischen Sinne — zuzusprechen sein. „Wie seltsam! den patriotischen Bemühungen eines deutschen Fürsten muss sich die rücksichtslose, unerhörte Despotie des fränkischen Imperators hinzugesellen, um die Errungenschaft deutscher Forschung und deutschen Gewerbfleisses zu einer segensreichen Industrie zu entfalten!"[1])

Marggraf[2]) und Achard sind die Bahnbrecher gewesen, der

[1]) August Wilhelm Hofmann in seiner Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Kgl. Friedrich-Wilhelms Universität zu Berlin am 3. August 1881 in der Aula der Universität.

[2]) Andreas Sigismund Marggraf ist als Sohn des Hofapothekers Henning Christian Marggraf 1709 zu Berlin geboren, wurde von seinem Vater in der Apothekerkunst unterrichtet, studierte zunächst bei Professor

Eine als Entdecker, der Andere als Erfinder. Neben ihrem Namen erblasst der der tüchtigsten Forscher auf diesem Gebiete, denn sie alle wandelten auf dem Pfade, den Marggraf erkundet, Achard aber in heisser Lebensarbeit mit Spaten und Axt betretbar gemacht hat.

Marggraf hat seine Entdeckung, dass in mehreren einheimischen Pflanzen, unter anderen auch in der Runkelrübe, Zucker enthalten sei — und zwar wirklicher Zucker, wie er aus dem Zuckerrohr gewonnen wird — 1747 der Akademie der Wissenschaften mitgeteilt[1]) und weithin grosses Aufsehen erregt.

Friedrich der Grosse interessierte sich lebhaft für die Arbeiten des gelehrten Mannes, der sich der wirtschaftlichen Tragweite seiner Entdeckung wohl bewusst war, dem es aber seiner ganzen Natur nach genügte, die wissenschaftliche Thatsache festgestellt zu haben. Die technische Nutzbarmachung seiner Erkenntnis blieb Marggrafs Schüler Achard vorbehalten, dem es an ungestümem Triebe zur praktischen Bethätigung seiner Kräfte nicht fehlte. 1776 wurde der Frühreife auf Vorschlag der Akademie Kollaborator des alternden Marggraf und ordentliches Mitglied der Akademie. Nach Marggrafs Tode rückte er als Neunundzwanzigjähriger in dessen Stelle und das Direktorat der physikalischen Klasse ein.

Neumann am Collegium Medico-chirurgicum, dann zu Strassburg, Halle und Freiberg, kehrte 1735 nach Berlin zurück, wurde 1738 Mitglied der von Leibniz gestifteten Societät der Wissenschaften. Nachdem diese 1744 durch Friedrich den Grossen in die „Akademie der Wissenschaften und schönen Künste“ umgestaltet worden, erhielt er das akademische Laboratorium und wurde nach Ellers Tode Direktor der physikalischen Klasse der Akademie. Er war einer der hervorragendsten Vertreter der von Stahl eingeführten phlogistischen Theorie. Wir verdanken ihm ausser der Entdeckung des Rübenzuckers eine Reihe umwälzender Arbeiten. Der Phosphor, bis dahin eine Rarität, wurde durch ihn erst den Chemikern zugänglich (1740). Er starb zu Berlin am 7. August 1782. (Gedächtnisrede von M. Formey, Hist. et Mém. de l'Académie de Berlin 1783, S. 68; Kopp, Geschichte der Chemie, I 208 ff.; Poggendorf, biographisch-litterarisches Handwörterbuch; A. W. Hofmann, Berliner Alchemisten und Chemiker, S. 64 f.; Harnack, Geschichte der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1900, an zahlreichen Stellen. Auch über Achard finden sich bei Harnack biographische Daten).

[1]) Expériences Chymiques faites dans le dessein de tirer un véritable sucre de diverses plantes, qui croissent dans nos Contrées, par Mr Marggraf. (Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres, Année 1747 p. 79 f., auch in den von Joh. Gottlob Lehmann herausgegebenen chemischen Schriften Marggrafs 1768, T. II, p. 70—86).

Achard war ein rastloser, von brennendem Ehrgeiz erfüllter Forscher. Der grösste Teil seiner zahlreichen Arbeiten zielt auf irgend eine praktische Verwendung ab. Als Theoretiker besass er nicht die Bedeutung Marggrafs. Doch war er der Erste, der Galvani's Versuche wiederholte. Wahrscheinlich hat vor ihm niemand einen Platintiegel — ein für die chemische Analyse unentbehrliches Requisit — hergestellt. Auch die Färbungschemie hat er gefördert, Untersuchungen über inländische färbende Pflanzen angestellt und ein besonderes Kolleg für Färber gelesen. Er hielt, obgleich die Akademiker als solche nicht zu Vorträgen verpflichtet waren, wie einzelne seiner Kollegen zahlreiche Vorlesungen ab, namentlich über Chemie, Experimentalphysik und Elektrizität.

Nach Senebier, Histoire litteraire de Genève, 1786, tome 3 pag. 209 häuften sich auf dem Haupte des dreiunddreissigjährigen Achard schon die folgenden Ehrungen: Er war „Membre de l'Académie royale des Sciences, Directeur de la Classe de Physique, chargé de toutes les fonctions du fameux Marggraf, dont il fut l'élève et le successeur; Membre de l'Académie royale et impériale, des Curieux de la Nature, des Académies de Bavière et de Mayence, de la Société de Harlem, de Dantzig, de Halle et de Francfort, de l'Academie royale de Suede, de la Société royale de Physique et d'Histoire naturelle, et des arts d'Orleans, de la Société patriotique de Milan et de l'Academie royale de Turin.“

Von Friedrich dem Grossen, dem er einzelne Ergebnisse seiner chemischen Forschungen vorlegte, erhielt er aufmunternde Anerkennungsschreiben. So sandte er am 28 Juni 1782 an den König die Resultate von Versuchen über den Einfluss der Elektrizität auf die Verstandeskräfte (!), worauf ihm der Monarch schon am 30. Juni in einem denkwürdigen Schreiben dankte und bemerkte, er habe sich noch nicht überzeugen können, dass elektrische Schläge Wahnsinnige wirklich zu heilen vermöchten. Es müsse durch Wiederholung der Versuche erst erwiesen werden, dass der Erfolg ein dauernder sei, und dass kein Rückfall mehr erfolge. Von des Königs eigener Hand ist die Nachschrift zugefügt, die — aus dem Französischen übertragen — lautet: „Wenn Er durch Elektrizität den geistig Schwachen Verstand zu geben vermag, dann ist Er mehr als sein Gewicht in Gold wert, denn Er wiegt nicht soviel als der Grossmogul“[1]).

[1]) Oeuvres de Fréderic le Grand, Tome XXV pag. 301 f.

Im Berufsleben **Achards** sind zwei Phasen deutlich zu unterscheiden: die des Akademikers, gekennzeichnet durch vielseitige chemische und physikalische Untersuchungen, Veröffentlichungen und Vorträge, und die des Landwirtes und Fabrikanten, gekennzeichnet durch seine den Rübenbau und die Rübenzuckerfabrikation umfassende praktische Thätigkeit auf seinen Gütern **Caulsdorf** (1796) und **Französisch-Buchholz** bei Berlin und **Cunern** in Niederschlesien sowie seine epochemachenden Veröffentlichungen auf diesem Gebiete und die sich hieran schliessende Lehrthätigkeit.

Zwei grössere Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft [1]) leiten von den immer seltener werdenden akademischen Arbeiten hinüber zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe: aus der Runkelrübe den Zucker fabrikativ zu gewinnen und einer europäischen Zuckerfabrikation den Weg zu bahnen.

Nachdem **Achard** 1801 das Gut **Cunern** erworben und dort seinen Wohnsitz genommen hatte, zog er sich immer mehr und mehr von seinen Amtsgeschäften als Akademiedirektor zurück und beteiligte sich kaum mehr an deren Sitzungen. An seiner Stelle wurde der Mineraloge **Gerhard** 1804 mit der Leitung der wissenschaftlichen und 1807 auch mit der der ökonomischen Geschäfte der physikalischen Klasse betraut, doch verblieb **Achard** Titel und Gehalt, bis er am 8. August 1810 pensioniert wurde.

Aus dem Berufswechsel **Achards** wird es erklärlich, das zeitgenössische Nachrichtensammler glauben konnten, der Verfasser vieler gelehrter Abhandlungen in den Memoiren der Akademie und der gelehrte Zuckerfabrikant seien zwei Personen.

Die Europäische Zuckerfabrikation wurde inauguriert durch den an das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Direktorium gerichteten ausführlichen Kabinetsbefehl vom 15. Januar 1799 — mehr als 12 Jahre vor dem Napoleonischen Dekret —, welcher vom König **Friedrich Wilhelm** III. erlassen wurde als Antwort auf das am 11. Januar eingereichte Immediatgesuch **Achards**, der sich als Be-

---

[1]) Kurze für den Landmann überhaupt, besonders aber für märkische Wirthe abgefasste Anleitung zu der Anlage der ergiebigsten künstlichen Wiesen, auf Ackerfeldern von Mittel- und leichten Boden, Berlin 1797.

Kurze für den Landmann im Einzelnen und den Staat im Ganzen sehr nützliche Anleitung, ländliche Gebäude mit geringen und den Vermögensumständen ihrer Bewohner angemessenen Kosten für Gewitterschaden sicher zu stellen, Berlin 1798.

lohnung für seine vieljährigen Arbeiten über die Zuckergewinnung aus Runkelrüben ein ausschliessliches Privileg und die Schenkung eines für den Rübenbau geeigneten Gutes von hinreichendem Umfange erbeten hatte.

Diese Königliche Ordre, zuerst von Scheibler a. a. O. 1875 mit vielen andren Urkunden publiziert, ist in Beilage 4 in vollem Wortlaute wiedergegeben, da sie besser als die lebhafteste Schilderung den Gegensatz zwischen dem preussischen Landesvater und dem fränkischen Gewaltherrn zu Gemüte führt, und da sie der Grund- und Eckpfeiler der sozial und volkswirtschaftlich bedeutendsten Industrie Deutschlands ist, die in unvergleichlich segensreicher Weise mit der von ihr befruchteten Landwirtschaft Hand in Hand arbeitet als einer der wichtigsten Faktoren in der Gestaltung der Handelsbilanz des deutschen Reiches [1]).

Wenn auch der König des Erfinders kühnen und mit Rücksicht auf die dem epochalen Gedanken noch nicht entsprechende Bedeutung der erzielten praktischen Ergebnisse dessen mindestens verfrühte Wünsche

---

[1]) 1812 verarbeitete Achard zu Cunern täglich 20 Zentner Rüben, aus denen er 100 Pfund Rohzucker herstellte. Das Pfund ward zu 10 Sgr. $3^3/_7$ Pf. Courant verkauft, und die „Königlich Preussische Liegnitzsche Regierung von Schlesien“ hielt es damals für nötig, durch eine Kundgebung (Amtsblatt vom 29. Februar 1812) ausdrücklich zu bestätigen, „dass in Cunern bereits grössere Bestellungen auf Rohzucker und Syrop gemacht sind, als befriedigt werden können“. 1811 betrug der Pariser Marktpreis für das Kilogramm Kolonialzucker 8 Frcs., und Montalivet glaubte recht weit zu gehen, als er vom etwaigen Preisfall auf 2 Frcs. sprach (vgl. S. 11). Noch 1852/53 wurde von den auf der Erde erzeugten $14^3/_4$ Millionen Meterzentnern Zucker nur der siebente Teil aus Rüben gewonnen, 1870/71 schon der dritte Teil, 1881/82 beinahe die Hälfte, 1899/1900 sieben Zentel der auf 80 Millionen Meterzentner gesteigerten Zuckererzeugung der Erde, und die Rohrzuckerfabriken der Tropen gehen ihrem gänzlichen Untergang entgegen.

In der Kampagne 1899/1900 befanden sich im Deutschen Reiche 402 Zuckerfabriken im Betriebe, die 125 Millionen Meterzentner Rüben verarbeiten und $17^3/_4$ Millionen Meterzentner Rohzucker erzeugten. Die Einfuhr war verschwindend, sie betrug nur 14 000, die Ausfuhr dagegen über $10^3/_5$ Millionen Meterzentner; verbraucht wurden in Deutschland $7^1/_5$ Millionen Meterzentner oder $13^3/_4$ Kilogramm Zucker auf den Kopf der Bevölkerung (gegen 2, 3, 5, $10^1/_2$ Kilogramm in den Jahren 1836/37, 1855/56, 1870/71, 1890/91). 1899/1900 betrug das Steuerertrăgnis 110 Millionen Mark oder 2 M. 11 Pf. auf den Kopf der Bevölkerung des Deutschen Reiches. Der Preis eines Meterzentners Rohzucker betrug 1899/1900 20 M. 10 Pf oder 10 Pf. für das Pfund. Durchschnittlich verarbeitete jede Fabrik in der letzten Kampagne 311 000 Meterzentner Rüben und erzeugte 44 328 Meterzentner Rohzucker.

nicht erfüllen konnte, so hat er ihm doch mit gütiger Hand alle Förderung zuteil werden lassen und unter den erschwerendsten Umständen seine Zusage in königlicher Treue gehalten.

Und Achard hatte eine solche Stütze nötig. Es war keine glückliche Hand, durch die er, statt das Wort selber zu ergreifen, die Ergebnisse seiner mühseligen Arbeiten an die Öffentlichkeit bringen liess. Der anonyme Verfasser der im Anfang des Jahres 1799 zu Berlin herausgegebenen Schrift: „Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers, die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18. Jahrhunderts" war nicht geeignet, dem Akademiedirektor Achard und seinem Verfahren besondere Sympathieen zu erwerben. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass der Registrator Rumpf[1]), der Autor der kurz darauf im gleichen Verlage erscheinenden Broschüre „Deutschlands Goldgrube, oder durch welche inländische Erzeugnisse kann der fremde Kaffee, Thee und Zucker möglichst ersetzt werden? Und was ist insbesondere von der Zuckerbereitung aus Runkelrüben und Ahornbäumen zu erwarten?", auch der Verfasser der zuerst genannten Arbeit ist. Der von Achard aus schwer zu erkennenden Gründen vorgeschobene vielschreibende halbgebildete Dilettant rief manchen Gegner ins Feld, unter denen ein anderer Dilettant, der Königliche Kriegsrat und Assessor bei der General-Salzadministration Karl August Nöldechen der nachdrücklichste und geschickteste, allerdings auch nicht immer der sachlichste war. In drei Broschüren („Über den Anbau der sogenannten Runkelrüben und die mit denselben angestellte Zuckerversuche", Berlin und Stettin 1799) ging er sehr scharf gegen Achard und dessen Knappen Rumpf vor. Er bestritt namentlich die Priorität Achards, suchte dessen Behauptung, dass die Runkelrüben einer von dem Erfinder zunächst noch geheim gehaltenen besonderen Kultur bedürften, auf Grund der von ihm und Andern gemachten Versuche zu

[1]) Johann Daniel Friedrich Rumpf, geb. 1758, nach Meusel Königlich Preussischer „Accisebedienter" zu Berlin, später „Regierungssekretär bey der Abgabendirektion" war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Ausser seinen Fachschriften: Handbuch der Stempelgesetze, „der Preussische Kommunalbeamte" u. s. w. hat er verfasst, eine Anweisung zur Schön- und Rechtschreibung, einen Briefsteller, Biographieen Blüchers und Alexanders I., ein Moralisches Bilderbuch für Mädchen und Knaben, eine „Gallerie der Welt mit beschreibender Darstellung merkwürdiger Länder und Völker", eine „neue Bildergallerie für junge Söhne und Töchter" und noch vieles andere. Nöldechen hat ihm nachgewiesen, dass er ein seichter Kompilator von recht mangelhafter Bildung war.

widerlegen, und liess es an den beissendsten Sarkasmen nicht fehlen, die sich noch verstärkten, als das vielseitige und vielsilbige Generaldirektorium am 30. April 1789 ein Extrakt aus der Abhandlung Achards vom 14. April, in welchem der Forscher sein bis dahin ängstlich gehütetes Geheimnis über die Kultur der Runkelrübe preisgab, durch die Zeitungen veröffentlichen liess.

Nöldechen hielt mit Hartnäckigkeit an der durch mannigfache Erfahrungen scheinbar bestätigten Ansicht fest, dass eine besondere Kultur überhaupt nicht nötig sei und wurde, indem er durch spitze Wendungen die Lacher auf seine Seite brachte, für Achard ein gefährlicher Widersacher. Er erinnerte an die Versuche Achards, „Edelgesteine" zu machen (1779), die aber niemand je gesehen habe; an die 1782 von Achard im Reussischen Garten in der Friedrichsstrasse zu Berlin angestellten aërostatischen Versuche, „wobei die Luftbälle entweder verunglückten oder gar nicht zum Vorschein kamen"; an Achards telegraphische Versuche (1795), bei welchen Nachrichten von dem Prinzlich Ferdinandischen Lustschlosse Bellevue nach Spandau befördert werden sollten: „die böse Welt aber will behaupten, dass ein auch nur mit einem Fusse versehener Krüppel die Nachricht ebenso schnell überbracht haben würde." „Zur Zeit der Regierung Friedrichs des Grossen glaubte Herr Achard das Geheimnis erfunden zu haben, den bei uns wachsenden Landtabak in Kanaster umzuwandeln; aber der Landtabak ist — noch immer kein Kanaster geworden und Herrn Achards Geheimnis hat entweder keine Anwendung finden können oder — er hat selbiges bis jetzt noch nicht bekannt gemacht". „Herr Achard wollte auch einst Kanonen statt des Schiesspulvers mit Luft geladen, im Kriege angewendet wissen und Schiesspulver ohne Salpeter bereiten u. s. w."

So standen dem Forscher seine früheren ergebnislosen Versuche, grosse, beinahe utopische Probleme zu ergründen — Luftschiffahrt, Telegraphie, Luftkanonen, salpeterloses Pulver, Beschwichtigung der Meereswogen u. s. w. — in der öffentlichen Meinung im Wege, und der als öder Projektenmacher stigmatisierte Mann, der sich mit den drängenden Forderungen des realen Lebens nicht leicht abzufinden vermochte, hätte ohne Zweifel das Loos vieler ihrer Zeit vorauseilenden Woller zu teilen gehabt und völligen Zusammenbruch erleiden müssen ohne seinen König.

Mit der grössten Gründlichkeit und Sorgfalt wurden auf Befehl Friedrich Wilhelms III. die Angaben Achards, der in der Emphase

des Erfinders und Weltbeglückers den richtigen Massstab nicht besass, der das Gewollte für das Erreichte hielt und allzu ungestüm von dem Baume, der kaum Blätter trug, sich reife Früchte schütteln wollte, geprüft und auf die Thatsachen zurückgeführt.

Was der König alles für Achard und sein Verfahren that, gehört der Geschichte an. Achard erhielt zu seinem Einkommen von 2200 eine jährliche Zulage von 1500 Thalern. Ausserdem bewilligte der König wiederholt grössere Beträge für die anzustellenden Versuche. Mit Hilfe eines königlichen Geschenkes von 12000 Thalern und eines zinslos gewährten Vorschusses von 50000 Thalern konnte Achard 1801 das Gut Cunern erwerben, seine Fabrik erbauen und sich ganz der Landwirtschaft und der Zuckererzeugung widmen. Aber sein sanguinisches Temperament vertrug sich nicht mit der gewissenhaften Gründlichkeit der vom König eingesetzten Kommissare. Es entstand eine unerquickliche Sachlage. Alte Schulden drängten, Konflikte entstanden, das von Achard erhoffte Gelingen stellte sich nicht ein, bitter musste er die Wahrheit des von Goethe geprägten Wortes:

> Geheimnisvoll am lichten Tag
> Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben

an sich erfahren.

Der Erdboden und das Samenkorn hatten ihm auf seine Fragen klar und deutlich geantwortet, weil er zu fragen verstanden hatte. Aber in der Fabrik befand er sich bald an der Grenze seines Talentes, und die Hilfsmittel versagten. Die unentwickelte mechanische Technik und die höchst mangelhafte Wärmetechnik geboten ihm Einhalt, die Materie widerstrebte, das Erkennen stand turmhoch über dem Können des Mannes, dem zwar eine ungeheuere Divinationsgabe zu eigen war, durch die er zum Bahnbrecher wurde, dem aber das Ingenium und die Zähigkeit des Handelns abging. Wer die Technik Achards eingehender studiert, findet in ihr zahlreiche Widersprüche und Absonderheiten. Von einer genetischen Ausarbeitung des Verfahrens ist nicht die Rede, er irrlichteriert nach rechts und links und vor und zurück, weil er überall den Kopf anstösst. Und so wird er allmählich ein vergrämter Mann.

In solcher Stimmung klagte Achard im Juni 1811 dem Fremdling Schmeltzer sein Leid und erzählte ihm von den Hemmungen, die er erfahren haben wollte, während ihm kaum ein Jahr zuvor, durch Entschliessung des Königs vom 31. Juli 1810 die bis dahin auf

sein Gut hypothekarisch eingetragene 50000 Thaler als Königliches Gnadengeschenk bewilligt worden waren.

Über den Lebensumständen Achards — Jugend und Entwickelung, Charakter und Familienverhältnissen — kurz über seiner ganzen Persönlichkeit waltet noch eine eigene Dunkelheit, und es ist auffallend, dass ein so bedeutender Mann noch immer nicht seinen Biographen gefunden hat.

Das Studium der mir erreichbaren Quellen hat zu folgenden Ergebnissen geführt:

Scheibler a. a. O. bezeichnet den als Mathematiker bekannten Ober-Justiz-Rat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, François Achard als den Vater von Franz Karl. Die gleiche Angabe ist im ersten Band, S. 28 der Allgemeinen Deutschen Biographie, herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München (Leipzig 1875) zu finden. Das Dictionnaire des Dictionnaires (Paris, Libraire des imprimeries réunies) schreibt auf S. 39 des ersten Bandes dem Genfer Pastor Antoine Achard einen Sohn François zu, „qui a publié un grand nombre de dissertations dans les mémoires de l'académie de Berlin"; bringt dann den Mathematiker François und nach diesem als vierten den François Charles, „chimiste berlinois connu par la fabrication de sucre" u. s. w. ohne Angabe eines Verwandschafts-Verhältnisses. In der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von J. S. Ersch und J. D. Gruber (Leipzig 1818) berichtet Meyer von Knonau auf S. 291 des ersten Teiles von Anton und Franz Achard und fügt hinzu: „Zur Familie dieser Achard gehört auch der noch lebende berühmte Chemiker." Auch für Knonau ist Antons Sohn Franz, „der Verfasser vieler Abhandlungen," nicht identisch mit dem Begründer der Rübenzuckerindustrie.

Die mit Quellen nicht versehene Angaben Scheiblers und der „Allgemeinen Deutschen Biographie" sind irrtümlich. Nach der zuverlässigen „Histoire littéraire de Genève" von Senebier, Genf 1786, Band 3 Seite 209 ist Franz Karl Achard der Sohn von Anton Achard.

Nach den Registern des Genfer Staatsarchivs, welche deren Ehrendirektor Th. Dufour für mich zu Rate zog, wurde Abraham Achard — Sohn eines Abraham — aus Die in der Dauphiné am 30. März 1689 — das Edikt von Nantes war 1685 von Ludwig XIV. widerrufen worden — als Einwohner und am 17. Juli 1699 als Bürger in Genf aufgenommen. Er heiratete am 16. April 1689 Anne

Pinault, betrieb das Geschäft eines „marchand de dorures“, und starb im Alter von 63 Jahren am 17. Januar 1725; seine Witwe starb im Alter von 66 Jahren am 9. Oktober 1733.

Der Ehe entsprossten zwei Söhne, Antoine, getauft zu Genf am 16. December 1696, gestorben zu Berlin im Mai 1772, und François, geboren zu Genf 1699, gestorben zu Berlin 1784.

Ausser Senebier Band 3, S. 34—35, 170 und 209—216 gibt auch „La France protestante, publié par H. Bordier, 2^{me} édition, Band I, col. 30, 31 über die Achard Aufschlüsse.

Nach Meyer von Knonau a. a. O. wurde Antoine 1722 in den geistlichen Stand aufgenommen. Sein Ruf verschaffte ihm 1724 eine Anstellung an der Werderkirche in Berlin. Er erwarb sich die Aufmerksamkeit des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich des Grossen. 1733 ernannte ihn der König zum Oberkonsistorial-Rat, später wurde er Geheimer Rat des französischen Oberdirektorii zu Berlin und 1743 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er stand mit den Jesuiten Colonia, Tournemine, Harduin und den genferischen Gelehrten Turretin, Tronchin und Vernet in Briefwechsel. Oft predigte er vor der Königlichen Familie. Sein Vortrag und seine Deklamation waren so vorzüglich, dass ein französischer Schauspieler seinen Schülern den Rat gab, Achards Predigten zu besuchen. Er war sehr schwächlich und lebte zwanzig Jahre lang nur von Milchspeisen. Die Mémoires de l'Académie de Berlin 1745 enthalten den Plan eines beträchtlichen Werkes, worin er die Freiheit des Menschen gegen Spinoza's, Bayle's u. a. Einwürfe zu behaupten gedachte. Seine Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte, Berlin 1774, 2 Vol. in 8, erhielten vielen Beifall.

Mit der Angabe des Genfer Staatsarchives steht die Geburtsurkunde Achards in Widerspruch. Auf meine Anfrage teilte mir das Konsistorium der französischen Kirche zu Berlin mit, dass der Vater von Franz Karl Achard der Prediger Guillaume Achard, seine Mutter Margarethe Henriette geborene Rouppert sei. Zwei erneute Anfragen haben mir nur die trockene Bestätigung der Vaterschaft des bisher meines Wissens gänzlich unbekannten vierten Achard eingetragen, und ich hätte mich hiermit abfinden müssen, wenn sich der vorsitzende Sekretar der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin nicht an den Generaldirektor der Königlichen Staatsarchive gewandt und letzterer erneute Nachforschungen angestellt hätte, die zu dem folgenden Ergebnisse führten:

Es ist zweifellos, dass der Vorname des Vaters von François

Charles Achard Antoine gewesen ist. In dem Berliner Adresskalender wird Antoine Achard zum erstenmale 1725 als französischer Prediger und zum letztenmale 1772 als Konsistorialrat und erster Prediger an der Friedrich-Werderschen Kirche verzeichnet. Nach der im Archive befindlichen handschriftlichen genealogischen Sammlung von Goldstein-Berge war der Akademiker François Charles Sohn dieses Antoine. Damit stimmt die Angabe in dem Werke von Eugène et Emile Haag, La France Protestante, Band 1 (1877) S. 30, wo gleichfalls der Akademiker (dort fälschlich Frédéric Charles genannt) als Sohn Antoines verzeichnet ist.

Die Bezeichnung des Guillaume Achard als Vater von François Charles ist daher auf eine Verwechselung zurückzuführen: ein Guillaume Achard war nach La France Protestante I 31 Neffe des Predigers Antoine, also Vetter von François Charles, und im Jahre 1744 „adjoint en survivance à son oncle comme pasteur de l'Eglise du Werder.“ Leider führt Beringuier „die Stammbäume der Mitglieder der französischen Kolonie in Berlin“ (Berlin 1887) die Familie Achard nicht auf.

Über das Geburtsjahr Achards sind verschiedene Angaben vorhanden. Meusel, „das gelehrte Teutschland“, Lemgo 1783, gibt das Jahr 1752 an. 1753 wird genannt in der Allgemeinen Deutschen Biographie, von Scheibler, vom Dictionnaire des Dictionnaires und von Ersch und Gruber. Dagegen wird 1754 angegeben von Meusel (a. a. O. 1796) und vom Genfer Archiv-Direktor Dufour in seinem an mich gerichteten Privatbrief.

Das auf dem Grabe Achards zu Cunern errichtete einfache Denkmal, das die Aufschrift: „Dem Begründer der Deutschen Zuckerindustrie der Verein für die Rübenzuckerindustrie des deutschen Reiches“, nennt dagegen wieder den 28. April 1753 als den Geburtstag, und diese Jahreszahl wurde mir als die richtige von dem Kirchenbuchführer der französischen Gemeinde zu Berlin bestätigt.

Scheibler erwähnt, dass Achard mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter gestorben sei. Schmeltzer spricht von drei Kindern, die er beschenkte. Diese Zahl findet ihre Bestätigung durch eine von Herrn Pastor Lilge zu Herrnmotschelnitz mir gemachte Mitteilung. Die älteste Tochter Achards, Sophie Henriette Adelheid, verheiratete sich am 12. August 1812 mit dem Handelsmann Friedrich August Gottlob Scholz in Eisleben und die jüngere Tochter, Emilie Albertine Amalie, am 12. Oktober 1812 mit dem damaligen Verwalter der Güter Ober- und Nieder-Cunern Carl Heinrich Fer-

dinand Böhme. Unter den Taufpaten der Böhmeschen Kinder wird mehrfach der Ökonom Carl August Achard genannt, zweifellos der Sohn von Franz Karl. Als Carl August Achards Wohnsitz wird zuerst Cunern, dann Stabelwitz bezeichnet.

Über die Frauen Achards war wenig in Erfahrung zu bringen. Dass er zweimal verheiratet und von seiner ersten Frau geschieden war, ergibt sich aus einem Ministerialbericht an den König vom 4. Juli 1810. Achard sollte, wie die Minister vorschlagen, seinen Kindern durch testamentarische Disposition die Verpflichtung auferlegen, dass sie aus den Früchten des Gutes ihren beiden Müttern eine von ihm zu bestimmende Verpflegung reichen.

Dass Achard schon in jungen Jahren unglücklich verheiratet war und seine Ehe zur Scheidung bringen lassen wollte, ist einem an ihn gerichteten Brief Friedrichs des Grossen vom 29. Juni 1784 (Oeuvres, tome XXV pag. 302) zu entnehmen, in welchem der Monarch erklärt, dass er Achards Bitte, die Ehescheidung durch ein Machtwort herbeizuführen, nicht erfüllen und nicht in die Entschliessungen der Justiz, die allein zu entscheiden habe, eingreifen könne, so lebhaft er auch das häusliche Missgeschick des Bittstellers bedaure.

Ob Jeanne Henriette Caroline, geborene Koeppen, deren Namen mir das Konsistorium der französischen Gemeinde meldete, die erste oder zweite Frau Achards gewesen, und ob deren Sohn Jean Charles Félice mit Karl August identisch oder ein zweiter Sohn Achards ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

In der Schule zu Cunern befindet sich ein kleines in Kupfer gestochenes Bild Achards, das mir Herr Pastar Lilge freundlichst zusandte. Es trägt die mit Tinte eingetragene Überschrift: „Der Stifter der Cunerschen Schule Anno 1817.“ Dies Bild ist wahrscheinlich ein Ausschnitt aus einem Kupferstich von S. Halle, wie er dem hundertsten Teil von D. Johann Georg Krünitzs' ökonomisch-techologischer Encyklopädie, Berlin 1805, vorgeheftet war. Portraits von Achard sind ausserdem zu finden vor der Ausgabe zum 4. Hefte des Allgemeinen Journals der Chemie (1801); vor dem 65. Bande der neuen teutschen Bibliothek (1801). Nach Meusel (1804) ist Achards Bild von Bock in der „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer“ Heft 19 (1797) enthalten. Ich vermute, dass mit dieser Sammlung gemeint ist der „Bildersaal heutigs Tages Lebender u.s.w. Schriftsteller und ihre Lebensumstände“, von Jacob Brücker, Augsburg. Dies Buch ist von Graesse in seinem

Trésor de livres rares aufgeführt. Bis jetzt habe ich dasselbe nicht zu erlangen vermocht.

Möchten doch die hier von mir gesammelten Bausteine in einem Berufenen den Vorsatz zu einer Biographie des in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Mannes erstehen lassen, einer Biographie, die nicht sowohl seinen äusseren Lebensumständen als auch seiner inneren Wesenheit Rechnung trägt und so die über seine technischen Arbeiten vorhandenen Publikationen, die in neuester Zeit durch Dr. A. Rümpler (in der Wochenschrift: die Deutsche Zuckerindustrie 1900 No. 38 ff.) eine willkommene Bereicherung gefunden haben, in einer der Bedeutung des Mannes würdigen Weise ergänzt.

III. Kapitel.

Jacob Christian Schmeltzers Lebenslauf.

Jacob Christian Schmeltzer[1]) wurde als ältester von sieben Brüdern am 25. Dezember 1770 zu Saargemünd geboren. Er entstammte einer Beamtenfamilie. Sein Grossvater Franz Joseph Schmeltzer arbeitete 1726 am Reichskammergericht zu Wetzlar und wurde später Amtmann des Grafen von der Leyen, zuerst in Burrweiler bei Landau und später in der Grafschaft Blieskastell, einem kurtrierischen Lehen der Grafen von der Leyen[2]). Blieskastell war die Residenz des Grafen, Sitz der Regierung, der

[1]) Auf die Rechtschreibung der Namen wurde damals im allgemeinen kein grosser Wert gelegt. Im behördlichen und geschäftlichen Verkehr findet sich der Namen häufig auch „Schmelzer" geschrieben. Er erschien gelegentlich sogar in amtlichen Publikationen in dieser Fassung, z. B. in der Trierischen Zeitung Nr. 51 vom 25. Dezember 1814: „Der mit dem Dienst der Steuerdirektion beauftragte Steuer-Inspektor (gez.) Schmelzer". Die Unterschrift unter allen Briefen, Bescheinigungen u. s. w. lauten stets „J. Schmeltzer."

[2]) Dies rheinische Uradelgeschlecht, dessen Stammschloss „zur Leye", zu Gondorf an der Mosel liegt, erwarb 1653 den Reichsfreiherrnstand, 1711 die Reichsgrafenwürde. Graf Philipp Franz erlangte 1806 die Souveränetät und nahm den Fürstentitel an. 1814 ging durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses die Souveränetät wieder verloren. Karl Kaspar von der Leyen war 1652—1676 Erzbischof und Kurfürst von Trier.

Hofkammer und des Ober- und Forstamtes. Ein von Franziskanern geleitetes Gymnasium erteilte Unterricht vom Tyrocynio bis zur Rhetorik.

Franz Joseph Schmeltzer verheiratete sich mit der Tochter des Subdélégué Poncet in Bitsch und baute sich in Blieskastell ein Haus.

Einer seiner Söhne, Ludwig Christian Schmeltzer, geboren 1736, studierte 1755 Jura zu Strassburg, wurde, nachdem er längere Zeit Sekretär des Grafen gewesen, als Oberamtmann in Blieskastell angestellt und später zum Hofrat ernannt. Er verheiratete sich 1770 mit Christine, der Tochter des Königlich französischen Subdélégué und Notars, nach Ausbruch der Revolution ersten Maires der Stadt Saargemünd, Jacob Roth und der Marie Mercier. Im Hause dieser seiner Grosseltern zu Saargemünd wurde unser Jacob Christian Schmeltzer geboren. Er begann seine Studien auf dem Gymnasium zu Blieskastell, betrat im November 1784 als 14jähriger Knabe Trier, in welchem er den grössten Teil seines langen Lebens zubringen sollte, zum ersten Male und studierte im Seminarium Nobilium ad S^{tum} Lambertum[1]) unter Aufsicht der Piaristen während zweier Jahre Logik und Physik. Im Jahre 1785 verteidigte er als primus defendens in Logika, das Jahr darauf als tertius defendens in Physica öffentliche Thesen und brachte die besten Prüfungs-Zeugnisse nach Hause. — Diese Angaben sind einem Blatte Lebenserinnerungen entnommen, die Schmeltzer an seinem 78. Geburtstage aufzuzeichnen begonnen, aber leider nur bis zum Jahre 1787 fortgeführt hat. Am 25. Dezember 1848, als er seine Erinnerungen niederschrieb, lebte von seinen Mitschülern nur noch der Staatsrat und General-Staatsprokurator am Rheinischen Kassationshofe Eichhorn[2]) zu Berlin im Ruhestande. Nachdem er ein Jahr im väterlichen Hause zugebracht und seinen Vater auf Reisen nach Mainz, Coblenz und Köln begleitet hatte, bezog Schmeltzer im Herbst 1787 die Hochschule zu Heidelberg, wo er 4 Semester Jura studierte. 1790 arbeitete er bei seinem Grossvater in Saargemünd. Am 4. August desselben Jahres wurde er im Alter von 20 Jahren mit

---

[1]) Schmeltzer hat also das damals übliche Studium absolviert. Zunächst das Tyrocynium (Vorschule), dann das Gymnasium, dessen fünf Klassen Infima, Secunda, Syntaxis, Poëtica und Rhetorica genannt wurden, und schliesslich als Übergang zu den höheren Universitätsstudien Logik und Physik, die neben Psychologie, Metaphysik und Ethik im Seminarium Nobilium gelehrt wurden. Das Seminar befand sich im jetzigen Landgerichtsgebäude.

[2]) Ambrosius Hubert Eichhorn war 1810 Rat am Kaiserlichen Gerichtshof zu Trier.

dem beträchtlichen Gehalte von 1500 Gulden zum Oberamtsschreiber zu Blieskastell ernannt.

Im Frühjahr 1793 wurde der kleine Staat, in welchem sein Vater und Grossvater ehrenvolle Stellungen bekleidet hatten, und ihm die gleiche sichere Aussicht winkte, in den Strudel der französischen Revolution mit hineingerissen. Am 9. Mai rückten die Franzosen in Blieskastell ein, sein Vater und er wurden verhaftet und am 14. Mai als Geiseln (Otages) nach Metz geschleppt. Sein Vater, dessen man bedurfte, wurde nach zwei Monaten zur Verwaltung des Oberamtes Blieskastell wieder entlassen. „Ich aber", so schreibt Schmeltzer 43 Jahre später an seinen Sohn Theodor, „ich aber wurde erst nach Verlauf eines Jahres durch die Flucht aus der Gefangenschaft gerettet. Unterdessen war ich während eines Jahres Zeuge der Ausbrüche von Wut eines von den Ideen von Freiheit und Gleichheit erhitzten Pöbels; der Raserei, mit welcher die Machthaber Frankreichs in den Eingeweiden ihres eigenen Landes wüteten; hörte täglich das Fallen des Henkerbeiles, denn aus unserem Gefängnis vernahm man den Schlag der Guillotine, wenn Menschen unter ihr bluteten. In der schrecklichsten Epoche der französischen Revolution, zwei Monate vor dem Sturze Robespierres, am 9. Mai 1794 entfloh ich von Metz, kam in meines Vaters Haus in Blieskastell, welches er mit unserer Mutter und meinen Brüdern, durch die Franzosen vertrieben, hatte verlassen müssen: fand das Haus völlig ausgeleert, so dass die alte Magd, die in demselben zurückgeblieben war, mir zum Nachtessen nur ein Ei mit Schwarzbrod verschaffen konnte; auf dem Herde sitzend verzehrte ich es und verbrachte die Nacht auf Stroh. Meine Moeubles waren nicht so wie jene meines Vaters öffentlich versteigert worden; ihn hatte man als einen Ausgewanderten behandelt und ihm alles genommen, was er bei seiner Flucht nicht hatte retten können. Meine Effekten waren aber, wiewohl zum Theil geplündert im Hause zurückgelassen und der Obsorge der Magd anheimgestellt. Da ich erwarten musste, dass auch dieses wenige mir genommen werden würde, sobald die Nachricht von meiner Flucht bekannt wurde, so liess ich Alles, was mir verblieben war, auf einen Leiterwagen packen und wanderte den folgenden Tag nach Münchweiler, einem 8 Stunden von Blieskastell entfernten Dorfe, wo ich nach einem Aufenthalte von 14 Tagen mit meinem Vater zusammentraf. Die Bewegungen, welche die Preussische Armee gemacht hatte, um die Franzosen von der Saar zu verdrängen, hatten aber keine Folge; mein Vater und ich waren gezwungen, unsere Zuflucht

in dem Dorfe Selbach, Grafschaft Hohengeroldseck[1]), auf dem rechten Rheinufer zu suchen. Da lebten wir als Verbannte, unserer Stellen, welche uns Brod gewährt hatten, beraubt, ungewiss wie lange unsere Noth dauern würde, indem alles von dem Vorschreiten der deutschen Armeen abhing, welche zu jener Zeit in eine unbegreifliche Unthätigkeit versenkt waren.

Um Mittel zu finden, mir eine Existenz und meinen Eltern eine Erleichterung ihrer Ausgaben zu verschaffen, ging ich mit wenigem Geld in der Tasche im Herbst 1794 nach Wien, fand aber auch dort nicht, was ich gesucht hatte[2]), und kam nach zehnmonatlichen fruchtlosen Anstrengungen ärmer, als ich abgerückt war, im Herbste 1795 wieder in Blieskastell an, wohin mein Vater unterdessen zurückgekehrt war; noch 8 Monate lebte ich da in Noth und Dürftigkeit, bis ich endlich, durch diese gezwungen, mich zur Annahme einer Stelle bequemte, welche mir von der französischen Verwaltung des Landes angeboten ward. So war ich also während 3 Jahren und 3 Monaten der Gefangenschaft, dem Mangel und allen Entbehrungen preisgegeben, welche die Armuth in ihrem Gefolge führet".

Ende Juni 1796 wurde Schmeltzer als Domänenempfänger (receveur des domaines) der Länder zwischen Rhein und Mosel in Sobernheim angestellt. Nach Aufhebung dieser Verwaltung und Wiedereinsetzung der alten Regierung zum Inspektor der Comptabilität in Zweibrücken ernannt und zur Mittelkommission nach Bonn gesandt, um dort die Rechnungen für den Regierungsbezirk Zweibrücken abzulegen. Im März 1798 wurde er bei der Organisation der vier Departements des linken Rheinufers als Chef des Domänen-Bureaus bei der Departemental-Verwaltung zu Trier angestellt.

Aber diese Thätigkeit schien dem unruhigen und vielseitigen Mann nicht zu genügen. Schon im November 1798 legte er seine Stellung nieder und erhielt die Zulassung als öffentlicher Verteidiger bei dem Civil- und peinlichen Gerichtshofe und demnächst bei dem Revisionsgerichte zu Trier.

---

[1]) Die Reichsherrschaft Hohengerolseck (bei Lahr im jetzigen Grossherzogtum Baden) war seit 1705 im Besitz derer von der Leyen. Schmeltzer und sein Vater wurden dort von einem Verwandten aufgenommen, der ebenfalls gräflicher Beamter war.

[2]) In Wien suchte Schmeltzer seinen bisherigen Landesherrn, den Grafen von der Leyen, auf, der ihn seines Diensteides entband und ihm den guten Rat gab, sich der Revolution anzuschliessen.

Das „Jahrbuch für das Saardepartement auf das 8. Jahr der fränkischen Republik“ (Trier bei Hetzrodt) führt den Bürger Schmeltzer — ohne t gedruckt — in dreifacher Eigenschaft an: als „Dollmetscher“ beim Peinlichen Tribunal, als „Sachwalter und öffentlicher Verteidiger“ bei den Tribunalen und als „Conservateur der Hypotequen“.

Im Januar 1799 reiste er als Verteidiger nach Paris, bereicherte seine advokatorischen Kenntnisse dort bei seinem Blieskasteller Landsmann, dem angesehenen Anwalt am Kassationsgericht zu Paris Christoph Lavaux und heiratete am 30. März 1799 dessen Tochter Therese Victorie[1]). Ohne zunächst seine Verrichtungen als Verteidiger aufzugeben, versieht er vom September 1799 ab das Amt eines Hypothekenbewahrers und Domänenempfängers zu Trier 15 Jahre lang bis zum Einmarsch der Verbündeten Truppen im Januar 1814.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde Schmeltzer Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen — in welchem Jahre, lässt sich nicht genau feststellen, da die Protokolle der Gesellschaft und die Adressbücher keinen zuverlässigen Anhalt geben. —

Im Jahre 1803 wurde er zum Mitglied des Wahlkollegiums des Saardepartements und am 28. August 1808 zum Mitglied des Conseil général des Saardepartements ernannt, zu dessen Präsidenten er in den Jahren 1811, 12 und 13 von seinen Kollegen gewählt wurde

Im Mai 1811 reiste er, als Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen von dem Präfekten Bruneteau de Ste Susanne beauftragt, auf Staatskosten über Frankfurt, Leipzig, Dresden nach Cunern in Schlesien, um dort die Rübenzuckerfabrikation zu studieren und legte 1811 in Trier eine solche Fabrik an, deren Leitung er übernahm.

Am 5. Januar 1814 machte das Einrücken der preussischen Truppen in Trier der französischen Regierung ein Ende. Schmeltzer erhielt sofort seine Ernennung zum Receveur général des Saardepartements. Am 7. April 1814 wurde er als Staatsgefangener nach Düsseldorf abgeführt. Seine Frau war Pariserin, seine Dienstboten Franzosen, er selbst sprach und schrieb besser französisch als deutsch, dem Präfekten hatte er nahe gestanden — Gründe genug, um ihn bonapartistischer Gesinnungen zu verdächtigen!

Er rechnete nicht auf eine rasche Erledigung dieses Zwischenfalls, sondern richtete sich auf eine länger dauernde Abwesenheit ein, ja er

[1]) Geboren 1774, gestorben 1834 zu Trier.

machte sich sogar mit dem Gedanken vertraut, überhaupt nicht mehr nach Trier zurückzukehren. Durch seinen Bruder, der sich „Th. Schmeltzer der Jüngere“ unterzeichnete [1]), liess er am 18. April „in seiner Behausung Freihof No. 62 (Präfekturplatz) [2]) zwei schöne gute Milchkühe, ein Mutterkalb, zwei Ochsen, einen Wagen, eine Karre, Ackergerätschaften u. s. w.“ an den Meistbietenden öffentlich versteigern, sowie „das übrige Ackerland auf der Aacht bei Zurmayen auf besagter Aacht“ ebenfalls öffentlich auf ein Jahr an den Meistbietenden verpachten. Auch erliess Schmeltzer der Jüngere zugleich eine Anzeige: „das Haus No. 62 auf dem Freihof ist zu vermieten, und kann gleich bezogen werden; die Bedingungen können bei Unterschriebenem, wohnhaft in besagtem Hause, erfragt werden.“

Schon nach 5 Wochen kehrte er freigelassen und vollständig rehabilitiert wieder nach Trier in seine alte Wohnung zurück, wurde vom Generalgouverneur am 14. Juni zum Steuerinspektor des Saardepartements ernannt und am 28. September von der K. K. österreichischen und K. bayrischen gemeinschaftlichen Landesadministrations-Kommission dem bevollmächtigten Kommissar der alliierten Mächte, Feldmarschall-Leutnant Freiherrn von Marquart-Geozelles als Spezialkommissar zur Grenzberichtigung gegen Frankreich beigegeben.

Im Frühjahr 1816 organisierte sich die Königliche Preussische Regierung zu Trier, und Schmeltzer erhielt am 9. April seine Ernennung zum Regierungssekretär. Schon drei Monate später wurde er kommissarischer Landrat zu Saarlouis. Am 25. April 1817 ernannte ihn der König zum Landrat und dekorierte ihn am 18. September 1820 mit dem roten Adlerorden dritter Klasse. Am 31. Juli 1821 wurde er zum Regierungsrat in Trier ernannt. Nach der eigenen Erzählung Schmeltzers, von der mir sein Neffe, Herr Schmeltzer Kenntnis gab, soll die Landratszeit folgendes Ende gefunden haben: Bei der

---

[1]) Der jüngste Bruder Schmeltzers. Er hiess nicht, wie die Zeitung infolge eines Druckfehlers angibt, Th. sondern Philipp (Carl Philipp, geb. 18. September 1781), J. Schmeltzers Nachfolger als Hypothekenverwalter.

[2]) Jetzt als Domfreihof No. 5 die Dienstwohnung des Domkapitulars Dr. Johann Christian Lager. Die erste 1784/85 vorgenommene Häusernumerierung lief in ununterbrochener Reihe durch die ganze Stadt. 1850 wurden die Häuser anders numeriert. Die dritte Numerierung von 1883 ist heute noch gültig. Herr Rektor Peter Züscher hat in einem sorgfältigen Manuskript die verschiedenen Numerierungen aller Häuser Triers zusammen gestellt und mir durch Überlassung seiner Arbeit die Möglichkeit gegeben, die damaligen Wohnungen aufzufinden.

Aushebung reklamierte eine arme Witwe ihren einzigen Sohn. Der aushebende Offizier, ein Major polnischen Namens, war gegen die Bitten der Frau taub und rief ihr schliesslich zu: „Mach' Sie sich einen Andern!“ Schmeltzer fuhr heftig auf, und die beiden Herren konnten nur mit Mühe auseinander gebracht werden. Eine Forderung war die Folge. Andern Tag erstach Schmeltzer den Offizier im Duell und erhielt einige Monate Festung. Als er sich zum Antritt der Haft meldete, eröffnete ihm der Gouverneur — Schmeltzer nannte den General von Borstell — dass er begnadigt und zum Regierungsrat in Trier ernannt worden sei. Für diese Begebenheit habe ich irgend welche urkundliche Belege nicht finden können. Im Jahre 1833 erhielt er die Schleife zum roten Adlerorden. Zu seinem am 23. August 1840 erfolgenden Dienstjubiläum erteilte ihm der König den Charakter als Geheimer Regierungsrat. Am 1. Oktober 1841 wurde er in den Ruhestand versetzt, den er noch 23 Jahre lang in körperlicher und geistiger Rüstigkeit zu Trier genoss Er starb am 2. Mai 1864 in dem hohen Alter von beinahe 94 Jahren.

Der Ehe Schmeltzers entsprossten zwei Kinder, eine Tochter Sophie, die im Jahre 1800 geboren wurde und unvermählt nach 1864 zu Trier starb, und ein Sohn Friedrich Carl Theodor, geboren 1814 zu Saarlouis, gestorben zu Trier 1895 als Landgerichtsrat ausser Diensten. Unter den spärlichen Schriftstücken, die aus dem Nachlass Schmeltzers heute noch erhalten sind, ist der Brief charakteristisch, in welchem der Vater seinem Sohne in der oben wiedergegebenen Weise die Greuel der französischen Revolution schildert. Dass er besondere Veranlassung hatte, dem damals 23jährigen Studiosus juris gerade diese Lebensepisode vor Augen zu führen, ergibt sich aus dem weiteren Inhalt des am 18. Mai 1836 abgefassten väterlichen Schreibens. Theodor, der zu Berlin studierte, hatte von der akademischen Behörde nicht die Erlaubnis zu einer verfrühten Abreise erhalten, weshalb er sich bei seiner Schwester bitterlich über die Berliner beschwerte und Bemerkungen machte, die nicht gerade von hoher Achtung gegen die ihm gesetzten Autoritäten zeugte. Der Alte setzte ihm aber den Kopf tüchtig zurecht: „Aus einem bei Deiner Schwester von mir inspicirten Briefe habe ich ersehen, was Dich auf die Berliner so ungehalten macht: Du wolltest mich mit Deiner früheren Ankunfft überraschen: es ist mir allerdings leid, dass Dein Gesuch zurückgewiesen worden ist: bei Deinem Eintritt in das wirkliche Leben must Du Dich aber auf ganz andere Unglücksfälle gefast halten: denn keinem Sterblichen ist es gegönnt, von Wider-

wärtigkeiten unangefochten das Leben zurückzulegen, und wenn Du die abschläglige Antwort, welche Dir zu Theil geworden ist, von allen Seiten in Erwägung ziehest, so wirst Du gestehen, dass dieselbe rechtlich wohl begründet war.

Ich wüste nicht, dass Du wichtige Motive anzuführen gehabt hättest, um eine Ausnahme von der allgemeinen Vorschrifft, um ein Privilegium nachzusuchen: wie willst Du ein solches Gesuch mit den liberalen Grundsätzen in Einklang bringen, welche auf den Universitäten, und unter der deutschen Jugend vorherrschen: Gleichheit vor dem Gesetze ist das grosse Ziel, welches unsere Demagogen verfolgen: mit derselben wollen sie Deutschland beglüken, denn über Mangel an Freiheit haben sie mit Grund wohl nicht zu klagen: Wer die bestehende Ordnung der Dinge nicht bekämpfen, wer sich dem allgemeinen Gesetz unterwerfen will, ist in Deutschland so frei, als in irgend einem anderen civilisirten Staate Europas: Wer aber Gleichheit wünscht, darf dieselbe nicht blos gegen die höheren Stände in Anwendung bringen wollen: sie muss vielmehr nach allen Seiten gewahrt werden: Die Zurückweisung Deines Gesuches ist mir ein Beweis mehr, dass in der Preussischen Monarchie mehr als in den gepriesenen constitutionellen Staaten den wahren Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit gehuldigt wird.

Uns ist vor wenigen Tagen das von dem Kriminal Senat gegen die hochveråtherischer Pläne beschuldigten Mitglieder der Arminia und Germania von den Universitäten von Greifswalde und von Breslau erlassene Urtheil mitgeteilt worden: ich wollte, Du könntest Dir dasselbe zum durchlesen verschaffen: es geht daraus hervor, das besonders die Mitglieder der Germania nichts weniger als den Umsturz aller deutschen Regierungen, und die Vereinigung der Deutschen unter einer republikanischen Verfassung sich zum Ziele vorgesetzt hatten: der tolle Angriff auf die Constabler Wache vom Monat April 1834 in Frankfurt sollte den Tanz eröffnen" [1]). Wäre derselbe gelungen, wären die Pläne mit etwas mehr Vernunfft und Überlegung angelegt gewesen, so brach eine

[1]) Gemeint ist der kindisch-phantastische Frankfurter Wachensturm am 6. April 1833 — nicht 1834, wie Schmeltzer irrtümlich angibt — Anfang und Ende einer thörichten Verschwörung von Burschenschaftern, darauf abzielend, den Bundestag in voller Sitzung aufzuheben, zunächst Südwestdeutschland zu revolutionieren und schliesslich aus Deutschland eine Republik zu machen. Mit dem Putsche scheiterte das ganze wahnwitzige Unternehmen, dessen Urheber — internationale Sendlinge und Polnische Berufsrevolutionäre — zu entfliehen vermochten, während viele der verleiteten Jünglinge ihre leichtsinnige That bitter büssen mussten.

Revolution in Deutschland aus; die wie der dreissigjährige Krieg Deutschland während einer langen Reihe von Jahren zu dem Schauplatz von Mord und von Verheerungen aller Art gemacht haben würde:

Euch jungen Leuten, welche noch keine Revolution erlebt haben, kann man die Gräuel derselben nicht offt und nicht lebhafft genug schildern:"

An die hierauf folgende Darstellung seiner Erlebnisse während der französischen Revolution knüpfte Schmeltzer einige politische Betrachtungen und Ermahnungen:

„Derselbe Tanz würde wieder begonnen haben, wenn es der republikanischen Parthei in Frankreich gelungen wäre, sich des Heffts der Regierung zu bemeistern: In Deutschland würde es Ihnen an Anhängern nicht gefehlt haben, denn die Zahl derer, die nichts haben, ist auch in diesem Lande gross: Seitdem es aber mir gelungen ist, durch Arbeit und Anstrengungen aller Art, die ich jetzt während 40 Jahren ununterbrochen fortgesetzt habe, einiges Vermögen zu erwerben, welches mir und den meinigen wo nicht Reichthum, jedoch so viel als zu einer bequemen Existenz vonnöthen ist, sichert: so wirst Du mir gerne glauben, wie mistrauisch ich die Bewegungen all der sogenannten Volksfreunde betrachte, welche die bestehende Ordnung der Dinge umstürzen wollen, mit welcher meine Existenz, so wie die Deinige genau verknüpfft sind: in keiner andern Absicht von jenen, als im Trüben zu fischen und denen die etwas besitzen. es abzunehmen: Conclusion: Unser Vortheil, ja unsere Existenz ist mit der Aufrechterhaltung der in Deutschland bestehenden Regierungen genau verknüpft: wer diese stürzen will, ist unser persönlicher grösster Feind, und wir müssen denselben mit allen uns zu Gebothe stehenden Mitteln bekämpfen: wer sich mit demagogischen Umtrieben abgiebt, der hat es auf meinen Beutel abgesehen: soll also von meiner Seite keine Unterstützung zu erwarten haben, muss sich vielmehr auf allen Widerstand gefasst halten, den ich ihm werde entgegen setzen können. Zwischen ihm und mir kann demnach weder Freundschafft noch Gemeinschafft bestehen, und damit Punktum.

Du siehst, dass Deine Carriere, obschon mit Schwierigkeiten verknüpfft, dennoch viel leichter zu durchwandern ist, als jene, die ich in Deinem Alter durchwandern muste: lasse Dich allso durch einige Hindernisse nicht abwendig machen: benütze die wenigen Monate, die Du noch, entfernt von uns, in Berlin zuzubringen hast, zur Erwerbung der Kenntnisse, die man bald von Dir fordern wird; noch 3 Monate und Du wirst uns durch Deine Zurückkunfft erfreuen".

Nicht der konservative Verwaltungsbeamte ist es, der aus diesen Zeilen spricht, sondern der Mann und Bürger, der mit Entsetzen an die Greuel zurückdenkt, die er schaudernd hat miterleben müssen — der liebevolle Vater, in Herzensangst zitternd, sein Sohn könne in die verabscheute freiheitliche Bewegung hineingerissen werden und ihm verloren gehen.

Schmeltzer war weder damals noch früher oder später ein satter Bürger, der um seinen Fleischtopf bangte. Er war ein Mann der Evolution, nicht des Stillstandes, wie sein ganzes Leben beweist. Der Revolution hatte er aber all zu nahe in das grinsende Gesicht gesehen, um etwas anderes als vorbehaltlose Abneigung gegen sie empfinden zu können. Tiefe Jugendeindrücke aus den Schreckenstagen hatten in ihm eine bleibende Weltanschauung reif werden lassen, der er bei jeder sich bietenden Gelegenheit Ausdruck gab. Unter seinen Papieren befindet sich der Entwurf eines Königstoastes, den er bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums im August 1840 ausbrachte. Die Handschrift enthält u. a. folgende Sätze:

„In meinem 20. Jahre im Dienst eines deutschen Reichs-Fürsten angestellt, erfuhr ich zwei Jahre später alle die Drangsale, welche der Ausbruch der französischen Revolution und der daraus entstandene Krieg über die deutschen Länder des linken Rheinufers gebracht haben. Plünderung des väterlichen Hauses, einjährige Gefangenschafft als Geisel in Metz, Verlust meiner Stelle waren die unmittelbaren Folgen der Verheerung, welche die französischen Armeen über meine Vaterstadt verbreitet haben. — Als nach dem mit Preussen in Basel geschlossenen Frieden Ruhe einzutreten begann, waren wir der Spielball all der politischen Experimente, welche die Machthaber in Frankreich mit uns anzustellen für gut fanden. Heute gehörten wir einer Republik, morgen einer Oligarchie unter dem Direktorio, dann einer militärischen Regierung unter einem Consul an: Endlich ging die frühere anarchische Regierung in ein Kaiserreich über, dessen Werth wir zwar durch eine grösere Ordnung in der Verwaltung kennen lernten, dessen Vortheile aber den Umgebungen des neuen Kaisers gröstentheils zugeflossen sind. Der Befreiungs Krieg der Jahre 1813, 14, 15 machte diesem ewigen Wechsel ein Ende, und erst seit unserem Übergang unter den Königlich preussischen Szepter wurden wir der unendliche Vorzüge theilhafftig, welche eine wahrhafft väterliche monarchische Regierung einem treuen Volke gewähren kann."

Die im Juni 1834 von ihm niedergeschriebenen Erinnerungen

behandeln dasselbe Thema etwas breiter und verdienen als Geschichtsquelle Aufmerksamkeit:

Erinnerungen aus den letzten fünfzig Jahren.

Geschrieben im Juni 1834.

Ein halbes Jahrhundert ist in wenigen Monden verflossen, seitdem ich, ein damals 14jähriger Schüler der Logik, Trier zum erstenmale betreten, und seitdem den grössten Theil meines Lebens hier zugebracht habe.

Unter Stürmen mancher Art habe ich 44 Jahre als Staatsdiener in den Rheinlanden verlebt, böse und gute Tage mit den Einwohnern getheilt, und glaube mich berufen, jüngern Leuten, welche die französische Eroberungs- und Regierungs-Periode nur aus der Tradition kennen, aus eigener Erfahrung einige Mittheilungen machen zu müssen.

In der Regel sind zwar die Erfahrungen der Väter schon für die Söhne verloren, vielleicht deswegen, weil sie denselben nicht zur rechten Zeit überliefert werden. Die jetzigen Vorfälle in unserer Stadt scheinen mir aber ganz dazu geeignet, um zu ernsteren Betrachtungen über die Vergangenheit aufzufordern, um das Betragen in der Gegenwart nach denselben zu regeln.

Vor 50 Jahren herrschte in Trier eine reiche und mächtige Geistlichkeit; was man zu jener Zeit den Geist der Aufklärung nannte, war aber dem höheren Clerus nicht fremd geblieben, und die jüngeren Domherrn aus den ältesten Familien des rheinischen Adels liessen sich die Verbesserung der Schulen, sowie die Verbreitung der Wissenschaften ernstlich angelegen sein: Finsterer sah es aus in den Abteien und Mönchsklöstern, wo grössere Vorliebe für ein bequemes Leben, als für geistige Ausbildung vorherrschend war. Leider konnten bei dem im Jahre 1792 stattgehabten Ausbruch des Krieges mit Frankreich, die zerstückelten Rheinlande keinen ernstlichen Widerstand leisten, und die Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Fürsten konnten diese nicht von dem Untergang erretten.

So allgemein es aber auch hiess: unter dem Krummstab ist gut wohnen, so wenig wurden die geistlichen Regierungen vermisst, sobald ein nach festern Grundsätzen geordnetes Verwaltungs-System an die Stelle derselben getreten war. Aber der Übergang war mit grossen Leiden für die Rheinlande verbunden.

Nachdem im Spätjahre 1792 die preussischen und österreichischen

Armeen sich aus Frankreich zurückgezogen, und Custine mit einem französischen Heere die Pfalz überschwemmt, und Mainz eingenommen hatte, wurde von letzterer Stadt aus die Verbreitung der französischen revolutionairen Grundsätze der vorzüglichste Gegenstand der Bemühungen der französischen Machthaber und ihrer Anhänger. Wer einem deutschen Fürsten gedient hatte, und nicht zur neuen Fahne schwören wollte, unterlag Verfolgungen jeder Art; keiner der alten Beamten wurde in seiner Stelle belassen, viele derselben, unter diesen auch ich, büssten durch ein langwieriges Gefängniss in Metz für ihre Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland. Das Fürstenthum Saarbrücken, die Grafschaft Blieskastel, das Herzogthum Zweibrücken, die ganze Pfalz von Germersheim bis Bingen waren dem Raube der französischen Kriegs-Commissaire, und den Verfolgungen der zu der Sache der Freiheit und Gleichheit übergetretenen Mainzer Clubisten preis gegeben.

Die Wieder-Eroberung von Mainz durch das k. preussische Heer (im Juli 1793) änderte wenig an der Lage der Einwohner des Landes von dem Rheine bis zur Saar, welches von jener Zeit an der Schauplatz täglicher Gefechte, mitunter auch mörderischer Schlachten (bei Kaiserslautern, Pirmasens) wurde, und alle Bedürfnisse für Freund und Feind herbeizuschaffen hatte. Trier durch die Festung Luxemburg gegen das Eindringen der Franzosen geschützt, genoss jedoch bis zum 4. August 1794 des Schutzes der deutschen Heere; unterdessen war Robespierre in Paris gestürzt worden, und die Wuth des Schrecken-Systems hatte nachgelassen, als die Franzosen mit ihren Repräsentanten Bourbotte und Blanchard sich auch der beiden Mosel-Ufer bemächtigten, und bis an den Rhein und die Nahe vordrangen. Diese Namen sind noch heute durch die Contributionen im Andenken, die von ihnen dem Lande auferlegt wurden, unterdessen die Palläste der Fürsten, die Schlösser des ausgewanderten Adels, die Abteien und Klöster ausgeplündert, und alles Eigenthum derselben von gierigen Feinden verschlungen wurde. Fünf Jahre und länger war das Land einer systematischen Plünderung unter dem Namen von Evacuations-Commissionen preis gegeben, bis endlich im Jahr 1798 unter dem General-Gouvernements Commissair Rudler, Trier der Sitz einer Central-Verwaltung und eines Gerichtshofes wurde. Von jener Zeit an wurde zwar eine regelmässigere Verwaltung eingeführt, Gesetze verkündet, manches Gute durch Abschaffung veralteter Missbräuche, Aufhebung der Zehnten, Feudal-Abgaben und Lasten bewirkt; aber wer erinnert sich nicht der elenden Subjeckte aus Alt-Frankreich, mit welchen zu jener Zeit alle lucrativen öffentlichen Stellen

besetzt wurden; nur die schlecht besoldeten Richterstellen wurden den Landeseingeborenen zu Theil; und auch hier schämte man sich nicht, Ihnen protegirte Franzosen zu adjungiren, die in der Rechtsverwaltung ohne alle Kenntnisse waren, und einen Experimental-Cursus auf Kösten der Landes-Einwohner zu machen ermächtigt wurden.

Wer kann vergessen, wie im Jahre 1798 unter dem Vorwand eines in Belgien ausgebrochenen Aufruhrs die Stadt Prüm den Vexationen eines rohen Gensd'armerie-Lieutenants preis gegeben, und achtbare Männer auf seine Denunciationen ohne alle Untersuchung in die Staats-Gefängnisse nach Paris geschleppt; mehrere Einwohner dieser Stadt aber als Theilnehmer an dem Aufruhre vor das Geschwornen-Gericht nach Mainz abgeführt wurden.

Wer weis nicht, wie die Reibungen, welche in Paris unter den Faktionen statt hatten, sofort auf die Rhein-Departemente ihre nachtheiligen Wirkungen äusserten, wie die achtbaren Reg.-Com. Rudler und Marquis im August 1799 durch den Jacobiner Lakanal ersetzt worden sind, dessen erste Verfügung im Recueil des Reglemens Cah. XXI Pag. 198 wegen Eintreibung der Steuern durch Militair-Detachements jenen, die mit der französisch-republikanischen Verfassung unbekannt sind, einen Begriff davon beibringen kann, wie es die damaligen Machthaber mit dem Gruss: Salut et fraternité, meinten: seine Verordnung über die Aushebung von Geisseln (Otages) hat er zwar durch die Gesetzsammlung bekannt zu machen, wohlweislich unterlassen: es ist aber noch im frischen Andenken aller meiner Zeitgenossen, dass in Folge derselben 36 unschädliche, friedfertige Einwohner im Saardepartement verhaftet, und in die Gefängnisse nach Trier gebracht worden sind, um die Ruhe im Lande zu erhalten, welches sich über die unsanften Beweise der Bruderliebe zu murren erlaubt haben mochte.

Erst nachdem der General Bonaparte die Directorial-Republik gesprengt, und als erster Consul die Regierung an sich gerissen hatte, kam Ordnung in die Verwaltungs-Geschäfte, und da das Land ohne Widerstand die ihm auferlegten Steuern entrichtete, und die Rekruten zur Ergänzung der über ganz Europa sich hinwälzenden französischen Heere stellte; fingen die Einwohner der Rheinlande an, sich von den früheren Beschädigungen zu erholen. Die Einführung einer folgerechten aus einem Guss hervorgegangenen Gesetzgebung söhnte sie nach und nach mit dem Schicksal aus, welches sie von Deutschland losgerissen, und zu einer Gränz-Provinz des französischen Kaiserreichs gemacht hatte.

Wenn man heut zu Tage über die Nachtheile grosser stehender

Heere, und den daraus hervorgehenden Druck für die übrigen Klassen der Einwohner des Landes sprechen hört, so erkennt man ohne Mühe, dass die Interlokutoren nicht Zeugen der Vorfälle waren, welche eine Anwandlung von Widersetzlichkeit der im Jahr 1809 zur Rekruten-Aushebung einberufenen Conscribirten aus den Bezirken Prüm, Trier und Birkenfeld herbei geführt hat; der zu jener Zeit allmächtige Napoleon legte dem ganzen Lande eine Abtheilung seiner Gendarmerie d'Elite als Militair-Exekution ein, um die Widerspenstigen zu Paaren zu treiben. Einige hundert junge Leute wurden in Trier vor ein französisches Militair-Gericht gestellt, welches weder die Sprache der Beschuldigten verstand, und welchem diese ihre Vertheidigung vorzutragen unvermögend waren. Ehe noch die Sitzungen begonnen hatten, wusste man, dass der Befehl des Kriegs-Ministers dahin laute, zwölf der Beschuldigten zum Tode, zwanzig andere zur Kettenstrafe zu verurtheilen. Die Spiegelfechterei der öffentlichen Vertheidigung hatte nichts destoweniger statt, obschon man wusste, dass es sich nur davon handle, die Opfer unter den Beschuldigten auszulesen. Die zum Tode Verurtheilten wurden hier, und in den Kreisen Prüm und Birkenfeld erschossen; die übrigen nach den Galeeren zu Toulon abgeführt. Was aber noch himmelschreiender war, ist die nachstehende wahre Geschichte: zwei Brüder Büchel, der ehemalige Präsident des peinlichen Gerichtshof in Trier, und der andere ein gewesener Klostergeistlicher lebten in der grössten Zurückgezogenheit in Hillesheim, wurden aber nichts destoweniger beschuldigt, die Widersetzlichkeit der Conscribirten ihrer Umgegend durch ihre bekannte Unzufriedenheit mit der napoleonisch kaiserlichen Regierung genährt zu haben. Beide wurden von dem Militair-Gerichte freigesprochen; und nichts destoweniger als der Unzufriedenheit verdächtig, durch die Gendarmerie von Brigade zu Brigade nach Hamm abgeführt. Während des Transportes machte der gewesene Präsident Büchel einen Versuch zu entfliehen, wurde aber von den ihn verfolgenden Gendarmen eingeholt, und niedergeschossen. Die Geschichte hat uns Vorfälle dieser Art aus der glänzenden Periode des französischen Kaiserreichs nicht aufbewahrt, es mögte demnach von Nutzen sein, jenen, welche nur die schönere Seite der Medaille kennen, auch die Kehrseite derselben zu zeigen, um ihre Bewunderung der Grossthaten jener Zeit ein wenig herabzustimmen.

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, wo die vereinigten Kräfte von Europa den Sturz des Mannes herbeigeführt haben, der mit eiserner Ruthe 13 Jahre lang geherrscht, und seinen Fall durch die zu grosse

Ausdehnung herbeigeführt hat, welche er seiner Gewalt geben wollte. Bei Leipzig geschlagen, konzentrirte Napoleon die ihm noch übrigen Streitkräfte im Innern von Frankreich, und überliess die Rheindepartemente ihrem Schicksale. Was man nicht erwartet hatte, geschah; Russen und Preussen behandelten uns nicht als Feinde, sondern als wiedergewonnene Brüder. Wer bei der Besitznahme in einem Amte vorgefunden worden, wurde in demselben bestättigt. Lebhaft verwendete sich Preussen für die Anerkennung aller Forderungen der neu acquirirten Unterthanen an Frankreich, und jede gehörig nachgewiesene Forderung wurde von der dazu niedergesetzten Commission mit einer Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit berichtigt, von welcher man aus der französischen Verwaltungs-Periode kein ähnliches Beispiel anzuführen hat. Die während letzterer Zeit in Unwerth herabgesunkenen Forderungen an Gemeinden sind durch die im Rechnungswesen derselben eingeführte Ordnung bis auf unbedeutende Reste getilgt, und dadurch ist manche Familie von dem Untergange gerettet worden.

In allen Zweigen der Verwaltung herrscht strenge Rechtlichkeit: keine Bedrückung, kein Unterschleif werden geduldet, und der Weg der Beschwerde bei den höhern Staatsbehörden, ja bei den Monarchen selbst steht jedem, auch dem geringsten Unterthan offen; die Gerechtigkeitspflege wird von wissenschaftlich ausgebildeten Rechtsgelehrten unparteiisch gehandhabt; Strassen und Wege sind überall, wo es ohne zu grosse Vermehrung der öffentlichen Lasten geschehen konnte, neu angelegt, ausgebaut, und unterhalten, wie dies zu keiner Zeit im Lande der Fall war; auch blühen Handel und Gewerbe bei einer erleichterten Kommunikation zwischen allen Theilen der Rheinprovinz. Der Werth des Grund-Eigenthums ist bei der grossen Sicherheit, welche unsere Gesetzgebung dem Eigenthümer gewährt, um mehr als das Doppelte gestiegen.

Der Elementar Unterricht, jener auf Gymnasien und Universitäten wird in einer Art ertheilt, um welche uns unsere westlichen Nachbaren, wo 21,000 Gemeinen keine Schulen besitzen, und ein grosser Theil derselben auch keine haben wollen, noch lange beneiden werden.

Wenn wir der Pressfreiheit entbehren, so ist die Regierung auch nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihre Central Gefängnisse, wie in Rheinbaiern mit Volksrednern bevölkern zu müssen.

Ist endlich unser stehendes Heer und unsere Landwehr im Verhältniss mit der Bevölkerung und den Einkünften des Staates grösser als in den Nachbarstaaten, so verdanken wir die Ruhe, deren wir seit 19 Jahren geniessen, auch allein der Anstrengung der Kräfte, welche

dieses Heer geschaffen haben. Durch eine gleichmässige Heranziehung aller waffenfähigen jungen Leute ist die Last des Militairdienstes, soviel es möglich ist, erleichtert: unsere Söhne werden während des einjährigen Dienstes als Freiwillige, oder während ihrer dreijährigen Dienstzeit mit der grössten Humanität behandelt; und es ist kein Fall in einer langen Reihe von Jahren vorgekommen, wo einer gegründeten Beschwerde nicht sofort durch höhere Entscheidung wäre abgeholfen worden.

In der Lage, in welcher wir uns jetzt befinden, können wir mit grösserem Rechte, als der römische Dichter, sagen:

Deus nobis hæc Otia fecit: Ich schliesse diese Erinnerungen mit dem Wunsche, dass sie bei Erwägung der Schritte, welche wir jetzt zu machen haben, geneigte Berücksichtigung finden mögen.

J. Schmeltzer.

So verlief das Leben Schmeltzers, das in seiner ersten Hälfte abenteuerlich genug war, in den letzten 48 Jahren in den ruhigen und ebenen Bahnen eines Königlich Preussischen Regierungsrats. — Es wurde dem vielseitigen, begabten und gewandten Manne im Anfang seiner preussischen Laufbahn nicht leicht, sich in sein neues Kleid zu finden. Wenige Monate nach seiner Ernennung zum Regierungsrat beschwerte er sich in einem Berichte an das hohe Präsidium bitterlich darüber, dass ihm ein Konzept korrigiert worden sei, und bat, ihm „den Entwurf wieder auszuhändigen, um dass ich demselben das schülerhafte Ansehen eines korrigierten Pensums benehme und ihm eine Form geben kann, in welcher er, den Akten beigeheftet, dem Dezernenten keine Unehre bringe“. — Dieser Wunsch wurde ihm zwar vom Präsidio, an dessen Spitze der Regierungs-Chefpräsident Freiherr von Schmitz-Grollenberg stand, entgegenkommend erfüllt, gleichzeitig erhielt er aber unter Hinweis auf die Dienstinstruktion einen wohlwollenden Wischer wegen seiner Empfindlichkeit.

Wie er schon als Landrat 1817 bei seinen Vorgesetzten im Ansehen eines „tüchtigen und unendlich thätigen“ Beamten stand, so wurde er auch späterhin mit Auszeichnung und besonderem Wohlwollen behandelt als ein Mann, der jede Berücksichtigung wohl verdiene. Von der grossen Wertschätzung, die er genoss, legt der Verlauf der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums Zeugnis ab. In Nr. 235 vom 27. August 1840 schrieb die Trierische Zeitung folgendes:

„Trier 24. August. Gestern wurde das 50jährige Dienstjubiläum des Herrn Regierungs-Rats Schmeltzer unter allgemeiner Teilnahme

begangen. Je seltener diese Feste sind, um so erfreulicher ist es, wenn der Gefeierte bei denselben in ungeschwächter Kraft und Gesundheit erscheint, und die ihm gebrachten Glückwünsche ebenso einer glücklich durchlebten Vergangenheit als einer glücklichen Zukunft dargebracht werden können. Dieses Glücks erfreut sich in vollkommenem Mass der allgemein hochgeschätzte Jubilar. — Um demselben diese Wünsche darzubringen, begaben sich gestern um 9 Uhr der Herr Regierungspräsident v. Schaper und das k. Regierungs-Kollegium [1]) zu demselben auf seinen nahe der hiesigen Stadt gelegenen Landsitz Zurmayen. Der Herr Regierungs-Präsident v. Schaper überreichte dem Herrn Jubilar seine von des Königs Majestät Allerhöchst vollzogene Ernennung als Geh. Regierungs-Rat, sowie die Glückwünsche der Hohen Ministerien des Innern und der Finanzen, und sprach in einer gehaltvollen Rede die innigen Glückwünsche des k. Regierungskollegiums bei dieser feierlichen Gelegenheit aus. Der Herr Jubilar nahm diesen Beweis königlicher Huld mit Erkenntlichkeit und die ihm dargebrachten Glückwünsche mit Rührung an, und erwiderte solche mit Herzlichkeit. — Mittags fand zu Ehren des Herrn Jubilars ein grosses Diner im Hotel des roten Hauses statt. Der Herr Jubilar brachte zuerst die Gesundheit unseres allverehrten huldreichen Monarchen aus, welche, wie immer, mit dem grössten Enthusiasmus aufgenommen wurde. Der Herr Regierungs-Präsident v. Schaper sprach sodann nach einer einleitenden Rede, welche die amtliche Laufbahn des Gefeierten in verhängnisvollen Zeiten darstellte, einen Toast auf denselben, dem mit rauschendem Beifall innig beigestimmt wurde. Noch mehrere andere gehaltvolle Reden, welche sich teils auf die feierliche Gelegenheit bezogen, teils auf die nahe liegende Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Rheinprovinz gegen den früheren unter fremder Herrschaft bezogen, würzte dieses Festmahl, welches ebenso innig als heiter geschlossen wurde.

Die Beamten des Sekretariats und der Kanzlei der k. Regierung,

---

[1]) Das Kollegium des Regierungs-Präsidenten v. Schaper bestand 1840 aus den Oberregierungsräten Cramer und v. Westphalen (dem späteren Minister); dem Oberforstmeister Lintz; dem Jubilar; den Regierungsräten Bärsch; Dr. Tobias, Medizinalrat (dem Vater des späteren Landrats zu Trier); Linz; Schriever, evangelischer Geistlicher und Schulrat; Freiherr von Kerckerinck-Borg; Sebaldt (den späteren Regierungs-Präsidenten); Nobiling, Baurat; Scheid, katholischer Geistlicher und Schulrat; den Assessoren Höffler; Graf von Villers (dem späteren Regierungs-Präsidenten) und Schönberger. Referendare waren Linz; Graf von Dohna I, Graf von Dohna II.

denen sich der Herr Direktor der hiesigen Provinzial-Gewerbeschule angeschlossen hatte, überraschten den Herrn Jubilar mit ihrem Glückwunsch und einem Festgesang früh morgens auf seinem an der Mosel schön gelegenen Landgute Zurmayen. Der Herr Jubilar, umgeben von seiner Familie, seinem Herrn Bruder [1]) und mehren zu diesem schönen Zwecke herbeigeeilten Verwandten, empfing hier, in dem zum Garten ausgehenden Saale, dessen Umgebung die kindliche Liebe mit Blumengewinden sinnig geschmückt hatte, die Glückwünsche. Nachdem in deren Namen der Senior der Beamten in einer Rede die Gefühle der Verehrung und die Wünsche derselben für den Herrn Jubilar ausgesprochen, übergab derselbe diese in schriftlichen Zügen wiedergegebene Rede zum Andenken an diesen feierlichen Tag, welche von dem Herrn Jubilar mit der ihm eigenen Herzlichkeit und Freundlichkeit erwidert und angenommen wurde. Ein schöner freundlicher Morgen erhöhete diese seltene Feier."

Als im Jahre 1841 — Schmeltzer war über 70 Jahre alt — sein Gedächtnis etwas nachgelassen hatte und er nicht mehr imstande war, seinen Geschäftskreis in vollem Umfange zu versehen, sollte er von seinem Gehalt 400 Thaler abgeben zur Besoldung eines ausseretatsmässigen Rates. Hierauf liess er sich aber nicht ein. Er wies darauf hin, dass er eine Verminderung seines Geschäftskreises nicht erbeten und noch kurz zuvor unter Wahrnehmung seines eigenen Dezernates einen Monat lang den Oberregierungsrat vertreten habe. Statt dessen bat er mittelst eines Berichtes vom 25. März 1841 um Versetzung in den Ruhestand, „bis aber diese mir in Gnade bewilligt sein wird, bin ich so willig als bereit, alle Geschäfte im Königlichen Dienste wie früher mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu übernehmen, und würde nach der Huld und ehrenvolle Behandlung, welche mir seit 25 Jahren von unserem allergnädigsten Monarchen, den hohen Ministerien und den fünf Chefs der Königlichen Regierung zu Theil geworden ist, es mir zur Schande anrechnen, wenn ich den mir anvertrauten Posten, solange ich denselben bekleide, nur halb auszufüllen im Stande wäre."

Dem Wunsche Schmeltzers wurde Rechnung getragen, und er erhielt mittelst Kabinetsordre vom 8. September 1841 nach 51jähriger Dienstzeit in Gnaden seinen Abschied auf den 1. Oktober mit einem Ruhegehalt von 1200 Thalern. Der Regierungspräsident von Schaper

[1]) Der einzige damals noch lebende jüngste Bruder, der Hypothekenbewahrer Carl Philipp Schmeltzer, geb. am 18. September 1781 zu Blieskastell, gest. am 7. März 1853 zu Trier.

schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Es ist mir ein Bedürfniss des Herzens, Euer Hochwohlgeboren in meinem und des gesammten Kollegii Namen für die treue und unverdrossene Unterstützung, der wir uns bei unserem gemeinschaftlichen Wirken von Ihnen stets zu erfreuen hatten, meinen innigsten Dank zu sagen. Vermag ich gleich Eurer Hochwohlgeboren Wunsch, nach einer so langen, mehr als ein halbes Jahrhundert umfassenden amtlichen Thätigkeit sich Ruhe zu gönnen, nicht zu missbilligen, und hat mir in dieser Beziehung die allerhöchste Gewährung dieses Wunsches nur erfreulich sein können, so ist es mir doch auf der anderen Seite nur höchst schmerzlich, ein Mitglied aus unserem Kollegium scheiden zu sehen, das sich ebensoviel durch seine Kenntnisse und Diensterfahrung als durch seine stete Bereitwilligkeit und sein freundliches Entgegenkommen die allgemeine Achtung zu erwerben und dauernd zu erhalten wusste."

Und als ob die Arbeit, der Schmeltzer sein ganzes langes Leben gewidmet hatte, ihn auch jetzt nicht ohne Weiteres loslassen wollte: noch 5 Monate lang, bis zu dem, Ende Februar 1842 erfolgenden Eintritt seines Nachfolgers, versah der in den Ruhestand versetzte Geheime Regierungsrat Schmeltzer seine Dienstgeschäfte auf Ersuchen des Präsidenten und mit Genehmigung des Ministers weiter und nahm dann zum zweiten Male von seinem Wirkungskreise Abschied. Der Präsident widmete ihm die Worte: „Wie schmerzlich ist es mir, ein so geachtetes und geliebtes Mitglied des Kollegii aus unserer Mitte scheiden zu sehen! Ich fühle mich ganz besonders veranlasst, Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie in den letzten 5 Monaten ohne alle Verpflichtung Ihre Dienste dem Staate gewidmet und dadurch dem hiesigen Kollegio eine recht wesentliche Hülfe geleistet haben, meinen verbindlichsten Dank abzustatten." — Niemals im Laufe seines gesegneten Lebens beschränkte sich Schmeltzer auf die Thätigkeit, die ihm Pflicht und Beruf gebot. Mit einem grossen Drang zur Bethätigung seiner Kräfte, gemeinnützigem Sinn, Impulsivität, Wissbegier, technischen Neigungen und Kenntnissen begabt, stellte er sich immer und überall zur Verfügung, wo es galt irgend einer nützlich erscheinenden Neuerung zum Durchbruch zu verhelfen. So stand er 1811, als Napoleon von heute auf morgen die kontinentale Rübenzuckerfabrikation zwangsweise einführen wollte, als Vertreter der Gesellschaft für nützliche Forschungen auf der Bresche und leistete dem Präfekten durch seine Arbeiten unschätzbare Dienste.

Die Protokolle der Gesellschaft für nützliche Forschungen und

mannigfache Erörterungen in der Presse legen Zeugnis dafür ab, dass er noch in dem Lebensalter, in welchem sich Andere auf das Pflichtteil ihrer Thätigkeit zurückziehen, in reger Weise an der Lösung von Problemen des Tages mitarbeitete. Einen günstigen Boden für seine Experimente bot ihm sein Stadtgut Zurmaien [1]), das er — von Haus aus ohne Vermögen — 1805 wohl aus der Mitgift seiner Frau gekauft hatte und selbst bewirtschaftete, und dessen Besitz Veranlassung war, dass eine 1825 vom Minister ohne Vorwissen des Regierungspräsidenten Freiherrn von Schmitz-Grollenberg an den Oberpräsidenten von Ingersleben verfügte Versetzung Schmeltzers nach Coblenz sofort wieder rückgängig gemacht wurde.

Schmeltzer war 1811 Sekretär, 1832 und 1838 Vicepräsident und 1833, 1839 und 1843 Präsident der Gesellschaft für nützliche Forschungen. 1833 teilte er in einer Sitzung der Gesellschaft „ein in Frankreich erfundenes Werkzeug mit, das dazu dient, die Schwere eines, auch des grössten Ochsen, sogleich bis auf einige Lot bestimmen zu können. Der Schlachtochs wird mittelst einer künstlichen Schnur vom Kopf über den Hals, den Rücken und die Hinterfüsse bis zu den Klauen gemessen."

1834, als in Frankreich ein neu erfundener Pflug — Charrue Grangé — auftauchte, ist es Schmeltzer, der sich sofort diesen Pflug anschafft und Versuche damit anstellt. Über einen in Bollendorf erbohrten artesischen Brunnen berichtet er 1838.

Aber auch mit grösseren Dingen befasste er sich. In Kimmlingen in der Eifel betrieb er ein 400 Morgen grosses Gut und in Gemeinschaft mit einem Major von Haxthausen in Tawern eine Mühle. Über zehn Jahr lang, 1834—1844, gab er sich auf seinem Gute Zurmaien mit Seidenbau ab. 1835 verteilte er unentgeltlich an einige Gemeinden des Kreises Merzig 350 Stück Maulbeerbäume. Auch bei Aufnahme dieses Betriebs schloss sich Schmeltzer wie vor 25 Jahren als dienendes Glied an ein Ganzes, den Staat, an, der damals mit dem grössten Nachdruck den Seidenbau beförderte, da er von ihm eine Hebung des Wohlstandes vieler Existenzen erwartete.

[1]) Zurmaien war ehemals Hofhaus der Abtei St. Maximin. Erwähnt wird 973 daselbst eine Kapelle ad St. Remigium, 1805 wurden die Klostergüter veräussert. Das von Schmeltzer erworbene Gut umfasste 65 Morgen und wurde von den Erben seines Sohnes, des Landgerichtsrates Theodor Schmeltzer († 21. Mai 1895), im Jahre 1897, für 180000 Mark an die vereinigten Hospitien verkauft.

Auch hier bewies er den guten Mut, den er schon der Rübenzuckerfabrikation entgegengebracht hatte und den, wie in dem einen so in dem anderen Falle, Missgriffe und Fehlschäge nicht dauernd zu erschüttern vermochten. Auch hier hatte er keinen Erfolg. Wie die Rübenzuckerfabrikation ihrer Zeit vorausgeeilt war und überall in Deutschland und Frankreich wieder einging, um erst viele Jahre später unter neuen Voraussetzungen zu erstehen, so war auch der Seidenbau ein in unserem Klima nichtlebensfähiges Angstkind, von welchem Staat, Nationalökonomie, Landwirtschaft und Technik längst zur Tagesordnung übergegangen sind.

Die zurmaiener Seidenraupen krochen aus und verspürten Appetit, ehe die Maulbeerbäume Blätter trugen. So mussten sie mit vielen und vielen Körben anderer Blätter gefüttert werden und frassen so eifrig, dass sie ein Geräusch verursachten, als ob ein Stall voll Ochsen dinierte.

Ebensowenig Erfolg hatte Schmeltzer mit einer Herde von ihm eingeführter Merinoschafe, die ihm alle in kurzer Zeit eingingen. Aber nicht die Erfolge sind es, nach welchen dieser rüstige und rührige Mann zu bemessen ist, sondern seine Arbeitsfreude, seine Arbeitskraft und der gemeinnützige Sinn, hinter welchen oft seine eigenen Interessen zurücktreten mussten. Denn wie schon bei der Fabrikation des Rübenzuckers hat er auch bei seinen späteren Versuchen tüchtig Lehrgeld aus der eigenen Tasche bezahlen müssen, und er mag wohl bei seinen Bekannten als ein Projektenmacher gegolten haben. Wer ihn aber in der Gesamtheit seiner Persönlichkeit erfasst und sich den Charakter aus seiner Geschichte entwickelt, der kann nicht verkennen, dass der begabte Mann, der ohne Makel durch alle Anfechtungen und Wirrungen eines unruhigen Lebens gegangen und bis ins hohe Alter hinein sich der Pflicht, der Arbeit und dem Gemeinwohl gewidmet hat, ein ausgezeichneter Staatsbürger, eine Zierde des Beamtenstandes und ein vortrefflicher Mensch gewesen ist, von dessen Wesen und Wirken den Nachlebenden Kunde zu geben sich wohl der Mühe lohnt.

Nicht die Erfolge sind es, die den Mann machen, sondern seine Tüchtigkeit und seine Gesinnung, und ein tüchtiger und gesinnungsvoller Mann ist Schmeltzer gewesen, dessen Lebensbild sich aus einem bewegten Hintergrund entwickelt: aus der wild tosenden Brandung der französischen Revolution, aus der thronestürzenden Weltherrschaft des gewaltigen Gebieters Napoleon, aus der Morgendämmerung unseres Vaterlandes, der glorreichen Erhebung Preussens, und der endlich seinen Kahn festband an dem seichten Wässerlein, das wir Heutigen so gerne

die gute alte Zeit nennen. Und gewiss nicht mit Unrecht darf Schmeltzer, der sein gesegnetes Leben auf 94 Jahre gebracht hat und mit 90 Jahren sich kopfschüttelnd darüber verwunderte, dass er nun bald werde eine Brille gebrauchen müssen, der Nestor der Gesellschaft für nützliche Forschungen genannt werden, der er sechzig Jahre lang als thätiges Mitglied angehörte.

Wenn der Glorreiche — sei er ein Staatsmann, Feldherr, Gelehrter, Künstler, Dichter oder was immer — den ihm zukommenden breiten Platz in den Buchungen der Weltgeschichte hat, so mag wohl auch dem Fleissigen ein bescheidenes Blatt in der Stadtgeschichte eingeräumt sein. Leichter als die Grossen ist er uns, die wir nicht auf den Höhen atmen, sondern in den Ebenen und an deren leichten Wellungen Genügen finden müssen, erreichbar als Vorbild für das was allen ziemt: Arbeit und Pflichttreue!

Beilagen.

Vorbemerkung.

Bei der Wiedergabe der Berichte, Briefe, Verfügungen, Erlasse und sonstiger Aufzeichnungen durfte der manchmal recht individuellen Rechtschreibung, Accentsetzung und Interpunktion nicht allzu nahe getreten werden.

Nur wo offenbare Flüchtigkeitsfehler vorlagen — so schrieb z. B. Schmeltzer statt *recueillir* grundsätzlich *receuillir* —, hat eine Verbesserung stattgefunden, im übrigen blieb die Fassung der Urschriften möglichst beibehalten.

Friedrich der Grosse unterzeichnete seine französischen Briefe nicht mit *Frédéric* sondern mit *Federic*. Vgl. die von Sybel herausgegebene politische Korrespondenz des Königs (Berlin, Duncker).

Die Schlusshöflichkeiten der Schreiben sind in charakteristischen Fällen voll wiedergegeben, sonst gekürzt oder weggelassen.

I. (pag. 48.)

Frédéric le Grand à Mr F. C. Achard.

Potsdam, 30 Septembre 1775.

Le Roi est très-satisfait des efforts que le Sieur Achard continue à faire pour étendre ses connaissances et les rendre utiles à la société. C'est sous ce point de vue que Sa Majesté regarde les nouvelles productions chimiques et physiques qu'il vient de lui présenter à la suite de sa lettre d'hier: et elle sera bien aise de lui faire éprouver en son temps les effets de sa bienveillance.

Un accès de goutte à la main droite empêchant le Roi de signer la présente lettre de Cabinet, s. M. y a fait substituer en sa présence l'empreinte du sceau de ses armes royales, qu'elle a sous sa propre garde, afin de donner à connaître que son contenu est exactement conforme à sa volonté.

Potsdam 1er Octobre 1775.

II. (pag. 48.)

Du même au même.

Potsdam 30 Juin 1782.

Je suis très-satisfait du résultat de vos expériences sur les effets de l'électricité sur les facultés intellectuelles, et je vous remercie de l'avoir mis sous mes yeux à la suite de votre lettre du 28. Mais elles ne me font pas encore présumer que les commotions électriques soient capables de guérir les fous. Je veux que souvent le siège de la folie soit dans le dérangement du système nerveux, et que la force électrique puisse y rétablir l'ordre; mais reste à savoir et à constater par des expériences réitérées si ce succès est permanent, et que ces infortunés n'aient plus à craindre quelque fâcheuse récidive. C'est là le grand problème qu'il faudrait résoudre, et c'est à vous à y donner tous vos soins.

Sur ce, je prie Dieu etc.

Si vous pouvez parvenir par l'électricité à donner de l'esprit aux imbéciles, vous valez plus que votre poids d'or, car vous ne pesez pas autant que le Grand Mogol[1]).

Federic.

III. (pag. 57.)

Du même au même.

Potsdam, 29 juin 1784.

La cassation de votre mariage est une affaire de justice, et par cela même hors de ma sphère. Je n'interviens jamais dans aucun procès par des décisions immédiates, et quoique je compatisse à votre

[1]) Ce post-scriptum est de la main du Roi.

sort domestique, je ne saurais le changer par un ordre à la justice. C'est à elle seule à en décider; et il ne me reste qu'à prier Dieu etc.

Federic.

IV. (pag. 49.)

Friedrich Wilhelm III an das General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Direktorium.

Seine Königliche Majestät von Preussen etc. haben die, von dem Director Achard, durch die beykommende Vorstellung angezeigte Erfindung, der Zubereitung des Zukkers aus der Runkelrübe, mit Landesväterlicher Freude vernommen, da die nach den Anlagen der beygefügten Abhandlung, sowohl von dem Professor Claproth, als von der Berlinischen Zukkersiederey-Compagnie angestellten Versuche keinen Zweifel übrig lassen, dass im Falle der Zukkersaft der Runkelrübe, auch nicht im Grossen zu feinen Huthzukker raffinirt werden könnte, selbiger dennoch in Gestalt von Farinzukker, ja selbst nur als blosser Zukker Syrup, sehr gut angewendet werden und die Stelle des Ausländischen Farinzukkers und Syrups füglich vertreten kann. Schon dies allein giebt der Erfindung einen unschätzbaren Wert, und da auch die Hervorbringung des weissesten Candiszukkers hoffen lässt, dass man durch wiederholte Versuche dahin kommen werde, den Zukkersaft der Runkelrübe von dem schleimigen Extractiv-Stoff zu reinigen, der allein bey der Bearbeitung im Grossen, das Raffiniren desselben zu Huthzukker erschweren soll; so ist es von der höchsten Wichtigkeit, sogleich in allen Provinzen, wo Zukkersiedereyen sind, Versuche im Grossen mit dem Bau der Runkelrübe und der Bereitung des Zukkers daraus anzustellen. Hierzu soll ein jeder Provinzial Minister, auf einem Domainen Amte, das erforderliche Terrain, in einem dazu geschickten Boden, dem Etats Minister von Struensee anweisen, damit derselbe, wie Sie ihm hiermit auftragen, den Bau der Runkelrübe, nach den bis jetzt noch geheim gehaltenen Angaben des p. Achard, besorgen, und mit der Zubereitung des Zukkers aus derselben die Versuche im Grossen, in den verschiedenen Zukkersiedereyen anstellen kann. Zu dem Ende ist hiervon auch dem Etats Minister Grafen von Hoym Nachricht zu geben, damit das Experiment auch in Schlesien gemacht werden könne. Die grosse Gemeinnützlichkeit der Sache, und der Sr. Maj. bekannte Eifer aller Ihrer Minister für alles was dem Staate wesentlichen Nutzen bringen kann, überheben Sie der Nothwendigkeit, Sie besonders aufzufordern, alles was in ihren Kräften steht dazu beyzutragen diese Versuche zu erleichtern und zu befördern. Sie setzen daher nur noch fest, dass nach beendigten Versuchen, der Etats Minister von Struensee die Resultate dem General-Directorio vorlegen und dieses sodann gemeinschaftlich die Sache in Erwägung ziehen, Sr. Majestät aber, welche zwar den Achard für diese wichtige Erfindung königlich zu belohnen sich vorbehalten, das erbetene Privilegium exclusivum auf 10 Jahre

indessen, wegen des Untergangs der schon bestehenden Zukkersiedereyen, der damit unzertrennlich verknüpft sein würde, nicht für zweckmässig achten, über die Art und Weise, wie der Anbau der Runkel-Rübe und die Bereitung des Zukkers aus derselben im Grossen zu betreiben, gutachtliche Vorschläge thun soll. In Gemässheit dessen haben Allerhöchst dieselben auch dato den p. Achard beschieden und ihn angewiesen, dem Etats Minister von Struensee sowohl seine Methode die Runkelrübe zu ziehen als alles sonst noch nöthige zu eröffnen. Uebrigens sollen auch die von dem Maschinisten Fritze erfundenen Modelle zu den Maschinen an vorbenannten Etats Minister abgeliefert werden.

Berlin den 15. Januar 1799.

Friedrich Wilhelm.

V. (pag. 4.)

Le ministre de l'Intérieur au Préfet.

Paris le 17 November 1810.

J'ai désiré, Monsieur le Préfet, connaitre avec précision le produit en sirop et sucre de raisin obtenu dans chacun des départements où l'on s'est occupé de cette fabrication. La correspondance m'a appris, et j'ai vu avec plaisir que laplupart de MM[rs] Les Préfets avaient donné une attention particulière à l'objet sur lequel j'avais éveillé leur sollicitude. Quelquesuns d'entr'eux se sont attachés avec empressement à faire prospérer une nouvelle branche d'industrie dont le gouvernement avait senti l'importance dans l'intérêt public comme dans celui des particuliers. D'autres se sont bornés à répandre les instructions qui leur avaient été adressées; et leur silence ultérieur m'a laissé dans l'incertitude sur le succès des mesures que j'avais cru devoir adopter.

Je demande donc aujourd'hui à savoir tres positivement la quantité de sirop et de sucre qui a été extraite, cette année, du raisin ou d'autres productions indigènes, dans les divers départements de l'Empire. Vous voudrez bien, Monsieur le Préfet, recueillir tous les renseignements propres à satisfaire ma demande et, en particulier, me faire connaitre, avec le plus de précision possible, la qualité des produits consacrés aux besoins de chaque famille et celle de sirop et sucre, destinée à être mise en circulation dans le commerce.

Les qualités de sirop sont aujourd'hui connues et je vous demande les détails aussitôt ma lettre reçue.

Les quantités de sucre ne seront connues que dans quelque tems, et, ce ne sera qu'alors que vous m'en adresserez les tableaux.

Je vous avais recommandé de veiller à ce que l'approvisionnement des hospices et des établissemens publics fut fait en sirop de raisin. Vous m'adresserez un état nominatif de ces établissemens avec l'indication de leurs anciens besoins en sucre de canne et celle des quantités de sirop et sucre de raisin par lesquelles ils se sont soumis à remplacer cette denrée coloniale.

Recevez etc. Montalivet.

VI. (pag. 4.)

Le Préfet au Ministre de l'Intérieur.

Trèves le 30 November 1810.

Monseigneur,

je m'empresse d'avoir l'honneur de vous transmettre les divers renseignements demandés par la lettre de V. E. du 17 de ce mois concernant la fabrication de sirop et de sucre indigènes.

les expériences qui ont été faites. dans ce dép^{mt} ont démontré que la nature du sol et l'espèce de raisin qu'il produit, lequel parvient rarement à une parfaite maturité, ne permettent pas d'y fabriquer avec avantage du sirop de raisin. ce sirop seroit très cher et d'une qualité si médiocre qu'on en auroit difficilement le débit.

mais d'autres essais ont été plus heureux et l'on a obtenu une espèce de sirop de poires dont j'ai l'honneur de Vous adresser plusieurs échantillons avec les procès verbaux des procédés et des résultats de cette fabrication.

il paroit vraisemblable que l'année prochaine laplûpart des propriétaires s'occuperont avec succès de cette nouvelle branche d'industrie. j'aurai soin de seconder leurs efforts en prescrivant aux hospices et autres établissements publics de s'approvisionner de ce sirop, et je rassemblerai les données necessaires pour former et vous transmettre, ainsique V. E. le désire, l'état comparatif des anciens besoins en sucre de canne, et de la quantité de sirop qui pourra suffire à remplacer cette denrée coloniale

je suis etc. Bruneteau de Ste Susanne.

VII. (pag. 5.)

Le Ministre de l'Intérieur au Préfet.

Paris le 24 décembre 1810.

Monsieur le Baron, j'ai reçu les détails que vous m'avez transmis sur la fabrication du sirop de raisin, qui a été tentée dans votre département. J'applaudis aux soins que *la commission des recherches utiles* s'est donnée à cet égard; mais je vois avec degret que jusqu'à présent, elle ne soit pas encore parvenue à obtenir un produit d'une très bonne qualité et que le prix de son sirop soit beaucoup trop élevé. Celui de pommes qu'on commence à fabriquer dans l'ouest de l'Empire, parait très bon et revient à un prix inférieur. Peut-être de nouveaux essais vous procureront-ils de nouveaux perfectionnemens.

Mais il est un genre de recherches, qui semble appartenir plus particulièrement aux départemens du nord, et sur lequel j'arrète votre attention. c'est la fabrication du sucre de beterave. Ce travail a déja obtenu des succès notables dans le département du Mont-Tonnere et dans celui de Rhin et Moselle. Des essais récemment répétés et variés confirment les avantages qu'on peut se promettre de l'extraction du

sucre de Betterave, sous le rapport de l'économie et sous celui de la bonté des Produits.

Il serait intéressant que vous engageassiez plusieurs de vos administrés à se préparer pour la culture de cette plante en grand, aux essais qu'ils pourront être à même de tenter l'année prochaine.

Recevez etc. Montalivet.

VIII. (pag. 7.)

Le Préfet au Vice-Président de la société des recherches utiles.

Trèves le 7 janvier 1811.

S. E. Le ministre de l'intérieur, Monsieur, en applaudissant aux soins de *la société des recherches utiles* pour la fabrication du sirop de raisin et pour les autres essais de ce genre, regrette que l'on n'ait pas encore obtenu dans ce Dép^{mt} un produit d'une très bonne qualité et que le prix du sirop qu'on y a fabriqué soit beaucoup trop élevé.

S. E. observe que le sirop de pommes, que l'on commence à fabriquer dans l'ouest de l'Empire, est très bon et revient à un prix inférieur, que d'ailleurs il est un genre de recherches qui a déjà obtenu des succès notables dans les dép^{mts} du Nord, particulièrement dans ceux du Mont-tonnere et de Rhin et Moselle. il consiste dans la fabrication du sucre de betteraves. des essais éffectués récemment à Paris confirment les avantages qu'on peut se promettre de l'extraction de cette espèce de sucre, sous le double rapport de l'économie et de la bonté des produits.

j'invite en conséquence *la société des recherches utiles* et M^{rs} les Sous-Préfets à engager plusieurs propriétaires à se préparer pour la culture de cette plante en grand, aux essais qu'ils pourront tenter pour seconder à cet égard les vues du gouvernement.

Bruneteau de Ste. S.

IX. (pag. 8.)

Le Sous-Préfet de l'Arrondissement de Sarrebruck au Préfet.

Sarrebruck le 12 janvier 1811.

Monsieur le Préfet,

En réponse à la lettre dont vous m'honorez en date du 7 de ce mois j'inviterai les propriétaires à cultiver en grand la betterave dont il est reconnue que l'on en peut extraire des sucres avec profit. Nous devons renoncer dans l'arrondissement de Sarrebruck à l'espoir de fabriquer du sucre de raisin. La seule commune de *Kleinblittersdorf* possède des vignes. Les pommiers sont ici assez rares et d'un fruit peu sucré. Ce fruit ne promet donc pas plus que la vigne, du moins quant à présent. Mais je crois devoir recommander la culture du prunier dit *Quetsch* qui reussit parfaitement dans ce canton, dont

le fruit toujours abondant donne un sirop cristalisable et une excellente eau de vie. Il faudrait je crois rendre publique les derniers resultats étonnants obtenus en Westphalie par un pharmacien généreusement recompensé des souverains ou plutôt faire fabriquer des sucres et sirops en petit quantité et par ce moyen éveiller l'interêt le plus puissant mobile des actions de nos campagnards.

Agréez etc. Gomicourt.

X. (pag. 8.)

Le Maire de Blanckenheim au Sous-Préfet à Prüm.

Blankenheim le 3 février 1811.

Monsieur;

Je m'empresse en réponse à votre lettre du 20. Janvier 1811. de vous annoncer qu'il résulte des démarches que j'ai faites, que le Sieur Guillaume Hahn, distillateur et Propriétaire de cette commune, *animé du désir de faire quelque chose qui puisse être agreable à Monsieur le Préfet et à vous,* veut entreprendre dès cette année, la fabrication du sucre de betteraves, et qu'il desirerait, afin de pouvoir prendre ses mesures, de recevoir au plutôt les instructions, dont votre susdite lettre fait mention. Je vous serai très obligé de vouloir les lui procurer.

J'ai L'Honneur etc. V. Schnitzler.

XI. (pag. 8.)

Le Sous-Préfet de l'Arrondissement de Prum au Préfet.

Prum, le 9. Février 1811.

Monsieur le Préfet,

Dès la reception de Votre lettre du 7. Janvier de cet an, 1er bureau No. 40, j'ai convoqué la commission de commerce et d'agriculture le mon arrondissement, et lui ai parlé avec chaleur du désir qu'a le gouvernement de voir cultiver en grand les betteraves pour en tirer du sucre. Mes représentations n'ont pas eu le succès que j'en avais désiré; l'insouciance et l'égoïsme, d'accord avec l'ignorance, sont presque toujours en opposition avec la propagation des découvertes utiles. Je dois même ne pas Vous laisser ignorer, que Mr Bender, l'un des membres de cette commission, quoique convenablement invité, ne se rend plus à aucune réunion du comité, et que Mr Schmitz montre depuis quelque tems la même tiédeur et la même insouciance. Je Vous prie donc de vouloir bien me mander si je peux les remplacer par d'autres qui soïent plus zélés pour la chose publique.

Voïant qu'il n'y avait pas grand' chose à espérer de ma commission de l'agriculture et du commerce, je me suis adressé aux maires par ma feuïlle de correspondance officielle, et leur ai développé tous les

avantages qui résulteraient de la plantation des betteraves en grand ainsi de l'essai de tirer du sucre de cette plante.

Mes soins ont produit quelque effet dans la mairie de Blanckenheim. Vous verrez, Monsieur le Préfet, par la lettre ci jointe du Maire, que M[r] Guillaume Hahn propriétaire aisé et distillateur en la dite Commune, est résolu à entreprendre, dès cette année, la fabrication de sucre de betteraves, mais que pour pouvoir prendre ses mesures, il désire, qu'on lui fasse d'abord connaître les procédés de cette fabrication. Vous avez peut-être reçu à ce sujet des instructions de S. E. le Ministre de l'Intérieur; Dans ce cas je Vous priérai de vouloir bien me les communiquer, et dans le cas contraire, d'en demander au Gouvernement, ou à qui Vous le jugerez à propos, pour me mettre à même de répondre aux désirs du S[r] Hahn de Blankenheim, et de maintenir ce brave homme dans ces bonnes intentions.

J'ai l'honneur etc. Prudhomme

XII. (pag. 8.)

Le Préfet au Ministre de l'Intérieur.

Trèves, le 28. février 1811.

Monseigneur,

Je me suis empressé de fixer l'attention de mes administrés sur les observations que V. E. m'a fait l'honneur de m'adresser le 24. Décembre dernier concernant la fabrication du sucre de Betteraves, et déjà plusieurs propriétaires ont manifesté l'intention de s'en occuper. Mais ils demandent des instructions sur les procédés à suivre pour parvenir à des résultats avantageux et atteindre le but qu'on se propose.

Comme il est probable qu'il existe déja une instruction publiée à ce sujet par les Ordres de V. E. ou de son aveu, je la supplie de vouloir bien m'en procurer quelques exemplaires afin de seconder à cet égard la bonne volonté de mes administrés.

Je suis etc. Bruneteau de St[e] Susanne.

XIII. (pag. 8.)

Le Préfet au Vice-Président de la société des recherches utiles.

Trèves, 28. février 1811.

Je vous prie, Monsieur, de me communiquer les instructions dont vous m'avez fait l'honneur de me parler concernant la fabrication du sucre de betteraves.

Quelques propriétaires ayant déjà manifesté l'intention de se livrer à cette fabrication, je desirois pouvoir encourager leur bonne volonté, en leur procurant les renseignements nécessaires pour obtenir dans ce genre d'industrie des résultats avantageux.

Bruneteau de Ste Susanne.

XIV. (pag. 8.)

Le Vice-Président de la société des recherches utiles au Préfet.

Trêves le trois Mars 1811.

Monsieur le Préfet!

J'ai l'honneur des vous envoyer l'instruction concernant la fabrication du sucre de beteraves, qui ce trouve dans le livre cy jointe intitulé bulletin des decouvertes et notices interessantes des sciences physiques de Mr Hermbstadt 4me volume page 334—344 en idiome allemand. L'auteur y explique d'une manière très claire depuis la page 336 jusqu'à la 342me le procedé tant en petit, qu'en gros, moiennant lequel on peut convertir les beteraves dans un espace de 8 à 12 jours en sucre raffiné tout à fait semblable à celui des colonies; il y ajoute le prix approximatif de ce sucre, qui est très modique, page 342—343. Il fait en outre des observations agronomes de la plus grande importance sur l'engrais, que l'on doit employer pour la culture des beteraves, suivant lequel les beteraves donnent du nitre au lieu du sucre, ou de ce dernier en plus grand ou moindre quantité — page 336—337; il s'étend aussi sur la meilleure espece de beteraves p. 336. No. 5. de sorte que cette instruction me parait être la meilleure et la plus complette qui ait paru devant mes yeux et mériterait d'être publiée pour favoriser cette branche de culture et d'industrie. J'avais l'intention d'en faire la traduction en français et de vous la transmettre dans les deux langues, mais voyant que mes occupations à la cour ne me laissaient pas assez de tems pour faire ce travail dans peu de tems, j'ai preferé de vous envoyer le bulletin même, en vous priant de me le faire repasser lorsque vous en aurez fait l'usage qu'il vous plaira d'en faire.

Je suis en même tems enchanté d'avoir l'honneur de vous réiterer les assurances du profond respect et devouement avec lequel j'ai l'honneur d'être Monsieur lé Préfet

votre très humble et très obéissant serviteur

Seyppel

XV. (pag. 9.)

Au Palais des Tuileries, le 25 mars 1811.

NAPOLEON, Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, Médiateur de la Confédération Suisse etc. etc. etc.

Sur le rapport de la commission nommée à l'effet d'examiner les moyens proposés pour naturaliser sur le continent de notre empire, le sucre, l'indigo, les cotons, et diverses autres productions des deux Indes;

Sur la présentation qui nous a été faite d'une quantité considérable

de sucre de betterave raffiné, cristallisé, et ayant toutes les qualités et propriétés du sucre de canne;

Sur la présentation qui nous a été également faite au conseil de commerce, d'une grande quantité d'indigo extrait de la plante de pastel, que produisent en abondance les départemens du midi de notre empire, lequel indigo a toutes les propriétés de l'indigo des deux Indes;

Ayant droit de compter qu'au moyen de ces deux précieuses découvertes, notre Empire ne tardera point à être affranchi d'une exportation de cent millions, nécessaire jusqu'a ce jour, pour fournir à sa consommation en sucre et en indigo:

Nous avons décrété et décretons ce qui suit;

Art. 1er Il sera mis dans notre Empire jusqu'a la concurrence de 32 000 hectares en culture de betteraves, propres à la fabrication du sucre,

2. Notre ministre de l'intérieur fera distribution de ces 32 000 hectares entre les départemens de notre Empire, en prenant en considération les departemens où la culture du tabac était établie, et dont les terres sont, par leur nature, plus favorables à la culture de la betterave.

3. Nos préfets prendront des mesures pour que les quantités d'hectares affectés à leurs départemens se trouvent en plein culture cette année, et, au plus tard, l'année prochaine.

4. Il sera mis dans Notre Empire, jusqu'à concurrence d'un nombre d'hectares déterminé, en culture de pastel propre à la fabrication de l'indigo, et dans la proportion de la quantité nécessaire à nos manufactures.

5. Notre ministre de l'intérieur en fera la distribution entre les départemens de notre Empire, en prenant particulièrement en considération les départemens au delà des Alpes et ceux du midi, où cette culture a fait autrefois de grands progrès.

6. Nos préfets prendront des mesures pour que les quantités d'hectares affectés à leurs départemens se trouvent en pleine culture au plus tard l'année prochaine.

7. La commission désignera, avant le 4 mai, les lieux les plus convenables pour l'établissement de six écoles expérimentales, ou l'on enseignera la fabrication du sucre de betteraves, conformément aux procédés de chimistes.

8. La commission désignera également, et a la même époque, les lieux les plus convenables pour l'établissement de 4 écoles expérimentales, où l'on enseignera l'extraction de la fécule du pastel et la fabrication de l'indigo, suivant les procédés approuvés par elle.

9. Notre ministre de l'intérieur fera connaitre aux préfets les lieux, où seront placées ces écoles et où devront être envoyés les élèves destinés à cette fabrication.

Les propriétaires et cultivateurs qui voudront assister aux cours des dites écoles experimentales, y seront admis.

10. Les sieurs *Barruel* et *Isnard*, qui ont perfectionné les procédés de l'extraction du sucre de la betterave, seront spécialement chargés de la direction de deux des six écoles experimentales.

11. Notre ministre de l'intérieur leur fera donner, en consequence, en gratification. la somme nécessaire pour la formation desdits établisemens. laquelle somme sera prise sur le fonds d'un million que nous mettons à la disposition dudit ministre, au budget de la présente année 1811. pour l'encouragement de la fabrication du sucre de betterave et de l'indigo de pastel.

12. A compter du 1er janvier 1813, et sur le rapport que nous en fera notre ministre de l'intérieur, le sucre et l'indigo des deux Indes seront prohibés et considérés comme marchandises de fabrique anglaise, ou provenant du commerce de Angleterre.

13. Notre ministre de l'intérieur est chargé de l'exécution du présent décret.

NAPOLEON

Par l'EMPEREUR:

Le Ministre Secrétaire d'Etat H. B. Duc de Bassano.

XVI. (pag. 12.)

Le Préfet au Vice-Président de la société des recherches utiles.

Trèves, le 3 avril 1811.

J'ai l'honneur des vous communiquer ci-joint, Monsieur, l'instruction que vient de m'adresser Son Excellence le ministre de l'interieur, sur la culture de la betterave et l'extraction du sucre de cette plante. Je vous transmets également un extrait de la circulaire de Son Excellence et je vous prie de mettre le tout sous les yeux de *la société des recherches utiles*.

Je désire que cette société se réunisse dans le moindre délai possible afin d'aviser de concert avec ses associés correspondants dans ce département, aux moyens d'y cultiver 400 hectares en betteraves et d'y établir deux ou trois manufactures de sucre pour en exploiter la récolte.

Je ne doute pas, Monsieur, de l'empressement de la société à me propòser ses vues pour faciliter par toutes les dispositions qui seront en notre pouvoir, l'éxécution d'une mesure que commandent à la fois, les instructions formelles de Sa Majesté, et l'interét de l'universalité des habitants de l'Empire.

J'ai l'honneur etc. Bruneteau de Ste Susanne.

XVII. (pag. 12.)

Le Vice-Président de la société des recherches utiles au Préfet.

Trèves, le 6 avril 1811.

Monsieur le Préfet et President!

J'ai l'honneur de vous remercier de la part de *la société des recherches utiles* de l'envoi d'un echantillon de sucre de betteraves de la plus grande beauté, que je soumettrai incessamment sous les yeux de la société et du public en le deposant dans la collection des objets, industriels du musée. Il mérite d'être vû de tout le monde qui s'interesse aux progrès de l'industrie française qui se pose par cette fabrication un monument eternel de gloire, et prepare l'arme la plus terrible contre les ennemis du Continent.

Je m'empresse en même tems de vous rendre compte des operations de la société relativement à la culture des betteraves et à la fabrication du sucre qui s'occupe depuis 15 jours serieusement, pour seconder autant qu'il est en son pouvoir les vues bienfesantes du gouvernement, et le voeu de tous les bons Français.

Dans notre seance du 21 Mars dernier nous avons fixé le prix d'une medaille d'or au cultivateur qui nous assurerait avant le 1 septembre prochain avoir ensemencé la plus grande quantité de betteraves, ce prix sera decerné en la seance publique. Nous assurons en même tems la vente des betteraves à un prix marchand aux cultivateurs. Le tout doit être inseré dans la feuille officielle du 5 avril.

Mr Wyllwersch fut nommé commissaire pour projetter un plan d'association pour la fabrication de ce sucre.

Mr Goerlinger a presenté de sa fabrication du sirop d'un bon goût fait de betteraves.

Seance du 4 du courant.

1. J'ai communiqué à la société votre lettre, celle de son Excellence Ministre de l'interieur et l'instruction de Mr Tessier. Il a été resolu d'engager tous les correspondans par une circulaire, de seconder de tout leur pouvoir la culture des betteraves et de persuader les grands proprietaires d'en planter autant que possible.

J'observe cependant que les correspondans quelques uns excepté, n'ont pas encore beaucoup contribué a faire prosperer les projets de la société, et je prevois qu'au lieu de la persuasion le moien le plus propre d'atteindre le but desiré serait de repartir administrativement les 400 arpents par mairies des communes qui longent les rivières de la Moselle et de la Sarre, ce qui faciliterait le transport d'ailleurs assez difficile dans les fabriques.

2. Comme dans la seance du 21 il y avait deux differens projets. Nous avons nommé Mr Schmelzer et Wyllwersch pour presenter conjointement un projet d'association pour la fabrication du sucre dans la seance du 11 de ce mois au quel jour nous nous sommes ajourné.

3. Nous avons pensé que la situation de notre departement exigeait

deux fabriques situées près les rivières navigables, dont l'une s'établirait à Trèves, que la société se propose d'organiser, et l'autre à Sarrebruck. Vous trouverez dans l'industrie des gros negocians de cette ville des ressources aboudantes pour cet etablissement.

4. La société vous expose par une lettre son desir de voir établi une des écoles pour la fabrication des betteraves dans la ville de Trèves.

5. Mr Goerlinger a présenté à la société de la moscouade de betteraves bien doux et d'un bon gout.

Il se propose de proceder à la cristallisation définitive, à laquelle nous l'avons engagé

Telles sont les demarches que nous avons fait jusqu'à present; si vous croiez que nous puissions encore seconder d'une autre manière cette culture et fabrication veuillez bien nous l'indiquer, vous trouverez toujours en nous au moins de la bonne volonté.

Veuillez etc. Seyppel.

XVIII. (pag. 13.)

Arrêté du Préfet.

Trèves, le 6 avril 1811.

Le Préfet du Département de la Sarre, Vu le décret impérial du 25 mars dernier, ensemble les instructions de S. Ex. le Ministre de l'intérieur du 28 même mois, concernant la culture de betteraves propres à la fabrication du sucre et prescrivant que le département de la Sarre devra consacrer 400 hectares à ce genre de culture;

Le Préfet de ce département, persuadé que ses administrés s'empresseront de se conformer aux intentions de S. M. l'Empereur et Roi, dès qu'elles leur seront connues, et qu'il suffit de les notifier aux propriétaires en les éclairant sur leurs véritables interèts:

Arrète:

1. Au reçu du présent arrèté, tous les maires du département de la Sarre désigneront, chacun dans les terres communales de leur ressort, au moins un hectare de terrain lequel devra ètre exclusivement et dès le mois prochain, cultivé en betteraves: à défaut de terrain disponible, ils en loueront au nom et aux frais de leurs communes; ils inviteront en outre les plus riches propriétaires fonciers, à déclarer combien d'hectares ils entendent cultiver en betteraves cette année et l'année prochaine.

2. Il sera dressé par les maires procès-verbal de ces déclarations, dont ils rendront compte avant le premier mai prochain, au Sous-Préfet de leur arrondissement, qui de suite nous en transmettra le résultat, en un tableau présentant les noms et domiciles des propriétaires, ainsi que le nombre d'hectares, que chacun se propose de destiner ou qu'il a dans ce moment employé à ce genre de culture.

3. Des mesures seront prises pour établir, avant le premier septembre, deux manufactures, l'une à Trèves et l'autre à Sarrebruck, pour exploiter la récolte que ces propriétaires y feront conduire pour ètre convertie en sucre aux conditions qu'ils auront eux-mêmes réglées de concert avec les fabricants.

4. Des primes d'encouragement seront accordées aux six cultivateurs qui, pour le premier novembre 1811, auront livré à l'une des manufactures établies la plus grande quantité de betteraves blanches. Chacune de ses primes sera de 500 francs. Il en sera décerné une de 2000 francs à l'habitant du département de la Sarre qui aura, dans le courant de cette année, fabriqué le plus de sucre brut de cette racine.

5. Messieurs les Sous-Préfets nous indiqueront et nous signalerons au Gouvernement, tous ceux des nos administrés qui dans cette circonstance, auront manifesté le plus de zèle et d'empressement pour atteindre le but de ces utiles et importantes dispositions.

6. Le présent arrêté sera imprimé dans les deux langues et publié à la diligence des maires dans toutes les communes du département.

Messieurs les Sous-Préfets sont specialement chargés d'en assurer l'exécution: ils nous rendront compte successivement et sans délai des resultats qu'ils auront obtenus dans leurs ressorts respectifs.

Bruneteau de Ste.-Suzanne.

XIX. (pag. 12.)

Le Préfet au Ministre de l'Intérieur.

Trèves, le 11 avril 1811.

Monseigneur,

j'avois prévenu Vos intentions relativement à la fabrication du sucre de betteraves, en adressant à mes administrés dès le mois de janvier une circulaire tendant au même but que celle de Votre Excellence du 28 mars suivant. J'avois aussi publié une instruction rédigée d'après celles des chimistes de Berlin, et en dernier lieu la notice inserée au moniteur sur le même sujet. Enfin pour seconder ces moyens de persuasion j'ai fait faire par un chimiste de Trèves un essai sur un quintal (50 Kilog.) de betteraves blanches et quoique la saison fut déjà trop avancée, cet essai effectué sans le secours de laplûpart des instruments nécessaires, a cependant produit des resultats très satisfaisants. En effet on a obtenu 4 Kilog. 1 hect. d'un bon sirop qui a été reconnu susceptible d'édulcorer les mets et les préparations pharmaceutiques.

Ce sirop soumis à l'evaporation a donné 13 hect. de cassonade dont la qualité se rapproche infiniment de celle d'amérique. Les frais n'ont pas été au dessus de 5 frcs.

Je ne doute pas que cette experience n'encourage les cultivateurs dans ce departement et j'ai lieu de croire que les primes qu'il m'a paru nécessaire de promettre pour exciter l'émulation ne contribuent à diriger leurs efforts vers le but que se propôse le gouvernement.

Si Votre Excellence daigne parcourir les divers imprimés que j'ai l'honneur de lui transmettre, Elle se convaincra que je ne néglige aucun des moyens qui sont en mon pouvoir, pour coopérer à l'accomplissement des intentions de Sa Majesté. Je ne manquerai pas non plus de vous rendre compte des resultats qu'obtiendront dans l'étendue de mon ressort la culture et la fabrication dont il s'agit. Daignez etc.

Bruneteau de Ste Susanne.

XX. (pag. 13.)

Le Préfet du Département du Mont-Tonnere au Préfet.

Mayence, le 12 avril 1811.

Monsieur et cher Collègue,

Je reponds à la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 6 de ce mois, non en Vous envoiant de la semence de betteraves, mais en Vous fesant observer que cette plante est très probablement cultivée dans votre département, comme elle l'est dans le mien. La beterave dont il s'agit est connue sous le nom de racine de disette, et sert partout, dans nos contrées, à la nourriture des vaches. Sa peau est rouge, la chair est blanche, et en la coupant transversalement on y remarque des cercles concentriques assez ordinairement rouges. Je serais fort étonné que vous n'en eussiez pas chez vous, car on en trouve partout. Dans ce moment, elle doit même être semée, et la saison approche où l'on va la transplanter. Il serait donc déjà trop tard pour vous en envoier de la semence.

Il est une autre béterave, plus petite que la précédente, dont la peau est également rouge, toute blanche en dedans, avec des cercles concentriques qui ne sont jamais rouges. Elle est connue des botanistes sous le nom de *Beta cicla,* et parait, sinon originaire du portugal sur les bords du tage [1]) du moins plus commune dans ce pais-là que dans tout autre.

Cette espèce, ou peut-être cette variété, est beaucoup plus douce encore que l'autre, et rend une plus grande quantité de sucre. Mais le chimiste qui s'occupe, dans ce département, avec un succès très remarquable de l'extraction du sucre n'a pas pu parvenir à engager nos païsans à la cultiver. Comme elle est petite, elle ne leur a pas presenté assez de ressource pour leurs bestiaux, et ils l'ont négligée au point qu'ils ont laissé gâter la semence que M. Mohr leur avait donnée, plutôt que de la jetter en terre. Il a donc fallu que cet homme estimable se bornat à travailler la beterave commune, et pourtant il en a extrait jusqu'à ce moment des quantités très considérables de syrop, qui sont entrées dans le commerce, et qui s'exportent journellement pour l'Allemagne. Le relevé que j'ai fait faire par la douane de ces quantités les porte, depuis le mois d'octobre 1810 jusqu'à la fin de mars 1811, c'est à dire dans une espace de dix mois à 36,782 kilogrammes. Tout cela aurait pu être converti en sucre, si M. Mohr avait eu les moiens de monter une rafinerie. Le sucre de première crystallisation, ou comme on l'appele dans le commerce, le sucre *brut* qu'il a obtenu est aussi bon, aussi parfait que le plus beau sucre brut de Saint-Domingue.

Je dois vous prévenir, Monsieur et cher Collègue, que pour obtenir de la béterave du syrop crystallisable, il est des précautions à prendre, et que sur ce point l'instruction rédigée par M. Deyeux, et qui nous a été envoiée par le Ministre de l'intérieur, parait contenir plus d'une

[1]) Tajo.

erreur. C'est au moins l'opinion de M. Mohr, qu'en suivant la méthode qui y est tracée, on obtiendrait difficilement de bons résultats, or M. Mohr est une autorité grave en cette matière. Depuis quinze ans il travaille sans relâche à perfectionner sa découverte, et ses premiers essais ont été faits à Dresde où il étudiait la chimie, avant qu'Achard fut parler de lui à Berlin. Mais c'est un homme simple, modeste, peu fortuné; il n'a point eu de prôneurs, et moi même je ne l'ai apperçu que dans ces derniers temps.

J'ignore si M. Mohr consentirait à prendre des élèves — j'en doute, mais je sais que l'intérêt de ces département exigerait qu'on lui confiat une des écoles décrétées par S. M. Ce serait ici le cas, plus que jamais, de faire taire tout amour propre de localité, et de préférer ce qui est bon à ce qui flate ou en d'autres termes, la réalité à l'apparence.

Au reste, j'ai engagé M. Mohr à se procurer encore une fois de la semence de la *beta-cicla*. Il y est porté d'inclination, il m'a promis, et lorsqu'il m'en enverra, je me ferai un vrai plaisir de partager avec vous la portion qu'il m'aura destinée.

J'ai voulu, Monsieur et cher Collègue, vous donner moi-même ces renseignemens pour vous prouver combien je serais flaté de coopérer aux vues d'amélioration que vous avez pour votre département. Je serai toujours heureux quand vous me ferez la grace de vous adresser à moi dans cet objet, et je m'efforcerai d'y répondre de mon mieux.

Recevez, Monsieur et cher Collègue, l'assurance de ma sincère et parfaite considération B. de St. André.

XXI. (pag. 22.)

Le Maire de Meisenheim au Sous-Préfet de l'Arrondissment de Birkenfeld.

Meisenheim le 17. avril 1811.

Monsieur le Sous-Préfet.

Je m'empresse pour ne pas perdre un moment de vous faire connaitre le résultat des démarches que j'ai faites en exécution de l'Arrêté de M^r le Préfet, relatif à la Plantation des Betteraves, pour parvenir à remplir à ce sujet le désir de Sa Majesté l'Empereur, à cet effet j'ai convoqué le plus riches propriétaires et leur ai fait connaitre la volonté du Gouvernement à l'égard de cette Plantation. Ils m'ont unanimement répondu que les Betteraves qu'ils plantaient annuellement en grande quantité étoient nécessaire à la Nourriture de leurs Bestiaux; que cependant ils étaient disposés à augmenter du double cette Plantation, si l'on établissoit ici une fabrique de Sucre; mais que dans le cas contraire ils préféreroient de cultiver d'autres Plantes pour la Nourriture de Bestiaux, plutôt que de se voir dans le cas de transporter au loin les Betteraves qu'ils auroient récoltées.

De mon côté, j'ai l'honneur d'observer, qu'il y a peu de pays où la Culture de la Betterave est d'un usage aussi ancien et aussi général

que chez nous; on peut compter que les habitans de Meisenheim seulement cultivent annuellement plus de vingt mille quintaux pour la consommation du Bétail, il n'y a pas de doute que l'Etablissement d'une Fabrique promettrait ici le meilleur succès, ayant de plus la grande proximité des houllières qui nous offre une facilité bien avantageuse pour la fourniture du combustible nécessaire à la fabrication: tandis qu'il nous seroit impossible d'envoyer nos betteraves à Sarrbrück ou à Trêves, vu que la première de ces villes est à une distance de 20 lieues et la seconde de 22 lieues.

Nous possédons en oûtre ici des gens qui moyennant quelques secours et instructions seraient très capables de conduire une pareille entreprise, mon Prédécesseur, Mr l'Adjoint Kempff, a déjà extrait il y a quinze ans un bon sirop de Betteraves, ce fait vous est sans doute connu; il est d'ailleurs Propriétaire d'une oeconomie fort considérable, et il s'est offert à cultiver encore cette année plus de dix arpens de Betteraves.

Cependant l'on ne peut prétendre que Mr Kempff pourvoye de ses seuls moyens aux frais couteux d'un établissement de cette conséquence; surtout après le dommage irréparable qu'il a souffert durant la guerre, par différens malheurs, et notamment par la dévastation et l'entière destruction de sa fabrique de soieries.

J'espère que vous aurez la bonté, Monsieur le S. Préfet, de faire toutes ces réprésentations à Monsieur le Préfet afin de le déterminer à autoriser et soutenir chez nous un Etablissement pareil aux fabriques de Sarrbrück et Trêves; les Betteraves que l'on cultive ici sont ceux à rayes rouges; c'est pourquoi j'envoye le présent exprès à Trêves pour y chercher 10 litres de semences de Betteraves blanches.

J'ai aussi pris toutes les mesures nécessaires pour assurer la Plantation de dix arpens de Betteraves, repartis sur les différentes Communes de ma Mairie.

J'ai l'honneur etc. Bonnet, Adjoint.

XXII. (pag. 16.)

Schmeltzer au Préfet.

Trèves le 18 avrill 1811.

Monsieur le Préfet!

Le grand Intérêt, que le Gouvernement paroit attacher à naturaliser sur le sol de l'Empire la Fabrication du sucre de Betteraves, m'a porté à faire quelques recherches sur les Progrès, que cette Fabrication aurait fait en Prusse; je viens de me procurer une Brochure publiée en 1810 par Mr de Koppy, Propriétaire d'une Fabrique de l'Espèce sise à Krayn en Silésie, et comme il me paroit, que les redacteurs des instructions sur cette Fabrication, insérées dans le Moniteur, n'ont pas connu cet ouvrage, je me suis empressé d'en faire une analise, que j'ai l'Honneur de vous présenter. D'après ce que j'ai vu par cette Brochure,

M^r de Koppy est le seul qui ait formé jusqu'à ce jour un Etablissement en Prusse pour fabriquer en grand du sucre de Betteraves. La Fabrique paroit même avoir été la seule existante dans les Etats de la monarchie prussienne à l'Epoque du 20 Avrill 1810, ou il a écrit sa Brochure, celle établie par Monsieur Achard à Cunern, ayant été détruite par un Incendie pendant la dernière guerre et n'ayant eu pour Objet que de faire des Essais sur ce genre de Fabrication.

L'Enthousiasme avec lequel M^r de Koppy parle des Avantages de son Entreprise, les résultats heureux qu'il entrevoit pour l'Europe continentale de la propagation de la Fabrication du sucre de Betteraves sont une Preuve de plus, que S^a Majesté l'Empereur en rendant son Decret du 29 Mars dernier a ordonné l'exécution d'une mesure, qui réalisée, portera la Prospérité de la France au plus haut Degrés, et l'affranchira pour jamais de l'Impot qu'elle payait à l'Angleterre Le Dessintéressement avec lequel M^r de Koppy fait part de ses Procédés manufacturiers, ne laisse aucun doute sur la Droiture de ses Intentions: et les Observations, que l'Expérience acquise par un Travail de 6 ans luy ont suggerées pour le Succès de tout Etablissement de ce Genre, qui voudroit se former, m'ont paru tellement importantes que je pense, que ce serait rendre un service à la France que de les faire parvenir à la connoissance du Public, et même qu'il ne seroit pas inutile que quelqu'un se rendit sur les Lieux, pour observer mieux encore, et se procurer des Desseins et des Modèles des Machines, dont M^r de Koppy assure qu'il se sert avec grand avantage dans sa Fabrique de Krayn.

Permettez moi, Monsieur le Préfet! de vous présenter avec ma petite Traduction, l'Hommage de mon très respectueux Devouement.

J. Schmeltzer.

XXIII. (pag. 17.)

Schmeltzer au Préfet.

Trèves 18 Avrill 1811.

J'ai l'honneur d'informer Monsieur le Préfet que M^r Recking fils négociant en cette ville écrira par la poste du 20 Avrill à son correspondant, d'acheter et d'envoyer sans Perte de tems par la Voie la plus expéditive un sac de graines de Betterave blanche sucrée, et telle qu'elle convient le mieux à la fabrication du sucre: dont il devra faire emplette chez Nicolas de Grauvogel et Compagnie d'Augsbourg:

Je pense, qu'il ne faudra semer cette année qu'une petite Partie de cette graine, pour s'assurer de sa qualité, et réserver le reste pour les Semis à faire l'année prochaine, attendu que la Saison est trop avancée pour pouvoir espérer, de voir parvenir les Betteraves à leur maturité: M^r Recking assure, que cette graine pourra être rendue à Trèves vers le 11 May: je l'ai prié, de la faire parvenir en mon Absence à l'Hotel de la Préfecture.

J. Schmeltzer.

XXIV. (pag. 17.)

Le Préfet au Ministre de l'Intérieur.

Trêves le 19 Avril 1811.

Monseigneur,

J'ai l'honneur de vous transmettre l'analyse d'un nouvel ouvrage publié tout récemment qui est relatif à la fabrication du sucre de betteraves et que V. E. ne parcourra pas sans intérêt. L'auteur M. le B^{on} de Koppi est propriétaire de la manufacture de ce sucre, la plus considérable qui soit encore établie en allemagne. L'intelligence, la franchise, avec lesquelles il développe ses procédés et leurs résultats, doivent ce me semble inspirer beaucoup de confiance et peuvent être d'une grande utilité.

Aussi ai-je pensé que le meilleur moyen de former avec succès un établissement semblable à Trèves, étoit d'envoyer chez Monsieur de Koppi un homme assez entendu, pour recueillir dans sa manufacture. tous les renseignements nécessaires, et j'ai mis à profit à cet égard la bonne volonté de M. Schmeltzer membre de conseil g^{ral} et de la société d'agriculture. Il part incessamment pour se rendre en Silésie et tout me porte à croire que son voyage contribuera efficacement à l'exécution des mesures que j'ai prescrites en conformité des intentions du gouv^{mt}. Je ne manquerai pas de vous en faire connaitre le résultat.

Je suis avec respect etc. Bruneteau de Ste. Susanne.

XXV. (pag. 17.)

Arrêté du Préfet.

Trèves, le 19 Avril 1811.

Le Préfet du Département de la Sarre. voulant faciliter par tous les moyens qui sont en son pouvoir l'éxécution des dispositions prescrites pour la Fabrication du sucre de betteraves;

Arrête:

il sera envoyé aux Frais des communes de ce Département à Krayn en Silésie, un membre de la société d'agriculture chargé de recueillir tous les renseignemens nécessaires pour établir a Trèves une manufacture de sucre de betteraves.

Mr. Schmeltzer est désigné pour remplir cette mission dans le moindre délai que faire se pourra.

A cet effet Expédition du présent arrêté lui sera adressée avec invitation de nous rendre compte du résultat de ces dispositions.

Bruneteau de Ste. Susanne.

XXVI. (pag. 17.)

Mandat.

Nous Préfet du Département de la Sarre, mandons au Sieur Failly, Receveur général, de payer, en conformité de notre résolution de ce jour,

sur le fonds commun de 1810 destiné à l'entretien et à la réparation des chemins vicinaux de l'arrondissement de Trèves

Au Sieur Schmeltzer, Receveur des Domaines à Trèves la somme de deux mille Francs pour l'exécution de l'arrêté du 19 avril cour[t].

Le présent Mandat, duement aquitté sera alloué ès mises de ses comptes.

Fait à Trèves le 24 Avril an 1811.

Le Préfet du Département de la Sarre
Bruneteau de Ste Susanne.

XXVII. (pag. 21.)

Le Sous-Préfet de l'Arrondissement de Prum.

Prum le 1[er] Mai 1811.

Monsieur le Préfet,

C'est avec peine qu'au lieu d'un tableau que j'aurais dù vous transmettre présentant les noms des propriétaires qui veulent commencer cette année la culture de betteraves et le nombre d'hectares que chacun d'eux y destine, je dois vous informer, que tous les maires assemblés à cette Sous-Préfecture le 29 Avril dernier, m'ont unanimement exprimé leurs regrets, de n'être pas à même de se conformer aux intentions de S. M. l'Empereur pour l'année courante.

Les déclarations de ces Maires, cultivateurs assez éclairés sur leurs intérêts m'ont parû être telles qu'elles ne laissent pas naître le moindre soupçon d'une mauvaise volonté. D'après leur voix unanime il est trop tard de cultiver cette année-ci dans mon Arrondissement des Betteraves, car toutes les terres disponibles sont déjà ensemées; il seroit même trop tard, si l'on voulait en cultiver dans des jachères, car celles-ci ne seroient pas encore préparées par des labours, au moïen desquels elles doivent devenir susceptibles de cette culture. Au surplus il y a un manque presque total de semences, surtout pour la sorte de betteraves entièrement blanches, car pour celles toutes ou presque toutes rouges, la culture en étoit déjà connue et pratiquée dans les cantons plus rapprochés du midi, mais sous le point de vue seulement d'augmenter les fourrages pour les bètes à corne et à laine

Plusieurs maires m'ont en outre observé que votre arrèté du 6. Avril d[er] ne pourra peut-être jamais obtenir son exécution dans leurs mairies respectives vu qu'il n'y a point de terres communales, ou que le sol y est tellement ingrat que cette racine n'y trouverait que quelques pouces de profondeur de la terre végétale, ou que les engrais avec lesquels leurs terres sont fumées, consistent en grande partie en fumier de brebis mêlé à celui de vaches, ou qu'enfin le terrain de leur ressort est trop argilleux ou calcaire pour être assez propre à la culture de cette plante sucreuse.

Tous ces doutes proposés sur cette nouvelle branche de l'oeconomie rurale loin de pouvoir être envisagés comme des entraves que l'on est

intentionné d'opposer aux vues du Gouvernement, me semblent provenir des réflexions faites assez mûrement par des hommes très portés pour la chose et zélés à exécuter les intentions du Gouvernement.

Je pense Monsieur le Préfet que vous envisagez ces déclarations des maires sous le même point de vue que moi et je vous prie de me mettre en état de faire disparaître leurs doutes par de nouvelles instructions. J'espère que les déclarations, que les maires me doivent donner sous peu sur le nombre d'hectares à cultiver l'année prochaine, présenteront un résultat plus satisfaisant.

Veuillez bien recevoir l'assurance de mon respectueux dévouement

Prud'homme.

XXVIII. (pag. 17.)

Schmeltzer au Préfet.

Francfort le 15 Mai 1811.

Monsieur le Préfet.

Arrivé à Mayence j'ai pris des Informations sur les Progrès de la fabrication du sucre de Betteraves dans le Département du Mont-Tonerre, et j'ai appris que personne ne s'en étoit occupé à l'exception du Sieur Mohr de Wachenheim qu'on m'a dépeint comme une Tête mal organisée:

Deux fabricants de sucre ayant une raffinerie à Hœchst m'ont assuré, qu'ils avoient avancé au dit Mohr une Somme de 6000 florins, pour faire face aux frais de son Etablissement, que ce dernier avoit cultivé en Partie, et acheté des Betteraves en quantité suffisante, pour pouvoir leur fournir l'Hiver dernier 1000 quint^x de Sirop: dont ils luy avoient payé la valeur en argent comptant, qu'ils apprenoient néanmoins, que Mohr étoit poursuivi par les cultivateurs, auxquels il n'avoit pas payé la Valeur des Betteraves: ils attribuent ce non succès à l'extravagance de cet homme, qui avoit entrepris plus qu'il ne pouvoit faire: il en resulte que Mohr n'a pas poussé ses opérations au delà de la fabrication du sirop. Sur ma Demande, s'ils avoient converti ce sirop en sucre dans leur raffinerie, ces fabricans m'ont répondu, qu'ils n'avoient fait que des Essais en petit pour faire du sucre cristallisé avec Partie des 1000 quint^x de sirop, provenant de la fabrique du Sieur Mohr, que ces Essais n'avoient pas trop bien réussi, et qu'ils avoient revendu le sirop: cependant on m'avoit dit à l'auberge qu'on avoit fabriqué dans cette raffinerie plusieurs quintaux de sucre blanc, et du sucre candis provenant de sirop de Betteraves; les fabricans ne connaissoient pas l'ouvrage de M. de Koppi, dont je leur ai donné le Titre, je présume qu'ils n'ont pas voulu convenir du succès de leur fabrication, dans la Crainte de décréditer leur raffinerie, s'il étoit connu dans le Public qu'ils employoient du sirop de Betteraves. Presque tous les fabricans ont la manie, de faire mistère de leurs Procédés, et il ne me paroit pas probable, que ceux de Hœchst auroient acheté 1000

quint[x] de sirop du Sieur Mohr dans l'unique dessein de le revendre. Quoiqu'il en soit, je n'ai pu tirer aucun Eclaircissement satisfaisant des raffineurs de Hœchst. Il n'en a pas été de même à Mayence; un de mes amis m'a introduit chez un Sieur Amtmann, Homme riche et entreprenant, qui m'a dit, que lors du Passage de Sa Majesté l'Empereur par Mayence en Vendemiaire an 13, S. M. avoit demandé aux Députés du Commerce, pourquoi il n'y avoit aucune raffinerie du sucre en leur Ville: qu'ils en avoient attribué la Cause à la Cherté du Bois, mais que luy réfléchissant depuis ce moment aux avantages d'une pareille Entreprise il avoit de suite mis la main à l'œuvre qu'il avoit fait venir un maitre ouvrier d'Amsterdamm et que 5 mois après le Départ de Sa Majesté, il avoit vendu le premier sucre de sa raffinerie, sans avoir jamais vu précisemment un Etablissement de ce genre: que depuis il avoit continué avec succès, et raffiné 100 quint[x] de Sucre par semaine. Mon Ami m'a confirmé que M[r] Amtmann avoit gagné plus de 100000 Ecus avec sa raffinerie, qui a cessé d'ètre en Activité depuis la Défense d'introduire du Sucre brut en France sur navires anglais; M. Amtmann m'a montré tout son Etablissement en déplorant de ne pouvoir tirer aucun Parti de ses Ustensiles; je luy ai fait connoitre tous les Avantages, que promet la fabrication du sucre de Betteraves, auxquels il a dit n'avoir pas encore réfléchi murement: et je suis parvenu à l'électriser au Point, qu'il m'a promis, de me faire Part de toutes les Connoissances en Pratique lors de l'Etablissement de notre fabrique, si je voulois luy communiquer les Eclaircissemens que je parviendrois à me procurer en Silésie. Je crois même, qu'il se seroit décidé à m'accompagner, si des Infirmités ne s'y étoient opposé: Toutefois M. Amtmann m'a paru saisi d'un véritable Enthousiasme pour la fabrication qui fait le but de mon Voyage, et j'espère pouvoir tirer un Parti très avantageux de ses Connoissances pratiques et de sa bonne volonté de m'en faire Part. Il à été convenu entre luy et moi, que j'irois à Francfort pour m'y procurer les meilleurs ouvrages, qui auroient paru jusqu'à ce Jour sur cette matière, et que je retournerois auprès de luy à Mayence où il feroit exécuter à ses frais dès ce moment toutes les machines dont il auroit besoin, pour entreprendre en grand la fabrication du Sucre de Betteraves, à laquelle il est décidé de se livrer: il en résulteroit pour nous le grand Avantage, de pouvoir faire exécuter pour la fabrique de Trèves les Machines et Ustensiles nécessaires dès ce qu'on se seroit convaincu de l'utilité de ceux faits pour la fabrique de M. Amtmann; de plus d'avoir des Ustensiles faits par des Ouvriers, qui ont l'Habitude de travailler en ce genre, et qui seroient dirigés par M. Amtmann raffineur praticien, qualité essentielle pour une Entreprise de l'Espèce: En Conséquence de cette Convention je me suis rendu à Francforth, ou j'ai appris avec grand Déplaisir, que M. Bilderbeck que j'avois prié, de m'envoyer l'ouvrage de M. Achard sur la fabrication du sucre de Betteraves, 3. Vol. en 4° avec des Planches, Prix 12 florins 12 kr. avoit fait partir cet ouvrage pour Trèves à l'addresse de M. Berger,

et qu'il n'y avoit plus un seul exemplaire de cet ouvrage chez tous les libraires de Francfort: en effet j'ai courru pendant 2 Jours toutes les Boutiques de Marchands de livres à Francfort, et il m'a été impossible de me procurer autre chose, qu'un petit ouvrage de M. Achard de l'an 1810, contenant des Instructions aux Propriétaires, de réunir la fabrication du Sucre de Betteraves aux autres Branches de l'Economie rurale à l'aide des Machines dont le Prix n'excéderoit pas 1200 francs, et au moyen desquels chaque Propriétaire cultivant 5 à 6 arpens en Betteraves pourroit fabriquer annuellement 2000 à 3000 ℔ de sucre brut, et 1000 à 2000 ℔ de sirop: Ce petit ouvrage est accompagné de Planches, et contient une Description tellement détaillée des machines dont on a besoin pour la fabrication du sucre, que je ne vois plus aucun motif, de pousser mon voyage jusqu'à Berlin, puisque toute Entrevue avec M. Achard ne pourroit rien ajouter aux Explications et aux Eclaircissemens, que ce Chimiste a donnés au Public par ses deux Ouvrages surmentionnés:

Je me suis présenté hier chez M. le Comte Hédouville qui m'a fait voir deux gros morceaux de sucre, et des Echantillons des Eaux de vie, dits *rum, arac* et *cognack* provenant de la fabrique de M. Koppi, dont le grand Duc luy a fait présent: il m'a beaucoup engagé à me rendre à Aschaffenbourg, ou je pourrois conférer avec les Hommes que le grand Duc a chargés d'établir une fabrique. En conséquence de son Avis je partirai aujourd'hui pour Aschaffenbourg, après avoir dîné chez M. d'Hédouville qui m'a promis des lettres pour le Baron de Gruben Protecteur zelé de cette fabrication, et j'espère y recueillir des notions suffisantes, pour pouvoir à l'aide des ouvrages de M. Achard, et avec les connoissances pratiques de M. Amtmann faire exécuter de suite les Machines les plus compliquées, et faire un Plan raisonné pour l'établissement d'une fabrique de sucre de Betteraves à Trèves. Pour soumettre cet avis à votre Approbation, j'ai l'Honneur monsieur le Préfet! de vous transmettre la présente par un Exprès, qui partira de Mayence, je le charge d'une lettre pour Monsieur Berger, que je prie de me renvoyer à Mayence l'ouvrage de M. Achard, à l'aide duquel je mettrai de suite la main à l'Oeuvre, en employant les fonds que Vous m'avez confiés, à l'achat de Chaudières, d'une machine à triturer les Betteraves, et d'autres Ustensiles necessaires à la fabrication: je les ferai exécuter à Mayence par les Ouvriers dont M^r Amtmann se sera servi; profitant de ses Connoissances je rédigerai un Plan pour l'Etablissement d'une fabrique à Trèves, basé sur les notions que j'ai des Localités, et je puis d'avance avoir l'Honneur de Vous assurer, que les Dépenses d'un semblable Etablissement resteront de beaucoup au dessous des sommes que M de Koppi a employées pour l'Etablissement de sa fabrique; la construction de Batimens n'étant pas nécessaire à Trèves; je pense encore d'après les Eclaircissemens, que m'a donnés M. Amtmann, que la méthode indiquée par M^rs Barruel et Isnard, d'établir les feux immédiatement au dessous des chaudières, est préférable de beaucoup à celle de M. de Koppi, qui opère la cuisson du sirop au moyen du Bain Marie.

On concevra facilement, que les connoissances pratiques de M. Amtmann, qui accompagne ses avis de Démonstrations, qu'il fait faire avec ses Ustensiles par son maître ouvrier raffineur, me seront très précieuses et que je parviendrai plustôt à Mayence qu'en tout autre lieu à établir un Plan raisonné pour l'Exécution d'une fabrique, d'autant plus que M. Amtmann m'indiquera à chaque objet les ouvriers et les Prix auxquels je pourrai me les procurer: j'espère donc Monsieur le Préfet! que le Projet que j'ai de terminer mon travail à Mayence, où M. Amtmann m'a engagé de loger et de rester chez luy au milieu des Ustensiles et à la Vue de l'Etablissement de sa fabrique, recevra votre approbation: d'autant plus que les frais de mon Voyage en Silésie, où je ne verrois pas opérer dans la saison actuelle qui n'est pas celle de la fabrication, seront employés à l'acquisition d'Ustensiles, dont on pourra se servir dès l'automne prochain:

Toutefois, Monsieur le Préfet! si par des raisons, que j'ignore, Vous désiriez, que je continuasse mon Voyage à Breslau, je serois toujours prêt à le faire, n'ayant à Cœur que de repondre à la Confiance, dont Vous avez bien voulu m'honorer dans cette occasion, et protestant que les fatigues du long Voyage ne sont d'aucune considération pour moi, lorsqu'il s'agit de contribuer à la Création d'un Genre d'Industrie, qui pourra devenir si important pour la France. Je crois devoir vous prier encore, de vouloir bien observer que les Instructions verbales de M. de Koppi, et que la Vue même de sa fabrique ne pourroient ajouter que peu aux Connoissances, et aux Démonstrations, que je trouverai dans son Ouvrage et dans ceux de M. Achard, et que si le voyage de la Silésie Vous paroissoit nécessaire, il ne faudroit l'entreprendre qu'en Novembre prochain, où la fabrication du sucre seroit en activité: tandis que dans ce moment je ne pourrois que me procurer l'aspect de Machines dont je conçois parfaitement la construction à la Vue des Planches qui en donnent le détail.

Si vous approuvez le plan, que j'aurai l'Honneur de Vous soumettre à mon retour à Trèves, il sera facile de se procurer d'Amsterdamm un maître ouvrier raffineur de sucre, qui pourra diriger en même tems la cuisson du sirop de Betteraves, plusieurs négocians de Francfort m'ayant assuré, qu'il y avoit plus de 80 raffineries à Amsterdamm qui n'avoient aucune occupation dans le moment actuel:

Je Vous prie, monsieur le Préfet! de vouloir bien me faire connoitre Votre Décision par le retour de l'Exprès qui reviendra à Mayence avec l'ouvrage de M. Achard que je demande à M[r] Berger. Je Vous prie encore de vouloir bien aggréer l'Hommage du très respectueux Dévouement avec lequel j'ai l'Honneur d'être Monsieur le Préfet!

Votre très humble et très obéissant serviteur

J. Schmeltzer.

XXIX. (pag. 18.)

Schmeltzer au Préfet.

Francfort le 19 Mai 1811.

Monsieur le Préfet!

J'ai eu l'Honneur de Vous informer par ma lettre du 15 de ce mois, que d'après les conseils de Mr le Comte d'Hédouville je me disposois à partir pour Aschaffenbourg. Le 16 à 10 heures du Matin j'ai été présenté au Grand Duc par M. de Gruben, auquel M. d'Hédouville m'avoit addressé, le Grand Duc vient de concéder 400 Arpens de Terre sabloneuse à Mr Nau Professeur de Botanique, à charge par luy d'établir une fabrique, dans laquelle il fabriqueroit aumoins 2000 quintx de sucre brut par an. Vous jugerez d'après cela, qu'on n'est pas encore très avancé dans ce Pais-ci; le Grand Duc m'a donné deux morceaux de sucre de Betteraves provenant de deux Pains que Mr Achard luy a envoyés: et j'ai obtenu chez M. Strauss Professeur de Chimie quelques Livres de semence de Betteraves provenant également d'un Envoy fait par M. Achard. Je m'empresse de vous addresser l'un et l'autre. M. Bilderbeck Directeur de l'Enregistrement en cette ville m'a promis, de faire partir mon Paquet pour Mayence, ou j'ai chargé M. Amtmann de le faire parvenir à Trèves le plus promptement possible:

Quoique la saison soit trop avancé pour l'ensemencement de ces graines, il sera bon néanmoins, d'en faire semer une Poignée, la racine, qui en proviendra servira de Tipe, d'après lequel on jugera de la qualité des Betteraves, qui auront été cultivées cette année dans le Département de la Sarre;

J'ai diné hier avec un Français, qui m'a dit avoir été envoyé par Mr Barruel pour acheter des semences de Betteraves en Allemagne, il revenoit de Nuremberg et Augsbourg, et il avoit rassemblé 6000 ℔ de semence, qu'il dirige sur Douai, où M. Barruel compte en faire semer encore une grande partie cette année: cependant bien des gens partagent mon avis, et regardent ce semis comme trop tardif, pour produire encore de Betteraves assez mûres pour pouvoir servir à la fabrication du sucre:

Mr Strauss m'a remis en outre une Annonce datée de Cunern en Silésie le 18 Avrill 1811, que je joins à la présente, par laquelle M. Achard dit, qu'il établit à sa fabrique de Cunern une Ecole pratique pour l'Enseignement de la fabrication du sucre, des Eaux de vie et du vinaigre de Betteraves, qu'il a simplifié sa méthode d'extraire le sucre de ces racines, ainsi que les maschines nécessaires à cette opération, que le mode qu'il fait présentement est moins dispendieux et plus expéditif que celui indiqué par luy et suivi jusqu'a ce Jour à la fabrique de Mr de Koppi à Krain en Silésie; M. Achard paroit se rapprocher actuellement de la méthode indiquée par Mr Hermbstädt et les Chimistes français: et son Annonce m'a paru si importante, que je n'ai pas balancé un Justant pour me disposer à mon Départ pour

Cuuern: Mon voyage d'Achaffenbourg m'epargnera celui de Berlin, où je n'aurois pas trouvé Mr. Achard: en conséquence je pars demain par la Diligence pour Leipzig et Dresde, d'où je me dirigerai sur Cuuern en Silésie, afin de remplir aussi completement, que je le pourrai, le but de ma mission:

Connoissant vos Instructions, Monsieur le Préfet! je compte avec assurance sur votre approbation, j'avois cru pouvoir suspendre mon départ pour la Silésie à l'Epoque où je pensois, que toute la science de M[r] Achard était renfermée dans l'ouvrage, qui a été envoyé à Trèves par M. Bilderbeck, et que j'ai réclamé par ma lettre du 15 de ce mois: mais dès ce que j'ai vu par l'annonce surdatée, que M[r] Achard avoit simplifié sa méthode et profité des Indications des Chimistes francais, je n'ai pas hésité, de poursuivre la route que vous m'avez tracée, espérant trouver chez luy la meilleur méthode éclairée des Connoissances qu'un Travail de 12 ans doit luy avoir procurées: Je vous prie, Monsieur le Préfet! de vouloir bien aggréer l'Hommage de mon trés respectueux Dévouement.

J. Schmeltzer.

XXX. (pag. 19.)

Schmeltzer au Préfet.

Cunern en Silésie le 3. Juni 1811.

Monsieur le Préfet!

Je suis depuis trois jours chez Monsieur Achard Directeur de la Classe de Physique de l'Académie de Berlin, Inventeur de la Fabrication du sucre de Betteraves, et Propriétaire du Domaine, qu'il habite: il m'a reçu comme un Homme auquel il devra la réputation de sa méthode en France, et m'a dit, qu'après avoir passé 12 années de sa vie à faire des Expériences sur la fabrication du sucre de Betteraves après avoir dépensé plus de 30000 Ecus pour chercher les machines les plus avantageuses pour la fabrication en grand, il avait pensé avec Chagrin qu'on l'avoit dévancé en France avec tant de facilité; mais après avoir lu les Instructions de M[rs] Barruel et Isnard, ainsi que tout ce que le Moniteur nous a donné sur cet objet depuis quelques mois, il assure que l'art de tirer le sucre de la Betterave, est dans son Enfance en France et il prédit aux Chimistes français, qu'ils ne feront pas de sitôt du sucre en si grande quantité, qu'ils veuillent bien l'annoncer par leurs surdites Instructions.

Quoiqu'il en soit, il promet, que la fabrique de Trèves fabriquera à moindres frais et en plus grande quantité que toutes celles, qui pourroient être établies d'après les Instructions, dont je luy ai donné Connoissance, et il considère l'Etablissement, que nous pourrions former à Trèves, comme destiné à le venger de l'oubli, dans lequel la France l'a laissé jusqu'à ce jour: M. Achard est originaire Francais, ses ancêtres ayant quitté la France par suite de la révocation de l'Edit de Nantes,

il parle très bien cette Langue, et il est Admirateur zélé de notre Empereur, il convient que sans le Décret du 25 Mars la fabrication du sucre de Betteraves n'auroit fait que de faibles Progrès, le gouvernement prussien, loin de protéger efficacement cette Invention l'ayant entouré de toutes les Entraves imaginables, au Point qu'il n'a pas tenu à la commission chargée par le roi, d'examiner les Procédés de M. Achard, si cet Art n'a pas été étouffé dans sa naissance.

Je compte recueillir avant le 15 de ce mois toutes les Informations nécessaires, ainsi que les modèles dont nous aurons besoin pour l'Etablissement d'une Fabrique à Trèves;

Après avoir visité celle de Mr de Koppi, qui est à 28 lieues de Cunern je retournerai à Trèves le plus promptement que je le pourrai; car il n'y aura pas un moment à perdre pour organiser la fabrication des Betteraves que l'on récoltera cette année dans le Département de la Sarre.

Je vous prie, Monsieur le Préfet! de vouloir bien aggréer l'Hommage de mon très respectueux Dévouement

J Schmeltzer.

XXXI. (pag. 20.)

Schmeltzer au Préfet.

Trèves le 12 Juillet 1811.

Monsieur le Préfet!

Après avoir recueilli conformément à vos ordres les renseignemens nécessaires pour l'Etablissement d'une Fabrique de sucre de Betteraves, j'ai l'Honneur de Vous soumettre un Plan, d'après lequel cet Etablissement pourroit être formé dans l'église et Partie du couvent de Ste. Agnese situé à Trèves.

Les Calcules ont été faits à raison de la quantité de 10000 quintx de Betteraves, qui seroient pressurées pendant les 144 Journées de Travail des mois de Novembre et Décembre 1811, Janvier et Février, Mars et Avrill 1812; Le Devis estimatif ci-joint présente approximativement les frais, qu'occasionera cet Etablissement: ils s'élèvent à la Somme de = 40000 fr. Si nos Betteraves contiennent autant de Matière sucrée, que celles qu'on cultive en Silésie, et si nous réussissons à en fabriquer une Moscovade aussi bonne, que celle qu'on fabrique à Indolsbach près Lignitz, les Produits de notre fabrication s'élèveront au moins à 22500 Kilogr. de Moscovade. Mr Lichtenberger raffineur de sucre à Hoechst m'a déclaré, qu'il payeroit volontiers cette Moscovade (quoique sur la rive droite du Rhin, où les Moscovades des Indes ne manquent pas encore), à raison de 140 Ecus d'Allemagne le quintal métrique, ces 22500 Kilogrammes vaudroient conséquemment en calculant l'écu à 3 f. 15 c seulement la Somme de 99225 frcs.

Un Produit aussi considérable doit paroître très encourrageant, cependant je n'oserois pas le garantir vu l'inexpérience des ouvriers

qu'on sera obligé d'employer dans la fabrique, et à raison des non-valeurs, auxquelles la formation d'un nouvel Etablissement est toujours exposé: Veuillez aggréer l'Hommage de mon très respectueux Dévouement.

J. Schmeltzer.

XXXII. (pag. 21.)

Le conseiller d'Etat Réal au Préfet.

Paris 13 juillet 1811

Le Ministre de la Police, Monsieur, désire connaitre sans retard la marche et les progrès des dispositions que vous pouvez vous trouver dans le cas de faire, pour l'exécution du Décret impérial du 25 mars dernier, qui ordonne, entre autres cultures, celle des Betteraves. Son Excellence m'invite en conséquence à vous prier de satisfaire le plutôt possible aux questions suivantes:

Combien d'hectares sont affectés aux Betteraves dans votre Département? Dans quelles communes a lieu cette culture? Les endroits où doivent être établies les écoles expérimentales sont-ils désignés? s'occupe-t-on de préparer l'emplacement? où en est le travail? quand sera-t-il terminé?

Quels obstacles, s'il y en a, contrarient ou suspendent l'accomplissement du Décret?

Les propriétaires témoignent-ils volonté et empressement pour cultiver et pour s'instruire?

De quel oeil le public voit-il cette découverte? l'esprit de malveillance se fait-il remarquer par un sistème de dépréciation? dans le cas d'affirmative quels sont les dépréciateurs? que disent-ils?

Enfin, Monsieur, la police n'a-t-elle rien à prévoir et à déterminer, pour assurer dans votre département la prompte et entière réalisation des vues paternelles de Sa Majesté?

Recevez l'assurance de mes sentimens affectueux.

Le conseiller d'Etat, Comte de l'Empire

Réal.

XXXIII. (pag. 23.)

Arrêté du Préfet.

Trèves, le 17 Juillet 1811.

Sur l'information qui nous a été donnée que plusieurs des arbres provenant de la coupe assignée à la Commune de Longuich dans sa forêt, pour son affouage de 1811 ont été façonnés pour être vendus clandestinement comme bois de construction et de charpente, et que ces arbres conviendroient parfaitement pour la construction du moulin et des pressoires nécessaires à l'Etablissement d'une Fabrique de sucre de betteraves, qui doit être formée dans ce département,

Vu aussi l'arrêté de notre prédécesseur du 28 Juin 1808, qui a ordonné la mise en reserve des bois propres à la construction qui se trouvaient dans les coupes affouagères des communes pour être distribués aux habitans dans la proportion des besoins de chacun d'eux,

Nous Préfet de la Sarre, Considerant d'une part que la commune de Longuich est contrevenue à ces dispositions, et qu'elle doit être réprimée pour ce délit; que de l'autre l'Etablissement de la Fabrique de sucre de betteraves a urgemment besoin de bois de construction et qu'il ne peut se présenter une occasion plus favorable de procurer à cet Etablissement les matériaux dont il cherche à se pourvoir et de punir la commune de Longuich de son infraction au réglement d'administration cidessus rappelé,

Arrêtons:

Le bois de construction gissant dans la coupe affouagère de la commune de Longuich pour 1811 sera estimé contradictoirement entre deux experts nommés l'un par le Maire de Longuich pour la commune du même nom et l'autre par la commission des recherches utiles du Département pour l'Etablissement de la Fabrique de sucre de betteraves, et sera enlevé par cet Etablissement pour servir à ses diverses constructions après avoir fait verser le montant de l'estimation dans la caisse communale de Longuich. Le présent sera expédié au Maire de Longuich, à la Commission des recherches utiles de ce département, et à l'Inspecteur des forêts à la résidence de Trèves pour qu'ils en assurent l'exécution chacun en ce qui le concerne.

Bruneteau de S^te^ Suzanne.

XXXIV. (pag. 21.)

Le Préfet au Comte Réal.

Trèves le 22 Juillet 1811.

Monsieur le Comte,

Je réponds aux questions que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 13 de ce mois, relativement à la fabrication du sucre de betteraves.

Quatre cents hectares seront affectés à la culture de cette plante dans ce Dép^mt^ et dans toutes les communes.

On n'y a pas encore d'école expérimentale mais on établit en ce moment à Trèves une fabrique qui exploitera dès l'automne prochain.

Aucun obstacle ne retardera dans l'étendue de mon ressort l'exécution du Décret du 25 Mars et mes administrés témoignent à cet égard autant d'empressement que de bonne volonté

Des mesures avoient été prises ici plusieurs mois auparavant pour prévenir les intentions bienfaisantes de S. M. Agréez l'assurance du respect avec lequel je suis etc.

Bruneteau de S^te^ Susanne.

XXXV. (pag. 21.)

Le Préfet au Maire de Prüm.

Trèves le 23 Juillet 1811.

Par mon arrêté de ce jour, j'ai autorisé, Monsieur, les communes de votre Mairie à concourir aux frais de premier établissement et d'entretien, pendant la compagne d'hiver de 1811 à 1812 de la fabrique de sucre de betteraves, que j'ai créé par mon arrêté du 13 du courant, pour une somme de trois cent francs trente deux centimes à verser par moitié pour le 15 août prochain, et l'autre moitié pour le 30 même mois, pour tout délai, à la caisse du Receveur général; veuillez, en conséquence, prevenir les Percepteurs de votre mairie de se tenir en mesure pour satisfaire à cette disposition dans le délai indiqué.

Si les communes de votre Mairie avaient versé à la caisse de service une partie de leur excédant de recette, et qu'elles fussent, pour le moment, hors d'état de fournir leur contingent, le percepteur devra vous former sa demande en retrait de la somme nécessaire, que vous m'adresserez accompagné de votre avis motivé à l'effet d'en autoriser le remboursement.

Les communes participeront au bénéfice obtenu sur la fabrication dans la proportion de leur avance avec le montant du capital, et leur avance, aussi bien que leur part de bénéfice, seront remboursés soit à la fin de la première campagne, soit successivement en suivant les moyens de l'établissement.

Je vous invite, en conséquence, de tenir la main à l'exécution des dispositions ci-dessus.

J'ai l'honneur de vous saluer avec considération,

Bruneteau de S^te^ Suzanne.

XXXVI. (pag. 22.)

Bail et loyer.

Entre la Commission des hospices civils de la Ville de Trèves, d'une part, et le Sieur Schmeltzer, en sa qualité de Directeur régisseur de l'Etablissement d'une Fabrique de Sucre de Betteraves d'autre part, a été fait et conclu aujourd'hui le bail et loyer dont la teneur suit.

1) La commission des hospices loue au Sieur Schmeltzer, à ce autorisé par arrêté de Monsieur le Préfet du 13 de ce mois, la partie des batimens du couvent de Ste Agnese, nécessaire à l'Etablissement d'une fabrique de sucre de betteraves, ci après dessignée. savoir. L'Eglise avec la Sacristie; la petite et la grande chambre attenantes à la Sacristie au rez de chausée, donnant sur le grand Jardin; la grande Salle qui se trouve à la droite de l'Eglise; la partie de la Cour en avant de l'Eglise, et de la dite Salle; la partie du Cloître (Kreuzgang) qui touche à ces pièces, et jusqu'aux deux portes d'Entrée dans le petit jardin

du dit Cloître, la Cave, qui règne le long de la façade du bâtiment, vers la rue Webergasse; la partie du jardin située entre le grand mur qui l'entoure et l'Eglise, et la sacristie, le tout dans l'Etat dans lequel il se trouve actuellement; enfin deux chambres au premier, pour le logement d'un surveillant.

2) On pourra faire puiser l'Eau dans la grande Cuisine pour l'usage de la fabrique, et se servir des Entrées tant de la Cour que des bâtimens dont on aura absolument besoin pour les Communicatious, sans cependant gèner tout autre établissement, qui pourra être formé à Ste. Agnese.

3) Le Directeur de la fabrique est autorisé de faire démolîr la voûte au-dessus de laquelle étaient établies les orgues de l'Eglise: il pourra se servir des matériaux provenant de cette démolition, pour les clôtures et constructions nécessaires à son établissement, mais il est entendu que tous les dits matériaux, dont il n'auroit pas besoin resteront à la disposition de la commission des hospices à l'Expiration du bail; et dans le cas, où la commission n'en accorderoit pas le renouvellement, Le Directeur sera tenu, de faire établir en remplacement de la voûte, un plafond en Charpente, capable de servir en cas de besoin pour l'Etablissement d'une double salle de travail dans la dite Eglise, et ce dans toute la partie dans laquelle régnait la voûte.

4) Pour séparer la fabrique de sucre de Betteraves des parties du bâtiment, qui sont inutiles à cet Etablissement le directeur est chargé de faire établir à ses frais les murs de séparation, et les clôtures nécessaires; il pourra également faire toutes les Constructions et distributions utiles à l'établissement, à charge par lui de les faire disparoitre à l'Expiration du bail et de mettre le tout dans son ancien Etat.

5) La Fabrique sera mise de suite dans la jouissance de toutes les parties louées par le présent Crete.

6) La durée de ce bail sera de trois ans, qui commenceront à dater du jour de la signature pour finir à pareil jour de l'an 1814.

7) Le prix du loyer annuel demeure fixé à la somme de quatre cent francs payable par Mr. Schmeltzer au premier août des ans 1812, 1813 et 1814, à la caisse du receveur des hospices.

8) Les frais de ce bail seront supportés par le dit Directeur de la fabrique

Fait et conclu à Trèves le 29 Juillet 1811.

Leistenschneider. Gerhards. Goetten. Hermes.
F. G. Wittus. J Schmeltzer.

XXXVII. (pag. 19.)

Memoire detaillé des frais du Voyage en Silesie en Execution de l'arrêté de Monsieur le Préfet de la Sarre du 19 Aurill 1811 par M. Schmeltzer; à L'effet d'y recueillir les renseignemens necessaires pour L'Etablissement d'une Fabrique de Sucre de Betteraves à Treves.

		frcs.	cts.
du 2 Mai 1811	Timbre du Mandat de 3000 fs delivré pour les frais du voyage	—	95
3 du dit	Conte d'un Passeport à L'Etranger	10	—
5 May	un Carton pour contenir un chapeau, reparations aux malles, et autres Depenses relatifs aux Préparatifs de Voyage	15	26
du 7 au 9 May	Depense faite dans les Auberges de Treves à Mayence	19	29
	Payé au Cocher Steinmetz de Treves pour frais de Transport	83	40
du 9 au 11 May	Depense faite à l'auberge à Mayence, Barbier, domestiques etc. compris	20	70
12 May	frais du Voyage de Mayence à Francfort . .	13	88
15 May	Sejour et Depense à Francfort pendant 4 jours	31	85
	Voyage en Poste de Francfort à Aschaffenburg	38	70
17 May	Sejour et Depense à Aschaffenburg pendant 2 jours	24	43
18 May	retour a Francfort par Voiture de louage . .	18	49
19 May	Payé à Mr Goll pour l'escompte d'une lettre de Change de 100 Couronnes de Brabant sur Leipzig	5	78
20 May	Depense du Sejour à Francfort	24	19
du 20 au 24 May	Voyage de Francfort à Gotha en Diligence, de là à Erfurth en Poste, d'Erfurth à Leipzig par une Voiture de Louage	129	21
le 25 et 26 May	Voyage de Leipzig à Dresde	45	13
27 et 28 May	Sejour à Dresde, un domestique de louage, achat d'un couteau de chasse, blanchissage etc. .	74	78
du 29 au 31 May	le soussigné obligé de mettre beaucoup de celerité dans son Voyage, et les Voitures publiques ne fournissant pas les moyens de voyager avec Promptitude en Saxe et en Silesie, a du faire acquisition d'une voiture à Dresde, qu'il garde pour son compte en portant en depense, ce qu'il en auroit couté s'il avoit fait route, en prenant des Voitures chez les maitres de Poste.		
	Voyage en Poste de Dresde à Cunern en Silesie	169	23
du 31 Mai au 6 Juin	menues Depenses du sejour fait chez Mr Achard	19	12
	=	743	99

1811		Ecus gros	frcs.	cts.
	report =		743	99
6 Juin	Voyage en Poste de Cunern à Breslau avec Mr Achard et son facteur		25	14
8 Juin	du Papier, envoy d'un messager à la fabrique de Mr de Koppy à Krain		10	71
9 Juin	Memoire de la Depense faite à L'auberge de Breslau pendant 4 jours avec Mr Achard, et son facteur.		84	49
10 Juin	Voyage à Schmelwitz pour visiter la fabrique de Mr Held, et trinckgeld aux ouvriers. .		21	90
11 Juin	Visité la raffinerie de sucre à Breslau, aux ouvriers		5	36
du 10 au 13 Juin	Depense à L'auberge à Bre-lau avec Mr Achard et son facteur . .	19. 14		
14 Juin	retour à Cunern en Poste . . .	8. 10.		
	Mr Achard n'ayant voulu rien accepter pour le logement et la nourriture, qu'il ma fourni à sa Terre de Cunern, j'ai acheté 2 chapeaux de Paille d'Italie, un couteau, un Exemplaire de Parny, dont je luy ai fait Cadeau, et à ses trois Enfans. Prix de l'achat	19. 17		
15 Juin.	à mon Depart de Cunern à la cuisinière, et servante	1. 8		
	Mr Achard m'ayant reconduit avec ses Chevaux jusqu'à Lignitz distant de 10 lieues de Cunern, j'ai payé la Depense de 4 Chevaux le souper et couches à Lignitz	11. 4		
	Visite de la fabrique de Indolsbach	1. —		
16 Juin	Voyage en Poste de Lignitz à Waldau	9. 11		
	à raison de 3 fs 57 c. L'écu de Prusse =	70. 16 g.	252	28
	Voyage de Waldau à Dresde en argent de Saxe	20. 19		
L'ecu de Saxe = 3 f. 70 cts.	Pris à Dresde chez le Banquier Bondi 140 florins contre ma lettre de change sur Goll, payé pour L'escompte	3. 8		
	Voyage en Poste de Dresde à Butlar, Ville frontière du Grand Duché de Francfort	73. 9.		
		97. 12 g.	360	75
21 Juin	Voyage en poste de Fulda jusqu'a Mayence 65 florins 27 kr argent d'Allemagne . .		141	03
23 et 24 Juin	Depense faite à Mayence, et Voyage en Poste de cette ville à Treves		96	93
	=		1742	58

	frcs.	cts.
report =	1742	58
Pour louage d'une voiture avec laquelle le soussigné a voyagé depuis Dresde à Breslau en Silesie, et de la à Treves, savoir de		
Dresde à Breslau . . . 36 milles d'allem.		
retour . . . . 36 —		
de Dresde à Frankfort . 52 —		
de Francfort à Mayence . 5 —		
Total 129 milles		
Equivalent des Postes de France 129 Postes		
de Mayence à Treves . . . . 20.		
Total des Postes 149		
Le prix de la voiture est égal à celui d'un cheval par chaque poste, savoir d'1 franc 50 centimes, ce qui fait pour 149 postes	223	50
Total mille neuf cent soixante et six francs huit centimes: . . . . =	1966	08

Certifié à Trèves le 31 Juillet 1811.

J. Schmeltzer.

XXXVIII. (pag. 25.)

Paris, le 26 Septembre 1811.

Le Ministre de l'Intérieur au Préfet.

Monsieur le Préfet, dans ma correspondance avec vous et avec MM. vos collègues, relativement à la fabrication du sucre de betterave, vous avez dû apercevoir le grand intérêt que le Gouvernement mettait à propager le succès de ce nouveau genre d'industrie.

J'essaye aujourd'hui de convaincre les habitans des départemens de l'Empire, de la possibilité de fabriquer un sucre indigène égal en beauté et en bonté aux meilleurs sucres exotiques; et, pour cet effet, je vous envoie par la diligence, ainsi qu'à MM. vos collègues, une boite renferment un morceau de sucre de betterave fabriqué sous mes yeux. J'espère que vous vous empresserez de le montrer à ceux de vos administrés que vous réunissez habituellement chez vous, et qu'après avoir vu cet échantillon, ils vous aideront à persuader les plus incrédules, de tout le parti que l'on peut tirer de la betterave.

Je vous invite à me rendre compte de l'effet que cette mesure aura produit.

Recevez la nouvelle assurance de ma parfaite considération.

En l'absence et par autorisation de Son Excellence:

Le Chef de la 2e Division, Secrétaire général par intérim.

(Signature.)

XXXIX. (pag. 25.)

Paris, le 15 Octobre 1811.

Le Directeur général de la Comptabilité des Communes et des Hospices, au Préfet.

Monsieur le Préfet, par lettre du 21 Septembre dernier le Ministre de l'Intérieur m'informe que pour couvrir les premières dépenses d'une fabrique de sucre de Bétrave que vous vous proposez d'établir dans votre Dép^{t} vous aviez formé dans la Caisse du Receveur Général un fonds commun de ceux qui restent libres dans les caisses communales, jusqu' à concurrence de 25 000 F.

Son Excellence désire, avant que de statuer sur votre proposition d'Emploi, que je lui donne des Renseignemens sur ce fonds commun.

Veuillez bien, Monsieur le Préfet me transmettre le plutôt possible ces renseignemens qui devront être tels que je puisse connaître si l'Etat financier de chacune des communes qui ont concouru à la formation de ce fonds permet de l'appliquer à l'objet au quel vous avez l'intention de la destiner et si la disposition de ce fonds n'est effectivement qu'un emprunt remboursable dans l'année prochaine avec les produits de la fabrique dont il s'agit. Vous savez, Monsieur le Préfet que la plupart des communes du Département ayant des dettes, celles qui sont dans ce cas n'ont pas vraiment de fonds disponibles si ce n'est pour une avance momentanée.

J'attends votre réponse pour satisfaire à la lettre de son Excellence.

Agréez, je vous prie, Monsieur le Baron, l'assurance de ma considération distinguée C. J. Quinette.

XL. (pag. 33.)

Au palais des Tuileries, le 15 Janvier 1812.

NAPOLEON, Empereur des Francais etc. etc.

Nous avons décrété et décrétons ce qui suit:

Titre I^{er}.

Ecoles de fabrication pour le sucre de betterave.

Art I^{er}. La fabrique des sieurs Barruel et Chapelet, plaine de Vertues, et celles établies à Wachenheim, département du Mont-Tonnerre, à Douai, à Strasbourg et à Castelnaudari, sont établies comme écoles spéciales de chimie, pour la fabrication de sucre de betterave.

2. Cent élèves seront attachés à ces écoles, savoir :

40 à celle des sieurs Barruel et Chapelet,
15 à celle de Wachenheim,
15 à celle de Douai,
15 à celle de Strasbourg,
15 à celle de Castelnaudari.

Total 100.

3. Ces élèves seront pris parmi les étudiants en pharmacie, en médicine et en chimie.

Il sera donné à chacun une indemnité de mille francs, lorsqu'ils auront suivi l'école pendant plus de trois mois, et qu'ils recevront des certificats constatant qu'ils connaissent parfaitement les procédés de la fabrication, et qu'ils sont dans le cas de diriger une fabrique.

Titre II.

Culture de Betteraves.

4. Notre ministre de l'interieur prendra des mesures pour faire semer dans l'étendue de l'Empire cent mille arpens métriques de betteraves.

L'état de répartition sera imprimé et envoyé aux préfets avant le 15 février.

Titre III.

Fabrication.

5. Il sera accordé, dans tout l'Empire, cinq cent licences pour la fabrication du sucre de betterave

6. Ces licences seront accordées. de préférence 1° à tous propriétaires de fabrique ou de raffinerie, 2° à tous ceux qui ont fabriqué du sucre en 1811, 3° à tous ceux qui auraient fait des dispositions et des dépenses pour établir des ateliers de fabrication pour 1812.

7. Sur ces cinq cents licences, il en est accordé, de droit, au moins une à chaque département.

8. Les préfets écriront à tous les propriétaires de raffineries, pour qu'ils aient à faire leur soumission pour l'établissement desdites fabriques pour la fin de 1812.

A défaut, par les propriétaires de raffineries, d'avoir fait leur soumission au 15 Mars, ou, au plustard, au 15 Avril, ils seront considérés comme ayant renoncé à la préférence qui était accordée.

9. Les licences porteront obligation, pour celui qui les obtiendra, d'établir une fabrique capable de fabriquer au moins dix mille Kilogrammes de sucre brut, de 1812 à 1813.

10. Tout individu qui, ayant reçu une licence, aura effectivement fabriqué au moins dix mille Kilogrammes de sucre brut, provenant de la récolte de 1812 à 1813, aura le privilége et l'assurance, par forme d'encouragement, qu'il ne sera mis aucun octroi ni imposition quelconque sur le produit de la fabrication pendant l'espace de quatre années.

11. Tout individu qui perfectionnerait la fabrication de sucre, de manière à en obtenir une plus grande quantité de la betterave, ou qui inventerait un mode de fabrication plus simple et plus économique, obtiendra une licence pour un plus long terme, avec l'assurance qu'il ne sera mis aucun octroi ni imposition quelconque, pendant la durée de sa licence, sur le produit de sa fabrication.

Titre IV.

Création de quatre fabriques impériales.

12. Quatre fabriques impériales de sucre de betterave seront établies en 1812, par les soins de notre ministre de l'interieur.

13. Ces fabriques seront disposées de manière à fabriquer, avec le produit de la récolte de 1812 à 1813, deux millions de Kilogrammes de sucre brut.

Titre V.

Création d'une fabrique dans le domaine de Rambouillet.

14. L'intendant général de notre couronne fera établir dans notre domaine de Rambouillet, aux fraix et au profit de la couronne, une fabrique de sucre de betterave, pouvant fabriquer vingt mille Kilogrammes de sucre brut, avec le produit de la récolte de 1812 à 1813.

15. Nos ministres sont chargés, chacun en ce qui le concerne, de l'execution du présent décret, qui sera inséré au Bulletin des lois.

NAPOLEON
Pour l'Empereur
Le Ministre Secrétaire d'état Le Comte Daru.

XLI. (pag. 34.)

Paris, le 7 Février 1812.

Le Ministre des Manufactures etc. etc. au Préfet.

Monsieur, j'ai reçu avec votre lettre du 23 janvier dernier, le rapport qui vous a été presenté par M. Schmeltzer, Directeur de la Fabrique de sucre de betterave, que vous avez établie à Trèves. J'ai aussi reçu un Echantillon de la Moscouade qu'il y a obtenue, et un plan descriptif de l'intérieur de l'Etablissement. M. Schmeltzer me paroit posséder les talents propres à bien conduire la fabrication dont vous l'avez chargé. Les moyens qu'il a rapportés de la Silésie, et à l'aide desquels, il opère la cristalisation du Sucre de Betterave en sept ou huit jours, tandis qu'il faut plus de tems pour parvenir au même résultat, en employant les procédés que le ministère a rendus publics, ont fixé particulièrement mon attention, je vais en ordonner l'examen, afin de pouvoir en apprécier le mérite et les avantages.

Veuillez, Monsieur, donner un témoignage de ma satisfaction à M. Schmeltzer, et recevez l'assurance de ma parfaite considération.

Le comte de Sussy.

XLII. (pag. 34.)

Paris, le 14 Avril 1812.

Le Ministre des Manufactures etc. etc. au Préfet.

Monsieur, je vous envoie, ci joint sous les Nos 196, 197 et 198, trois licences que vous m'avez demandées par votre lettre du 3 de ce

mois, pour MM. Charles Louis Schmeltzer, de Trèves, George Christophe Kemps, adjoint au Maire de Meisenheim et Jaques Karker, nég[t] à Sarrbrück, qui désirant de jouir des avantages qu'accorde le Décret Impérial du 15 janvier d[er], se proposent, conformement aux déclarations qu'ils vous ont faites d'entreprendre en grand la fabrication du Sucre de Betterave. Veuillez m'en accuser la réception, et les leur délivrer.

Il sera utile, Monsieur, de donner connaissance, par la voie du journal du Dép[t] de la Sarre, des Licences que M[rs] Schmeltzer, Kemps et Karker ont obtenues. Vous déterminerez ainsi les Cultivateurs à semer de la Betterave dans le voisinage, ou à portée de leurs fabriques, ce qui augmentera l'approvisionnement des matières premières qu'elles pourront employer.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma parfaite Considération

Le comte de Sussy

XLIII. (pag. 26.)

Madame Alland à M[r] Schmeltzer.

treve le 18 avril 1812

Madame alland

prie monsieur Schmelzer davoir la bontee deme dire si vous avez parles a monsieur le prefet consernan les appointement de mon mary comme je vous an avez prie savoir sil me Revien quelque chosse ou non du moin que je sache acois manténire an le faisan vous obligerée infiniment celle qui a lhonneur dEtre avec laplu parfaitte consideration

Monsieur votre devouet servante femme alland

Vous aurai la complaisance de donnée la réponce amonfils

XLIV. (pag. 35.)

Achard au Préfet.

Monsieur le Préfet!

L' intérêt que le plus grand des Monarques prend à la fabrication du sucre de betteraves, et le désir bien naturel que j'ai en qualité d'auteur primitif de cette importante nouvelle branche d'industrie continentale, de pouvoir, soit par la communication des connaissances que j'ai acquises sur cet objet par un travail suivi pendant douze ans, soit par celle des résultats que j'ai obtenus, contribuer tant à faciliter cette fabrication et à la rendre lucrative, qu'a encourager, par le gain considérable qu'elle assure, les personnes qui sont disposées à s'en occuper, sont les motifs, qui m'engagent, Monsieur, à mettre sous vos yeux l'annonce ci jointe, qui renferme une publication de la Regence royale de cette province, basée sur un éxamen officiel, fait par son ordre, des résultats que donne dans mon école, en suivant mes procédés, la

fabrication du sucre des betteraves, par laquelle il est authentiquement avéré, que le sucre de betteraves pourra, même si la moscovade coloniale retomboit aux bas prix où elle était avant la guerre, soutenir, en laissant au fabricateur un gain suffisant, la concurrence avec celle des colonies.

Je me trouverai bien emplement dédommagé des longs traveaux par lesquels je suis parvenu à trouver les différentes méthodes indiquées dans mon annonce, pour extraire avec avantage pécuniaire le sucre des betteraves, si vous jugez Monsieur, les résultats auxquels ils ont conduits, digne de mériter Votre haute attention.

Le Vous prie Monsieur de pardonner la liberté que j'ai osé prendre, et de daiguer agréer les assurances du respect avec lequel j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Préfet!

Cunern près Steinau en Silésie ce 28 Avril 1812

Votre très humble et très obeissant serviteur

Achard

Directenr de la Classe physique

le l'Academie des sciences de Berlin.

XLV. (pag. 29.)

Schmeltzer au Préfet.

Monsieur le Préfet!

Les melasses et les Sirops de Sucre provenant de la fabrique de Sucre de Betteraves établie à St. Agnese n'ayant pas trouvé de faveur près du public de Trèves, je me suis vu forcé, de les convertir en Eau de Vie, pour prévenir leur avarie et en tirer un parti avantageux: Monsieur Nell a bien voulu méttre sa distillerie à ma disposition pour cette opération, et tous les sirops et melasses ont été versés dans des Tonneaux, ou je n'y ai fait ajouter que de l'Eau et du Levain de bière à fin de les faire entrer en fermentation. L'operation avançoit avec succés; lorsque Messieurs les Employés de l'Administration des droits réunis, conformement aux Instructions qu'ils avaient reçues, ont cru devoir interdire la distilation, qui se voit arretée de manière à ce que la matière entrée en fermentation serait absolument perdue, si cette défense n'étoit levée sans Delai.

Les Ordres particuliers transmis à Messieurs les Employés de la Susdite Administration ont sans doute pour but d'empecher toute distilation de Grains, mais ne pouvaient avoir en vue, d'empecher la Distillation des sirops et Melasses provenant de la fabrication du sucre de betteraves, ce genre d'Industrie étant specialement protegé par le Gouvernement. Comme il n'existe aucune Raison plausible pour gêner cette distillation, même dans le cas de la Penurie la plus extrême de Grains, qu'on n'emploie pas à cette operation. J'ai cru Monsieur le Préfet, pouvoir recourir à votre Autorité, pous Vous prier, de Vouloir

bien faire léver la défense de continuer la Distillation ci dessus sauf a vérifier, qu'on n'emploie pas de grains pour cette opération.

Je vous prie de vouloir bien agréer l'hommage de mon très respectueux Dévouement · J. Schmeltzer.

Trèves ce 30 Juni 1812.

XLVI. (pag. 31.)

Schmeltzer au Préfet.

Trèves le 26 Août 1812.

Monsieur le Préfet!

Au désir de votre lettre du 18 de ce mois je m'empresse à vous rendre compte de la Situation de la Fabrique de sucre de Betterave, dont vous m'avez confié la régie:

J'ai eu l'Honneur de vous dire, avant que d'avoir été honoré de votre confiance, que je regardais la conception de Sa Majesté, de substituer un Sucre indigène au Sucre exotique, que la France s'est procuré jusqu'à ce jour en sacrifiant d'immenses capitaux et une Partie de sa Population pour la culture des Isles, comme l'Idee la plus grande et en même temps la plus bienfaisante, qui avait été conçue depuis des siècles pour le Bien-être du Continent européen: dans l'espoir de pouvoir contribuer de mes faibles moyens à l'Execution de ce vaste Plan, j'ai fait le voyage de la Silesie, ou j'avais compté trouver la fabrication du Sucre de Betteraves assez florissante, pour n'avoir qu'á copier les Procédés qui y étaient en usage, pour reussir.

A mon retour de la Silesie Partie de mes Esperances étaient evanouies j'y avois passé 15 jour chez Monsieur Achard, qui en sa qualité d'Inventeur de cette nouvelle Branche d'Industrie m'avait parlé avec Enthousiasme des avantages, que cette fabrication devoit procurer aux Entrepreneurs; mais qui par son Exemple avait dementi tous ses Discours: car je ne vis chez lui que deux mauvais Pressoirs, et deux petites Chaudières dans lesquelles il n'avait fabriqué en 1810 que du Sirop: il m'a beaucoup parlé des Entraves qu'il avait essuyés de la Part du Gouvernement prussien; mais il n'en est pas moins vrai, qu'il avait obtenu du roi un Secours de 120,000 f. et qu'avec cette forte somme il n'était pas parvenu à etablir une fabrique, qui aurait seulement consommé 2000 quint[x] de Betteraves par an: La Fabrique de M. de Koppi avoit été consumée par les flammes dans les premiers jours de Juin 1811, je ne pus donc pas la voir, mais j'ai appris à ne pas pouvoir en douter, que M[r] de Koppi: qui avait depensé 160,000 francs pour l'Etablissement de la fabrique, n'avait dans aucune Année retiré seulement les Interets de son Capital, et qu'il sollicitait au Secours de 48,000 francs à titre de Pret du Gouvernement prussien pour pouvoir soutenir sa fabrique prète à tomber faute de fonds lorsqu'elle a été détruite par les flammes.

La Fabrique que j'ai vu à Schmelwitz était si mal entendu, et si mal dirigée, quoique son Etablissement avait couté au dela de 60000 f. qu'elle ne pouvait donner aucune Jdée avantageuse de cette fabrication. Enfin la petite fabrique de Jndolsbach près Liegnitz m'a paru la seule, dont l'Entrepreneur n'était pas pret de sa ruine, mais on n'y consommait, qu'environ 500 Quint^{x} Métriques de Betteraves par an, elle était donc si insignifiante, qu'on ne pouvait se la proposer pour modele. Cependant M^{r} Achard jaloux de porter sa reputation en France m'a fait concevoir tant et de si belles Esperances, m'a tracé un Plan, d'après lequel toutes les Difficultés devoient disparaitre si bien, que je suis revenu plein d'Espoir, qu'avec la Protection que le Gouvernement accordait en France à cette fabrication, il serait facile, d'établir une fabrique, qui se distinguerait par sa Marche, et qui saurait atteindre desuite au But, de procurer du Sucre au commerce avec un certain bénéfice pour l'Entrepreneur.

Effectivement sur Votre Proposition Son Excellence le Ministre de l'Interieur a daigné accorder 25000 frcs pour l'établissement au Compte du Departement d'une fabrique à Treves; vous m'en avez confié la Direction, et j'ai apporté tous mes soins à l'execution de cette Entreprise. J'ai dû suivre litteralement le Plan, que j'avais concerté avec M. Achard, mais comme j'avais demandé 40000 f^{s} que Son Excellence n'en a accordé que 25000, j'ai dû le modifer, et restreindre la depense autant que possible: circonstance, qui n'a été nullement favorable à cet Etablissement. Je vais en citer un Exemple, pour doubler les Cuves et Pressoirs de maniere à empecher tout contact du Suc avec le Bois j'aurais du me servir de Plomb; par motif d'Economie j'ai cru pouvoir employer le ferblanc; mais celui-ci ne resistant pas à la Pression s'est fendu aux sondures, et a laissé filtrer du Suc qui fermentant entre le Bois et la doublure a pu communiquer cette fermentation au Suc qui s'exprimait par le Travail des Jours suivants, et nuire ainsi à sa cristallisation: D'un autre Coté j'ai été si mal sécondé par les ouvriers de cette ville qui sont très en arriére pour tous les Travaux de ce genre (Verité qui a été reconnue par Sa Majesté Elle même lorsqu'elle a décrété en l'an 13, qu'une Ecole des Arts et metiers serait placée à Treves) qu'il reste encore bien des choses à faire pour le Perfectionnement de la Marche de la fabrication.

Quoiqu'il en soit, je suis parvenu à établir une machine à raper les Betteraves, même par un Cheval au moyen d'un sisteme d'Engrenage, qui serait assez bonne, si le Disque qui ne compte que 18 Lames avec des Intervalles en tôle était composé de 60 à 80 Lames, changement qui deviendra necessaire dès ce qu'on voudra travailler plus en grand, mais qui ne coutera qu'environ 500 francs.

J'avais fait etablir un Pressoir à levier d'après le modele que m'avait donné Monsieur Achard; mais il a été trouvé insuffisant pour la force de la Pression et trop difficile à manier; je devois en avoir cinq de cette Espece, qui auraient occupé 15 ouvriers, j'en ai fait faire quatre autres à vis, qui sont maniés par 3 Ouvriers, mais qui suffisent

à peine à fournir le suc de 20 à 25 Quint^x^ métriques de Betteraves par jour.

Il faudra de toute necessité de nouveaux Pressoirs assez efficaces pour pouvoir exprimer le suc de 100 Quint^x^ par jour: on vante beaucoup les pressoirs hidrauliques qu'on fait à Paris, mais un pareil Pressoir coûteroit de 4 à 5000 francs.

Le Transport qui se fait au moyen d'une pompe du Suc sortant des Pressoirs, et rassemblé dans un petit Bassin doublé de Plomb, dans de grandes Cuves egalement doublées de Plomb, où le Suc était saturé d'Acide sulfurique d'après le Procédé de M. Achard, j'opère avec facilité: quatre chaudieres en Cuivre garnies de robinets etablies sur les foyers suffiraient à clarifier et à evaporer tous les Jours le Suc de 100 quint^s^ metriques de Betteraves, une Etuve établie près de l'attelier, deux vastes Salles servant de Magasin, une Ecurie, un Cour avec un Depot pour la Houille, de très belles caves pour emmagasiner les Betteraves, une Pompe fournissant de l'Eau en quantité suffisante formeraient un très bel Etablissement: et qui serait susceptible d'être porté à un grand Degrés de Perfection, mais les fonds accordés par son Excellence le Ministre de l'Interieure sont insuffisants de beaucoup.

J'estime qu'avec autres 25,000 francs on pourrait perfectionner la Maschine à raper, etablir de nouveaux Pressoirs et se procurer les Chaudieres, ou Bassines, et autres Ustensiles necessaires, pour travailler sur 100 quint^x^ de Betteraves par Jour, qui à raison de 2 P% devraient fournir journellement 2 quint^x^ métriques de Moscouade.

Mais avant que de pouvoir atteindre à ce But, de nouvelles Difficultés resteraient à vaincre, qu'il est de mon Devoir de Vous faire connoitre. Pour la fabrication de l'Hiver dernier j'avais rassemblé environ 1000 quint^x^ metriques de Betteraves, telles qu'on les cultivait dans ce Departement: l'Espece à Ecorce rouge et chair blanche connue sous le nom de Disette composait presqu'en entier cette Provision, mes operations executées avec Exactitude d'après le Procédés de M^r^ Achard m'ont fourni à la Verité un Sirop parfaitement limpide (conservant toutefois un gout un peu acre, peut être à cause de la quantité d'Acide, qui entre dans son Procédé) mais il ne m'a jamais été possible, d'obtenir le grain par la troisieme cuisson du Suc, tel, qu'on m'avait assuré qu'on l'obtenait dans la fabrique de Indolsbach: tous les Essais que j'ai faits à ce sujet ont été infructueux: concentrant les Sirops au degrés, que m'avait indiqué M^r^ Achard, je n'ai obtenu qu'une matiere thérebentinacée gluante, et refusant absolument de cristaliser: concentrant moins j'ai obtenue des cristaux dans l'Etuve tant en versant ce Sirop dans des Vergoises ou batardes, qu'en des cristalisoirs par le moyen de la cristalisation lente ou reguliere: mais quels ont été les resultats de ma fabrication? j'ai Honte de le dire: 1000 quint^x^ metriques de Betteraves n'ont fourni que 150 Kilogrammes de Moscouade, encore n'est elle pas seche, et le Sirop ou la Melasse en degoulent (?) toujours: les Sirops qui en suivant litteralement les Instructions de M^r^ Achard: ont été trop concentrés, et qui ont refusé de cristalliser ont été recuits à l'Eau

de Chaux, et clarifiés au Sang de Boeuf, mais plus je les ai travaillés, moins ils ont voulu cristaliser, et j'ai été reduit à les envoyer tous à la Distillerie de Mr Nell, pour les convertir en Eau de Vie; les Cuves remplies de ce Sirop avec Addition d'une quantité de Levain de bierre étaient en plaine fermentation lorsque pour l'execution du Decret impérial de . . . les scellés ont été apposés aux Alambics de manière que je n'ai obtenu que 300 littres d'Eau de Vie à 19 Degrès de tous ces Sirops, le reste ayant été gaté faute de pouvoir continuer leur Distillation.

D'après ce qu'a dit Charles Desrones dans le moniteur du 8 Avrill 1812 No. 99[1]); j'ai renoncé à l'Espoir de faire cristaliser le sirop provenant des Betteraves dites Disettes, et j'en ai fabriqué un sirop concentré à 40 Degrés, pour le faire vendre en remplacement des sirops de sucre usités dans le commerce, je les ai fait offrir à 28 sols les 5 Hectogrammes, et quoique ces sirops eussent eu un très bon gout, le marchand, que j'avais chargé de leur vente n'est parvenu qu'à placer 94 Kilogrammes, qui ont produit 235 francs:

Voila donc le resultat d'environ 35,000 francs, qui ont été employés cette année pour l'etablissement et le travail de la fabrication de 1000 quintx métriques de Betteraves dont l'Achat seul a couté 2000 francs; savoir

	fr.	c.
150 Kilogrammes de Mosconades à 4 francs le Kilogramm	600.	—
300 littres d'Eau de Vie à 75 cent. le litre	225.	—
94 Kilogr. de sirops vendus, deduction faite des 12 P. % alloués au marchand pour le Debit	235.	—
	= 1060.	—

Certes un tel resultat n'est pas encourageant; cependant je ne renonce pas à l'Espoir, de reussir avec une Espece de Betterave plus riche en sucre: j'ai cultivé cette année la Betterave blanche dont M. Achard m'a fourni la semence, la recolte en promet beaucoup: et pourvu que cette Espece fournisse 2 P. % de Mosconade en suivant le Procédé de Bonmatin, que je crois préférable à celui indiqué par M. Achard, elle recompenserait amplement des frais de la fabrication, mais je n'ai distribué qu'environ 25 Kilogrammes de graines de la semence de silesie, je pourrai donc obtenir auplus 1000 quintx de Betteraves blanches pour la fabrication de l'Hiver prochain; ce ne sera qu'en automne de 1813 que les fortes graines de cette Espece de Betteraves, que j'aurai soin de reserver pour cette destination, me fourniront une quantité de graines assez considerable, pour pouvoir esperer une recolte plus abondante: ce n'est donc qu'en l'an 1814, que la fabrication pourra être portée à l'emploi d'environ 6000 quintx metriques

[1]) Extrait du Moniteur du 8 Avrill 1812: il parait que l'Espece connue sous le nom de Betterave champetre ou racine de Disette, dont la Peau est d'un beau rouge foncé, la Pulpe interieure blanche ou legerement veinée de rouge, qui sort presqu'entierement de terre, ne fournit que très peu de sucre cristallisable, c'est du moins le resultat obtenu cette année en France par divers manufacturiers.

de Betteraves blanches, si toutefois on reconnaitra par les Essais qu'on fera cet Hiver, que cette Espece de Betteraves est aussi riche en sucre que M[r] Achard a voulu me le persuader: il pretend qu'elle fournit $4^1/_2$ P. % de Moscouade.

A quoi servirait de faire cette année Provision de la Betterave de l'Espece des Disettes cultivée dans ce Pais? elle refuse de cristalliser, et le Public ne veut pas des sirops, qui en ont été fabriqués: cependant comme il serait possible, qu'en suivant le Procedé de Bonmatin on parviendrait à obtenir 2 P. % de Moscouade de cette Espece de Betteraves, je pourrais faire encore un Essai avec 25 Quint[x] de ces racines: il me parait demontré, que le Procedé de Bonmatin, tel que son Excellence le Ministre a eu la bonté de la faire connaitre au Public, est infiniment superieur à celui de Mr. Achard, tant à raison de la moindre quantité d'Acide qu'il emploie, qu'à cause de sa methode qui est celle employée dans les raffineries de sucre des Indes, et qui à ce que je crois doit être la même, que celle employée par M[rs] Hammer et Placke de Magdebourg: les derniers ont élevé des fabriques très etendues avec les secours que leur a fourni le Gouvernement du royaume de Westphalie, on assure qu'ils ont obtenu des succés décidés; ils ont fait Part de leur Methode à Monsieur le Duc de Reggio, qui par suite de ces renseignemens fait changer totalement l'Etablissement de sa fabrique de Bar le Duc; il en a confié la Direction à son secretaire, jeune Homme qui a assisté aux Travaux de la Fabrication de Magdebourg, mais qui fait mistère de ce qu'il y a appris: il serait fort à desirer, que Son Excellence le Ministre du Commerce veuille bien faire comparer la Methode suivie à Magdebourg avec celle de M[r] Bonmatin, les premiers attribuant leurs succés principalement à la Disposition de leurs feux: quoi qu'il en soit, si par l'un ou l'autre de ces Procedés il était possible d'obtenir 2 P. % de Moscouade de la Betterave dite Disette, il me serait facile de rassembler cet automne plus de Betteraves, que la fabrique de Trèves dans son état actuel ne pourrait consommer: s'il en etait autrement il conviendrait peutètre, de demander des graines de la Betterave blanche à M[r] Achard pour les semis de l'année prochaine: car je sais par M. Pichancourt, fabriquant à Rustroff près Sierck, que de 300 Kilogrammes de graines envoyées par son Excellence le Ministre du Commerce et distribuées aux cultivateurs de deux arrondissemens du Departement de la Moselle, on ne recoltera presque rien cette année: tandis que les graines, que j'ai obtenues de Mr. Achard au Prix de 6 f. 46 c. le Kilogramme tous frais compris, ont levées, et promettent une recolte abondante de Betteraves blanches:

Ces apperçus ne sont pas brillans, et je crains fort, qu'ils repondront peu à l'Impatience, que temoigne le Gouvernement, de voir la fabrication de sucre indigène en pleine activité: mais je ne vois aucune Possibilité d'aller plus vite avec les fonds modiques, que vous avez pu accorder à cet objet; encore sera-t-il necessaire d'en affecter de nouveaux au soutien de la fabrique; à moins que vous ne prenniez la Determination, de donner cet Etablissement à bail: mais ici je dois

vous avouer mes craintes, qu'en voulant affermer presentement, vous ne trouviez aucun Amateur, qui voudrait prendre à Bail: j'ai fait nombre de Demarches pour former une association qui pourvue de la Licence qui a été accordée à mon frère, et prenant á Bail l'Etablissement tel qu'il existe, aurait fait les fonds necessaires, pour continuer cette fabrication: j'y aurais contribué aussi que mon frère chacun pour une Action; notre fortune ne nous permettant pas, de nous charger seuls d'une Entreprise aussi considerable, mais par suite même des Essais que j'ai faits l'Hiver dernier avec les Betteraves du Pais, et qui n'ont pas presenté des resultats encourageants; tout le monde a repondu negativement à mes sollicitations: si vous n'étiez pas plus heureux, en voulant affermer la fabrique, je pense qu'il faudrait se borner à faire faire l'hiver prochain des Essais avec la Betterave blanche de Silesie, en m'adjoignant M. Nell Eleve du Departement sortant de l'école de Wachenheim, et en nous autorisant à faire acquisition des Ustensiles necessaires pour suivre le Procédé de Bonmatin; que je crois preferable à celui de M. Achard:

Dés ce que nous aurons reussi à produire 2 Kilogrammes de moscouade par quintal metrique de Betterave, je ne serai pas en Peine, pour trouver des Associés, qui se chargeront de la fabrication: jusque la il faudra de toute necessité affecter de nouveaux fonds à cet Etablissement à moins de vouloir le laisser tomber absolument, et de consentir à faire vendre à vil prix les Chaudieres et Ustensiles pour de leur Produit payer les Ouvriers dont les memoires restent à acquitter: cette Assertion sera prouvée par l'extrait du Registre des Recettes et Depenses concernant la fabrique, que j'ai l'honneur de joindre à la presente.

Veuillez aggréer l'Hommage de mon très respectueux Devouement.

J. Schmeltzer.

XLVII. (pag. 36.)

J. Schmeltzer au Préfet.

Monsieur le Préfet!

L'annonce inserée dans le Journal du Departement concernant la Location de la fabrique établie au frais du Departement dans le couvent de Ste Agnese à Treves pourrait faire croire, que je desespère du Succès de la fabrication du Sucre de Betteraves, et influer desavantageusement sur la Location: je déclare donc, que c'est uniquement à raison de l'Insuffisance de ma fortune, que je n'ose me charger seul de cette Entreprise à mes Risques et Perils; et que je suis pret à prendre une Action de trois milles francs pour la continuation de fabrication, si une association pouvait se former à cet Effet.

Je vous prie de vouloir bien aggréer L'Hommage de mon très respectueux Devouement J. Schmeltzer.

Treves 1 3 Septembre 1812.

XLVIII. (pag. 36.)

Paris, le 2 Octobre 1812.

Le Ministre des Manufactures etc. au Préfet.

Monsieur, j'ai reçu la lettre que vous m'avez écrite, le 21 septembre, en réponse aux questions que je vous avais adressées sur la Culture de la betterave, et la fabrication du Sucre, dans le Dép[t] de la Sarre. Elle était accompagnée d'un rapport sur la situation actuelle de la fabrique, qui a été établie à Tréves, au compte du Dép[ent], sous Direction de M. Schmeltzer. Il parait que les résultats qu'il a obtenus, n'ont pas été satisfaisants, ce qui a empèché de trouver à louer la fabrique, quoiqu'elle ait été offert à des conditions avantageuses. Le Directeur de cet établissement, qui a constamment opéré d'après la methode de M. Achard, sur l'espèce de betterave, appellée *racine de disète,* pense qu'en employant le procédé du S[r] Bonmatin, au-quel il donne la préference, et en opérant sur des betteraves plus sucrées, on obtiendroit plus de succés; il propose en conséq[ce] de faire l'aquisition des ustensiles necéssaires pour essayer ce procédé.

Je ne puis rien décider, monsieur, rélativement à cet objet, que vous ne m'ayez fourni des renseignements plus précis sur les moyens de soutenir l'établissement de Trèves; il est nécessaire que vous me fassiez connaitre si les fonds qui vous ont été accordés par son Ex. le Ministre de l'intérieur, sont épuisés entièrement, où s'il en reste encore assez pour essayer les procédés du S[r] Bonmatin: s'il n'en reste plus, vous m'adresserez un état de ce que les essais pourraient couter en bornant la dépense au plus strict nécessaire.

Recevez l'assurance de ma parfaite considération.

Le Comte de Sussy.

XLIX. (pag. 36.)

Le Préfet aux Maires.

Du 18 Novembre 1812.

J'ai l'honneur de vous prévenir Mrs. que la fabrique de sucre de Betteraves établie à Trèves, est déja suffisamment pourvue de ces racines et qu'ainsi vous pouvez dispôser de celles qui ont été récoltées cette année pour le compte des communes de votre ressort.

Je vous préviens aussi que M. Reverchon avec le quel vous traiterez directement pour le prix et qui demeure rue du pont à Trèves est chargé de faire recevoir et de payer comptant les Betteraves qui lui seront livrées pour la fabrique de M. Villeroy de Vaudrevange.

Cette indication vous met à même de tirer de ces racines un produit avantageux pour les communes propriétaires. Mais il importe que les ventes aient lieu dans le moindre délai possible. Vous en verserez le prix dans les caisses communales y ayant droit, et vous aurez soins de me rendre compte du résultat de ces dispositions.

Bruneteau de St. Susanne.

L. (pag. 36.)

Le Ministre des Manufactures etc. au Préfet.

Paris le 18. décembre 1812.

Monsieur, j'ai jugé convenable d'envoyer Mr Bonmatin dans un grand nombre de Sucreries, il n'y va pas comme inspecteur, ni en qualité de commissaire; le but du voyage qu'il entreprend par mon ordre, est uniquement de le mettre à portée d'aider les fabricants de son experience, de ses lumières et de ses conseils, et de leur enseigner la pratique du procédé de fabrication qu'il a découvert, s'ils ne la connoissent pas: c'est en un mot, de leur donner sur tout ce qui concerne l'extraction du Sucre de betteraves, les renseignements qu'ils pourront lui demander.

Ainsi sa mission étant toute entière dans leur intérêt, ils s'empresseront de l'accueillir.

Je l'ai chargé spécialement de voir, à Trèves, la Sucrerie que vous y avez formée, l'année dernière, aux frais de diverses Communes du Dépt de la Sarre, et qui, d'après le rapport joint à votre lettre du 8 octobre a interrompu ses travaux. Le Directeur, Mr Schmeltzer, lui procurera les ustensiles propres à y faire une opération sur l'extraction du sucre de betteraves, c'est en sa présence qu'elle aura lieu, et vous pourrez y appeller tous ceux qui desireroient d'en connoitre les résultats; je vous recommande surtout d'y inviter Mr Kems Entrepreneur de la fabrique de Meisenheim, et Mr Karker Entrepreneur de celle de Sarrebruck: ils y assisteront, s'ils le jugent convenable, et si la distance qui les sépare de Trèves, leur permet d'y assister.

Les instructions que Mr Bonmatin donnera sur la théorie et la pratique de la fabrication du Sucre de betteraves, vous faciliteront les moyens d'exécuter le projet de Mr Schmeltzer, que vous m'avez transmis, et qui consiste à réunir dix personnes lesquelles, en faisant chacune un fonds de mille francs, remettroient en activité la Sucrerie de Trèves. Elles n'auroient pas à craindre un défaut de succès, comme en 1811, puisqu'il ne s'agiroit plus que d'exécuter se qui auroit été mis en action sous leurs yeux. Je compte Monsieur, sur tout votre zèle à cet egard.

Il est vraisemblable que Mr Bonmatin sera rendu à Treves, dans les derniers jours de ce mois. Vous serez instruit, par lui même, du jour précis de son arrivée; il vous écrira à cet effet du Dépt des Forèts. Dès que vous en aurez connoissance, vous voudrez bien ordonner les dispositions nécessaires pour l'opération qu'il fera dans le Chef-lieu de votre Département.

Recevez l'assurance de ma parfaite considération.

Le Comte de Sussy.

LI. (pag. 37.)

Avis.

Trèves le 5 Janvier 1813.

Le Préfet du Departement de la Sarre Baron de l'Empire, prévient le public que Mr. Bonmatin, chargé par S. E. le Ministre des Manufactures et du Commerce d'effectuer à Trèves les expériences de ses nouveaux procédés pour la fabrication du sucre de betteraves, arrivera demain dans cette ville et commencera de suite les opérations à la fabrique établie dans l'ancien couvent de Sainte-Agnèse.

Toutes les personnes qui désireraient étudier les procédés qu'il emploie seront admises.

LII. (pag. 37.)

Trèves le 25 janvier 1813

Le Préfet au Ministre des Manufactures etc.

Monseigneur,

J'ai l'honneur de vous transmettre ci-joint le rapport de M. Schmelzer sur les experiences qui ont été faites à Trèves par M. Bonmatin concernant l'extraction du sucre de Betteraves. Les opérations ont eu lieu en présence d'un grand nombre de spectateurs et le sirop obtenu a été trouvé limpide et sans mauvais gout. Cependant le sucre et la melasse sont à peu de chose près les mêmes en quantité et qualité ce qui tient peutêtre en partie au court séjour de M. Bonmatin à Trèves celui-ci n'ayant pu laisser entre la cuite du sirop et celle du sucre l'intervalle qui paroit nécessaire. Quoiqu'il en soit il est du moins certain, que M. Schmelzer n'a pu se procurer d'associés, qu'il ne peut par conséquent continuer que des essais en petit pour son propre compte; que d'ailleurs il est aussi impossible de faire aux frais des communes l'acquisition de nouvelles machines, qu'il est nécessaire d'acquitter ce qui reste dû aux ouvriers pour la confection des anciennes; il est donc indispensable de mettre en vente le fonds de la fabrique de Trèves pour du produit payer ce qu'elle doit et rembourser avec l'excédent celles des communes qui sont le moins en état de supporter la perte de leurs avances.

Il est ce me semble bien démontré que ce nouveau genre d'industrie a encore besoin, pour prosperer des tatonnements de l'experience, qu'il lui faut du temps et de l'argent et qu'ainsi ce qu'on peut faire de mieux est d'en laisser le soin aux fabricans, sauf a donner à ceux-ci les encouragements et les facilités qui paroitront convenables.

Daignez agréer l'assurance du respect avec lequel je suis,

Monseigneur

Bruneteau de Ste Susanne.

LIII. (pag. 37.)

Schmeltzer au Préfet.

Trèves le 19 Fevrier 1813.

Le Regisseur de la Fabrique de Sucre de Betteraves établie à Treves à Monsieur le Préfet du Departement de la Sarre, Baron de l'Empire.

Monsieur le Préfet!

Le Rapport, que j'ai eu l'Honneur de Vous faire le 7 Janvier dernier sur la fabrique de sucre de Betteraves établie en cette ville, se ressentoit du Decouragement, que les arrets prononcés par M^r^ Bonmatin concernant cette fabrique avaient dû m'inspirer. A l'entendre aucun des Ustensiles de cette Fabrique ne pouvait être conservé, je n'étais pas tenté de recommencer après deux années de Peines et de Labeurs. Mais dans le voyage que j'ai fait avec M. Bonmatin à Creuznach et à Mayence, j'ai acquis la Conviction que ses Decisions n'étaient pas rendues en dernier ressort: Je passe condamnation pour la machine à rapper et pour les Pressoirs, qui doivent necessairement être remplacées, aussi en avais-je fait la remarque depuis longtems: mais s'il s'est ecrié sur la capacité et la forme carrée des Chaudieres, il a eu bien d'autres sujets de Plainte à Mayence, où on a trouvé des Chaudières contenant 2000 Lit: desquelles cependant M^r^ Amtmann fait sortir du sucre parfaitement cristalisé; j'ai dont repris courage, et les Essais, auxquels je me suis livré, m'ont fait voir, qui il y avait bien des choses à conserver dans la Fabrique de Treves, et notamment, que les Chaudières ne laissaient rien à desirer, mais le jugement que M^r^ Bonmatin a porté de cet Etablissement comme de tout le monde, je prevois, qu'en mettant la fabrique au vente, il faudrait la donner a vil Prix. Dans cette circonstance je me suis decidé à faire un Effort extraordinaire pour sauver l'Honueur de cet Etablissement. J'ai determiné le plus jeune de mes freres, controleur de Ville de l'administration des Droits reunis de Wesel à renoncer à son Employ, et à s'addonner à la fabrication du sucre de Betteraves à Treves: J'ai l'Honneur de vous presenter sa Soumission, j'ose vous prier, d'observer qu'il ne pourra pas donner une grande Extension à la fabrication l'année prochaine, par l'Impossibilité de se procurer des Betteraves blanches, celles du Pais connues sous le nom de Disette ne fournissant qu'un très mauvais Sirop comparativement aux premieres: mois je recueillerai cette année assez de graines, pour pouvoir cultiver l'année suivante jusqu'à 50 000 Kilogrammes de Betteraves de l'espèce de Silesie: je Vous supplie encore, de vouloir bien stimuler le Zele des Maires, et des Cultivateurs, afin que le fabricant puisse se procurer l'année prochaine les Betteraves necessaires ce qui a été la chose impossible cette année à raison de la rareté des fourrages.

J'ose ajouter, que le Moyen le plus sur de faire prospérer la fabrication du sucre de Betteraves dans ce Departement, ou jusqu'a ce jour j'ai été son seul Partisan, sera de contribuer à faire fleurir la

fabrique, et à seconder les Efforts d'une Famille qui seule a voulu se livrer à cette fabrication dans la ville de Treves jusqu'à ce Jour, et qui n'est pas très favorisée du Coté de la Fortune.

Je Vous prie de vouloir bien aggreer l'Hommage de mon très respectueux Devouement.

J. Schmeltzer.

LIV. (pag. 38.)

Soumission.

A Monsieur le Prefet de la Sarre, Baron de l'Empire, par laquelle Charles Philippe Schmeltzer pres[t] Controleur de la Ville des Droits reunis à Wesel s'engage à prendre à bail l'Etablissement de la fabrique de Sucre de Betteraves existant dans l'Eglise de S[te] Agnese a Treves, sous les Charges, Clauses et Conditions suivantes.

1. Le soumissionaire reçevra la Fabrique d'après Inventaire qui sera dressé des machines, Chaudieres et Ustensiles qui la composent: il en sera fait une Description pour constater leur Etat actuel: le Preneur s'engage à les rendre à l'Expiration de son Bail en bon Etat de reparation et propres à servir à la continuation de la fabrication, sans néanmoins être responsable des Détériorations, qui proviendraient de l'usage, qu'il sera dans le cas de faire de ces Machines, Chaudieres et Ustensiles:

2. L'Experience ayant prouvé, que le Disque destiné à triturer les Betteraves remplit mal sa Destination, le Preneur est autorisé à le faire remplacer par un meilleur Disque semblable à celui établi dans la fabrique de Mr. Rueb à Mayence, et à faire perfectionner la machine, qui luy imprime le Mouvement de rotation, il sera tenu compte au Preneur des frais que ces améliorátions exigeront.

3 Les nouveaux Pressoirs, que le Preneur est dans la Necessité de se procurer, resteront sa Propriété, il en est de même des nouvelles Chaudieres, et generalement tous les nouveaux Ustentiles, qu'il devra se procurer à ses frais.

4 La Durée du present Bail sera de quatre ans, qui commenceront au 30 Juillet prochain pour finir à pareil jour de l'an 1817. Le Preneur succedera aux Droits et Obligations resultant du bail passé entre la Commission des Hospices et le Directeur de la fabrique en date du 29 Juillet 1811, cependant il ne pourra pas être astreint à retablir un Plancher ou Plafond dans l'eglise en remplacement de la Voute qui a du être demolie attendu qu'on pourra abandonner à l'Expiration du bail à la Commission des Hospices ces Ecuries nouvellement construites en Compensation de cette charge. Monsieur le Prefet promet d'interposer ses bons offices pour faire accorder au Preneur au 29. Juillet 1814 un nouveau bail de trois ans par la dite Commission.

5. Tous les Ustensiles reconnus inutiles par le changement survenu dans la methode de travailler, celle de Bonmatin ayant été substituée à celle d'Achard, seront rendus au Profit de l'Etablissement

avant la remise de la fabrique. Quant aux Effets fragiles et de peu de Valeur, tels que cuilleres de fer blanc, Areometres, Thermometres, vieux filtres, torchons, Linges, vieux Sacs de toile de ficelle, Pots et Ecuelles de terre, le Preneur pourra les garder sur une Estimation à faire contradictoirement, en payant leur valeur, ou les faire comprendre dans la vente ci dessus: les Provisions qui restent à la fabrique en Houille, Craie, et vieux bois seront egalement estimées, le Preneur en payera la Valeur, et ne sera pas tenu à les representer à l'espiration de son bail.

6. Le Preneur s'engage à payer pour le prix du bail une Somme de mille francs par an: Sur ce prix il fera l'avance des Sommes, qui pourraient être necessaire pour solder tous les memoires restant dus par l'Etablissement, sauf à retenir ses avances sur les Termes de son bail:

7. Il ne sera pas tenu de fournir d'autre caution, que l'Obligation solidaire, que contracte avec luy son frere Jaques Chretien Schmeltzer dem[t] à Treves, qui garantit au moyen de sa Signature l'accomplissement des Conditions qui precedent, et aux quelles il ne pourra être donné d'Extension au detriment du Preneur et de sa caution.

Fait à Treves ce 19 Fevrier 1813.

Pour Charles Philippe Schmeltzer sa mere, qui se porte fort de son Consentement.

Schmeltzer veuve née Roth.

J. Schmeltzer (Comme Caution Solidaire).

LV. (pag. 38.)

Schmelzer au Préfet.

Treves le 23 fevrier 1813.

Monsieur le Prefet!

Etant decidé à faire tous mes Efforts pour continuer la fabrication du Sucre de Betteraves, qui pourra devenir si importante par la suite pour le Departement, j'ose Vous prier, de vouloir bien me faire seconder par les cultivateurs qui n'ont pas augmenté la culture de cette racine de maniere, à ce qu'on puisse s'en procurer les quantités necessaires à la fabrication du sucre. Il serait inutile à mon Avis, de faire cultiver des Betteraves dans des cantons eloignés de plus de 4 à 5 lieues de l'etablissement de la Fabrique, le transport des Betteraves etant trop couteux dès ce qu'il doit se faire à de plus grandes Distances: mais si la Betterave n'était pas plus generalement cultivé dans les Communes qui avoisinent Treves, la Fabrique tomberait necessairement faute de pouvoir se procurer les matieres premieres necessaires à l'alimenter. Je joins à la presente l'Etat des mairies et des communes les plus avantageusement situées pour alimenter la fabrique; pourvu que 30 Hectares soient ensemencées en Betteraves, elles fourniraient au besoin de la consommation de la fabrique que j'espere pouvoir porter à 5,000 Quint[x] metriques pendant l'hiver de 1813 à 1814.

On pourrait enjoindre aux Communes, d'affecter une certaine quantité de Terrain à cette culture, et les prevenir que des Commissaires seront chargés de constater dans le Cours de 1813, si elles auront satisfait à l'Injonction de cultiver la Betterave, faute de quoi on les acheterait à leurs frais dans des Communes plus éloignées du Chef lieu. Je joins à la presente un Projet de repartition entre les Communes des quantités, qu'elles pourraient cultiver en Betteraves; Jl serait encore bon de les informer que je recevrai jusqu'à 5000 quint[x] métriques le Betteraves et que j'en payerai la valeur argent comptant l'automne prochain; j'offre un quart en sus du Prix des Betteraves rouges pour les Betteraves blanches et je donnerai des graines aux cultivateurs, qui en manqueraient, au Prix Courrant du Païs Je Vous prie, monsieur le Préfet! de vouloir bien aggréer l'Hommage de mon très respectueux Dévouement.

J. Schmeltzer.

LVI. (pag. 39.)

Schmeltzer au Préfet.

Treves le 2 Septembre 1813.

Monsieur le Préfet,

Le Retard que j'ai mis à repondre à la Demande, que Vous m'avez addressée par suite de la Lettre de Monsieur le Conseiller d'Etat Directeur g[al] de la Comptabilité des Communes du 26 Mai dernier, est du à l'Incertitude dans laquelle j'étais moimême sur la Possibilité de pouvoir continuer et soutenir la fabrication de sucre de Betteraves.

En faisant ma Soumission le 19 fevrier dernier, de prendre à bail la fabrique etablie à Treves, j'avais esperé parvenir à inspirer ma confiance à quelques Particuliers riches de cette Ville, qui étaient entrés en Pourparler avec moi pour continuer cette Entreprise en société; mais les Evenemens politiques, les apparences d'une Paix generale qui leur faisaient apprehendre un Traité de commerce avec l'Angleterre, qui ruinerait les fabriques, et surtout la Loy du 20 Mars dernier, qui leur a ouvert un nouveau Champ pour leurs Speculations, ont fait disparaitre mes Associés, et malgré toutes les Demarches, que je n'ai cessé de faire auprés d'eux, je n'ai pu en determiner aucun à se livrer à une Industrie, dont ils persistent à regarder le succès comme incertain: je reste donc abandonné à mes propres forçes: à l'époque de ma Soumission j'etais en marché pour la Vente d'une ferme, dont je voulois consacrer le Produit à cette Entreprise: la Loi du 20 Mars a encore fait disparaitre mes acquereurs qui preferent d'acheter des Biens des Communes, et d'en payer le Prix avec des Bons de la Caisse d'Amortissement.

En dernière Analise je reste seul pour faire marcher cette fabrique, et je n'ai pas assez de fortune pour soutenir une Entrprise qui ne peut reussir qu'autant qu'on y affectera des fonds suffisans. Dans cette Position ce serait courir à ma ruine certaine que de vouloir entreprendre ce qu'il faudrait abandonner faute de Moyens à la moitié de ma Course

et je dois differer forcement l'Execution d'un Projet, qui n'a cessé de m'occuper depuis plus de deux ans, sauf à le reprendre, lorsque les circonstances deviendront plus favorables.

C'est à Vous, Monsieur le Préfet! à determiner ce qui doit ètre fait avec les Ustensiles de cette fabrique, j'en estime la Valeur à plus de 20,000 francs, cependant cette valeur sera diminuée de plus de trois quarts, si ces objets sont aliénés pour recevoir une autre Destination. Je suis pret à les remettre à qui Vous l'ordonnerez, et je vous prie de vouloir bien me prescrire le mode d'après lequel je dois rendre compte de ma gestion.

Veuillez aggreer l'Hommage du respectueux Devouement avec lequel j'ai l'Honneur d'être

Monsieur le Préfet!

Votre très humble et très obeissant serviteur.

J. Schmeltzer.

LVII. (pag. 39.)

Schmeltzer au Préfet.

Treves le 18 Septembre 1813.

Monsieur le Préfet!

En vous remettant le 2 de ce Mois mon acte de Renonciation à l'Entreprise de faire marcher la fabrication du Sucre de Betteraves, vous avez refusé de l'accepter, et vous m'avez donné de nouveaux Encourragemens en me promettant de me seconder, à l'effet de determiner quelque Particulier riche de cette ville à soutenir cet Etablissement. Vos Efforts viennent d'être courronnés de Succès, et j'ai la satisfaction de pouvoir vous annoncer, que Monsieur Nell Exmembre du Corps législatif Banquier à Treves a consenti à s'associer à cette Entreprise.

Toutes mes Demonstrations n'ont cependant pas suffi à vaincre tous ses Scrupules, et il insiste à ajouter à la Soumission que vous a presentée mon frère le 19 février dernier une clause portant faculté de resilier avant le 1 Aout 1814, qui pourrait être ainsi conçue:

Dans le cas ou par les resultats des Travaux de l'Hiver 1813 à 1814 le soumissionnaire aurait acquis la conviction, que la fabrication ne saurait être continuée sans Perte, il luy sera libre de renoncer à son Bail avant le 1 Aout 1814, cette renonciation arrivant il sera remboursé sur le prix de Vente des Utensiles de la fabrique des avances qu'il fera pour le Payement des Dettes restant actuellement à l'établissement.

J'espere bien pouvoir convaincre Monsieur Nell dans le cours de cette année, que sa crainte a été chimérique mais comme c'est luy qui fournira à cet Etablissement la majeure Partie de l'Aliment, dont il a besoin j'ose Vous prier, de vouloir ajouter la Clause surmentionnée à l'acceptation de la soumission.

Je repete encore la Prière contenue dans ma lettre du 2 Septembre dernier, de vouloir bien me prescrire le mode d'après lequel je devrai

rendre compte de ma gestion, qui finira avec la remise des objets restant à la fabrique, qui sera faite à la nouvelle association.

Je vous prie de vouloir bien aggreer l'Hommage de mon très respectueux Devouement.

J. Schmeltzer.

LVIII. (pag. 39.)

Treves le 18 Septembre 1813.

Le Préfet au Conseiller d'Etat, Directeur général de la comptabilité de communes et des hospices, Baron de l'Empire.

Monsieur le Baron.

Le retard que j'ai mis à repondre à la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 26 Mai dernier, rélativement à la fabrique de sucre de betteraves établie à Trêves, est dû a l'incertitude que le Sieur Schmelzer m'avait témoignée sur la possibilité de pouvoir remplir avec ses propres moyens, les engagements qu'il a contractés, par sa soumission du 19 février, laquelle vous a été communiquée par son Excellence le Ministre du Commerce.

Enfin après bien des démarches faites en vain près de divers particuliers aisés, M. Schmelzer est parvenu à déterminer M. Nell, membre du Corps législatif, Banquier à Trêves à s'associer à cette entreprise, mais sous condition qu'il serait ajouté à la soumission du 19 Février la clause suivante.

„Dans le cas où par les résultats des travaux de l'hiver de 1813 à 1814 le soumissionnaire aurait acquis la conviction que la fabrication ne saurait être continuée sans perte, il lui sera libre de renoncer à son bail avant le 1er août 1814 Cette rénonciation arrivant, il sera remboursé sur le prix de vente des ustensiles de la fabrique, des avances qu'il fera pour le payement des dettes restant actuellement à l'établissement."

Ces dettes s'élévent à la somme de 5000 F. environ. Je ne vois aucune espèce d'inconvenient à accéder à cette proposition puisqu'elle n'exige aucune nouvelle dépense de la part des Communes et qu'elle peut avoir pour résultat le remboursement d'une partie des avances qu'elles ont faites à ce sujet; et d'un autre côté de favoriser la fabrication du Sucre de betteraves à laquelle le Gouvernement attache beaucoup d'importance.

L'établissement dont il s'agit est placé dans un cidevant couvent cédé par Sa Majesté aux hospices de Trêves, la totalité des batimens peut être évaluée de 20,000 à 25,000 F. et la partie occupée par la fabrique de Sucre de Betteraves de 7 à 8 mille francs.

On estime les ustensiles de cette fabrique à une valeur de vingt mille Francs Mais ils perdraient les trois quarts de cette valeur s'ils étaient aliénés par une autre déstination, attendu que les amateurs

n'envisageraient pas le prix de la matière qui les compose, cette circonstance est encore un motif de plus pour accepter la soumission du 19. février, avec la clause cy dessus rappelée, puisque ces ustensiles continuant à servir à l'usage pour lequel ils ont été achetés conserveront une valeur bien supérieure à celle qu'on en obtiendrait, en les aliénant, et dans le cas où les soumissionnaires renonceraient à leur entreprise dans un an, ces objets pourraient encore être vendus avec le même avantage qu'aujord'hui.

J'ai l'honneur de vous adresser l'Etat nominatif des mairies qui ont contribué aux frais de cet établissement, avec l'indication des sommes avancées par chacune d'elles.

Daignez agréer l'assurance du respect avec lequel je suis

Monsieur le Baron

Votre très humble et très obeissant serviteur.

Brunetau de S[te] Susanne.

LIX. (pag. 39.)

Schmeltzer au Préfet!

Monsieur le Baron!

Depuis la Communication que Vous avez bien voulu me donner de la Lettre de Monsieur le Conseiller d'Etat Directeur Général de la Comptabilité des Communes du 12 Octobre dernier, portant Approbation de la Soûmission faite le 19 fevrier 1813 par mon frère Charles Philippe Schmeltzer, alors Controleur de Ville de l'Adm[on] des Droits reunis à Wesel, afin de prendre à baïl la fabrique de Sucre de betteraves établie à Trèves, Entreprise à la quelle s'était associé Mr. Nell membre du Corps legislatif, je n'ai cessé de presser la remise entre les mains des nouveaux Societaires, de tous les Objets qui appartiennent à la fabrique.

Mais les bruits allarmants, qui ont précédé le retour de nos Armées, et leur Reflux dans les Departements de la rive gauche du Rhin ont de nouveau fait evanouir mes Projets et mes Esperances: M[r] Nell qui n'avait donné qu'une Adhésion Conditionnelle en attendant l'Approbation de Son Excellence, declare à present, qu'il ne voit aucune possibilité de soutenir la fabrique de Sucre de betteraves dans ce Departement avec la moindre Apparence de succés, aussi longtems que durera la guerre. Le premier Effet du reflux des Armées dans ce Departement a été le refus absolu des cultivateurs, de vendre leurs betteraves à quel prix que ce serait, ils les regardent comme la seule ressource, qui leur reste après la mise en requisition de leurs fourages, pour nourrir leurs Bestiaux pendant l'hiver. Effectivement je n'ai pu me procurer que 1650 Kilogrammes de racines à prix d'Argent, et toute la mairie d'Aach, à laquelle j'avais fourni les semences, et qui m'avait promis des betteraves, n'en veut plus fournir une Livre.

Mr Nell dit, qu'aussi longtems qu'on sera exposé à voir disparaitre la matiere premiere par des Evenemens d'une force aussi majeure il serait absurde de mettre des Capitaux dans l'acquisition de nouvelles machines, dont l'Emploi pourrait être paralisé chaque année par le seul retour de nos armées sur la rive gauche du Rhin.

Portant à cette Consideration et vu que la Lettre de monsieur le Conseiller d'Etat du 12 Octobre dernier lui laisse en faculté de renoncer avant le 1er Août 1814 au bail auquel il avait eu Intention de souscrire, il a declaré préferer, ne pas acceder du tout à la soumission du 19 fevrier 1813, pour ne pas augmenter les pertes des Communes par l'Achat de nouvelles machines dont le prix resterait en partie à leur Charge, d'autant plus, qu'il n'hesiterait pas, dans les circonstances dans les quelles nous nous trouvons, d'user dès ce moment de la faculté de renoncer au bail susdaté, s'il y avait accedé definitivement avant que ce changement dans la situation de nos affaires ne se soit effectué.

Cette declaration etant positive, je me trouve presentement pour prix de plusieures années de Traveaux et de peines, avec une soumission approuvée par Son Excellence, mais 1° sans betteraves, que les cultivateurs refusent de vendre, 2° avec de moyens pecuniaires infiniment audessous de l'Entreprise que j'avais esperé pouvoir faire marcher avec le Secours d'un puissant Allié, sans prévoir un Changement de circonstances, qui me laisse seul chargé d'une Entreprise, qui est au dessus de mes forces.

Comme il ne me reste plus aucun Espoir de pouvoir trouver d'autres Associés dans ce moment, je suis obligé, Monsieur le Préfet, de me remettre à Discretion entre Vos Mains; Car les raisons que j'ai exposées, je ne saurais fabriquer cet hiver. Vous avez et il est facile de le prouver, que depuis l'Epoque du 1er Aout 1813 à laquelle devait Commencer le bail, qui a seulement été approuvé 12 Octobre dernier, jusqu'a ce jour, je n'ai pu tirer aucun avantage de la fabrique; Enfin étant abandonné de tous ceux qui paraissaient vouloir s'associer à cette Entreprise, il ne me reste aucune Perspective, de pouvoir jamais faire marcher cette fabrique dans ce Departement: Je vous prie donc, de faire valoir auprès de son Excellence le Ministre de l'Interieur l'Intention dans laquelle j'ai agi, et de la supplier en mon Nom, de Vouloir bien regarder comme non avenue la soumission du 19 fevrier dernier, au benefice de laquelle je renonce forçement dés à present, sous l'offre, de remetire à qui vous l'ordonnerez, les Ustensiles qui composent la Fabrique et les Comptes de ma Gestion.

J'ai l'honneur d'être avec respect: Monsieur le Baron
Votre très humble et très obeissant Serviteur
J. Schmeltzer.

Trèves le 18 Novembre 1813.

LX. (pag. 39.)

Paris, le 10 Decembre 1813.

Le Ministre des Manufactures etc. au Préfet.

Monsieur, Son Ex. le Ministre de l'Intérieur approuva le 5 Octobre dernier, la Soumission du S[r] Schmelzer, qui avoit offert de prendre à bail la fabrique de sucre de betteraves, établie à Trèves, aux frais de diverses communes du Dép[t] de la Sarre. Cet établissement a été, sans doute, remis en activité. Je désire en conséquence que vous veuillez bien me fournir des renseignements sur son état actuel, et me faire connoitre qu'elle est, par apperçu, la quantité de sucre brut qui y sera fabriquée, cette campagne.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma parfaite consideration.

Le Comte de Sussy.

LXI. (pag. 39.)

Le Préfet au Directeur Général de la Comptabilité des Communes etc.

Du Decembre 1813

Monsieur le Conseiller d'Etat

J'ai communiqué les dispositions de la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser le 12 octobre dernier au Sieur Schmeltzer Commissionaire de la fabrique de Sucre de betteraves établie à Trèves. Vous verrez par la reponse que cet entrepreneur vient de m'adresser qu'il se déclare dans l'impossibilité de pouvoir remplir les engagemens qu'il a contracté le 19 fevrier dernier. Je ne puis Vous dissimuler que les raisons sur lesquelles il fond sa renonciation sont fondées et je ne prevois pas en égard aux circonstances, qu'il soit possible de tirer parti de cet établissement en conséquence je vous pris de m'autoriser à faire vendre — —

Trierisches Archiv.

Ergänzungsheft 3.

Trierische Chronik.

Heft 2.

TRIER, 1903.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Friedr. Val. Lintz.

Buchdruckerei von Jacob Lintz in Trier.

Inhalt.

Prof. Dr. Max Keuffer,

† den 7. Juli 1902.

Wer hätte vor einem Jahre ahnen können, dasss der Gründer und Herausgeber des „Trierischen Archivs" diese Fortsetzung seines Werkes nicht erleben, dass das dritte „Ergänzungsheft" seinen Namen mit einem Totenkreuz an der Stirne tragen werde! Die Dankespflicht fordert, es nicht bei der einfachen Nachricht vom Tode unseres Professor Dr. Keuffer zu lassen, und die Leser dieser Schrift wünschen wohl etwas mehr über den Verstorbenen zu erfahren.

Max Keuffer war am 27. Februar 1856 zu Trier geboren, verlebte seine Kindheit zum Teil in Saarburg (Trier), kehrte in die erste Heimat zurück, besuchte daselbst die Pfarrschule St. Gervasius, kam Herbst 1866 in die Sexta des alten, jetzigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und bestand daran — im Betragen stets tadellos, in den Leistungen einer der Besseren — im Herbste 1874 die Reifeprüfung. Die höheren Studien zogen den strebsamen Jüngling zunächst an die Akademie zu Münster, wo Philosophie, biblische Exegese, Kunstgeschichte und Astronomie ihn weiter bildeten und seine von Kindheit an ideale Richtung festigten. Mit dieser „Propädeutik" ging Keuffer im Herbste 1875 zur Universität Bonn und studierte da besonders Deutsch und Geschichte, Englisch und Französisch. Das letzte war ihm schon von Kindheit an fast wie die Muttersprache geläufig. Gegen Ostern 1879 unterzog sich der nie rastende Student der Staatsprüfung und verliess mit einem Zeugnis ersten Grades, für die Wissenschaft und den Lehrberuf begeistert, mit verschiedenen seiner Professoren und vielen Studiengenossen fürs Leben befreundet, die rheinische Musenstadt.

Die Liebe zu seiner Familie und seiner Heimat brachte ihn wieder nach Trier. Hier freuten sich alle, die ihn früher gekannt hatten, dass aus dem gemütvollen Knaben, dem bescheidenen Jüngling ein so einheitlich durchgebildeter, stattlicher Mann geworden war. Gleich mit dem Sommer-Semester 1879 trat er an der damaligen Realschule I. Ordnung, dem jetzigen Kaiser Wilhelm-Gymnasium, sein Probejahr an, wurde sofort teilweise, im Herbste ganz als „Hülfslehrer" beschäftigt und schon am 1. Oktober 1880 als „ordentlicher Lehrer"

angestellt. Bald geschätzt von seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Amtsgenossen, verehrt von seinen Schülern, sah der tüchtige und fleissige Lehrer einer segensreichen Wirksamkeit im höheren Schulfach entgegen. Da wurde ein anderes Arbeitsfeld frei, das ihn lebhaft anzog, und für das er nach seinen Studien und seinem Charakter auch besonders geeignet war. Als im Herbste 1883 der Gymnasialoberlehrer Dr. Buschmann, der eine Zeit lang die Stelle eines Stadtbibliothekars verwaltet hatte, zum Direktor des Gymnasiums in Sigmaringen berufen worden war, wurde auch unserem Keuffer die Verwaltung der grossen Bücherei im Nebenamte übertragen. Sechs und ein halb Jahr hat dann seine doppelte, angestrengte Tätigkeit gedauert. Immer mehr hatte sich aber ihm wie schon seinen verdienten Vorgängern die Überzeugung aufgedrängt, dass die reiche Bibliothek eine ganze Mannesarbeit fordere, und auch die Stadtbehörde war derselben Ansicht.

Für Keuffer wurde es nicht leicht, den ihm so teuren Lehrberuf aufzugeben; das Verlangen, seiner Heimat und der Wissenschaft in umfassenderer Weise dienen zu können, bewog ihn, am 1. April 1890 den Schritt zu tun und das ihm angebotene Vollamt des Stadtbibliothekars zu übernehmen. Am 29. August 1897 wurde er, nachdem er schon einige Jahre aus besonderen Aufträgen im Stadtarchiv gearbeitet hatte, auch zum Archivar der Stadt Trier ernannt. Trier konnte auf den Hüter und Verwalter seiner reichen Handschriften- und Bücherschätze stolz sein. Das sagten nach meiner langen Erfahrung alle, die zu einfacher Belehrung, wie zu ernsten Studien die Bibliothek aufsuchten. Keuffers Freude und Lohn war es, alle nach Verlangen daraus schöpfen zu lassen; aber „alles zur rechten Zeit an seinen Platz zurück“! lautete des freundlichen Mannes zähe Mahnung, von der es keine Ausnahme gab.

Sowohl das Amt als die Persönlickeit unsers Keuffer brachten ihn noch in manche Beziehungen, die seiner Tätigkeit wieder neue Aufgaben stellten. Der Stadtbibliothekar ist geborenes Mitglied der trierischen „Gesellschaft für nützliche Forschungen“; Keuffer wurde bald auch ihr zweiter Sekretär. Dann finden wir ihn auch als ordentliches Mitglied der „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde“, sowie als Korrespondenten für die „Denkmalpflege der Rheinprovinz“ genannt. Der trierische Zweigverein des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ wählte ihn zum Schriftführer und nach dem Weggang des Professors Dr. van Hoffs (Herbst 1896) zum Vorsitzenden. Um sowohl den Interessen dieses Vereins, als denen der Heimat zu dienen, gründete er mit trierischen Bürgern verschiedener Stände eine Vereinigung zur

Pflege der heimischen Mundart. Erstes Ehrenmitglied dieser jungen Vereinigung ist Herr Gymnasial-Oberlehrer Ballas, der zu der vorliegenden Nummer der „trierischen Chronik“ die Hauptgabe spendet. Der „Wissenschaftliche“ und der „Kunst- und Gewerbe-Verein“ rechneten Herrn Keuffer ebenso unter ihre tätigen Mitglieder, wie der notlindernde Vinzenz-Verein und der gemütliche Philisterzirkel alter Studenten, das „Häuschen“. Seine Pfarrgemeinde St. Antonius ehrte ihn durch Wahl in den Kirchenvorstand.

Arbeit, viel praktische Arbeit erwuchs dem gewissenhaften Manne aus seinem Hauptamte, und in dem, was er weiter übernahm, ging er solcher nicht aus dem Wege. Man denke z. B. an die Feier des hundertjährigen Jubiläums der „Gesellschaft für nützliche Forschungen“, an die Sammlung und Ausstellung alttrierischer Trachten und Geräte, an die wissenschaftlichen Ausflüge, die mundartlichen Abende und dergleichen. Wohl müsste man sagen: „Das war zuviel“, und doch ist all das erst ein Teil. Mit der praktischen Tätigkeit war bei Keuffer die streng wissenschaftliche stets im Bunde. Über diese, über die wissenschaftlichen Leistungen des Freundes, wollen wir aber hier nicht schreiben; das möge in der nächsten Nummer des eigentlichen „Archivs“ geschehen. . Im Jahre 1892 wurde eine solche Leistung des Stadtbibliothekars durch die Verleihung des philosophischen Doktorgrades und am 10. April 1901 alle Arbeit durch die des Charakters „Professor“ rühmlich anerkannt.

Viel hatte Prof. Dr. Max Keuffer schon getan und noch viel mehr geplant; viel haben wir ihm zu verdanken, und noch viel mehr wurde von ihm erhofft. Gott der Herr hat ihn zum ewigen Feierabend abgerufen; sein heiliger Wille geschehe! Treten wir im Geiste an das Grab des vortrefflichen, gegen alle Menschen so wohlgesinnten Mannes, des treuen Sohnes und Bruders der ihm vorausgegangenen Eltern und einzigen Schwester, des sein Heim beglückenden Gatten und Schwiegersohnes, des für alles Wahre, Gute und Schöne begeisterten echten Idealisten, des warmen Liebhabers seiner Heimat und seines Vaterlandes, des stets aus tiefstem Grund seiner Seele gläubigen und den Glauben demütig und freudig bekennenden katholischen Christen, mit einem Wort des Mannes von wahrer und umfassender Pietät! Ehren wir sein Andenken und versprechen wir, die von ihm begonnenen und unterstützten Werke, insbesondere auch sein „Archiv“ und die „Chronik“ fördern zu helfen.

Have, pia anima!

Jos. Ewen.

Beiträge zur Kenntnis der trierischen Volkssprache.

Von Joh. Georg Ballas, Gymnasial-Oberlehrer a. D.

Vorwort.

Seit längerer Zeit mit der Mundart meiner Vaterstadt Trier beschäftigt, fand ich auf meinem Wege die Frage nach Bedeutung, Wert und Verhältnis unserer deutschen, besonders auch unserer rheinischen Mundarten zu dem Hochdeutschen. Bei dem Versuche, diese Frage zu beantworten, zeigte es sich, dass in weitern Kreisen, als ich gedacht hatte, und noch bis heute, die Meinung verbreitet ist, die Mundarten seien nichts mehr und nichts weiter als verdorbenes, schlechtes Hochdeutsch. In Wirklichkeit sind sie jedoch Stammessprachen, die Sprachformen der einzelnen deutschen Volksstämme, so alt also, wie diese Stämme selbst; sie sind der Stoff, aus dem unsere hochdeutsche Sprache nach und nach sich aufgebaut hat.

Wären unsere Mundarten nur verdorbenes Hochdeutsch, wer möchte sich um sie kümmern? Aber als die Sprachen ganzer Volksstämme verdienen sie Beachtung und finden bei denen, die sich mit ihnen beschäftigen, diese Beachtung in hohem Masse. Dies, auf unsere trierische Volkssprache anwendend, sagte ich mir, dass, wenn man Teilnahme und Interesse für dieselbe fördern wolle, das Vorurteil widerlegt, und die richtige Schätzung herbeigeführt werden müsse. Dazu beizutragen, ist der Zweck dieser Schrift, besonders in ihrem ersten Teile. Der zweite Teil enthält von Seiten berufener Männer teils gewichtige Zeugnisse für Wert und Würde der Mundarten, teils den Ausdruck warmer Liebe zu der Sprache ihrer Jugend und der Heimat. Der dritte Teil, Proben aus unserer trierischen Volkssprache enthaltend, dürfte durch die vergleichende Heranziehung der verwandten rheinfränkischen Mundarten erhöhtes Interesse gewinnen. So möge denn die Schrift hinausgehen, ein Werber für Verständnis und Wertschätzung der in unserer altehrwürdigen Treveris lebenden Volkssprache!

Erster Teil.

Unsere Mundarten.

Motto:
Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Goethe.

I. Die deutschen Mundarten.

Der mündliche Verkehr in unserm deutschen Vaterlande bewegt sich in zwei Geleisen, in den Mundarten oder Dialekten und im Hochdeutschen, der Gemeinsprache, der Schriftsprache.

Unter Mundarten versteht man die landschaftlich verschiedenen Sprachformen, Sprachweisen, im Gegensatze zu der Gemeinsprache. Bevor diese letztere sich in Deutschland bildete und zur Geltung kam, gab es noch keine über den Mundarten stehende anerkannte gemeindeutsche Umgangssprache; es gab nur Mundarten der verschiedenen deutschen Stämme.

Die Unterscheidung und Benennung unserer deutschen Mundarten stehen in enger Beziehung 1) zu der geographischen Beschaffenheit des deutschen Landes, 2) ganz besonders zu der Besiedelung des Landes durch die deutschen Volksstämme während der Völkerwanderung.

Deutschland, im Süden gebirgig, flacht sich allmählich nach Norden ab. Wir unterscheiden daher Ober-, Mittel- und Niederdeutschland oder Süd-, Mittel- und Norddeutschland. An diese Einteilung anschliessend spricht man von ober-, mittel- und niederdeutschen Mundarten. Zu den oberdeutschen Mundarten gehören die bayerisch-österreichischen und die schwäbisch-alamannischen, letztere in Würtemberg, Südbaden, Elsass, auch in der Schweiz. Die mitteldeutschen oder, da sie alle dem Frankenstamme angehören, die fränkischen Mundarten umfassen den grössten Teil des alten Frankenlandes (s. unten 4), und zerfallen in ost- und westfränkische Mundarten. Die westfränkischen Mundarten finden wir in den mittelrheinischen Landschaften, die ostfränkischen in Obersachsen (Herzogtümer und

Königreich Sachsen), Thüringen und Schlesien [1]). Die niederdeutschen Mundarten umfassen die norddeutschen Gebiete, besonders zwischen Rhein und Elbe.

2. Die altdeutsche Lautverschiebung.

Waren die Mundarten der deutschen Stämme schon an und für sich verschieden, so wurde der Unterschied noch bedeutend grösser durch die sogenannte hochdeutsche oder altdeutsche Lautverschiebung. Diese vom 5. bis ins 8. Jahrhundert hinein sich entwickelnde Lautveränderung trat zuerst und am stärksten im Süden auf und schritt, allmählich schwächer werdend, nach Norden vor, so dass die nördlichsten Gebiete, also Niederdeutschland, von der Veränderung teils sehr wenig, teils gar nicht berührt wurden [2]).

Getroffen von der Wandlung wurden Selbstlaute und Mitlaute, jene schwächer, diese stärker. Von Selbstlauten wird z. B. *ai* zu *ei*, die volltönenden Endungen, namentlich *a* werden zu unserm heutigen *e* abgeschwächt. Von den Mitlauten wird das auslautende *m* in unbetonten Endsilben zu *n* [3]). Hauptsächlich kommen hier aber die harten und halbharten Mitlaute (tenues und mediae) *p, t, k; b, d, g* in Betracht. So wurde z. B. *b* im In- und im Auslaute zu *f*, z. B. die althochdeutschen Wortformen *schap, slapen* wurden zu *Schaf, schlafen*. Die bei weitem wichtigste Verschiebung ist aber die Ersetzung des *t* durch *z*, Die oberdeutschen Stämme nahmen das *z* an, die niederdeutschen behielten ihr *t*. Nach der eingetretenen Verschiebung sagte der Oberdeutsche *Zeit, zehn, essen, Holz, was, das, es;* der Niederdeutsche z. B. der Westfale blieb bei seinem *Tiet, tein, äten, Holt, wat, dat, et* [4]) und spricht so noch heute.

So bestanden und lebten neben einander die Mundarten der verschiedenen deutschen Stämme.

---

[1]) Das Ostfränkische steht dem Oberdeutschen am nächsten und wird deshalb vielfach nicht zum Mitteldeutschen gerechnet.

[2]) „Es ist bis jetzt nicht gelungen, für diese merkwürdige Thatsache der Lautverschiebung eine Erklärung zu finden" (Behaghel, die deutsche Sprache)

[3]) Die rheinischen Mundarten haben fast ausnahmslos die Lautverschiebung durchgemacht. Doch ist z. B. das alte auslautende *m* in einigen derselben, z. B. auch in der trierischen Mundart, geblieben, und wir sagen: *Besem, Bodem, Faodem.*

[4]) Daher spricht Schleicher (die deutsche Sprache) geradezu von *Dat-Sprechen* und *Das-Sprechen.* — Auch die mittelrheinischen Franken, z. B. wir Moselfranken, sprechen *wat, dat, et.*

Die hochdeutsche Sprache, unter der wir Ober- und Mitteldeutsch oder die gesamte „s-Sprache“ verstehen, entwickelte sich in drei Perioden oder Zeitabschnitten. Man unterscheidet nämlich

Althochdeutsch (ahd.) bis gegen das Jahr 1100 n. Chr.,

Mittelhochdeutsch (mhd.) bis gegen das Jahr 1500 n. Chr.,

Neuhochdeutsch (nhd.), unser jetziges Hochdeutsch, von 1500 bis jetzt.

In der ahd. Periode bediente jeder Schriftsteller sich seiner heimatlichen Mundart; in der mhd. Zeit wurde die schwäbische Mundart vorherrschend.

3. Das Hochdeutsche, unsere jetzige Schriftsprache.

Als die Geburtsstätte unserer heutigen hochdeutschen Umgangs- und Schriftsprache kann die amtliche Schreibstube, die Kanzlei angesehen werden. Nachdem im 14. Jahrhundert die Sprache der Urkunden, früher lateinisch, überwiegend deutsch geworden war, musste in der amtlichen Schreibstube, namentlich in der kaiserlichen Kanzlei, bald das Bedürfnis nach einer allen deutschen Stämmen verständlichen Sprache sich geltend machen. Nun war von der Mitte des 14. Jahrhunderts an fast hundert Jahre lang die Kaiserwürde bei dem Hause der Luxemburger geblieben. Ihre Kanzlei war in Prag, der Hauptstadt Böhmens, in welchem Lande damals mittel- und oberdeutsches Gebiet, obersächsische und östreichische Mundart auf einander stiessen, die Sprache der Kanzlei beeinflussten und ihr ein bestimmtes Gepräge gaben. Dieses sprachliche Verhältnis blieb unter den Habsburgern und wurde besonders von Kaiser Maximilian bewusst und entschieden festgehalten. Es war nun natürlich, dass auch die andern fürstlichen Kanzleien allmählich diesem Beispiele folgten. Besonders gilt dieses von der kursächsischen Kanzlei. Ihre Sprache war bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts mitteldeutsch; dann näherte sie sich der kaiserlichen Kanzleisprache. Auf diese Weise drang die neue Kanzleisprache allmählich in immer mehr Kanzleien ein, aber, wie leicht begreiflich, weit langsamer ins Volk. In dieses wurde die bisherige Kanzleisprache hinein getragen durch die Erfindung des Buchdruckes und durch die Reformationsbewegung, namentlich durch Luthers Schriften [1]). Doch von einer sprach-

[1]) Luther selbst sagt im 69. Kapitel seiner „Tischreden“: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im deutschen, sondern ich brauche der gemeinen deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer,

lichen Einheitlichkeit war man noch weit entfernt, und es dauerte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, ehe die Schriftsprache in der Hauptsache fertig war. Erst hundert Jahre später, gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts kann die wirkliche Einheit unsers Hochdeutschen als hergestellt angesehen werden [1].

Wie schon oben angedeutet wurde, bestand ursprünglich, d. h., bevor das Hochdeutsche zur Geltung kam, keine über den Mundarten stehende, anerkannte, gemeinsame Umgangssprache; es gab nur gleichberechtigte Mundarten, die an sich schon ziemlich verschieden waren [2]. Durch die Lautverschiebung wurde die schon bestehende Scheidung so stark, dass man diesseit und jenseit der Sprachgrenzen sich kaum mehr verstand [3]. Es lag daher die Gefahr nahe, dass die deutsche Sprache in zwei, nicht mehr Mundarten, sondern Sprachen zerfiele [4]. Durch die Schriftsprache, das Hochdeutsch, wurde diese Gefahr abgewendet. Es wurde durch sie dem deutschen Volke, den deutschen Volksstämmen das kostbare Gut der Spracheinheit geschaffen, neben welcher übrigens die Mannigfaltigkeit der einzelnen Mundarten bestehen blieb. Also in der Einheit die Mannigfaltigkeit, beide berechtigt, beide der Pflege wert [5].

---

verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzeley, darum ist's auch die gemeine deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen etc. haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen in eine gewisse Sprache gezogen."

[1]) „Die Hauptgrundlage des Neuhochdeutschen ist also das Mitteldeutsche. Wesentlich mitteldeutsch ist der Vokalismus, bayerisch-österreichisch ist der Konsonantismus des Hochdeutschen." (Behaghel).

[2]) So waren sogar die salischen und die ripuarischen Franken mundartlich scharf von einander geschieden. (S. No. 6).

[3]) Man stelle sich, um dies zu begreifen, einmal einen Westfalen und einen Würtemberger vor, die beide des Hochdeutschen nicht mächtig wären und sich in ihren Mundarten mit einander unterhalten wollten. Kaum ein Wort würden sie von einander verstehen.

[4]) So haben sich das Vlämische und das Holländische, früher deutsche Mundarten und wissenschaftlich noch heute als solche zu betrachten, von der deutschen Muttersprache getrennt, bilden selbständige Schwestersprachen derselben und haben ihre eigene Litteratur.

[5]) Übrigens ist noch immer zwischen Schriftdeutsch und gesprochenem Hochdeutsch zu unterscheiden. Das Schriftdeutsch ist einheitlich, das gesprochene Hochdeutsch aber stets von der Mundart, deren Gebiete der Sprechende angehört, beeinflusst. Wer sich einigermassen an die Beobachtung der Aussprache gewöhnt und sein Ohr dadurch geübt hat, wird leicht im

4. Die deutschen Volksstämme in den preussischen Rheinlanden [1].

Die deutschen Mundarten sind die den einzelnen deutschen Volksstämmen eigentümlichen Sprachformen. Unsere heutigen rheinischen Mundarten sind also ursprünglich die Sprachformen der deutschen Volksstämme, die sich während der Zeit der Völkerwanderung in den Rheinlanden niederliessen, dort herrschend wurden und ihre Mundarten zur Landessprache machten [2]. Es wird also die Ansiedelung und die geographische Verbreitung dieser Stämme kurz darzustellen sein.

Das linksrheinische Land gehörte im Altertum zu Gallien, dem heutigen Frankreich, aber bis zum Rheine gerechnet. Die Bewohner gehörten grösstenteils zu dem Volke der Kelten. In frühester Zeit in Germanien, dem heutigen Deutschland wohnend, waren sie von den Germanen allmählich nach Westen und über den Rhein gedrängt worden. Wie der römische Geschichtschreiber Tacitus, der von c. 55—119 n. Chr. lebte, schreibt, waren zu dieser Zeit die Germanen in viele Stämme und Völkerschaften geteilt, die Tacitus uns mit Namen anführt. Etwa drei Jahrhunderte später waren aus diesen vielen kleinen

---

Stande sein, das Heimatland eines Hochdeutsch sprechenden Deutschen mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen. Die Farbe des Gesprochenen lässt sich äusserst schwer gänzlich abstreichen. So hat z. B. Schiller den schwäbischen Dialekt sein Leben lang nicht überwinden können, ebenso wenig wie Goethe den Frankfurter verleugnen konnte. Er selbst erzählt in seiner Biographie (Aus meinem Leben), wie er in Leipzig ob seiner Frankfurter Mundart verhöhnt worden sei. Es wird auch gesagt, dass Wilhelm Grimm, als er einmal Goethe in Weimar besucht habe, durch das unverfälschte Frankfurter Deutsch des Dichters überrascht worden sei. Über eine Begegnung der zwei berühmten Koblenzer, Görres und Fürst Metternich in München erzählt Dr. Julius Wegeler (im Rheinischen Antiquarius II, Bd. 2, S. 502, auch abgedruckt in seiner Schrift: Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten): „Als diese beiden einst in München zusammen trafen, bemerkte Görres beim Abschiede, dass ihn an Sr. Durchlaucht nichts so sehr gefreut habe, als dass er in der Sprache noch den Koblenzer verrate.“ Lächelnd erwiederte der Fürst: „Auch Sie haben in ihrer Aussprache ein schönes Residuum unserer Vaterstadt bewahrt. Wir verstehen uns.“

[1]) Franz Linnig: Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache.

[2]) Daher meint Klaus Groth (Über Mundarten und mundartige Dichtungen), man solle die Mundarten als Sprachen der einzelnen Stämme lieber Stammessprachen nennen. Er unterscheidet auch Dialekt und Mundart. Der Dialekt betreffe, sagt er, nur die Aussprache; das Wort Mundart umfasse Aussprache, Wörter, Redensarten, kurz den ganzen Sprachschatz.

Völkerschaften mächtige Völkerbünde geworden, Alamannen, Franken, Sachsen, Thüringer, Bajuwaren (Baiern) u. a.

Dem Drängen dieser Völker konnte das zerfallende Römerreich nicht widerstehen. Dieses Drängen selbst war aber Teil und Folge der grossen Völkerwanderung, welche die Nationen Europas wie Streu durch einander warf. Für unsern Zweck kommen von diesen Völkerbünden nur drei in Betracht, die Franken, die Chatten und die Alamannen.

Von diesen treten zuerst die Alamannen [1]) in der Geschichte auf. Aus ihren Sitzen zwischen Main und Donau aufgebrochen, dringen sie im Jahre 203 n. Chr. über den Main und setzen sich nördlich des Flusses fest. Nach und nach breiten sie sich wieder nach Südwesten aus bis an den Bodensee, überschreiten den Oberrhein und nehmen endlich das ganze Elsass in Besitz, welches Land nun von dem alamannischen Worte Alisaz, d. h. Sitz in der Fremde, seinen Namen erhielt. Sie selbst nennen sich Suabi, sind also die Vorfahren der heutigen Schwaben. Als nun gegen das Jahr 440 die um die Stadt Worms ansässigen Burgunder nach dem südlichen Gallien abzogen, breiteten die Alamannen sich durch den Hagenauer Forst hindurch immer weiter nach Norden aus, zwischen Maas und Mosel. Alamannische Ortsnamen finden wir daher durch das ganze fränkische Gebiet zwischen Mainz, Diedenhofen, Mastricht und Köln zerstreut in den Tälern des Rheines, der Nahe, Mosel, Kyll, Erft und Roer bis zur Maas, selbst in den entlegenen Seitentälern und auf die Berge hinauf um den Hunsrück, den Hoch- und Idarwald und die Eifel. Die nördlichsten Orte liegen über Köln und südlich hinaus in der Gegend von Erkelenz, Heinsberg und Geilenkirchen. Auch rechtsrheinische Gebiete, z. B. Nassau und die Wetterau nahmen sie in Besitz bis in die Gegend von Düsseldorf.

Wichtiger als die Alamannen ist sowohl für das ganze Gebiet der deutschen Stämme als besonders für Westdeutschland der mächtige Völkerbund der Franken, d. h. Freien. Der Name Franken erscheint um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. auf der rechten Seite des Nieder- und des Mittelrheins. Im fünften Jahrhundert überschritt ein Teil von ihnen den Niederrhein, setzte sich im heutigen Holland fest und erhielt von dem Flusse Isala, dem heute Yssel

---

[1]) Ihr Name schon bezeichnet einen Bund von verschiedenen Völkern, wie das althochdeutsche alamida = Gemeinschaft, Genossenschaft unzweifelhaft macht.

genannten Rheinarme, den Namen Salii, Salier, salische Franken[1]).

Am Mittelrhein drang ein anderer Zweig des Frankenvolkes in die römischen Besitzungen ein und erhielt von den römisch redenden Provinzialen den Namen Ripuarii, d. h. Ripuarier, ripuarische Franken oder Uferfranken. Ihre Hauptstadt wurde Köln. Sie drangen, hauptsächlich wohl auf der von Köln nach Trier führenden Römerstrasse, vor und gründeten neue Ansiedelungen in der Eifel, namentlich in Prüm und Bitburg. Einzelne Scharen gingen noch weiter südlich bis Trier und an die Mosel, diesen Fluss selbst überschreitend.

Eines der wichtigsten Völker im Bunde der Franken sind die Chatten (Katten), die Vorfahren der heutigen Kurhessen. Kurze Zeit, nachdem die Ripuarier sich in Köln festgesetzt hatten, etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts, folgten die Chatten ihren Stammesbrüdern über den Rhein, einen Teil des Stammes in ihrem Lande zurücklassend. Nach und nach nahmen sie das Gebiet zwischen Nahe, Rhein und Mosel bis nach Trier und Metz in Besitz, nahmen in den neuen Wohnsitzen den fränkischen Namen an und gingen als Oberfranken in dem Namen der Franken auf. Die in der Heimat Zurückgebiebenen behielten den alten Namen und blieben im fränkischen Bunde. Nachdem im Jahre 496 die Alamannen von den Franken bei Zülpich besiegt, abhängig gemacht und zurückgedrängt waren, erfolgte eine zweite Auswanderung. Die Chatten nahmen ihren Weg durch das Lahntal und breiteten sich von diesem aus. Auf der rechten Rheinseite ging ihr Zug südlich bis Wiesbaden, nördlich über den Westerwald[2]) bis zur Sieg und über dieselbe hinaus. Linksrheinisch zogen sie die Mosel und ihre Seitenthäler aufwärts nach Süden und Westen bis nach Lothringen, nördlich bis in die Eifel hinein. Denn in der Gegend von Prüm, Malmedy und

[1]) Die Bevölkerung, welche sie in Holland vorfanden, ebenfalls germanischer Abkunft, war lange vorher eingewandert. Schon bei Cäsar (58—50 v. Chr.) finden wir sie als Bataver aufgeführt. — Von den salischen Franken geht die allmähliche Eroberung Galliens aus, von Norden nach Süden fortschreitend. Das von ihnen später dort gegründete Reich war das Frankenreich, das heutige Frankreich. Die Sprache der Eroberer ging in der Sprache des eroberten Landes auf, und so entstand das heutige Französisch.

[2]) Der Westerwald, nicht zu dem eigentlichen und ursprünglichen Chattengebiete gehörend, sondern nur daranstossend, wurde wohl bei dieser Gelegenheit von Chatten besiedelt und auch chattisches Sprachgebiet.

Neuerburg finden wir chattische Namen, die sich bis ins Luxemburgische fortsetzen [1]).

Die ripuarischen Franken benutzten ihren über die Alamannen davon getragenen Sieg zur weitern nach Süden gerichteten Ausbreitung. Rechtsrheinisch drangen sie über den Main (Frankfurt), nach Südosten vor bis zur Murg und Ems, und wie linksrheinisch eine chattisch-alamannische, so bildete sich rechtsrheinisch eine ripuarisch-alamannische Mundart, während weiter südlich alamannische Bevölkerung und alamannische Mundart sich unvermischt erhielten. So wurde also die Volkssprache des Nordwestens und Westens von Deutschland fränkisch, alamannisch blieben das heutige Württemberg, Südbaden, Elsass [2]).

5. Die Ortsnamen [3]).

Was bisher von den Wanderungen und Siedelungen der westdeutschen Volksstämme gesagt wurde, beruht auf geschichtlicher Überlieferung. Bestätigt wird, wie schon oben angedeutet, dies Ergebnis durch die Ortsnamen. „Sie begleiten ein Volk in derselben Weise, wie seine Sprache, und es ist eine bekannte Erscheinung, die sich zu allen Zeiten wiederholt, dass Auswanderer die neu gegründeten Orte am liebsten nach der Heimat benennen."

Abgesehen von den Ortschaften mit keltischen Endungen (s. unten Nr. 7), haben wir in den Rheinlanden es mit fränkischen, chattischen, fränkisch-chattischen und alamannischen Ortsnamen zu thun.

Alamannisch sind an erster Stelle die Ortsnamen mit den Endungen -weiler, -hofen, -ingen. Der Ortsname mit -weiler kommt bei keinem andern deutschen Stamme vor. Seine Hauptgebiete sind Elsass und die angrenzenden Lande; er reicht aber so weit wie die früheren und die späteren Wohnsitze der Alamannen, also bis nach Lothringen,

---

[1]) „Chattische Franken, zu Oberfranken erweitert, sind es, die den grössten Teil von Deutsch-Lothringen inne haben". (Follmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. Programm der Realschule zu Metz. Schuljahr 1885—1886). — „Die Sprache der Chatten, das Oberfränkische, ist im südöstlichen Lothringen und der Pfalz die herrschende Mundart geworden, nachdem sie das Alamannische verdrängt hatte" (M. Besler, Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile. Programm der Realschule in Forbach. Schuljahr 1899—1900).

[2]) Auch die Sprache der deutschen Schweizer ist alamannisch.

[3]) Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache.

Ostfranken, ja bis in die Niederlande. Im ganzen beträgt die Zahl der Namen auf -weiler, Deutsch-Lothringen und Rheinhessen mitgerechnet, bis in die Gegend von Köln über dreihundert. Die nördlichsten Orte liegen über Köln und Jülich hinaus (Linnig). Auch die Endungen -ach, -bronn, -wang, -stätten sind alamannisch. Die Chatten bringen in ihre neuen Sitze zwischen Rhein, Mosel und Nahe ihre Namen auf -born, -feld, -hausen, -scheid, besonders aber -bach mit. Die betreffenden Namen werden also als chattisch-ripuarische zu bezeichnen sein [1]).

6. Die Mundarten in den preussischen Rheinlanden [2]).

Die südliche Grenze der mittelrheinischen (rheinpreussischen und nassauischen) Mundarten bildet linksrheinisch eine zwischen Mosel und Nahe, rechtsrheinisch eine zwischen Main und Lahn sich hinziehende Linie. Südlich von diesen Grenzlinien finden wir oberfränkische Mundarten mit starker Beimischung vom Alamannischen. Nördlich von diesen Grenzlinien bis nach Holland ist die Mundart teils mittelfränkisch, teils niederfränkisch [3]).

1. Niederfränkisch.

a) Die Mundart des nördlichsten Teiles der Rheinprovinz ist eine niederdeutsche; es ist eine Mundart der salischen Franken; daher ihre grosse Ähnlichkeit mit dem Holländischen [3]). (S. oben, Nr. 3). Die südliche Grenze dieses Sprachgebietes ist eine rechts- und linksrheinisch sich erstreckende Linie Straelen—Ürdingen—Kettwig.

---

[1]) „Die fränkischen Niederlassungen erkennen wir an den Endungen -heim, -bach, -born, -rath, -hausen, -scheid. Ortsnamen auf -heim finden wir entlang der Römerstrasse von Köln nach Trier, namentlich in der Umgegend von Prüm und Bitburg. Wie aus den Urkunden hervorgeht, sind als erste Niederlassungen die Ortschaften auf -heim und -ingen zu betrachten, während die auf -rath, -scheid und -hofen erst im 12. und 13. Jahrhundert häufiger werden“ (N. Haller und P. Züscher: Bilder aus der Geschichte des trierischen Landes und Volkes). — „Die Endung -ingen ist eine gemeinsame Endung der oberfränkischen Chatten und Alamannen..... Die Sprache der Chatten, das Oberfränkische, ist im südöstlichen Lothringen und in der Pfalz die herrschende geworden und hat das Alamannische verdrängt“ (M. Besler a. a. O.).

[2]) Wenker, Das rheinische Platt.

[3]) „Bei dem Worte Grenze ist hier natürlich nicht an genau abgegrenzte Gebiete zu denken, da die Einwanderungen sich vielfach kreuzten, und jeder Stamm nahm, was ihm am nächsten und bequemsten war“.

b) Zwischen dieser Linie und einer südlichern ebenfalls rechts- und linksrheinischen Linie Geilenkirchen — Grimmlinghausen — Benrath werden dem Niederrheinischen sehr verwandte Mundarten, Mischmundarten, gesprochen. Sie stehen nämlich zwar auf niederdeutscher Grundlage, weisen aber doch schon einige mittelfränkische Spuren auf. In diesem Gebiete liegen die Städte Düsseldorf, Gladbach, Krefeld und Kempen [1]).

2. Mittelfränkisch [2]).

a) Ripuarisch [3]).

Das ripuarisch-fränkische Sprachgebiet umfasst einen grossen Bezirk, rechts- und linksrheinisch. Man kann einen nördlichen und einen südlichen Teil unterscheiden. Der nördliche Teil hat zum Mittelpunkte die Stadt Köln und umfasst so ziemlich den heutigen Regierungsbezirk Köln, also z. B. linksrheinisch die Nord-Eifel. Südlich von diesem Gebiet folgen wiederum Übergangsmundarten, z. B. linksrheinisch ein Teil der Eifel [4]), mit Ausschluss der der Mosel zunächst liegenden Teile [5]).

b) Chattisch-Ripuarisch.

(Moselfränkisch.)

Chattisch-Ripuarisch nennen wir das Sprachgebiet, in dem sich chattische und ripuarische Franken niedergelassen haben. Es heisst auch moselfränkisch, weil das Moseltal, in weiterem Sinne genommen, den Hauptteil dieses Gebietes ausmacht.

---

[1]) „Die Benrather Sprachgrenze setzt sich nach Osten durch das ganze deutsche Reich fort bis an die polnische Grenze und bildet überall die Sprachgrenze zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch“ (Wenker).

[2]) Nachdem die niederrheinischen und die ihnen nahe stehenden Mischmundarten, welche salfränkisch, also doch auch fränkisch sind, in dieser Schrift als niederfränkisch bezeichnet sind, müssen die ihnen südlich folgenden Mundarten, die von jenen wesentlich verschieden sind, notwendig als mittelfränkisch bezeichnet werden. Daher die Abweichung von Wenker u. A.

[3]) Da in dem hier zur Sprache kommenden Gebiete sich, wie oben gesagt, auch einzelne chattische und alamannische Niederlassungen befanden, so ist die Überschrift „Ripuarisch“ in dem Sinne „Weit überwiegend Ripuarisch“ aufzufassen.

[4]) In Bezug auf die Mundart von Prüm s. unten.

[5]) Geographisch gehören hierher auch Aachen und Eupen. Die Mundart von Aachen dürfte wohl zu den oben genannten Mischmundarten zu zählen sein. Die Eupener Mundart hat, besonders durch das nicht verschobene *t*, viel Verwandtschaft mit dem Niederdeutschen. Das Sprachgebiet von Malmedy ist französisch.

Zunächst gehört hierher von Deutsch-Lothringen der Kreis Diedenhofen und das Grossherzogtum Luxemburg.

Den Hauptteil bildet das Moseltal, im weitern Sinne genommen, d. h. vom Eintritte der Mosel in die Rheinprovinz bis Koblenz die sämtlichen auf beiden Seiten an die Mosel stossenden Landkreise. Nach dem oben Gesagten sind Abstammung und Mundart auf der linken Seite vorwiegend ripuarisch, auf der rechten Seite chattisch. Die linksseitigen Moselkreise reichen an die Eifelkreise, auf dieser Erstreckung immer mehr ripuarische (kölnische) Mundart aufweisend [1]. Die rechtsseitigen Landkreise reichen von der Mosel aus in das zwischen Rhein, Mosel und Nahe liegende Land (Hochwald, Hunsrück u. s. w.) hinein, erreichen aber die Nahe nicht. Die Hunsrücker und die Nahemundart zeigen schon oberfränkische, alamannische Sprachspuren.

An diese Kreise reihen sich die Saarkreise an, namentlich die Kreise an der Untersaar. Die anderen zeigen schon die nämlichen oberfränkischen, alamannischen Sprachspuren, die eben erwähnt wurden.

Zu den bisher aufgeführten moselfränkischen Sprachgebieten, die alle linksrheinisch sind, gehört noch ein sehr sprachverwandtes rechtsrheinisches, das ist das Gebiet des Westerwaldes [2].

c) Moselfränkisch, Trierisch, Westerwäldisch.

Nachdem im vorhergehenden unter den moselfränkischen Mundarten auch das Westerwäldische aufgezählt ist, entsteht die Frage: Wie kommt das rechtsrheinische Westerwäldisch zu den linksrheinischen moselfränkischen Mundarten? Besteht eine Stammesgemeinschaft, eine so grosse mundartliche Ähnlichkeit, dass dieses Zusammengehen unzweifelhaft wird?

Was zuerst die Mundart des Westerwaldes betrifft, so hat das Westerwäldische eine grosse Ähnlichkeit einerseits mit den benachbarten churhessischen [3]) Mundarten, andererseits mit den Moselmundarten, besonders mit der trierischen [4]).

---

[1]) Prüm und Hohe Acht in der Eifel bezeichnet Wenker als „Dialektgrenzen". — Die Bitburger Mundart hat Ähnlichkeit mit der des benachbarten Luxemburg, zu welchem Bitburg bis 1794 gehörte.

[2]) S. das Folgende.

[3]) chattischen.

[4]) „Die Mundart des Westerwaldes, auch in seiner westlichen, rheinfränkischen Abdachung, die trierische, lützelnburgische, diedenhofische Mundart ähneln allesamt dem Oberhessischen ganz ausserordentlich; eigentlich

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war das nassauische Gebiet einschliesslich des Westerwaldes in zahlreiche Territorien[1]) geteilt.

Darunter war auch ein kurtrierisches Territorium, welches sich vom Rheine aus bis in den unteren Westerwald hinein ausdehnte[2]). Aber diese politische Zugehörigkeit zu Kurtrier konnte doch nur einen geringen Einfluss auf die Volkssprache des Westerwaldes ausüben; ein solcher Einfluss kann nur durch langdauernden und lebhaften Personen- und Warenverkehr hervorgerufen werden, einen Verkehr, an welchen in jenen Zeiten zwischen Westerwald und Moselland gar nicht zu denken ist. Ein anderes Ergebnis erhalten wir, wenn wir das Stammesverhältnis zwischen den benachbarten Chatten und Westerwäldern ins Auge fassen. Die Westerwälder waren Franken, aber nicht chattische Franken. Sie waren indes die unmittelbaren Nachbarn des mächtigen chattischen Volksstammes, der ihr Gebiet zum Teil umspannte. Schon deshalb wird wohl die chattische Mundart nicht ganz ohne Einfluss auf die Sprache des Westerwaldes gewesen sein. Viel grösser wird aber dieser Einfluss geworden sein, als der oben besprochene zweite Auszug der Chatten sich von der Lahn aus über den Westerwald ausbreitete. Da wird wohl der Westerwald dauernd chattisches Gebiet geworden und geblieben sein, und im Laufe der Zeiten mussten dann auch die beiden Mundarten sich einander nähern.

7. Sprache und Mundart der Stadt Trier ehemals und jetzt.

Werfen wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die Sprache der Trierer in der vergangenen und auf ihre Mundart in der gegenwärtigen Zeit.

1. Cäsar teilt die Bewohner des damaligen Galliens, des heutigen, aber bis zum Rheine ausgedehnten Frankreichs in drei Völkerschaften, die Belgen, die Aquitaner und ein drittes Volk, welches sich selbst Kelten nannte, von den Römern aber Gallier (im engern Sinne) genannt wurde.

Diese drei Völker, sagt Cäsar, seien alle durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze unter sich verschieden. Von ihnen wohnten

---

diesem mehr denn dem nördlich der Ahr und Wied gesprochenen Nieder-Rheinfränkischen". (Hermann v. Pfister: Chattische Stammeskunde. Vgl. auch W. Schmitt, Westerwäldisches Idiotikon, Vorrede).

[1]) Hofrat A. J. Weidenbach: Nassauische Territorien vom Besitzstande vor der französischen Revolution bis 1868.

[2]) S. Weidenbach a. a. O.

die Belgen östlich und stiessen an den Rhein, und unter ihnen hatten sich auch Germanen niedergelassen. Die alten Trierer gehörten geographisch zu den Belgen. Nach Cäsar waren also die Sprachen der Kelten und der Belgier von einander verschieden. Dagegen sagt der griechische Geograph Strabo, der unter den Kaisern Augustus und Tiberius, also etwa 100 Jahre nach Cäsar lebte, dass Kelten und Belgen dieselbe Sprache hätten [1]).

Dass in dem Trevererlande die Sprache keltisch war [2]), dass also die Treverer Kelten waren, ist durch die Sprachforschung, besonders durch die Ortsnamen erwiesen, und diese Beweise finden sich namentlich an der Mosel und in der Nähe von Trier selbst in grosser Zahl [3]).

Die Treverer waren also Kelten, und ihre Sprache war die keltische.

2. Nun kam die römische Eroberung, und fast vier volle Jahrhunderte hindurch waren die Treverer römische Untertanen, ja, wiederholt und längere Zeiträume war ihre Stadt Residenz römischer Kaiser. Mit den Römern kam auch ihre Sprache ins Land und drang, wie leicht begreiflich, in das Volk hinein. Wie in ganz Gallien, so wurde nun auch in Trier durch die Schule der Grammatiker und der Rhetoren, durch die öffentlichen Redner die lateinische Sprache als lingua urbana (litterarische Sprache) gepflegt und in den obern Volksschichten verbreitet. Für die untern Volksklassen, die Volksmasse vertrat ihre Stelle

---

[1]) „Beide Nachrichten lassen sich dahin vereinigen, dass Cäsar von jenem Teile Belgiens spricht, den zu seiner Zeit Germanen bewohnten, Strabo aber von den Belgiern, welche gallischen Ursprungs waren; denn die letztern redeten die Sprache der Kelten“ (Hetzrodt, Nachrichten über die alten Trierer). Vgl. auch: Steininger, Geschichte der Trevirer, 1. Bd.

[2]) Vom Keltischen abstammende Mundarten werden noch heute gesprochen in Wales (England), Irland und in dem nordwestlichen Teile von Schottland, in der Bretagne (Frankreich). In letzterm Lande nennen die Bretagner ihre französisch sprechenden Landsleute Gallo.

[3]) Zahlreiche Belege finden wir in der Schrift von Dr. Franz Cramer: „Rheinische Ortsnamen in vorrömischer und in römischer Zeit.“ Einzelne Stellen daraus seien hier hervorgehoben: „Triers Umgebung ist reich an Überraschungen der Ortsnamenkunde“ (S. 57). — „Im Regierungsbezirke Trier hat sich begreiflicherweise keltisches und keltoromanisches Wesen am zähesten erhalten“ (S. 58). — „Der Moselgau, — der keltoromanische Mittelpunkt des Rheinlandes“ (S. 61), — „dicht besät mit allerlei nichtdeutschen Orts-, Fluss- und Flurnamen, ist, wie wir schon sahen, natürlich das Moselthal, überhaupt die Lande der alten Trevererstadt, der Hochburg gallisch-romanischen Wesens“ (S. 99). — „Das urkeltische Trevererland“ (S. 153). Vergl. auch unten.

das Latein des gemeinen Mannes, des römischen Soldaten und Kolonisten, die römische Bauernsprache, die lingua vulgaris, lingua rustica, sermo rusticus, aus der in Gallien sich allmählich das sogenannte Vulgärlatein entwickelte.

Hat nun diese Sprache, das Vulgärlatein, die keltische Volkssprache etwa verdrängt? Keineswegs. Dass das Keltische noch im 4. Jahrh. n. Chr., wenn nicht die einzige, dann wenigstens die vorherrschende Volkssprache der Treverer gewesen sei, dafür haben wir ein vollgültiges Zeugnis des Kirchenvaters Hieronymus, der gegen das Jahr 370 der Studien halber nach Trier kam und sich längere Zeit dort aufhielt. In der Vorrede zum 2. Buche seines Commentars zum Galaterbriefe spricht Hieronymus von der grossen Ähnlichkeit (beinahe Gleichheit) der Sprache der Galater[1]) mit derjenigen der Treveri. Die betreffende Stelle heisst: Unum est, quod inferimus, et promissum in exordio reddimus, Galatas, excepto sermone Graeco, quo omnis Oriens loquitur, propriam linguam eandem paene habere, quam Treveros, nec referre, si qua exinde corruperint, cum et Afri Phoenicum linguam nonnulla ex parte mutarint, et ipsa latinitas et regionibus quotidie mutetur et tempore. Hieronymus sagt also, abgesehen vom Griechischen hätten die Galater ihre eigene und zwar fast dieselbe, wenn auch etwas verdorbene, Sprache wie die Treveri u. s. w.

3. Der römischen Herrschaft machte im Lande der Treveri die grosse Völkerwanderung ein Ende; an die Stelle der Römer traten die fränkischen Stämme der Chatten und der Ripnarier (ripuarischen Franken) und brachten die Sprache der Germanen mit sich. Sie fanden eine keltisch-römische Volkssprache vor, die nun notwendiger Weise allmählich eine keltisch-römisch-fränkische wurde. Aus dieser Sprachmischung ging endlich im Laufe der Zeit die Sprache der Eroberer als einzig überlebende hervor. Die Sprache der Treverer wurde rein fränkisch, sie wurde eine germanische, eine deutsche Volkssprache[2]).

4. Die heutige Sprache der Stadt Trier nennen wir moselfränkisch (vergl. oben). Es wäre aber unrichtig, wenn wir sagten,

[1]) Diese Galater, bekannt durch den an sie gerichteten und nach ihnen genannten Galaterbrief des Apostels Paulus, eine, wie schon ihr Name anzeigt, gallische, also keltische Völkerschaft, waren im 3. Jahrh. n. Chr. von Norden her in Kleinasien eingefallen und hatten sich dort niedergelassen.

[2]) Die geschichtliche Entwickelung dieser trierischen Sprache, die Anführung und Besprechung ihrer Denkmäler aus früherer und sehr früher Zeit, das alles gehört nicht in den Rahmen dieser Abhandlung.

das Trierische wäre die moselländische Mundart. Der Name moselländisch umfasst, wie wir oben gesehen haben, ein ziemlich grosses Gebiet, welches indes, trotz dem gemeinschaftlichen Namen, in mancherlei Dialekte zerfällt. Die trierische Mundart ist also nur eine unter den Moselmundarten, aber die Mundart der geschichtlich bei weitem wichtigsten Stadt des ganzen Gebietes.

Zweiter Teil.

Stimmen über und für die Mundarten.

Motto:
Der Dialekt ist der natürliche Vater
der hochdeutschen Sprache.
Rosegger.

1. Firmenich-Richarz[1]): „Wie notwendig eine sorgfältige Sammlung aller deutschen Mundarten war, wird jeder wissen, der da erkannt hat, wie unerlässlish das Studium derselben für das tiefere Eindringen in den Geist der deutschen Sprache ist. Die Veranstaltung einer solchen Sammlung durfte, wie viele Ausdauer das mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmen auch erheischt, um so weniger verzögert werden, da dem Beobachter nicht entgehen kann, dass die Mundarten durch Schule, Kanzel, Militärdienst und andere Einwirkungen fast mit jedem Tage von ihren Eigentümlichkeiten einbüssen und durch den geistigen und verkehrlichen Aufschwung, der im deutschen Vaterlande die alten Schranken der Absonderung zum Frommen der Nation zu sprengen fortfährt, einer um so rascheren Zusammenschmelzung in die hochdeutsche Schriftsprache, wenn auch in einzelnen

---

[1]) Firmenich-Richarz, dem hier wohl die erste Stelle gebührt, ein geborener Kölner, hat sich durch Herausgabe des Nationalwerkes „Germaniens Völkerstimmen“ um unsere deutschen Mundarten das höchste Verdienst erworben. Durch die Arbeit eines Vierteljahrhunderts hat er von Hunderten deutscher Gebiete, Städte, Inseln, Orte ebenso viele und noch mehr Mundarten in Prosa und Dichtung uns vor Augen gestellt. Für unsere trierische Mundart standen ihm nur Laven's „Gedichte in Trierischer Mundart“ zu Gebote, und Firmenich hat sowohl von den Gedichten als von den Sprichwörtern zahlreiche Beispiele in seine Sammlung aufgenommen. Die folgenden Worte sind der Vorrede seines grossen Werkes entnommen.

Gegenden mehr, in andern weniger unvermeidlich im Laufe der Zeit entgegen gehen. Obgleich nun diese erweiterte Herrschaft der hochdeutschen Sprache als wirksames Förderungsmittel der deutschen Nationaleinheit freudig begrüsst werden muss, so würde uns doch der gerechte Tadel der Nachwelt getroffen haben, wenn unsere Zeit, die in ihren grossen wissenschaftlichen Bestrebungen auch das Entfernteste erforscht, die mundartlichen Schätze unserer herrlichen Sprache, diese kostbaren, naturfrischen, reichlich sprudelnden Quellen, aus deren urkräftiger Fülle sich unsere Sprache so unendlich bereichern und so manche Goldkörner aneignen kann, in unverzeihlicher Missachtung hätte versiegen lassen . . . . . .

Es war darum die höchste, höchste Zeit, um die deutschen Mundarten noch einigermassen in vollkommener Reinheit und Unverwischtheit, wie sie dem Sprachforscher zweckdienlich sind, sammeln zu können. Bei einigen Mundarten, die bereits aus dem Munde des jüngeren Geschlechtes verschwunden waren, musste 30 bis 40 Jahre hinauf gegangen werden, und glücklicherweise fanden sich noch alte ehrwürdige Greise, welche diese Mundarten als süsse Klänge ihrer Jugend und als teueres Erbstück ihrer Väter treu im Gedächtnis aufbewahrt haben und schätzbare Proben, alte Lieder u. dgl. mitteilen konnten. Deutschland stand also im Begriff, einen absterbenden Zweig nach dem anderen von dem Stamme seiner Sprache zu verlieren, ohne es nur zu bemerken, und ohne sich wertvolle Überreste von den einst so üppig grünenden und blühenden Sprachzweigen zu sammeln . . . .

Ein nur Unwissenheit bekundender Wahn ist die Meinung, als ob alle Mundarten des Volkes verderbtes Deutsch oder Kauderwälsch seien, das keiner Beachtung wert sei. Nein, unsere deutschen Mundarten sind zum grossen Teile die leiblichen, einst ebenbürtigen Schwestern der hochdeutschen Sprache; sie sind dem unverfälschten deutschen Sprachgenius entquollene Laute vieler unserer Altvorderen und Väter, ... sie sind die lebendigen Sprachquellen, in denen der Geist des Volkes zu schaffen nicht aufgehört hat und fortwährend unserer allgemeinen Sprache Nahrung zufliessen lässt“.

2. Franz Linnig sagt in seinem Buche: „Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache“ über „die Wichtigkeit der Dialekte im Leben der Sprache“:

„Es ist eine ganz verkehrte, jetzt auch wohl ziemlich allgemein aufgegebene Annahme, dass die Sprache eines Volkes uranfänglich aus einer einzigen Mundart bestehe, aus deren Korrumpierung die Dialekte erwüchsen. Umgekehrt ist der Entwicklungsprozess verlaufen. Ursprünglich sind ebensoviele Spielarten einer Sprache vorhanden, als Familien und Familienverbände, und erst allmählich, wie diese sich zu Stämmen und Völkerschaften erweitern, erweitert sich auch der Kreis derjenigen Mundart, in welcher die verschiedenen Verbände, von dem Bedürfnisse des gegenseitigen Verständnisses gezwungen, übereinkommen. So entstehen Hauptdialekte, in denen ganze Stämme sich einigen; die Nebendialekte, d. h. die mundartlichen Besonderheiten der Gaue und Hundertschaften dauern daneben fort bis zu den feinen Schattierungen, durch welche wieder ganz benachbarte Orte sich von einander unterscheiden. Fügen sich die Stämme und Völkerschaften zu einer Nation zusammen, so wird gemeinhin derjenige Dialekt vor den übrigen eine gewisse Vorherrschaft gewinnen, der von dem herrschenden Stamme gesprochen wird, und unter günstigen Umständen erheben sich die vorherrschenden Dialekte zu den Königsgeschlechtern von Litteratursprachen. Aber auch dann noch, wenn einzelne Idiome in der Schrift und in der höhern Gesellschaft die Tyrannis erlangt haben, pulsiert das wirkliche und natürliche Leben der Sprache in den Mundarten fort. Dem Leben der Dialekte ist es zuzuschreiben, dass für ein und dasselbe Ding verschiedene Bezeichnungen aufkommen; aus ihnen wachsen auch den herrschenden Litteratursprachen fortwährend neue Wörter zu, — uud halten den Vorrat von Synonymen zum Ausdruck der feinsten Unterscheidungen allzeit komplet. Wie eine Sprache ohne litterarische Ausbildung nie den bestimmten, stätigen Charakter gewinnen kann, der zur Gedankenmitteilung, zur Erfüllung ihres erhabenen Zweckes erforderlich ist, ebenso wenig kann eine Sprache ohne die verjüngende Kraft der heimischen Dialekte ihrer Bestimmung gerecht werden. Sie bedarf des Unterwuchses der Mundarten als einer Lebensbedingung; losgelöst von diesen Quellen ihrer Nahrung, müsste mit den äussern Formen auch der Geist einer Sprache absterben.“

3. Dr. Karl Franke. In seinem Buche: „Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten“ lesen wir Folgendes:

„Manches edle deutsche Wort, das die Schriftsprache nicht mehr kennt, hat sich in den Mundarten noch lebendig erhalten und damit

seine weitere Lebenskraft bewiesen. Hier haben wir es also mit keinem toten, sondern mit einem lebendigen Wort zu thun, welches aus der Schriftsprache. vielleicht nur einem Fremdworte zuliebe, verbannt wurde. Hier haben wir ein lebendiges Glied eines lebensvolleren und naturwüchsigern Körpers als die Schriftsprache vor uns, und diese kann an Lebenskraft und Naturwüchsigkeit durch seine Aufnahme nur gewinnen.

In den Mundarten haben sich aber auch neue Wörter gebildet. Diese haben vor den früher besprochenen Wortbildungen hervorragender Geister voraus, dass sie ihre Lebensfähigkeit schon bewiesen haben, indem sie sich in der Mundart, in welcher sie entstanden sind, erhielten . . . . . .

So vermögen denn die Mundarten in doppelter Hinsicht die Reinigung und Bereicherung der Schriftsprache zu fördern. Sie können ihr einerseits altes, aber noch lebensfähiges Sprachgut wieder erschliessen, andererseits ihr neues aber schon erprobtes, zuführen.

4. Dr. G. Blumschein[1]): „Unsere Mundarten sind der lebendige Abdruck unsers innersten Wesens, unsers Volkslebens. Herz und Zunge sind in der Mundart zusammengewachsen. Auch die heitern Seiten des Lebens finden darin den gemütvollsten, treffendsten Ausdruck; die Schärfe des Spottes mindert sich in ihnen, und für Eulenspiegeleien, die im Hochdeutschen als Narrenspossen erscheinen, sind sie das eigentliche Ausdrucksmittel. Deshalb ist es nicht Zufall, wenn sich unsere Karnevalsredner bei der satyrischen Behandlung städtischer Verhältnisse der Mundart bedienen. In ihr lebt auch manches Sprachgut weiter, und dieses weiterhin in seiner Ursprünglichkeit zu bewahren ist eine weitere Bedeutung der Mundart. Mit ihren naturwüchsigen Wörtern können die Mundarten für unser Hochdeutsch, das sich mehr und mehr dem Abstrakten zuwendet, ein Gesundbrunnen und eine Nährquelle werden. Freilich gibt es auch hierfür, das gegen die Mundarten in den gebildeten Klassen bestehende Vorurteil, die Scheu, sie anzuwenden, zu überwinden. Ein einziges mundartliches Wort sagt oft mehr als ein ganzer hochdeutscher Satz. Bei der Anwendung der Mundarten werden die Reden natürlicher, die Kluft zwischen dem Schreibdeutsch und der Familiensprache würde sich verringern; wir würden mit unsern Volksgenossen in engern Zusammenhang treten, und insofern hat auch die Pflege der Mundarten eine soziale Bedeutung. In ihrer Erhaltung

[1]) Aus einem Vortrage über Bedeutung und Berechtigung der Mundarten, welchen der Verfasser im November 1890 in dem Zweigverein Köln des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gehalten hat.

ist die Bürgschaft für die notwendige Erhaltung der Eigenart der einzelnen Gaue zu sehen."

Der Bericht fügt diesen Worten hinzu: Endlich wies der Vortragende noch auf die Bedeutung der Mundart für die Sprachwissenschaft hin, für welche sie unschätzbare Dienste leiste.

5. Dr. Jul. Wegeler. In dem Vorworte zum ersten Teile seines Buches: „Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten" heisst es: „Nichts hält die Menschen so zusammen wie dieselbe Mundart; sie ist es, die die einzelnen Menschen-Gruppen und Familien zu Stämmen sondert und diesen hauptsächlich den eigentümlichen, sie auszeichnenden Charakter aufdrückt. Denn in jeder Mundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, das, mit der Muttermilch eingesogen, uns stets durchdringt und nie erlöschend nach jahrelanger Abwesenheit, im höchsten Alter, in weitester Ferne stets die freudigsten Anklänge und Erinnerungen erweckt. „Die wahre Heimat ist die Sprache, sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und wichtigsten, wenn auch am leisesten vor sich", sagt Wilhelm v. Humboldt".

Im Nachworte sagt der Verfasser:

„Hiermit sei diese kleine Arbeit geschlossen. Sie diene dem Koblenzer, für den sie eigentlich nur bestimmt ist, zu einer freundlichen Erinnerung, wenn er in der Ferne weilt, zu einer erheiternden, wenn er in höherm Alter der Zeit gedenkt, wo unsere Mundart noch in voller Blüte stand. Aber auch das, was noch vorhanden, möge in Liebe gehegt und gepflegt werden."

6. Prof. Dr. Weise[1]. „Mundart und Schriftsprache sind nach ihrer Abstammung einander nahe verwandt, aber in ihrem Wesen grundverschieden. Jene zieht wie eine rotwangige Dorfschöne in schmuckem, einfachem Gewande harmlos und ungezwungen ihre Strasse, diese gleicht der aufgeputzten Städterin, die das blasse Antlitz sorgfältig durch künstliche Mittel zu färben sucht, doch im Vollgefühl ihrer Würde anmassend und selbstbewusst dahin schreitet; jene liebt die Freiheit, diese fügt sich dem Zwange; jene predigt Offenheit und Gradheit, diese ergeht sich oft in leeren, hohlen Redensarten.

Wenn gleichwohl noch heutigen Tages die gebildeten Stände häufig mit Geringschätzung auf die Sprache des Bauern herabblicken, so ist

[1]) Prof. Dr. V. Weise: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.

das eine schlechte Hinterlassenschaft der Zeit des „Humanismus," die wir leider, wie so manche andern Vorurteile, noch nicht wieder los geworden sind.

Wer aber mit unbefangenem Blicke und ohne Voreingenommenheit die Redeweise beider vergleichend neben einander stellt, wird bald zur Überzeugung kommen, dass die so scheel angesehene Mundart weit mehr Ahnen aufzuweisen hat, als die sich vornehm dünkende Schriftsprache. In ihren Adern fliesst reines, seit Jahrhunderten unvermischtes Blut; ihr Stammbaum reicht um viele Jahrhunderte weiter zurück in die Vergangenheit."

7. August Schleicher[1]): „Die Mundarten sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. Schon hieraus folgt der hohe Wert derselben für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache. . . . . Nichts ist also törichter, nichts verrät mehr den Mangel wahrer Bildung, als das Verachten unserer Mundarten; nichts ist lächerlicher, als das Streben, die angestammte Mundart völlig verbergen oder gar die Aussprache einer andern, die man für besser hält, nachäffen zu wollen" [2]).

8. Prof. G. Osthoff[3]). „Dem üppigen Waldesboden, aus dem vieler Bäume Wurzeln ihre Nahrung saugen, entspriessen in dichter Nachbarschaft zwei edle Stämme. Es grünen und treiben sie beide eine Reihe von Jahren heran. Ein jeder verspricht, nicht minder dereinst als der Genosse eine stattliche Zierde des Forstes zu werden. Gleichen Ursprung und gemeinsame Jugend verbinden ja des Waldes lebendfrisches Kinderpaar und scheinen fernere gemeinsame Schicksale für das spätere Alter hoffen zu lassen. Aber es ist weit anders beschlossen.

Der Kunstgarten der benachbarten Stadt braucht zu seinem Zierat einen Baum von gerade der nämlichen Gattung wie unsere zwei jugendlichen Stämme. Da naht sich eines Tages des Kunstgärtners Hand

[1]) In seinem Buche: Die deutsche Sprache.

[2]) Gleichzeitig warnt Schleicher vor einer falschen Überschätzung des Dialektes und Unterschätzung unserer Schriftsprache, indem er schreibt: „Wer sich aber vom Reiz des heimatlichen Dialektes so weit hinreissen lässt, dass er vermeint, ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er das einzige sie umfestigende Band zu zerreissen trachtet."

[3]) Aus dessen Schriftchen „Schriftsprache und Volksmundart."

dem einen derselben, weiss ihn geschickt zu entwurzeln und gibt ihm seinen Platz unter den Zierpflanzen des Parkes. Beständiger und sorgsamer Pflege geniesst der verpflanzte Baum fortan vollauf. Es wird gerade an ihm gezogen und gebogen, was irgend Miene macht krumm zu wachsen. Es wird gescheitelt und geschneitelt, wo irgend an unerwünschter Stelle ein das Ebenmass störendes Zweiglein anzusetzen droht. Umgekehrt weiss an Stellen, wo das natürliche Wachstum ausbleibt, aber aus künstlerischen Rücksichten erforderlich zu sein scheint, der Parkgärtner durch Oculieren und Aufpfropfen nachzuhelfen und bedient sich zu solchem Zwecke auch sogar der Reiser der gattungsverwandten Waldbäume. So wird durch sorgsame Hand und zweckbewusst pflegende Mühewaltung nach und nach dieser Baum zu einem Kunstbaum und jenem sehr unähnlich, der als sein ehemaliger Jugendgespiele im frischen Walde weiter gedeiht, von keiner pflegenden Menschenhand berührt, nichts besitzend, als was ihm die Natur selbst verliehen, durch die reichen Gaben dieser aber, trotz des weniger ebenmässigen Wuchses, trotz des rauhern Gesamteindruckes, nicht minder eine Augenweide dem Sehenden und an echter naturwüchsiger Entfaltung sich Erfreuenden.

Dem aus dem Walde frühzeitig verpflanzten, aus einem Naturerzeugnis zum Kunstprodukt umgeschaffenen Baum vergleicht sich die Schriftsprache. Die Volksmundart ist der vom heimatlichen Mutterboden nicht losgetrennte, keiner künstlichen Pflege anheimgefallene, darum in seiner natürlichen Entwickelung vertretene Waldessprössling, ein Gleicher unter Seinesgleichen im Baumwalde, die in der von den mannigfaltigen Formen mundartlicher Rede gebildeten Gesamtvolkssprache [1]) . . . ."

. . . „Man fürchtet fast trivial zu sein, und doch tut man noch nichts Überflüssiges, indem man vor der wahnwitzigen Anschauung warnt, welche alles historischen Sinnes bar in den Sprachlauten und Sprachformen der Volksmundarten nur rohe Entstellungen und Verzerrungen des schriftgemässen Hochdeutsch sieht. Bemisst sich das Vornehmsein nach dem Alter des Adels und nach der Ahnenreihe, die Jemand aufzuweisen hat, so steht, was der gemeine Mann in der Stadt, der Bauer auf dem Lande spricht, und die Art und Weise, wie er es spricht, unvergleichlich viel höher als das Hochdeutsch der Schriftsprache. Die Volksmundarten verfolgen ihren Stammbaum in ununterbrochener Reihe bis auf die historischen Anfänge des germanischen Volkstums zurück:

[1]) Vergl. auch: Aug. Schleicher, Die deutsche Sprache. 2. Aufl. Stuttgart 1869, S. 105.

in den Adern der Volkssprache fliesst reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut. Die Überlieferung der Schriftsprache bricht dagegen verhältnismässig sehr frühzeitig nach rückwärts hin ab. Ihr ist selbst in den wenigen drei bis vier Jahrhunderten ihres Bestehens die Kreuzung der Raçe und die Mischung mit fremdartigem Blut nicht erspart geblieben. . . . . .

Die Dialekte sind die Zuleiter, nicht die Ableiter der Buchsprache; sie sind die Produzenten, während die Schriftsprache der Konsument ist. Der sprachschaffende Volksgeist und der sprachbildende der Litteratur sollten als gleichberechtigte Faktoren nebeneinander hergehen; das ist ihr richtiges Verhältnis. An wem man aber einen solchen Schatz besitzt, soll man den geringschätzig behandeln, ihm wohl gar das Recht zur Existenz streitig machen? Es ist ein Zeichen der Zeit; blasierte Halbbildung wendet den derben Klängen der Volksrede naserümpfend den Rücken, mancher im Dialekt Aufgewachsene, dem die Volksmundart als die Sprache seiner Kindheit und jugendlichen Spiele, als seine traute Muttersprache lieb und wert sein sollte, schämt sich ihrer [1]), während zu gleicher Zeit die Sprachwissenschaft vollen Ernst mit dem eindringlichen Studium der Dialekte macht. . . . .

Um vieles in der Welt möchte ich persönlich es nicht missen, dass in meinen ersten Lebensjahren bis zum Eintritt in die Volksschule noch kein schrifthochdeutsches Wort über meine Lippen gekommen, dass ich als Plattdeutscher von Geburt von dem Boden meiner plattdeutschen Heimat weniger entwurzelt bin, als ich im anderen Falle es sein würde, dass meine sprachvergleichenden Neiguugen ihre erste und jetzt noch andauernde Nahrung finden konnten an dem mir frühzeitig entgegentretenden Verhältnis volksmundartlichen Mutterlautes und in der Schule erlernter Schriftsprache.“

9. Klaus Groth [2]). Wollen wir die Stellung der hochdeutschen Schriftsprache in dem ganzen deutschen Schriftgebiet angeben, so können wir sagen: „Die Schriftsprache ist nicht etwa der Stamm der deutschen Sprache, woran die Mundarten die mehr oder weniger saftvollen Zweige sind; sie hat eine eminente Stellung natürlich — als Trägerin der edelsten Früchte der Wissenschaft und Poesie — mag man sie als das Edelreis betrachten; aber ein Zweig ist sie unter Zweigen, vom wissenschaftlichen Standpunkte ist auch sie nur eine Mundart. Dadurch

[1]) Der Verfasser schrieb im Jahre 1883. Heute hätte er weniger Grund zu dieser Klage und Anklage.

[2]) Aus dessen Schrift: „Über Mundarten und mundartige Dichtungen“.

wird das Hochdeutsche nicht herabgesetzt, kann es nicht einmal, es bleibt immer die Sprache der Gebildeten, der Kirche, der Bibel, vor der man selbst Respekt hat durch eigene Kunde und Einsicht, die das Mass ihres Wertes in sich selbst trägt und keines Vergleiches bedarf, um gehoben zu werden. Wir betonen diese Stellung der Schriftsprache zu den andern Mundarten nur, um ein Vorurteil abzuwehren. Der Stamm ist eher da als die Zweige. So ist nicht die Schriftsprache vor den Mundarten dagewesen. Diese sind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbnis wie Wasserreiser und Auswüchse entstanden; die Mundarten sind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftsprache als den Stamm ansehen will, und diese wird verworren, wenn man die Mundarten abschneidet, die ihr den Lebenssaft zuführen".

Dritter Teil.

Zur Sprachkunde der Trierischen Mundart.

Vorbemerkung.

Abkürzungen und Bezeichnungen.

1) *ahd* = althochdeutsch
mhd = mittelhochdeutsch
nhd = neuhochdeutsch

Eg. = Eigenschaftswort (Adjekt.)
Umst. = Umstandswort (Adverb).

2) _'_ = über Selbstlaut (Betonungszeichen)
é = geschlossenes e (Meer)
è (ä) = offenes e (Perd, Pärd)
ao = offenes o, zwischen a und reinem (geschlossenen) o liegend (Glaock, Haower).

Das in den folgenden mundartlichen Wörtern vorkommende *ö* ist nicht wie das hochdeutsche ö auszusprechen, sondern als ein zwischen hochdeutschem geschlossenem *e* und *ö* liegendes dumpfes *ö*.

3) —, ~, ◡ (über Selbstlaut) = lang, halblang, kurz.

4) l̦, m̦, n̦ (unter der Zeile), Dehnung der Schmelzlaute l, m, n.
(Dil̦ (Diele), Fil̦chen (kleines Fohlen), Schol̦d, krom̦b, Dam̦p, Pan̦d, befon̦ (befunden), Spil̦).

5) Ez. = Einzahl, Mz. = Mehrzahl.

a) Wörter.

babbelen, plappern, schwatzen, viel, unnütz, durcheinander sprechen.

Ein Klangwort, welches nicht nur in den deutschen Mundarten, sondern auch in vielen Sprachen vorkommt. Von rheinischen Mundarten seien genannt: Aachen, Eifel, Eupen, Coblenz, Köln, Nassau und Westerwald, Deutsch-Lothringen und Luxemburg, Sauer (Echternach), Ober- und Mittelsaar. Von fremden Sprachen führen wir an: *bable* (Dänisch), *to babble* (Englisch), *babbelen* (Holländisch), *babiller* (Französisch), *babbolare* (Italienisch). Hierher gehören auch das griechische βαβάζειν (*babazein*) und das lateinische *fabulari*; jenes hat die Bedeutung unseres babbelen, dieses heisst plaudern, sich durch gemütliche, behagliche Rede unterhalten[1]).

baaden, badden (baten, batten), zu etwas nützen, helfen.

Das Wort kommt zwar im Hochdeutschen vor, aber selten[2]). In den Mundarten, besonders in den mittel- und süddeutschen ist es unter den Formen: batten, badden, bade, baate, baten viel verbreitet: z. B. Hunsrück, Eifel, Coblenz, Aachen, Köln, Sauer, Nassau und Westerwald. Auch in den mit der deutschen verwandten Sprachen finden wir das Wort, z. B. *baten* (Holl.), *baade* (Dänisch). Der Stamm des Wortes ist das mhd *bass*, *bat* = gut, nützlich, wovon besser, best abgeleitet sind[3]).

bewachs (bewachsen), bei Kindern ein Zustand, bei welchem das Atmen beschwert ist und der aus verschiedenen Ursachen herrühren kann. „Spannung der kleinen Rippen“ (Nassau); „das Empfinden von

---

[1]) Von *fabulari* ist das deutsche Wort fabulieren gebildet, mit ähnlicher Bedeutung. Am bekanntesten ist dieses wohl durch die Goethe'schen Verse:

Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

[2]) „Das Wort gilt nur als mundartlich, ist aber verbreitet über Nord- und Mitteldeutschland bis in Schwaben, Baden, die Pfalz und das Elsass“, (Weigand, Wört.) — „Im Hochdeutschen völlig veraltet, aber noch im Niederdeutschen üblich“ (Adelung).

[3]) In meiner Jugendzeit habe ich, besonders in dem Hause des Grossvaters und aus dessen Munde die Redensarten „Et baat neist und: baat et neist, da schad et neist“ gehört. Ob Wort und Redensart in Trier noch heute bekannt sind und gebraucht werden, weiss ich nicht. Ein befreundeter Trierer schreibt mir dazu: „Bekannt bei manchen, gebraucht von geborenen Trierern sehr wenig.“

Leibschmerzen bei Kindern infolge von Blähungen" (Eifel); „mit Krämpfen behaftet" (Köln); „bewachsen" sagt man von Kindern, die einen Schmerz äussern, ohne dass man dessen Ursache kennt" (Coblenz); „bewasse, beengt, erkältet" (Eupen).

Biiwack, m., ein müssiger, auch nächtlicher Herumtreiber.

Das Wort, das französische *bivouac*, Nachtwache, Feldwache, in Trier gegenwärtig ein oft harmloses, scherzhaftes Schimpfwort geworden, ist in dieser Bedeutung erst in neuerer Zeit aufgetreten [1]).

glott, leckerhaft, wählerisch. — Glott Mäulchen; Glott Schnöss. „Gelott, kürig im Essen, leckermäulich" (Eifel). Woher das Wort? Das Stammwort scheint das altfranzösische *glouton*-Schlemmer zu sein. Dieses hinwiederum stammt von dem lateinischen *gluto* mit derselben Bedeutung, und dieses endlich wird in dem griechischen Worte γλῶττα (*gloota*) Zunge seinen Ursprung haben.

Daop, w., Kreisel; verkl. Däbchen.

Das aller Welt bekannte Knabenspielzeug. Wahrscheinlich sind Spiel und Name von den Römern zu uns gekommen. Bei diesen hiess der Kreisel *turbo*, d. h. Wirbel, „woraus mit der bekannten Ausstossung des *r* leicht *tub*, *top* etc. entstehen konnte." Der Name findet sich in fast allen rheinischen Mundarten, z. B. Dopp (Coblenz, Lothringen und Luxemburg); Daop (Sauermundart); Dopp und Doppch (Nassau und Hessen); Dobbel (Eupen); Daopp (Köln); Dop (Eifel) [2]). Heildaop (Heuldaop), ein hohler Kreisel mit einer Seitenöffnung, wodurch er bei rascher Drehung einen heulenden Ton von sich giebt. — Brölldopp (Aachen); Hüldoppel (Eupen).

Gädemchen, die kleinen Kramläden, wie solche sich an die St. Gangolphskirche in Trier angebaut hatten, wo sie noch heute bestehen.

Das hochdeutsche Wort Gadem bezeichnet im allgemeinen ein für sich abgeschlossenes Gemach. — „ahd *kadum*, *cadhum*, *gadum*; mhd *gadem*, einzelstehende geschlossene Räumlichkeit, besonders ein Laden" (Weigand, Kellner Wörterb.). — „Gaddam, auch Gaddem und Gaddum, richtig Gaden, in alter Zeit der an einem grossen

---

[1]) Der Verfasser, der bis 1845 in seiner Vaterstadt Trier gelebt hat, erinnert sich wenigstens nicht, das Wort in dieser Bedeutung dort jemals gehört zu haben.

[2]) In Cleve heisst der geworfene Kreisel Toll, der mittels der Peitsche getriebene Drivtoll. Holländisch heisst der Name *dryf-dop*, englisch *dop*, französisch *toupie*.

Hause vorgebaute kleine Kramladen; später wurden alle kleinen einstöckigen Kramläden so benannt" (Fritz Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart). —

Gädlich, Passend; von zwei Dingen gesprochen, eins zum andern passend [1]. —

gatlich, gätlich (Hss.). „Gädlich, zu den Umständen passend, nicht zu gross und nicht zu klein". „Nicht ganz voll, ziemlich" (Koblenz). — Gatting, gattings, gahrings, gahlengs, passend, schicklich (Nassau). — „Nur in den gemeinen Spracharten, besonders Niedersachsens, üblich = bequem, was sich schickt, seinem Endzwecke gemäss ist" (Adelung). — Dazu ist als Stammwort zu erwähnen Gaoden, das zu einem zweiten Stück gleicher Art passende Stück, z. B. Strumpf. „Gaden, Gegenpart, das dazu gehörige" (Eifel).

Hewerlönk, Maikäfer. Woher das Wort? Auf den ersten Blick ist man wohl geneigt, das Wort von hewen (heben) abzuleiten, da der Käfer im Frühjahre den Boden und dann sich selbst aus dem Boden heraus hebt. Aber aller Zweifel wird gehoben durch das in Aachen und der Umgegend für die Bezeichnung des Tieres gebrauchte Wort Käferling. Durch die in der trierer Mundart beliebte Erweichung der Mitlaute, hier das k und das *f* in *h* und in *w* ist unser Wort Heverling entstanden. Das hochdeutsche Käfer heisst ahd *chëwaro, chëwar*, mhd *këwere*, und diese Wortform liegt verschiedenen rheinfränkischen Benennungen zu Grunde. So finden wir z. B. Kewerlenk (Lothringen-Luxemburg), Kewirz (Koblenz). In den verschiedenen Gegenden von Nassau finden wir für das Wort Käfer die Formen Käwerz, Käwarz, Käwerex, Käwerig, Kiwitz, Kiwetz, im Westerwald Kübitz [2].

Hewerlings-Kies, Limburger Käse. Eine sonderbare Wortbildung! Was hat der Limburger Käse mit dem Maikäfer zu schaffen? Nichts. Aber woher denn die sonderbare Benennung! Es soll, so wurde mir mitgeteilt, der erste Verkäufer des Limburger Käses in Trier Hewerling (vielleicht auch Häberlin oder ähnlich) geheissen haben. Die Möglichkeit des Geschehnisses zugebend, möchte ich doch einen

[1] „Ein Wort, das von Goethe noch reichlich gebraucht wird, das kaum durch ein anderes zu ersetzen ist und recht wohl für unsere Schriftsprache erhalten werden könnte, ist gätlich. . . . . Es bezeichnet das, was eben recht ist, was nicht zu gross und nicht zu klein ist". (Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache.)

[2] In Nassau wird in der That das Wort Hefel, Heweling, Hewleng gefunden, aber nicht für Maikäfer, sondern für — Sauerteig, der ja auch hebt.

anderen Versuch der Erklärung hier beibringen: In Eupen, Aachen und Umgegend heisst der Limburger Käse Herverkies. Herve ist ein belgischer Flecken in der Provinz Lüttich, nordwestlich von Verviers, an der Bahnlinie Bleiberg—Aubel—Lüttich, gehörte früher zum Herzogtum Limburg, konnte ehemals und kann noch heute als der Mittelpunkt der Limburgischen Viehwirtschaft und Käsebereitung betrachtet werden Daher der Name Herverkies[1]). Durch Ausfall des *r* könnte nun leicht das Wort Hewerkies entstanden sein, und man wäre dadurch dem trierischen Worte etwas näher gerückt.

Haohl, w., früher der gezahnte eiserne Kesselhaken über dem offenen Küchenherde. Hahl, Hahel, von hahen = hangen.

Haol (Sauer); Hahl, Hohl, Höhl, Hehl, Hähl (Nassau und Westerwald), Haol (Lothringen—Luxemburg)[2]).

Kammfuder, s (Kammfutter), Brieftasche[3]).

Kammfoder (Köln); „Kammfoder bedeutet heute Brieftasche; in alter Zeit Behälter des Haarkammes, womit die Altdeutschen das lange Haar aufzukämmen pflegten" (Eifel); „Kammfuder, die Brieftasche, ursprünglich ein Gehäuse aus Pappdeckel, welches unter den Spiegel gehängt wurde, und worin besonders die Haarkämme bewahrt wurden" (Aachen).

Kiewel, m., Kinnbacken, besonders Schweinekinnbacken (Laven), mit „döck Buhnen", ein Lieblingsgericht des trierischen Bürgers.

„Küwel, Kinnlade" (Eifel); Kiwelche, Schweinekiwelche, der halbe Schweine-Unterkiefer, resp. Kopf, wie man ihn geräuchert besonders zu dicken Bohnen isst" (Koblenz).

Kaoskeller, „der volkstümliche Name des römischen Amphitheaters in Trier oder eigentlich des „einen der tunnelartigen Eingänge von der Stadtseite her und zwar auf der südlich gelegenen, der heute noch fast vollständig überwölbt erhalten ist. Den Namen Kaoskeller leitet man von Catholdus her, einem treverischen Prinzen, der der Sage nach für den Erbauer des Amphitheaters gehalten wird; daher heisst das Amphitheater *Catholdi solium* oder *C. solarium*, Katholdus' Thron"

[1]) Härverki'es, Limburger = Herverkäse (Wörterbuch der Eupener Sprache von Aug. Tonnar und Wilh. Evers mit sprachvergleichenden Worterklärungen von Wilh. Altenburg).

[2]) Eine ganz andere Bedeutung hat das Wort in der Eifelmundart. Da bezeichnet Hahl „die Kost, welche der Hirt in den Häusern des Dorfes abwechselnd erhält, dann aber auch die Person des Hilfshirten". (Dr. Hecking, die Eifel in ihrer Mundart.)

[3]) Gegenwärtig in der Stadt Trier wohl seltener gehört

(Haller u. Züscher, Bilder aus der Geschichte des Trierischen Landes und Volkes). Das ist eine Sage, deren etwaiger geschichtlicher Grund nicht nachweisbar ist. Es ist freilich möglich, dass ein vornehmer Treverer bei dem Bau des Amphitheaters in besonderm Grade beteiligt war. Der Name Kaoskeller lässt indes aus seinem ersten Teile auf den römischen Vornamen *Caius, Gaius* schliessen, den ein vornehmer Treverer geführt haben kann, der sich aber von *Catholdus* nicht wohl ableiten lässt. Vielleicht liefert das Folgende eine andere Spur. Die kölnischen Bierbrauer nennen den Malzkeller, d. h. den Raum, in welchen das Malz zum Keimen gebracht wird, Kaiskeller, meist abgekürzt Kais [1]). Da hätten wir ja unsern Trierischen Kaoskeller fast leibhaftig, jedenfalls einen Milchbruder desselben vor uns. Wenn nun nachgewiesen werden könnte, dass der Kaoskeller resp. einer der oben genannten Eingänge einmal als Keller (wenn auch nicht gerade als Malz- oder Bierkeller) benutzt worden wäre, so wäre, wie mir scheint, die „Kaoskellerfrage" gelöst. Wie steht es aber mit dem Worte Kais? Vielleicht bringt das formverwandte französische Wort *quai* uns der Sache näher. Das Wort *quai* (spanisch *cayo*, altfranzösisch *caye*, portugiesisch *caes*, niederländisch *Kaai*, englisch *Kay*, niederdeutsch *Kaye*) stammt aus dem mittellateinischen *caium* her, welches selbst wieder die lateinisierte Form eines keltischen Wortes zu sein scheint. Im Kymrischen, einer keltischen Mundart, heisst das Wort noch heute *cae* = Zaun. Die Grundbedeutung der angeführten, mit dem französischen *quai* zusammenhangenden Wörter wäre hiernach „ein geschlossener Raum". Namentlich ist die portugiesische Form *caes* für unsere Frage bemerkenswert. Das französische *quai* bezeichnet eine gemauerte Einfassung eines Flusses, einen Flussdamm (auch Ausladeplatz). Das altfranzösische *caye* heisst Sandbank. Nach allem diesem hätten wir für die Grundform Kai, Kais als Bedeutung teils „geschlossener", teils „ausgemauerter" Raum. Für die Erklärung unseres Wortes Kaoskeller ist hiermit nicht viel, aber wie es mir scheint, doch etwas gewonnen. Das Wort Kais bietet indes die Schwierigkeit, dass das aus *ai* entstandene *a* in der trierischen Mundart nie zu *ao* wird. Vielleicht wäre das gothische *kas* = Gefäss, Behälter heranzuziehen.

---

[1]) Das Kölnische Wörterbuch von Fritz Hönig sagt zwar einfach: Kais, Malzkeller, aber der Verfasser selbst hat mir mitgeteilt, dass die eigentliche Bezeichnung Kaiskeller sei, und Kais die gewöhnlich gebrauchte Abkürzung.

Mörbel, m., Schusser, Klicker, Schnellkügelchen. Neben dem Kreisel (Daob) und dem Papierdrachen wohl das beliebteste und bekannteste Knabenspiel. Daher auch seine vielen Benennungen. Mirbel (Sauermundart); Ömmer (Köln); Glücker, Glicker, Klücker, auch Märbel, Märwel (Nassau); Molbet, Franket, Klötz, Mootsche (Aachen)[1].

Quiesel, w., Spottname einer in den Augen des Sprechenden überfrommen oder gar frömmelnden, an Äusserlichkeiten klebenden, unverheirateten ältern Frauensperson.

Wir finden das Wort auch in andern rheinfränkischen Mundarten, teils in gleicher, teils in etwas verschiedener Form und Bedeutung — quiiselich.

Quiisel (Lothringisch-Luxemb.); Quisel, Quissel, eine alte Jungfer oder ein älteres Frauenzimmer, das die Eigenheiten oder Angewöhnungen einer solchen hat. Quisselich, dasselbe, kleinlich und auf Angewöhnungen bestehend *(quae est sola?)* (Koblenz); Quisel *(quae sola)*, ein sehr frommes Mädchen (Eifel); Quissel, alte Jungfer, Betschwester, Scheinheilige (Köln); Kwesel, Betschwester, niederländisch *kwesel*, allgemein rheinisch Quisel; „Herkunft unsicher, vielleicht zu altnordisch *kwis a* (flüsternd sprechen); etwaige Ableitung aus *quae sola* (*vivit*) = die allein lebt — oder *quieta* = ruhig, ist erkünstelt und auch lautlich nicht zulässig (Eupen); Quisel, Quissel, eine Weibsperson bei den Katholiken, welche sich verlobt hat *(sic!)*, nie zu heiraten, täglich einmal in die Kirche zu gehen, und was der gut gemeinten Sachen mehr sind. So lässt sie sich z. B. auch in mehrere Bruderschaften einschreiben und geht fleissig zum heil. Abendmahl. (Schmidt, Westerwäldisches Idiotikon)[2].

---

[1]) Die Klicker wurden früher aus dichtem Kalk = Kalkstein hergestellt, ferner aus körnigem Kalkstein = Marmor, endlich auch aus Achat. Unser Wort Mörbel kommt also wohl von dem Worte Marmor (Marwel) her. Der letzte Sprössling in der Reihe ist der Glasmörbel, den wir alten Trierer zu unserer Zeit nicht kannten. Ein eigentlicher Marmormörbel wird „Marmoddchen," einer von Achat „Achädchen" genannt.

[2]) Schmidt war Protestant Kehrein (Volkssprache und Wörterbuch von Nassau) sagt über diese Erklärung von Schmidt: „Diese ganze Erklärung ist nicht stichhaltig. Die Quissel ist eine Weibsperson, die sich skrupulös (d. i. mit einer in's Kleinliche gehenden Ängstlichkeit) an die äusseren Formen des religiösen Lebens hält, ohne deren innern Kern zu erfassen, und darum bei jeder kleinen Abweichung sich beunruhigt fühlt, sich als schuldig anklagt u. s. w.". Das Wort wird wohl viel gebraucht, oft harmlos, oft als Beschimpfung und dann nicht selten ungerecht.

Schaaf, s., Totenbett, das Bett, auf welches der unmittelbar nach dem Hinscheiden vor dem Aufbahren gelegt, oder auch auf welchem er aufgebahrt wird.

Das Wort, welches in der Stadt Trier nur in dieser einen Form und Bedeutung bekannt ist und gebraucht wird, erscheint in den rheinfränkischen Mundarten in zweierlei Form und dreierlei Bedeutung. Die Formen sind Schaaf und Schauf, die Bedeutungen Strohbündel und Totenbett einer- und Schrank anderseits. Die beiden ersten Bedeutungen sind verwandt, da das erste Lager der Leiche, besonders auf dem Lande, wohl meist aus einem Gebund Stroh bestand, bezw. besteht.

Wir finden „Schaaf, Schrank, Kleiderschrank“ (Aachen, Lothringen-Luxemburg); „Schaaf, eigentlich das Stroh, hier aber nur in der Bedeutung des Lagers gebraucht, auf welches eine Leiche gelegt wird“ (Koblenz); „Schouf, m., ein Bund Stroh, Lager für Tote“ (Eupen); „Schab, Schaf, s., m., Stroh und zwar 1. das Stroh, worauf ein Toter liegt (Westerwald), 2. das zum Dachdecken beschnittene Bündchen Stroh, 3. Bündchen Stroh, welches der Winzer zum Anbinden der Reben mit in den Weinberg nimmt. Ahd *scoub, scoup*, mhd *schoup*“ (Nassau).

Beide Formen, Schaaf in der Bedeutung Schrank und Schouf in der Bedeutung Totenlager finden wir in der Eifel und in Köln.

Die Redensart „Off'm Schaaf leien“ in der Bedeutung tot sein finden wir in Trier, Koblenz, Eupen (Op d'r Schouf lijn). In Koblenz finden wir auch die Redensart „Se läute dem Verstorbene of et Schaaf.“

Schmachtlabben, Schmarotzer. Schmachtlap, Schmarotzer (Eifel); Schm., ein läppiger, abgeschmackter Mensch (Nassau); Schmachtlappe, der bei Andern seinen Hunger und Durst stillt, ohne etwas dafür zu bezahlen (Westerwald); Ein hungriger Mensch, der sich überall, wo es etwas zu essen giebt, aufdrängt, ein Schmarotzer in höherm Grade (Koblenz); Ein schmachtend Verliebter (Köln)[1].

[1]) Das Wort hat gleichen Ursprung mit der Redensart: „Am Hungertuche nagen“. Das Hungertuch (franz. *drap de faim)* war das Tuch, welches früher zur Zeit der Fasten (daher auch Schmachtlappen, Fastentuch, Palmtuch) zwischen Chor und Schiff der Kirchen gehängt wurde, um, wie der Tempelvorhang der Israeliten und die Bilderwand der griechischen Kirche, während der kirchlichen Trauerzeit das Chor, resp. das Innere des Allerheiligsten abzuschliessen“.

Tãggen (Taken), m., ehemals ein kleiner viereckiger Raum hinter dem Teile der Stubenmauer, der, an den offenen Küchenherd stossend, dort durch eine Eisenplatte, die Tãggenplatte, von dem Herde getrennt war. Diese Platte, von Gusseisen, zeigte meistens eine biblische Darstellung.

Tak, franz. *taque*, Gussplatte am Feuerherde (Lothr.-Luxemb.); Tak (Eifel); Taggen, Tagge, m., auch Zaggen, Ofennische, die als Trockenraum für Wäsche u. dgl. verwandt wird. Anders Simrock, Deutsche Mythologie: In niederrheinischen Bauernhäusern der Milchschrank, der gegen die vom Herdfeuer erwärmten Eisenplatten in der Wand der anstossenden Wohnstube ausgelassen wurde. (Dr. Fuss: Zur Etymologie nordrheinischer Provinzialismen. Progr. der Ritterakademie Bedburg vom Jahre 1873).

Trõmberlagãi, w., Königspflaume, Reine-Claude. (Drǫmblagaai, wie die Reine-Claude, eine Art Pflaumen. Laven.) Ein sonderbares, nicht gerade schönes Wort, welches, wie ich Grund habe anzunehmen, jetzt in Trier weniger gebraucht und verstanden wird. Der Name kann nur aus dem französischen *trompe-laquai* entstanden sein, wie ja auch z. B. Reine-Claude, Reinette u. A. die französierten Namen für feinere aus Frankreich gebrachte Obstsorten sind. So finden wir z. B. auch für eine feinere Birnensorte den Namen *trompe-coquin* noch heute im Französischen gebräuchlich, während das ganz gleichgebildete *trompe-laquai* in keinem Wörterbuche zu finden ist [1].

Das hochdeutsche Wort Königspflaume ist wenig im Gebrauch [2]; um so mehr Benennungen finden sich in den Mundarten, die alle Verballhornungen des Reine-Claude sind, z. B. Ringelott (in Köln und am ganzen Mittelrhein), Reinklauen (Nassau), Ringklauen, Reine Klauen (Taunus), reine Kloden (Meklenburg), Grüne Kloben (Berlin), Grüne Knoten (Thüringen) [3]. Reinklodd, Mz. Reinklodden (Trier).

Paafekinnchen (Pfaffenkindchen), bezeichnet in der Kindersprache die Blüte des wilden Mohns, Klatschrose (*Papaver Rhoeas*, frz. *pavot*).

Woher der sonderbare Name? Wie es scheint, aus der Kinderphantasie und dem lateinischen Worte *papaver*, oder dem französischen *pavot*. Die kleinen Kinder, besonders die Mädchen, lieben es, die

---

[1]) Dürfte sich vielleicht in Preisverzeichnissen französischer, besonders französisch-lothringischer Obstzüchter auffinden lassen.

[2]) Kellner, Wörterbuch.

[3]) Andresen, Deutsche Volks-Etymologie.

roten Blütenblätter des Mohnes nach unten umzuschlagen, wodurch diese dann eine Art bauschigen Rocks, Krinoline bilden, während die Samenkapsel mit den Staubfäden wie ein schwarzer Kopf erscheint, daher das „Kinnchen". Der andere Teil des Wortes, nämlich Paaf, ist ohne Zweifel aus der Silbe *pav* des lateinischen oder des französischen Grundwortes hervorgegangen.

Schanzelaafer, Schanselaafer, ehemals ein Kragenmantel für Männer.

„Schanzlaufer, Schanzschlupper, ein nun seltenes Kleid mit Ärmeln für Frauen, eine Art Mantel, aus dem holl. *schansloper* (Schifferkleid) entstellt" (Nassau). — „Schanzeläufer, ein eigenartiger Mantel mit mehrern kleinen Kragen (Köln). — „Schanzeläufer, ein eigentümlicher Überwurf oder Überrock (*Chance-loup*) [1]), Mantel mit einfachem Kragen" (Koblenz). — „Schanzlöffer, ein Mantel für Männer, mit einfachem Kragen. Im Holländischen ist *chanslooper* ein Überrock der Seeleute" (Aachen). — „Schanzläufer, ein leichter, kurzer (Frauen-) Überrock mit Ärmeln. Um 1800 [2]). Ursprünglich ein kurzer, weiter, vorn offener mantelähnlicher dicker Oberrock der Schiffsleute, aus dem gleichbedeutenden niederländischen *schanslooper*, welches zusammengesetzt ist aus niederl. die *schans*, Schanze, hier = Hinterkastell des Schiffes und aus dem *looper* Läufer; also gleichsam bequemer Oberrock zum Hin- und Herlaufen im Schiffsdienst" (Weigand, Wört.). — „Schanzlooger, ein niederrheinischer Ärmelmantel" (Kellner, Wörterb.).

Komber, Kombärsch (frz. *compère, commère*), Gevatter, Gevatterin, die Taufpaten eines Kindes, aber nur in Beziehung auf die Eltern des Kindes und auf einander. In Bezug auf den Täufling selbst sagt man in Trier Pädder und Gōt (franz. *parrain, marraine*).

Kumpeer, Kumpersch (Köln); Kompèr (Eupen); Kompier, Kompiersch (Koblenz); Kompier (Nord-Rheinfränkisch); Kompier, Kompiesche (Niederrheinisch).

Stanggètt, s. (frz. *stanguette*), Stacket, Latte an einem Zaun, Lattenzaun.

Stangetten, Latten am Zaune (Eifel); Stankette, Eisengitter (Eupen) [3]).

---

[1]) Das Wort *chance-loup* habe ich nirgends finden können.

[2]) Ein alter Trierer sagt darüber: „Um diese Zeit (1800) kam der Name in Trier auf als Spottname gegenüber dem Mantel der Bürger".

[3]) Das Grundwort ist das deutsche Stange (Sachs-Villatte); von diesem ist gebildet das französische *stangue*, Ankerrute, Ankerstange. Die Ver-

stènzen (stänzen), heimlich entwenden, besonders Kleinigkeiten, z. B. Obst u. dgl. Ähnliche Bedeutung haben stibitzen und glénnen (franz. *glaner*), nach der (Obst- und) Weinlese etwa noch hangende (Früchte) Trauben suchen; Nachlese nach solchen halten. (So auch Koblenz).

b) Redensarten.

Dat ös en Abel, Äbbelchen fer den Doorscht. Ersparnis, Rücklage für die Zukunft.

„Da ss' en Aeppelche för der Doosch (Verlangen erweckender Gegenstand)" (Köln).

„En Aeppelche för der Doosch verwohre" (Aachen).

Den Aawen de Kaost gewen. Gut zusehen. Ebenso Coblenz, Köln, Aachen.

Däm sein de Awe griesser wie de Bauch.

„Dem sin de Auge grösser wie der Buch" (Köln).

„De Ogge sönt grue'sser äls der Buch" (Aachen).

„Dr Buhk es gemenelek jedder (eher) voll äs et Og" (Mischmundart)[1]).

En e gemaacht Bett kommen. In gute Verhältnisse kommen, namentlich durch eine Heirat.

„Dä läht sich en e gemaht Bett" (Köln).

Dat dankt der der Deiwel. Ich schulde dir keinen Dank; das war deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Oder auch: Das war keines Dankes wert.

„Dat dank deer en al Uel" (Köln).

Dä micht e Gesiicht wie en Döbbche voll gequellter Deiwelen.

Dä schwätzt dem Deiwel en Ohr aof.

„Dem Deiwel ä Bain abschwätze" (Coblenz).

„Dä bubbelt dem Düwel en Bein av" (Köln).

„Deä klaft dem Düwel en Ur av" (Aachen).

Kan Deiwel (kan Siel) wöll ebbes dervaon wössen. Durchaus niemand u. s w.

---

kleinerung von *stangue* ist *stanguette*. Dies Wort bedeutet also eigentlich Stäbchen, bezeichnet jetzt aber den senkrechten Strich zwischen zwei Takten der Notenschrift. — Dem deutschen Worte Stanggett steht nicht so nahe wie *stanguette* das französische *estacade* (Pfahlwerk), ist also hier nicht heranzuziehen.

[1]) S. 1. Teil, 2, 6, 1.

Dän haot den Deiwel em Leif.

„Dä hät der Düwel em Lief“ (Köln).

Dän es daoroff (Geld u.s.w.) versääss, wie der Deiwel off 'n arm Siel.

„Deä ess op ene Pennek, wie der Düwel op en Siel“ (Aachen).

Dreck o' Stan off ane werfen. Einen verunglimpfen.

„Dreck on Stain of Aine schmeisse“ (Coblenz).

„Dao werfen se allen Dreck on Stein drop“ (Köln).

Dä grauld, wie der Deiwel vier 'm Weihwaser.

Anem den deieren (theuern) Dud aonduhn. Einen quälen.

Dän ös nöt essu dao. Man kann dem nicht trauen.

„Dä hät et fuus deck hinger de Ohre“ (Köln).

Dä kann de Föngeren nöt aon sich halen. Er stiehlt.

„Dä kann de Fingere nit bei sich halde“ (Köln).

Däm mus mer off de Föngere glaobben; auch: Dem mus mer off de Föngere kuggen. Dem muss man entgegentreten.

„Dä muss mer op de Fingere klaobbe“ (Köln).

Laos de Föngeren (Hänn) dervaon. Kümmere dich nicht um die Sache. Versuche es nicht.

Dä lääkt (leckt) de Föngere bös von den Ehlebogen dernaoh. Der wünscht das sehr.

„Dao leck dä de Fingere naoh bis an der Elleboge“ (Köln)“.

Mer muss em alt ebbes dorch de Föngere siehn.

„Mer muss im ald jet durch de Fingere sin“ (Köln).

„Enge get dörich gen Fengere sieh“ (Aachen).

Sich de Föngere verbrennen. Durch Voreiligkeit, Unüberlegtheit sich selbst schaden.

Dä kam' mer om e Fönger wöggelen.

„Dä ka' mer öm ene Finger drihe (weckele)“ (Köln).

Dat Geld ös ön den Dreck geworf. Ist unnütz verausgabt.

Dä kam' mer gestohl gewen. Der ist mir gleichgültig; ich will nichts von ihm wissen.

Off Freierschfiesse giehn. Freien.

De gèckig Aoder. Die Stelle am Vorderarm, wo der Speichennerv (nervus ulnarius) sich befindet, der gegen Druck und Stoss sehr empfindlich ist. „Eich hat mich aon de geckig Aoder gestuss[1]).“

[1]) Am Rhein sagt man **Primsknöchelchen**, in Westfalen **Primsbüttken**, **Klingelbüttken**.

Dä sötzt, dän haot gesääss. Der ist, war im Gefängnis.

Die zwai gleichen sich, wie an Aai dem anneren, wie zwaai Drobbe Waaser[1]).

„De gliche sich wie ein Ei dem andere" (Köln).

„Sei glieche sich wie zwei Dröppe Waser" (Aachen).

Dän ös Gott on der Welt schöllig. Ganz verschuldet.

„Dä ess Gott un aller Welt (alle Minsche) schöldig" (Köln).

Dä liest Got e gude Maan sein. Kümmert sich um nichts.

„Dä liet Gott ene gode Mann sin" Köln).

Dä liesst Goddes Waaser iwer Gottes Land laafen. Ist ein sorgloser, unbekümmerter Mensch.

„Dä liet Goddes Waser öwer Goddes Land laufe" (Köln).

„Hea let Hergotts Wasser öwwer Hergotts Land loufe" (Aachen).

Gott sän (gottsän). Gott segne (Euch), rief früher der Trierer dem Niessenden zu. „Gott dăng' ich (Gott dank' euch)" antwortete dieser.

Gott helw' ich! (Gott helf' euch!) grüsste früher der Trierer dem Arbeitenden (besonders dem Feldarbeiter) zu. „Gott dang' ich!" (Gott dank' euch) antwortete dieser.

„Gott help üch! Begrüssungsformel der Arbeiter" (Aachen).

„Goatt hälp öch an der Arbeit!" (Mischmundart).

Gott helw' ich! oder „Giht ö' Goddes Naomen", sprach die Trierische Bürgersfrau, wenn „ein armer reisender Handwerksbursch" besonders aber ein an der Türe betender „Berufsbettler" sie um eine Gabe ansprach, die sie nicht geben wollte oder konnte.

Eich haon naoch ebbes ze gut. Ich habe noch etwas zu bebekommen, zu fordern.

Ebbes ze guts maachen. Etwas gut, richtig, recht machen.

Et waor gut. Redensart, die besonders beim Erzählen einen Absatz in der Erzählung andeutet, worauf dann fortgefahren wird.

Dat schmeckt däm, wie dem Wolf et Haifrääsen, d. h. nicht gut.

Dat hält vaon zwöllef bös Möddag, ist nicht von Dauer.

„Dat hält va zwölf Uhre bess Meddag" (Aachen).

„Dät hält van twölef Uhre bes Meddag" (Mischm.)

---

[1]) Hä gleicht däm wie gespauzt.

Dän ös onsem Herrgott en arme Maan schöllig. Der scheint zur Armut bestimmt zu sein.

„Dä öss unsem Härrgott en ärm Minsch schöldig“ (Köln).

Dän ös onsem Härrgott sein Daagdief. — Herrgotts-Daagdief.

„Dä hät unsem Härrgott der Dag gestolle“ (Köln).

Et Herrgottche schännt (schimpft, schmält) sagt man zu den Kindern, wenn es donnert.

„Et Härrgottche kief“ (keift, Köln).

Dä gäf et Himm vaom Leif, so wohlthätig ist er.

„Dä gitt et Hemb vum Liev“ (Köln).

Möt den Hihneren schlaofe giehn aonn obstiehn.

„Dä geit met de Höhner schlofen un steit met de Höhner op“ (Köln).

Vaon dem soll kaan Hond e Stöck Brud aonhollen. Das ist ein schlechter Kerl.

Bei dem Weeder soll mer kaan Hond vier de Dier jäjen.

Honger off Kommando. Honger wie e Wolf. Grosser Hunger.

Die zwaai tuuden ön aan Hoor, sind immer derselben Meinung.

Dä liest ka gut Haor aon de Leiden, hat eine böse Zunge.

Aon dem ös ka gut Haor, der ist durch und durch schlecht.

Da je emaol! Voran denn! — Eich kann neist derfier, bin unschuldig daran.

Bleift naoch e böschen, esu jonk komme mer nöt mieh zesammen!

Die lewen zesammen (vertraon sich) wie Kaaz onn Hond.

Däm schlaaft de Kaaz de Maogen nöt fort. Der hat einen vollen Magen (Köln).

Dän hört de Flieh (Flöhe) husten on sieht et Gras wachsen. Ein Schlaukopf.

Dän haot kan Koorscht Brud mieh öm Haus. Ist gänzlich verarmt.

Dau haos et jao hiech öm Kaopp. Bist hochmütig.

Kömms de heit nöt, da kömms de morjen. Ein Langsamer.

De Kaor (Karre) ös ön den Dreck gefaohr. Die Sache ist verdorben.

Krank öm Brudschank hat verschiedene Bedeutung.

1) Der arme Mann, der wenig zu essen hat, ist „krank öm Brudschank“.

2) Ein „deierlich" (armselig) aussehender Handwerksbursch ist „krank öm Brudschank".
3) Wenn einer sich krank fühlt oder auch sich wie krank an der Arbeit vorbeidrückt oder im Bett bleibt, und man die Sache für unbedeutend oder für etwas „Mäggigkaat" (Empfindelei, Weichlichkeit) hält, dann sagt man meistens etwas spöttisch: Dään öss krank öm Brudschank.

Das Gebräuchlichere ist jetzt No. 3.

Jao, wenn ich emaol Geld off der Lader fönnen, dann bekommst du, was du wünschest.

Dä laaft sich de Ban baal stombig, gibt sich grosse Mühe.

Kreitche (Kräutchen) „Röhr mich nöt aon". Ein überempfindlicher Mensch.

„Da'ss e Krückche-röhr-mich-nit-an" (Köln).

Däm ös en Laus iwer de Lewer gelaaf. Missstimmung.

„Dem (der) ess en Luus üwwer de Lewwer gekraoch" (Köln).

„Döm ess en Lus öwwergen Leäwer gekroufe" (Aachen).

Dä left wie e Vugel, (e Viejelchen) öm Hanfsaomen.

„ „ „ Gott ö' Frankreich.

Dä liest neist leie wie gliehdig Eisen o' Millestaan. Stiehlt gern.

„Dä liet nix lige we Müllestein un glödig Iser" (Köln).

Dän ös nöt off et Maul gefaal.

„Dä ess nit op de Mul gefalle" (Köln).

„Net open Mull gefalle sie" (Aachen).

„Dä ös net op de Mull gefalle" (Mischm.).

Maaster Allerhand, einer, der allerhand treibt und versteht.

Maul wie e Schlachtschwert. Eine scharfe, viel redende Zunge. (Auch Köln).

Eich wöll mer nöt et Maul verbrennen, ich will mir nicht durch voreiliges Sprechen schaden.

„Dä hät sich de Mul verbrant" (Köln).

Et Maul laafe laosen, unbedachtsam schwätzen. die Zunge nicht im Zaume halten.

Dän haot e gut Maulwerk, eine geläufige Zunge.

Wann dän emaol störft, da muss mer em et Maul extra dudschlaon. Ein arger Schwätzer.

Dä kömmt möt Strömb on Schuh ön den Himmel.

„Et michelst, dir Leit.“ Diese Worte legte man früher scherzweise dem Hauseigentümer gegenüber seinen Mietern in den Mund. Das hiess zwar eigentlich „Es ist kalt“ (Michelstag fällt auf den 29. September), sollte aber eine Mahnung zu rechtzeitiger Zahlung der Hausmiete sein, die früher an diesem Tage zahlbar war.

Neist fer ongut! so viel wie „Entschuldigen Sie, nehmen Sie es nicht übel! (Pardon!)

Dän haot neist ze reissen onn neist ze beissen. Grosse Armut. „Die han nix zo knappe noch zo biesse“ (Köln).

„Fer neist o' widder neist“. Für nichts und wieder nichts, ohne allen Grund.

Wie all neist Guts! Adverbialer Ausdruck von verstärkender Bedeutung, gleich, sehr, in hohem Grade, oft in etwas tadelndem Sinne, z. B. dä rennt, dä liegt (lügt), schrait, dän Owen zieht, — wie all neist Guts.

„Allnichtsguts wird gesagt, um eine schnelle Bewegung auszuzudrücken“ (Nassau).

Dä sticht sein Naos en alles. Kümmert sich um alles. „Dä stich sing Nas ön alles, ön jeden Dreck“ (Köln).

Dän haot Maul on Naos ofgespäärt. Hat sich gross verwundert. „Dä stigg Nas un Mul op“ (Köln).

Dat ös mer langs de Naos gaang. Ist mir entgangen. „Dat gingk im lans de Nas“ (Köln).

Gieh der Naos nao!

Dat sticht mer ön der Naos. Das gefällt mir; darnach trachte ich. „Dat stich im in der Nas“ (Köln).

„Dat stecht mich egen Nas“ (Aachen). Auch in Nassau findet sich der Ausdruck.

Dat sieht mer däm aon der Naos aof. „Dat süht mer dem an der Nas an“ (Köln).

Dat wären eich däm nöt off de Naos bönnen (hänggen). „Dat wät ech dech doch net op de Nas hoange“ (Mischm.). „Dat wäden ich dem nit op de Nas binge“ (Köln).

Däm haon ich dat emmaol onner de Naos geriewen. Dem habe ich einmal sein Unrecht derb vorgehalten. „Ich han et im unger de Nas geriwwe“ (Köln).

Mach der e Knoden ön de Naos! (scherzhaft), damit du dich erinnerst.

Eich kann et nöt off- on beibrengen. Ich kann trotz aller Mühe das Geld nicht beschaffen, die Ausgabe nicht bestreiten.

Bei däm gieht dat zu anem Ohr erön, zum anneren eraus. Gleichgültigkeit, Unaufmerksamkeit.

„Dat geit an einem Ohr erenn, un am anderen eruus" (Köln).

„Noh en Uhr erén, noh et angert erus" (Aachen).

Eich stäächen der de Kaob zwöschen de Ohren. Scherzhafte Drohung, besonders Kindern gegenüber.

„Ich setzen im der Kaopp zweschen zwei Ohren" (Köln).

Sich hönner den Ohre krāzen. Verlegen, ratlos sein.

Datt wären eich mer hönner de Ohre schreiwen. Das werde ich mir gut merken.

„Dat wäden ich meer hinger de Ohre schriewe" (Köln).

„Get henger gen Ure schriewe" (Aachen).

Dän haot et faustendöck hönner den Ohren. Der ist gescheit, klug. In besonderer Bedeutung: Dem ist nicht zu trauen.

„Dä hät et fuussdeck hinger de Ohre setze" (Köln).

„Et fusdeck henger gen Ure han" (Aachen).

Dän ös jao naoch nöt troggen hönner den Ohren. Der ist unreif, unerfahren.

„Dä ess naoch net drüch hinger de Ohre" (Köln).

De Pann plaggen. Den Schaden tragen.

E Pick off anen haonn. Einem übel wollen.

„Dä hät ene Peck op mich" (Köln).

„Dä hät en Pick of dech" (Koblenz).

„'ne Peck op ömmens han" (Aachen). Die Redensart findet sich auch in Nassau.

Grombeeren möt Ohrfeije geschmälzt. Pellkartoffeln ohne Fett oder Butter dazu, bloss mit der Faust aufgeschlagen.

Et ös onversiehns gäre geschieht. Scherzhaft. Es ist scheinbar unabsichtlich, in Wirklichkeit absichtlich geschehen.

Maacht daoch kan Omstänn! Seid doch nicht umständlich!

Dän ös aon den onrechte Maan komm. Der hat seinen Meister gefunden.

Dän hält sein Ustern möt de Pärdsdief. Der verschiebt die Erfüllung seiner österlichen Pflichten (Beichte, Kommunion) bis auf die letzten Tage der österlichen Zeit [1]).

Dau plaogs (plagst) mich mieh wie all mei Geld.

Vo Pontius zu Piladus laafen, geschöggt gewen. Allerlei Verzögerungen erfahren.

„Enge wa Pontius noh Pilatus schecke" (Aachen).

„Hä löpt von Pontius noa Pilatus" (Mischm.)

Anem ön de Red faalen. Die Rede eines andern unterbrechen.

Dän haot se all öm Sak. Übersieht und leitet sie alle.

Dao ös et Salz nöt drao' verdient.

Et Sandmännche kömmt (Kindersprache). Der Schlaf kommt; dem Kinde fallen die Augen zu.

Anem de Stang halen. Seine Partei nehmen, ihn stützen.

„Ich well dem de Stang halde" (Köln).

„De Stang haue" (Eupen).

Dä sticht ö' kaner guder Haut. Ist kränklich.

„Dä stich en keiner goden Huck" (Köln).

Stieh' laosen. Bleiwe laosen. Unterlassen. Alles stiehn o' leie laosen, um etwas dringend Notwendiges zu thun, alles andere, wenn auch schon Angefangenes, unterlassen.

De Kopp stieht mer nöt dernaoh. Ich bin dazu nicht aufgelegt.

„Dao steit mer de Kaopp nit naoh" (Köln).

Dä sötzt ön der Tönt. In Verlegenheit.

„Dä ess en de Tinte geraode" (Köln).

Duh mer daoch dän Torden nöt aon! Tue mir doch den Verdruss, die Schande nicht an, spiele mir keinen Streich.

Vergässt eier Red nöt! Bei Unterbrechung der Rede eines Andern.

Dä soll doach stöll sein, o' wenn all Viejel peifen. Der hat allen Grund, bescheiden zu schweigen, wenn auch alle andern sprechen.

Haos de Viejel onner'm Hut? An einen Unhöflichen gerichtete Frage.

„Dä hät Vügel (Möppen) unger'm Hot" (Köln).

---

[1]) Sollte der Name „Pärdsdief" statt „Sünder, grosser Sünder" nicht aus der germanischen Vorzeit stammen, da in ihr der Pferdediebstahl mit hoher Strafe belegt war? In der Mischmundart heisst ein solcher Spätling „Holtduwe", Holzdieb, wahrscheinlich aus ähnlichem Grunde.

Die wölle vierao' machen. Das Brautpaar will (endlich) zur Hochzeit schreiten.

Vertraot mer de Konnschaft nöt! Kaufet auch ferner bei mir!

Dat ös däm Waser off de Mill.
„Da'ss dem Wasser op de Müll“ (Köln).
„Dat waor Wasser open Mölle“ (Aachen).

Waas de wat? Ich will dir einmal etwas sagen.

Wat eich sao' wollt. Um auf das zu kommen, was ich sagen wollte. Ähnlich das französische „à propos“.

Wat ös mein Schölligkat? Et Widderkommen.

Dat schmeckt naoh mieh. Schmeckt nach mehr, schmeckt gut. Auch in Köln gebräuchlich.

Ebbes ön de Schoorschte schreiwen. Bezahlung zweifelhaft. „Eppes en de Schornste schreiwe“ (Koblenz).

Dä ka' Schuhnäjel vertraon. Hat einen guten Magen.
„Dä friss Schohnäl, wenn se got gestuv sin“ (Köln).

Dän haot e gute Schutzengel gehaot. Ist glücklich aus der Gefahr gekommen.
„Du hass ene goue Schötzengel gehat“ (Aachen).

Dän haot ka Sötzflaasch. Hat keine Ausdauer beim Arbeiten.

Duh em de Wöllen; dann haot die arm Siel Ruh.
„No hät de ärm Siel Rau“ (Köln).
„Nu hat die ärm Sie'l ouch Rouh“ (Aachen).

Sei Schnittche maachen. Ein gutes Geschäft machen.

Schwaach faalen, ohnmächtig werden.

Dä ka' schwömmen wie en bleien Ent. (So auch Köln).

Eich haon et schwarz of weiss.
„Get schwazz op wiss han“ (Aachen).

Eich saon o' bleiwen derbei. Bei einer Aussage, Meinung fest beharren.

Dä sieht aus wie en deier Jaohr; wie en aofgeleckt Bodderschmör; wie et iwig Lewen.
„Da süht us, we'n de dhör Zick“ (Köln).
„Da süht us, we'n avgeleckte Kiesbröck“ (Köln). Käseartig im Gesichte.
„Da süht us, we et iwig Lewwe“ (Köln). Gut.

Die zwai siehn sich gär. Zwei Verliebte.

Dat sein däm spannisch Dörfer, kömmt dem spannisch vier.
„Dat sin im span'sche Dörper" (Köln).
„Dat kütt meer span'sch vör" (Köln).

Spaor den Aodem fer de Zopp ze blaosen. Deine Worte sind vergebens.

Bei däm ös heit ka gut Weeder. Er ist schlecht gelaunt.

Dän haot de Wègsteier nöt mieh. Er kann vor Schwäche nicht mehr gehen.

Eich wöll däm weisen, wu den Zömmermaan e Laoch gelaos haot. Die Thüre weisen.

Dä liest sich de Wörm aus der Naos ziehen. Er lässt sich aushorchen, sich Geheimnisse entlocken.
„Dä liet sich de Wörm us der Nase träcke" (Köln).

Widderwoort gewen. Widersprechen.

Dä verdrieht anem de Wort öm Maul. Verdreht die gesprochenen Worte.
„Dä driht einem de Woort em Mong eröm" (Köln).

Et soll e Woort sein. Die Sache ist abgemacht.

Haos de nöt waorde gelehrt? Eine spöttische Mahnung zur Geduld.
„Häss jao wade geleh't" (Köln).

Däm duhn de Zänn nöt mieh wih. Der ist tot.

Dat ös naoch nöt fer ön en hohlen Zand. Das ist sehr wenig.
„Dat ka' mer up enen holle Zant lege" (Köln).

Anem de Zeit bieten. Einen grüssen.

c) Sprichwörter [1].

Klan Kesselen hao' gruss Ohren. Kinder merken oft besser auf, als man denkt.
„Klein Kessele han grosse Ohre" (Köln).
„Kleen Kenger on grunte Käntele han grunte Uhere" (Mischm.).

Mattheis micht Eis aoder bricht Eis [2]).
„Zent (Sankt) Tönnes brengt Is of brecht Is" (Aachen) [2]).
„Zint Tünnes mäckt Is, oaff breckt Is" (Mischm.) [2]).

---

[1]) Gereimte Trierische Sprichwörter finden wir in Laven's „Gedichte in Trierischer Mundart".

[2]) Matthias fällt auf den 24. Februar, Antonius auf den 17. Januar.

De Wollef verlört sein Haor, äwer nöt sein Nauben.
„De Wolf verliert de Hoor, over de Naupe net" (Koblenz).
„Der Wolf ändert sing Haor, un daoch bliev'e, we hä waor" (Köln).

Naokaorde gölt nöt. Nach gemachtem Kartenspiel soll man nicht darüber streiten, auch nicht über eine abgemachte Sache.
„Naohkaade gilt nit" (Köln).

Raot mer, äwer raot mer nöt dervaon. Der um Rat Fragende will meistens einen Rat haben, der seinen Wünschen entspricht, besonders in Heiratsangelegenheiten.
„Raot meer, ävver raot meer nit dervaon" (Köln).

Mer bönnt alt e Saak zu, ehr e voll ös. Man braucht nicht gerade so lang zu essen, bis der Magen bis oben voll ist.
„Mer bingt och ald ens ene Sack zo, eh' e vaoll ess" (Köln).
„Mer bengt ene Sack wal zou, iéh heä voll ess" (Aachen).

Wän sich nöt saat össt, dä lääkt sich och nöt saat.
„Wer sich nit satt iss, dä leck sich och nit satt" (Köln).

Speikönner, Deikönner. Speichelnde Kinder gedeihen gut.
„Spèie Kenger, dèie Kenger" (Aachen).

Speck o' Schwaort von aner Aort.
„Speck en Schwáet van engen Aet" (Aachen).
„Speck on Schwart von einer Art" (Koblenz).
„Speck un Schwat vun einem Aat" (Köln).

Zwai harder Stan maohle selde ran. Hartköpfe vertragen sich schlecht mit einander.
„Zwei hell Steng mahle sälde reng" (Aachen).
„Zwei hade Stein mahle selde klein (rein)" (Köln).
„Twi häll (harte) Sten mahle sälle got" (Mischm.)

Verspräche micht Scholden.

Et Waaser haot kan Balken.
„Et Waser es net gebälkt" (Koblenz).

Wat eich nöt waas, micht meich nöt haas.
„Wat me net wêss, maht enge net heess" (Aachen).

Wä waogt, dä wönnt.
„Deä net wogt, deä net wennt" (Aachen).

Wän A sät, dä muss och B saon.
„Wer A säht, muss och B sage" (Köln).

Den Aabel fällt nöt weit vom Baam.
„Der Appel fällt nit wick vum Baum" (Köln).

Aamaol ös kaamaol.

Ääsen onn Trönggen hält Leif o' Siel zesammen.
„Essen un Drinke hält Lief un Siel zosamme" (Köln).

Mer muss den Awen de Kaost gewen. Gut aufpassen, genau zusehen.
„Mer muss den Auge de Kaoss gevve" (Köln).
„Du moss mar (nur) got de Oge de Koas gäfe" (Mischm.)

Et Pabeier ös gedöllig.
„Et Pappeer ess gedöldig" (Köln).

Nei Beseme kehre gut.
„Neu Besseme kerre gut, ävver de Ale fègen de Hötte" (Köln).
„Nöi Beisseme kehre got, se fegen ewel de Hötte net us" (Aachen).

Em Donggelen ös gut monggelen.
„Em Dunklen ess got munklen, ävver nit got Flege fange" (Köln).

Dreck hält warm — Dreck schauert de Maogen. Spott auf schmutzige Menschen.

Wie mer den Dräk mieh röhrt, wie e mieh stönkt.
„Je mih mer der Drèck mèngt, je mih stink' e" (Köln).

Wänn den Dreck Möst göft, wöll e gefaohr sein. Hochmut von Emporkömmlingen.
„Wann Dreck Mess weed, dann well' e gefahre sin" (Köln).

Den Dud wöll en Ursaach haon.
„Der Dut well en Orsaach han" (Köln).
„Der Dued welt en Ursach han" (Aachen).

Fer den Dud ös ka Kraut gewachs.
„För der Dued ess gee Krut gewässe (Aachen).

Et ös nöt allen Dag Körmes.
„Et ess nit alle Dag Kirmes" (Köln).

Wat nöt ös, kann naoch wären.
„Wat nit ess, dat kan naoch wäde" (Köln).

An Ehr ös der annerer wert.
„Ein Ehr ess der ander wääth" (Köln).
„Eng Ihr ess de anger weet" (Aachen).
„Die ehne Jehr es de oanger wärt" (Mischm.)

Faudele beföunt sich. Betrug (beim Spiel), Unredlichkeit offenbart sich zuletzt immer.

„Fautelei befend't sech" (Koblenz).

„Futele befengt sich" (Köln).

„Futele krünt sich" (Aachen).

Streng Häre rejören nöt lang. Besonders in einem strengen Winter als Trostwort gebraucht.

„Streng Häre regeren net lang" (Köln).

„Streng Heäre rechte net lang" (Aachen).

Möt grussen Hären ös nöt gut Köörschen ääsen.

„Met grossen Hären ess nit gut Keeschen esse (Köln).

„Met grousse Heäre ess net gut Kirsche eisse, dann se werepen (werfen) enge de Keäne agene Kopp" (Aachen).

Mer muss sich nöt hönne fönne laosen, muss nicht zurück bleiben, muss sich beteiligen, sein Recht wahren. — Ebenso

Mer muss sich off de hönnerscht Fiess stellen. Muss sich wehren.

Onser Herrgott haot allerhand Kaostgänger, awer kaan, die neist ääsen.

„Unsen Härrgott hät allerhand Kaossgänger" (Köln).

„Unse Härgott hät allerhands Koasgänger (Käuze) (Mischm.).

Dä Staan, wu mer nöt hewe kann, dä muss mer leihe laosen.

„Stein, de mer nit hewwe kann, de muss mer lige laosse" (Köln).

„Wat me net hewwe kan, moss me ligge losse" (Aachen).

Mer muss et besst hoffen, dat (et) Schlechtet kömmt vaon selver.

„Mer muss et Besste hoffe, et Schlääcbte kutt vun selvs" (Köln).

Vaom Hörhesaon soll ka Maan sein Fra zerschlaon.

Jonge könne sterwen, Ale misse sterwen.

Jonge bei Jongen, Mädcher bei Mädcher.

„Jonge bei Jonge, en Mädchere bei Mädchere" (Aachen).

De Jud hasst et Gemimmel. (Ebenso Aachen).

„De Jüd hass et Gemurmel" (Köln).

Kalfflaasch — Halfflaasch.

„Kalvfleisch — Halvfleisch" (Köln).

„Kalvflèsch — halv Flèsch" (Aachen).

Mer soll kan Kaaz öm Saak kaafen.

„Mer muss kein Katz em Sack gelde" (Köln).

En gut Kaaz kömmt ömmer widder.
„En got Katz kütt immer widder“ (Köln).

Öm Donggelen sein all Kaaze grao.
„Em Düstere sin alle Katze grao“ (Köln).

En (de) Kaaz verlehrt et Mausen nöt.
„De Katz verleet et Muse nit“ (Köln).

Et göft mih Keddemen wie raosen Honn.
„Et gat mih Kette als rohsige Honn“ (Koblenz).
„Et gewe mie Ketten we rohsige Honn“ (Köln).
„Et get mie Ketten äls rosetige Hong“ (Aachen).

Aus Könnern göft et Leit.
„Us Kinder wäde Lück“ (Köln).

Klan Könner, kla Laad; gruss Könner, gruss Laad.
„Klein Kinder, klei Leid, grosse Kinder, gross Leid“ (Köln).
„Kleng Kenger, kleng Leed, gruésse Kenger, gruess Léed“ (Aachen).

Maach, dat de Körrich im Dorf bleift! Kein Übermass, keine Übertreibung!
„Mer muss de Kirch em Dörp laosse“ (Köln).
„Mer muss sorgen, dat de Kirch em Dörp bliew“ (Köln).
„Mer moss de Kerch medzen egen Dörp losse“ (Aachen).
„Man mot öt daornao duen, dat de Kerk medden en het Dorp blifft“ (Mischm.)

Wän sich onner de Kleie mengt, dä gött vaon den Schweine gefrääs.
„Wer sech onner de Kleie mengt, dä fresse de Säu“ (Koblenz).
„Wer sich unger de Kleie mengt, dèn fressen de Säu“ (Köln).
„Weä sich onger de Kleie mengt, dön freisse de Fereke“ (Aachen).

Wat mer nöt öm Kaopp haot, muss mer ön de Banen haon.
„Wat mer nit em Kopp hät, muss mer en de Bein han“ (Koblenz).
„Wat me net egene Kopp hat, möss men egen Beén han“ (Aachen).
„Wat me net egene Kopp hat, möss de Beén messgealde“ [1]) (Aachen).

Wä beim Weihwaaser öss, dä sähnt sich.
„Dä't Krüz an der Hand hät, dä sähnt sich därmet“ (Köln).
„Deä 'et Krütz egen Hande hat, deä seänt sich dermet“ (Aachen).

---

[1]) entgelten.

Et göft ka griesser Laad, als wat mer sich selwer aondaht.

„Et gitt kei grösser Leid, als wat der Minsch sich selws andeit“ (Köln).

„Et ess geé grüesser Leéd, als wat der Mensch sich selws andéet“ (Aachen).

„Hätt ös je grötter Led, äs wat dr Minsch sech sälv andeht“ (Mischm.).

„Wän et lank haot, dä liest et lank hänggen; wän et länger haot, dä schlaaft et. — Protzentum.

„Wer et lang hat, lässt et lang hänke“ (Kobl.).

„Dä et langk hät, dä liet et lank hange; wer et naoch länger hat, dä schleift et naoch“ (Köln).

Aus Annerleits Leder öss gut Rieme schneiden.

„Us anger Lüts Leär ess got Réime schnigge“ (Aachen).

„Us oanger Lühts Läer es gut Rehme schnien“ (Mischm.).

Wäm 'mer mant, mer wär aus der Nuht, da kömmt der Dut.

„Ess mer aus aller Nut, dann kütt der jihne Dut“ (Köln).

„Ess mer us der Nuéth, da könt der Dued“ (Aachen).

„Hät der Minsch si bruet, da kömmt der Dued“ (Mischm.).

Wän obstieht, dem sei Plaaz vergieht — Obgestaang, Plaaz vergaang.

„Oppgestanke, Plaz vergange; widdergekumme, nix gefunge“ (Köln).

„Oppgestange, Platsch vergange“ (Aachen).

Onkraut vergieht nöt.

„Onkraut vergeht net“ (Aachen und Mischm.).

Onrecht Gut dut selde gut.

„Onrecht deéf nömmens got“ (Aachen).

„Onrecht hömmelt[1]) net“ (Aachen).

Aowens rut, morjens gut; aowens geel, morjens scheel.

De Päärd, die de Haower verdienen, krien se nöt.

„E Perd, wat der Hawer verdengt, kritt em nöt“ (Aachen).

Mer kann et nöt jidderanem recht maachen, sonst hätt mer vill zu dun.

„Mer kann et nit Jedem recht mache“ (Köln).

Wenn et net rähnt, dann tröpst et daoch. Giebts nicht viel, so muss man schon mit wenigem zufrieden sein.

„Wenn et net rähnt, dann tröpst et doch“ (Koblenz).

---

[1]) himmelt.

Wäm nöt ze raoden ös, däm ös och nöt ze helfen. (So auch Köln).

Schien (reiche) Leit haon schien Saachen; wat se nöt haon, dat laosen se sich maachen.

„Schön Lück han schöne Saache; de se net han, laosse se sich maache" (Köln).

Wä gut schmört, dä gut föhrt.

„Wèr got schmen't, dä got fäh't" (Köln).

„Weä got schmiert, deä got führt" (Aachen).

„Wä got schmint, dä got fieht" (Mischm.)

Gerössen Döbben halen em längsten.

Gedöllig Schaof gih' vill ön e Staal.

„Gedöldige Schaof gaon viel en 'ne Stall, ungedöldige naoch mih" (Köln).

Möt Speck fänkt mer Meis.

„Met Spèck fängk mer de Müs" (Köln).

E Sprichwoort, e Waohrwoort.

„Spröchwoed, Worwoed" (Aachen).

Des Mensche Wöllen ös sein Himmelreich.

„Des Minsche Wellen ess sein Himmelreich" (Köln).

Esu gieht et ön der Welt: dän anen haot de Beidel, dän anneren haot et Geld. Möt wèm häls dau et? Möt der Hand.

„Su geit et en der Welt: Der eine hät der Büggel, der andere et Geld" (Köln).

„Su geéht et en der Welt: Der enge hat der Büll, der angere hat et Geäld" (Aachen).

Aa Woort brängt dat anneret.

„Ei Waot brängkt et ander" (Köln).

Wat ze vill ös, ös ze vill.

„Zevöll es zevöl" (Aachen).

Ze vill ös ongesond.

„Zevöl ess ongesonk" (Aachen).

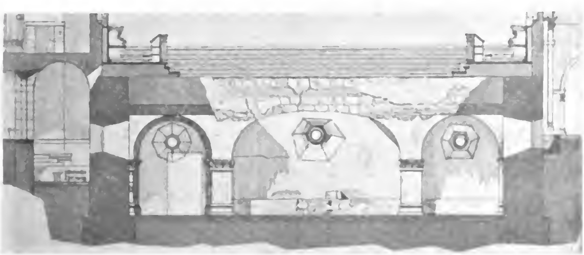
Dom zu Trier.

Beschreibung der in den Jahren 1898—99 aufgedeckten und wiederhergestellten **Ostkrypta.**

Von Dombaumeister W. Schmitz.

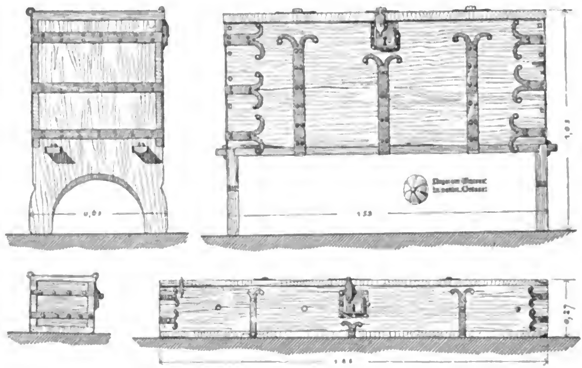
Eine innerhalb des ältesten römischen Teiles des Domes, westlich von derjenigen des Hillinusschores gelegene Krypta hatte schon von Wilmowsky festgestellt und in seinem Domwerk Taf. VI, im Grundriss im wesentlichen richtig (wie sich jetzt erwiesen hat), eingetragen. An der Nordostecke waren dann schon von der anstossenden Hillinuskrypta aus Untersuchungen begonnen worden: man hatte hier 1891 die drei nächsten Pilaster mit ihren Kapitälen gefunden und sich gegen den nachstürzenden Schutt durch eine aufgeführte Ziegelmauer gesichert. Im Mai 1898 wurden im Einvernehmen mit dem Provinzialkonservator neue Untersuchungen begonnen.

Zunächst wurde an einer Stelle, wo man Pfeiler vermuten konnte, durch Nachgrabungen vom Chor aus ermittelt, ob die in dem genannten Werke angegebenen Pfeiler noch vorhanden seien, und in welcher Weise das breite Mittelschiff der Krypta ursprünglich eingewölbt worden. Die gründliche Nachforschung nach Pfeilern blieb an zwei Stellen vergeblich, denn man bemerkte auf dem alten Estrich nur die Vertiefungen, in denen diese gestanden hatten. Um die ursprüngliche Gewölbeform des Mittelschiffes festzustellen, wurden längs der noch aus römischer Zeit stammenden östlichen Trennungsmauer zwischen der Krypta unter dem Hillinschen Chor und der in Frage stehenden ebenfalls sorgfältige Nachgrabungen veranstaltet. Hierbei kamen die noch vorhandenen Gewölbeanfänge zu Tage; ferner konnte man an der römischen Ostwand



Figur 1.

die ehemalige Form des Gewölbes deutlich erkennen. Diese war wider alle Erwartungen elliptisch, so dass der Scheitel früher noch einen Meter unter dem Fussboden des Vorchors lag (vergl. Fig. 1). Gleichzeitig wurden noch weitere Nachforschungen nach den ursprünglichen Eingängen und Fensteröffnungen der Krypta angestellt. An der Nordseite in dem unter dem Orgelgebläse gelegenen Raume wurden die kleinen zugemauerten Fensterchen aufgedeckt und wieder freigelegt. In diesem unbenützten Raume, zu welchem man nur durch eine Einsteigeöffnung von dem darüber befindlichen Gebläseraum aus gelangen konnte, befanden sich noch zwei sehr gut erhaltene, anscheinend aus dem 12. Jahrhundert stammende Truhen (Fig. 2) von schwerem Eichenholz und mit charak-



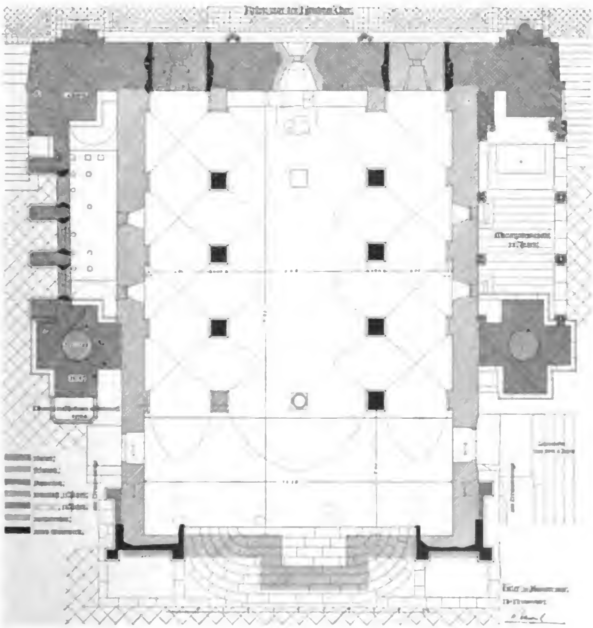
Figur 2.

teristischen Eisenbeschlägen, in denen wohl ehemals Kostbarkeiten des Domschatzes aufbewahrt wurden. Bei ihrem jetzigen Befunde waren dieselben leer und gelangten im Kapitelsaale des Domes zur Aufstellung. Da man an der Südseite ebenfalls Fenster vermutete, so wurden in der Muttergotteskapelle erfolgreiche Nachforschungen angestellt, indem sich hier in gleicher Achse unter dem Verputze nach Form und Grösse genau denen der Nordseite entsprechende Fenster vorfanden.

Nachdem dann in einer Sitzung des Domkapitels einstimmig die Wiederherstellung der Krypta beschlossen worden war, begannen unmittelbar die Wiederaufräumungsarbeiten. Nach Entfernung der Schuttmasse, die bis zu einer Tiefe von 3 m aus Erde und von da ab noch

1,80 m aus reinem Bauschutt bestand, zeigte sich, dass der von Wilmowskysche Grundriss der Krypta im allgemeinen richtig war; nur die Einzeichnung der Pfeiler stimmte insofern nicht mit dem Befunde überein, als sich die Überbleibsel nur eines einzigen Pfeilers vorfanden, bestehend aus einem profilierten Steinsockel nebst gemauertem und verputztem Schafte von fast quadratischer Grundfläche, welcher nun den Anhalt für die Wiederherstellung auch der übrigen Pfeiler bot. Auf dem Fussboden der Krypta in der Ecke des nördlichen Eingangs fanden sich zahlreiche verschiedenartige grössere und kleinere Marmorreste, die anscheinend von Bodenbelägen und Wandvertäfelungen herrührten.

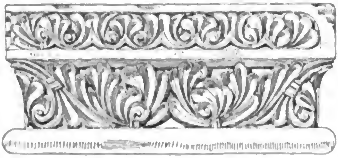
Wie aus dem Grundriss (Fig. 3) ersichtlich, hatte die Krypta ein Mittelschiff von 5,50 m lichter Weite, zwei Seitenschiffe 2,60 m



Figur 3.

breit, und am Westende ein auf die ganze Breite der Krypta sich erstreckendes Querschiff. Acht freistehende Pfeiler trugen das Gewölbe, von welchem an den Umfassungsmauern die Anfänge noch vorhanden waren. Das Mittelschiff war mit einem stark gedrückten elliptischen Gewölbe versehen, dessen Schildbogenlinie man an dem römischen Ostabschluss deutlich sehen konnte. Die Seitenschiffe hatten halbkreisförmige Kreuzgewölbe ohne Stich und Busen, und das vorgelegte Querschiff ein Tonnengewölbe. Letzteres hatte nach Westen hin acht kleine Rundfenster, wie sich auch solche über und neben den beiden Eingängen zur Krypta befinden. Auch in der römischen Ostwand waren drei kleine Rundfenster, jedoch mit grosser sechseckiger Leibung, angeordnet, von denen das mittlere noch besteht. Unterhalb dieser Öffnungen waren Sitzbänke angebracht, die bekanntlich in den Krypten nicht selten angetroffen werden. In der Regel sind dieselben aus Haustein, wie auch die rings an den Wänden herumlaufende Steinbank der Westkrypta des Domes, hier jedoch nur gemauert und verputzt.

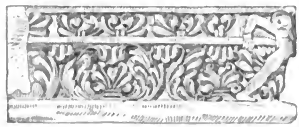
Die Sitzbank des breiteren Mittelschiffes hatte in der Mitte unter dem Fenster eine Unterbrechung; an dieser Stelle befand sich allem Anscheine nach ein erhöhter Sitz (Cathedra) oder ein Altartisch. Die Wände und Pfeiler waren überall gleichmässig glatt verputzt, der Putz zeigte Spuren einer früheren Übertünchung. Das vorgelegte Querschiff liegt um eine Stufe tiefer als der übrige grössere Teil der Krypta; verschiedene Wahrnehmungen deuten darauf hin, dass es ursprünglich nicht beabsichtigt war, sondern erst bei Ausführung der Krypta hinzugefügt wurde. Anscheinend war an der ersten Pfeilerreihe westlich zuerst ein Abschluss geplant; denn hier bemerken wir an dem vorgefundenen Steinsockel des freistehenden Pfeilers eine Fuge, so dass der Sockel aus einem grösseren und einem kleineren Stück bestand. In gleicher Weise sind auch die Sockel und Kapitäle derjenigen Wandpfeiler, die den vorerwähnten freistehenden Pfeilern gegenüber stehen, geteilt, was sonst bei den übrigen Wandpfeilern nicht wahrzunehmen ist. Von ganz besonderem Interesse sind die noch vorzüglich erhaltenen Kapitäle der letzteren (Fig. 4 und 5), welche — alle verschieden — durch ihre flache Behandlung sehr an romanische Holzskulptur erinnern. Die Konturen der einzelnen Blätter waren mit rotem Ocker belebt. Die Kapitäle der beiden Nischenpfeiler an der Ostwand zeigen an den Ecken wilde, unbekleidete Männergestalten in stützender Stellung, wie man solche an den romanischen, figurierten Kapitälen häufiger vorfindet. Die in der westlichen Abschlussmauer befindliche halbkreisförmig



Figur 4.

gewölbte Nische wird vermutlich für die Anlage einer Confessio beabsichtigt gewesen sein. Eine ähnliche Anlage gibt es auch heute noch in der Krypta von St. Paulin in Trier, woselbst die von der romanischen Kirche erhalten gebliebene Confessio noch drei Steinsärge aufzuweisen hat.

In der Achse des Mittelschiffes, in der ersten Pfeilerreihe von Westen, wurde der Stumpf eines vermoderten eichenen Holzpfostens von 44 cm Durchmesser gefunden, auf einer runden, steilen Steinbasis ohne Eckblätter, von demselben Profil wie die Säulenbasen der Westkrypta. In der ersten Pfeilerreihe von Osten sind ebenso auf dem alten Estrich die Umrisse eines Sockelansatzes von gleichen Dimensionen zu sehen: es hat darnach an dieser Stelle ein ähnlicher Pfosten gestanden; Bruchstücke der Basis wurden vorgefunden. Die beiden Pfosten haben offenbar einen langen hölzernen Unterzug gestützt, der das aussergewöhnlich flache und sehr stark belastete Gewölbe des Mittelschiffes, das frühzeitig, wahrscheinlich bereits kurz nach der Fertigstellung, Risse gezeigt hatte, stützen sollte. Die Krypta ist dann ohne Zweifel schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts zerstört und zugeschüttet worden. Erzbischof Hillin (1152—1169) hätte sonst doch wohl die alte Krypta mit seiner neuangelegten Ostkrypta verbunden. Gerade weil die neue Ostkrypta vorhanden war, konnte die gefährliche ältere aufgegeben werden. Erbaut ist die Krypta wahrscheinlich in der Mitte oder der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, worauf die Behandlung des Blattwerks der Pfeilerkapitäle und die Ähnlichkeit in der technischen Behandlung der Wandpfeiler mit der durch Erzbischof Poppo (1016—1047) ausgeführten Ummantelung der nordöstlichen Säule des Domes des Nicetius hinweist. Die Krypta ist aber erst nach dieser Ummantelung ausgeführt, da diese in die nördliche Längsmauer der Krypta noch um 38 cm hineingreift und an diesem in der Mauer befindlichen Teile noch mit Putz versehen ist.



Figur 5.

Für die Wiederherstellung der Krypta erschien es angezeigt, die

alten Lichtöffnungen nach Möglichkeit als solche wieder zu benutzen. Zu diesem Zwecke wurde die Abschlussmauer der drei in der Ansicht halbkreisförmigen Nischen unter dem Gebläseraum entfernt, und in diesem dadurch freigelegten Raume, in welchem sich die schon erwähnten Truhen vorfanden, der Fussboden tiefer gelegt. Bei dieser Arbeit stiess man auf eine römische Heizungsanlage; es kam ein auf runden Ziegelpfeilerchen von 18 cm Durchmesser liegender Fussboden zum Vorschein (vergl. Fig. 1 und 3). Die Pföstchen waren zum grössten Teil umgestürzt, und an der Westseite bemerkte man durch Rauch geschwärzte Seitenwände und verkohltes Holz.

Bei Aushebung der alten Pfeilerfundamente in der Krypta gelangte man an verschiedenen Stellen in einer Tiefe von 2 m unter dem Fussboden und 4,50 m unter dem Niveau der Windstrasse auf Mauerreste, die anscheinend von einem grösseren römischen Gebäude herrührten. Dabei entdeckte man auch Reste von römischen Wandmalereien aus dem Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts, in einer Ausdehnung von 2,53 m Länge und 0,84 m Höhe. Die Malweise und Technik derselben erinnern ganz an die pompejanische Art und Weise. Das links befindliche, 167 cm lange geometrische Muster wird durch einen 5 cm breiten gelben Streifen so geteilt, dass der untere Teil 54 cm hoch ist. Dieser enthält links einen 22 cm breiten, senkrechten roten Fries. Dann folgt ein rechteckiges, dunkelblaugrünes Feld mit in weissen Linien gezeichneten Diagonalen. Neben diesem befindet sich wieder ein 26 cm breiter roter Fries mit weissen Punkten. Rechts schliesst die Malerei ab mit einem 86 cm langen Felde von derselben Grundfarbe wie das erstere, und auf demselben gewahrt man eine Gruppe von zehn an dicken Stielen hängenden Blättern einer aloëartigen Pflanze. Die vier linken Stiele mit Blättern sind rot, während die zwei mittleren gelblichbraun und die vier rechten grün gefärbt sind. Die genannten Friese und Streifen, sowie auch die weiter unten erwähnten, haben weisse Trennungslinien. Über dem rechten Friese läuft oberhalb des gelben Trennungsstreifens ein grüner Fries, etwas schmäler als der untere, aber mit 3,5 cm breiten gelblichen Streifen eingefasst, neben welchen sich in einem Abstande von 3 cm eine gelbe Linie zieht Der grüne Fries war mit einem in Weiss behandelten Gegenstande belebt. Links ist noch der Rest eines ebenfalls grünen Frieses sichtbar. Die oberen Felder zeigen die rote Bemalung der unteren Friese.

Um diese Wandmalereien einer Besichtigung zugänglich zu machen. sind dieselben, so weit es möglich war, mit einem gemauerten Schachte

umgeben worden, welcher mit einem verschliessbaren Deckel versehen ist. Ähnliche Reste wurden bei Erbauung des hiesigen Ursulinenklosters gefunden. Diese wurden mit dem Putze von dem alten Mauerwerk sorgsam abgenommen und werden heute noch in dem Kloster aufbewahrt. Auch durch von Wilmowsky wurden bereits in der Hillinschen Krypta, woselbst er Nachgrabungen veranstaltete, um zu konstatieren, ob sich daselbst noch Fundamente einer runden oder achteckigen Apsis vorfänden, ähnliche Malereien zu Tage gefördert, welche in seinem Werke über den Dom auf Seite 2 beschrieben sind. Eine farbige Abbildung derselben besitzt das hiesige Provinzialmuseum.

Bei weiteren Ausschachtungen in der Krypta selbst fand sich in der Mittelachse unter dem Estrich eine von Osten nach Westen gehende Fundamentmauer von gleicher Länge, Stärke und Beschaffenheit wie die durchgehende Fundamentmauer der Seitenpfeiler. Es geht hieraus hervor, dass anfangs die Krypta vierschiffig projektiert war. Der Umstand aber, dass das zu Tage getretene Fundament durch den ursprünglichen Estrich bedeckt war, wogegen letzterer nur bis an die Seitenpfeiler heranreicht, beweist jedoch, dass von dem Bau der vierschiffigen Krypta während des Baues selbst Abstand genommen wurde. Dass die vierschiffige Krypta je ausgeführt gewesen, dagegen sprechen ausserdem noch die über dem Estrich stehenden Holzpfosten, das in der Mittelachse gelegene aus der Erbauungszeit der Krypta stammende Ostfenster, sowie vor allem die wirklich vorhandene, deutlich sichtbare Schildbogenlinie des elliptischen Gewölbes.

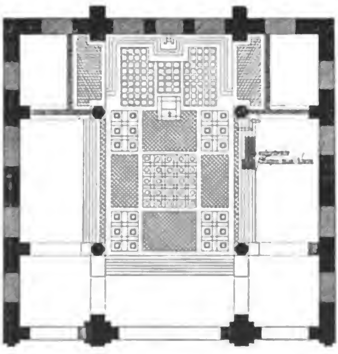
Nachdem im Vorstehenden der bei Freilegung der Krypta angetroffene Zustand und die gemachten Funde näher beschrieben wurden, sei nun noch über die Wiederherstellung einiges kurz bemerkt. In Anbetracht der statisch ungünstigen Form des mittleren Gewölbes, die aber doch beibehalten werden musste, schien es nicht ratsam, das Gewölbe wiederum so stark zu belasten. Es ist daher der Chorfussboden auf eine Decke von eisernen Trägern gelegt worden, deren Unterzüge auf den Aufmauerungen der Pfeiler ruhen. Zwischen dem eigentlichen Mittelgewölbe und den Trägern befindet sich ein Hohlraum. Diese Konstruktion wurde auch von Seiten des Königlichen Konservators der Kunstdenkmäler und des Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten als gänzlich einwandfrei bezeichnet.

Mit Rücksicht darauf, dass die Hillinsche Krypta sich in der Charwoche stets als zu klein erwiesen hat, sind beide Krypten durch zwei einfache rundbogige Zugänge, welche die ehemalige römische Ost-

abschlusswand durchbrechen, in Verbindung gebracht worden. Im übrigen hat sich die Wiederherstellung in Technik und Ornamentik thunlichst getreu den alten Resten angeschlossen.

Die Eingänge zur Krypta wurden in Haustein hergestellt. Auf der Nordseite befanden sich in dem ehemaligen Eingange zwei Steinsärge mit den Gebeinen Arnolds von Isenburg († 1259) und Bohemunds, Grafen von Saarbrücken (1362). Diese Steinsärge wurden in die Langseite der Treppenwand eingemauert, und zwar so, dass eine Langseite des Sarges als Wandverkleidung diente. Ausser diesen beiden Grabstätten musste auch noch das gemauerte Grab des Erzbischofs Jakob von Eltz († 1581) verlegt werden, da es die Neuanlage der Treppe behinderte. Es wurde daher ein neues Grab seitwärts angelegt, in welchem die Gebeine vorgenannten Erzbischofs in einem Zinksarge beigesetzt wurden. Die in der Nordwand dieses Kryptaeinganges eingehauene Inschrift zeigt die Stelle der Beisetzung näher an.

Bei Ausschachtung des südlichen Kryptaeinganges stiess man auf vier Stufen aus Basaltlava von 18 cm Steigung und 38 cm Auftritt, welche in einer Länge von 4,50 m freigelegt wurden. Ursprünglich umgaben dieselben, wie Fig. 6 zeigt, die drei Seiten des Mittelraumes (der Tribüne) von Säule zu Säule, hatten also zwischen den Wangen eine Länge von circa 16 m. Bei der Wiederherstellung des Kryptaeinganges wurde ein verschliessbarer Gang angelegt, in welchem das Profil der Stufen ersichtlich ist.



Figur 6.

Diese Stufen waren auch bereits durch von Wilmowsky gefunden worden. In seinem Werke über den Dom (S. 26) teilt er hierüber folgendes mit: „Die zu diesem erhöhten Mittelraume führenden Treppenstufen waren Lava, und mit hellgrauem Marmor bekleidet. Es waren ihrer, wie beim früheren Tribunale, fünf, und sie umgaben die drei Seiten des Mittelraumes von Säule zu Säule. Diese fünfzehn, gegen 60 Fuss langen Stufen gaben dem erhabenen Platze ein grossartiges Aussehen."

Dass diese Tribünenanlage aus der Erbauungszeit des Römerbaues stammt, geht auch daraus hervor, dass bei Durchbrechung der Mauer zwischen der Hillinschen und der neu aufgedeckten Krypta, welche zu römischer Zeit als Ostabschluss diente, eine damals angelegte und später zugemauerte schmale Öffnung zum Vorschein kam, durch welche man aussen unter die Tribüne gelangte. Bei dem rundbogigen Abschluss dieser Öffnung dürfte der Umstand von Interesse sein, dass der zweite oder obere Bogen nicht in der ganzen Mauerstärke durchging, sondern nur aussen und innen.

Bei der Wiederherstellung des südlichen Kryptaeinganges mussten ebenfalls drei Grabstätten verlegt werden, und zwar diejenigen der Erzbischöfe Theoderich von Wied, gest. 1242, von Ziegenhain, gest. 1430, und von Hommer, gest. 1836. Letzterer war in einem Grabgewölbe beigesetzt, und bei Entfernung desselben bemerkte man unmittelbar daneben einen mittelalterlichen Steinsarg, der anfangs für denjenigen des Erzbischofs von Ziegenhain gehalten wurde, aus dem einfachen Grunde, weil von Wilmowsky dessen Ruhestätte an dieser Stelle angegeben hatte. Nach der Bearbeitung der äusseren Wand des Steinsarges zu urteilen, musste derselbe aus einer früheren Epoche stammen, was auch durch eine in dem doppelten Holzsarge nachher gefundene Inschrift auf einer Bleitafel bestätigt wurde. Dieselbe lautet:

ANNO ◦ DNI ◦ Mº ◦ CCº ◦ XLII ◦ (V. KAL.) APRIL ◦ OBIIT ◦ THEODERICVS ◦ DE ◦ WIDA ◦ VENERABILIS ◦ TREVIRORV ◦ ARCHIEPS ◦ ANNO ◦ PONTIFICATVS ◦ SVI ◦ XXIX ◦ OBIIT ◦ CONFLVENCIE ◦ ET ◦ HIC ◦ IIII NONAS ◦ APRIL ◦ SEPVLTVS ◦ HONORIFICE ◦ REQIESCIT ◦

Im Jahre des Herrn 1242, (am 28. März) starb Theoderich von Wied, der ehrwürdige Erzbischof der Trierer, im 29. Jahre seines Pontifikates. Er starb zu Coblenz, und hat hier, ehrenvoll beigesetzt am 2. April, seine Ruhestätte.

„[1]) Die Leichenteile waren fast ganz verfallen. Von den oberen Partien liessen sich einzelne Rückenwirbel, Hand-, Rippen- und Schädelknochen noch erkennen; auffallend war das gut erhaltene, lange rötliche Haupthaar. Die anderen Reste bestanden zunächst aus den grossen

[1]) Auszug aus dem Bericht des Herrn Generalvikar, Prälat Dr. Reuss, über die Eröffnung des Grabes Theoderichs von Wied.

Brettern des doppelten Sarges. Auch bei diesen wechselte der Grad der Erhaltung von dem besten, fast den Eindruck neuen Holzes machenden, bis zur grössten Verwesung. Immerhin zeigten diese Teile noch grosse Konsistenz. Es war erkenntlich, dass ein Sarg wenigstens mit Löchern versehen war, durch welchen die reichlich vorhandene, fingerdicke, doppelt gedrehte Schnur ging. An einzelnen Stellen war ein Überzug des Sarges mit einem aufgenagelten, dünnen, ungemusterten Gewebe sichtbar. Die Stoffreste waren im allgemeinen nach dem Kopfende zu besser erhalten. Es kamen vielfach gefaltene, kleine bis handgrosse Stücke gemusterter Stoffe und Borten zum Vorschein, mit Goldfäden und deutlicher Zeichnung sowie auch Lederriemen. Die Mitra war nicht kenntlich. Eine Partie dunkler, faseriger, der Watte ähnliche Gewebe schien als Unterlage gebraucht worden zu sein; bei einigen Stücken musste es vorerst unentschieden bleiben, ob ein dunkler Leder- oder Gewebestoff vorliege. Es sei erwähnt, dass an den Füssen keine Sandalen u. s. w. bemerkt wurden. Erst zuletzt, als die obersten Partien ans Licht kamen, wurden die Vorderstücke der Sandalen — ohne Musterung — wahrgenommen. Als das Grab bis über die Mitte geräumt war, zeigte sich an der linken Seite der Leiche an der Wand des Grabes ein kleiner, vielfach verborgener Kelch mit Patene aus Blei. Nahe am Kopfende fand man die oben erwähnte Bleitafel. Von Eisenstücken fanden sich mehrere, die als Teile des Schwertes angesehen werden konnten."

Bezüglich der vorgefundenen, hochinteressanten Überreste verschiedener Textilien, die zu den erzbischöflichen Pontifikalornaten des Verstorbenen zu rechnen sind, sei hier noch mitgeteilt, dass dieselben nach der Verzierungsweise dem Beginne des 13. Jahrhunderts angehören. Der Grundstoff, auf dem man die quadratisch gemusterten Stickereien (Fig. 7) bemerkt, ist als ehemals hochroter Seidenpurpur ohne Musterung zu betrachten. Die purpurne Farbe ist jedoch durch das lange Liegen im feuchten Grabe heute stark erloschen und geht jetzt ins Bräunliche über, wie auch der hochrote Pur-



Figur 7.

pur, welcher in koptischen Gräbern in grosser Zahl in den letzten Jahrzehnten aufgefunden worden ist, und von welchem im hiesigen Provinzialmuseum viele gut erhaltene Stücke vorhanden sind.

Was nun die quadratisch gemusterten Stickereien betrifft, die in zarten Goldfäden von sehr geübter Hand hergestellt wurden, so ist darauf hinzuweisen, dass diese Fäden aus feinen gezogenen Goldfäden bestehen, ähnlich wie an dem heute im städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrten Kaisermantel Ottos IV. Welchen erzbischöflichen Ornaten diese mit grosser Sorgfalt gehobenen Überreste angehören, wird heute schwer festzustellen sein.

Hinsichtlich der nicht gestickten, sondern gewebten Goldborte, welche als Einfassungsstreifen diente (Fig. 7 unten rechts), ist zu bemerken, dass in diesen zart gewirkten Aurifrisien, die auf dem Bandstühlchen (au petit métier) hergestellt wurden, sich eine interessante Musterung in länglichen Rechtecken zeigt, mit dazwischen liegenden näanderförmigen Dessins, eine Musterung, wie sie an den Goldbörtchen des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts an liturgischen Ornaten sich immer wieder vorfindet.

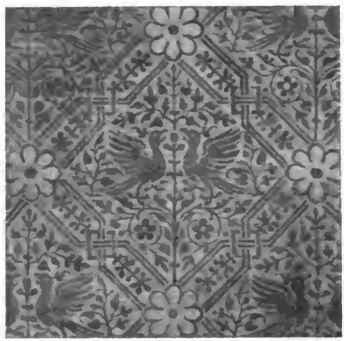
An dieser Stelle sei erwähnt, dass die in von Wilmowskys Werke „Die historisch denkwürdigen Grabstätten der Erzbischöfe im Dom zu Trier“ abgebildeten Gegenstände (Schwert, Mitra und Krümmung des Bischofsstabes) nicht, wie dort angegeben, aus dem Grabe des Bischofs Theoderich II. stammen, sondern aus demjenigen des Bischofs Otto von Ziegenhain, welches sich in unmittelbarer Nähe des erstgenannten befand und am 11. Oktober 1898 geöffnet wurde, wobei sich auch herausstellte, dass dieses Grab in neuerer Zeit schon einmal geöffnet worden war.

„[1]) Das aus Steinplatten gebildete Grab hatte eine Länge von 2,20, eine Breite von 0,80 und eine Höhe von 1,00 m. Der ganz aus Tannenbrettern, die innen mit Bleiplatte verkleidet waren, bestehende Sarg war 2,05 m lang, 0,55 m breit und 0,59 m hoch. Die Bretter und Eisenbeschläge zeigten im Vergleich zum Befunde des anderen Grabes einen ziemlich guten Zustand. Die mit dem Kopfende nach Westen gerichtete nicht einbalsamierte Leiche war die eines 1,68 m (wie nur ungefähr festzustellen war) grossen Mannes und überall noch von Kleidungsstücken bedeckt. Die der heutigen Mitra ähnliche, jedoch

---

[1]) Auszug aus dem Bericht des Herrn Generalvikar, Prälat Dr. Reuss, über die Eröffnung des Grabes des Bischofs von Ziegenhain.

ohne Doppelspitzen, knapp an das Haupt anschliessende Bedeckung umgab das noch vollkommen kenntliche, wenn auch der Verwesung anheimgefallene Haupt, dessen braunrote Haare noch hervortraten. Links ruhte das Schwert, welches sehr verwittert war, so dass die Wiederherstellung bei von Wilmowsky, Tafel IX, am Griff und der Scheide bedeutend von dem Befunde abweicht; gleichwohl fand sich noch der Knauf erhalten, der Griff mit Draht umsponnen und die Spitze scharf. Seine Masse sind 1 m vom Griff bis zur Spitze, 35 cm Griff und Knopf. Der rechts liegende Bischofsstab zeigte einen einfachen, unten abgesägten Schaft aus Tannenholz, offenbar nur für das Grab bestimmt, welcher oben mit einem achteckigen Kapitäl und einer mit Krabben besetzten Krümmung aus Holz endigte. Die Krabben waren nur viereckige, ehemals vielleicht vergoldete Holzstückchen. Von den Gewandteilen liess sich das Pallium und das bischöfliche Messgewand (Fig. 8) noch am besten unterscheiden.“ Es war florentinisches Gewebe aus der Zeit des Verstorbenen und zeigte eine quadratische Musterung von dunkelroter Färbung, in welcher sich Vögel auf ornamentalem Untergrunde befanden. Die Rosetten auf den Kreuzungspunkten waren mit cyprischem Gold broschiert. Die übrigen Gewänder schienen auf den ersten Anblick eine braune Masse zu bilden, die von der über die Kniee



Figur 8.

gehenden Casel bedeckt wurde. Letzteres bestand aus rotem genuesischen Sammet mit Aurifrisien (au pétit metier gewebt), welche das kurfürstliche Wappen, ferner heraldische Löwen, sowie mit Gold broschierte Rosetten zierten. Die Innenseite der Casel bestand aus rotem Seidentaffet (uni).

Am Fussende wurden die Reste der Sandalen, Perlen, Goldspangen u. s. w. gehoben, ebenso noch eine goldene Schnalle; andere goldene Stücke von Bedeutung gab es nicht, viele Perlen blieben zurück. Unter dem Haupte fand sich als Teil der Vittæ an der Mitra oder

der Stola ein handgrosses Stück mit zwei eingestickten Heiligenfiguren, zwischen ihnen als charakteristisches Zeichen ein nach links springender Ziegenbock, das Wappentier des Erzbischofs.

Eine Trierer Familienchronik aus dem 16. Jahrhundert.

Von Domvikar Jos. Hulley.

In einem kostbaren Sammelband der Bibliothek des H. H. Bischofs Dr. Korum finden sich von der Hand des ersten Eigentümers eine grosse Anzahl handschriftlicher Aufzeichnungen, welche sich zum Teil auf die alte Geschichte Triers, seine Kirchen, Klöster und Reliquien beziehen, zum Teil über die Familie dieses ersten Besitzers Auskunft geben. Letzterer nennt sich auf dem Vorsatzblatt „Johannes Canonicus von S. Paulin und Pastor von Lonkquich"; dann fügt er bei, dass er später ohne sein Verdienst „Prior der Kölner Karthause geworden sei". Ohne hier auf den Inhalt des Bandes und die teilweise wertvollen Nachrichten aus der Geschichte Triers einzugehen, beschränken wir uns darauf, nachstehend die Aufzeichnungen über die Familie des Besitzers zu veröffentlichen. Denselben ist schon deshalb Wert beizulegen, weil solche Familienchroniken aus alter Zeit so selten sich erhalten haben.

Wir lernen aus den Aufzeichnungen eine ganz vortreffliche Familie kennen, in der frommer Christensinn und kernige Tugend zu Haus sind, eine Familie, deren Glieder in inniger Liebe einander zugethan sind. Es war allem Anschein nach nur eine arme Familie, die zwar bei S. German in der Neustrasse ein Haus oder Häuschen besass, aber sonst nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet war. Der Grossvater erscheint als Fassbinder, der Vater ist 27 Jahre lang Küster bei Liebfrauen und zwei Jahre Pedell an der Domkirche. Um so anerkennenswerter ist es, dass der Vater zwei Söhne studieren lässt. Der ältere, Peter, bringt es zu der hohen Würde eines Abtes im Kaiserlichen Kloster S. Maximin, der andere, Joannes, wird nacheinander Kanonikus von S. Paulin, Pfarrer in Longuich, Dechant von S. Paulin, zuletzt für viele Jahre Prior der angesehenen Karthause in Köln. Derselbe hat auch höhere Studien gemacht, ist zum Magister artium, zum Meister

und Lehrer der freien Künste, an der Universität Löwen erhoben worden und hat als Schriftsteller eine Anzahl Bücher geschrieben, die allerdings nicht im Druck erschienen sind. Auch in dem nachfolgenden Geschlecht hat sich der gute Sinn und hohes Streben erhalten, denn in späteren Aufzeichnungen erscheint ein Neffe als Benediktinerpater, ein anderer als Stiftsherr von S. Paulin, zwei als Mitglieder der Koblenzer Karthause.

Doch auch abgesehen von der Familie, von der sie erzählen, bieten die Aufzählungen ein so gemütliches Bild einer alten Trierischen Familie, sie erzählen so treuherzig und naiv die Familienereignisse, dass sie schon deshalb verdienen, bekannt zu werden. Da sie zum grössten Teil in deutscher Sprache, so wie sie im 16. Jahrhundert in Trier gesprochen wurde, geschrieben sind, gebührt ihnen auch als kleines Sprachdenkmal einige Aufmerksamkeit.

Wir geben die Aufzeichnungen wörtlich wieder und fügen nur an einigen Stellen ein Wort zur Erklärung in Klammer bei:

„Mein altvatter hat geheischen Clais von Sirck seines ampts ein vassbender und mein altmotter hatt geheischen Trein von Heilffant (Helfant). Dieselbige zwey haben beieinander in dem hilligen Sacrament der ehe gesessen XXIV Jair langh. Dass erst Jair aber gewannen sei unsern lieben vatter seligh Hans von Trier. Darnach überkamen mein altvatter und motter seligh noch vier kinder und keins mehr. Mein altvatter seligh starff als man zalt XV Hundert und VIIII Jair off her offartz (auf des Herrn Auffarts) Dagh des Avents. Mein altmotter seligh starff dess VII. Dags in dem April des abents zu VII uren do man zelt 1529 und ist begraven uff Sant Andreas Kerchhof hinter dem Dhom zu Trier [1]).

Im Jair **1509** starff meines vatteren selighen Broder Clemens uft Sant Paulins dagh.

Im Jair **1510** kaufft mein vatter seligh Hans seine erste Haussfrauwe Engel, uff Sant Clemens tagh ware die sicherunk (feierliche Verlobung) und uff Sant Sebastianus tagh war die Brulofft? (Trauung).

---

[1]) Der Andreaskirchhof lag hinter der St. Andreaskapelle, zwischen dem Dom-Ausgang in der Windstrasse und dem Konvikt, also ungefähr an der gegenwärtig als Bauwerkstätte benutzten Stelle. Der Kirchhof blieb in Benutzung bis zur französischen Revolution.

Im Jair **1511** kregt mein vatter seligh mit seiner ersten Haussfrauwen Engel seligh ein jonge togter uff Sant Annen tagh und lebt XV wochen do starff ess.

Im Jair **1518** starff meines vattern seligh Haussfrauwen Engel.

Im Jair **1486** ward mein vater seligh geporen, dess sampstags in der Oster wochen zu XII uren im Dagh.

Item do mein vatter seligh Hans XV Jair alt gewesten ist, kam er zu Lonkquich bei Clais Schneider daselbst halt er plieben vier (Jair) langh im Dheenst.

Im Jair **1519** do nam mein vatter seligh mein moter seligh Elz von Flassweiler zu dem hilligen sakrament der hilliger ehe und uff Sant Margrethen tagh war die Brulofft (Trauung).

Im Jair **1520** ist mein schwester Maria seligh geporn uff Annuntiationis Mariae des 28 tags im Mertz dess avents und ist gefirmt worden zu Lutzenburgh [1]) zu Sant Ulrich und ist getaufft worden zu Lutzenburgh in Sant Michels Kerche. Und ligt begraben zu Sant Gervasius vur unser lieber Frauen Altar zu Trier. Und mein liebe Schwester seligh Maria ist gestorben in dem Jair 1551.

Im Jair **1521** ist mein Broder Her Peter apt zu Sant Maximin geporen worden, des VII tags im allerhilligen mont. und ist gefirmt worden zu Lutzenburgh zu Sant Ulrich, und ist getaufft worden zu Lutzenburgh zu Sant Michaels Kirche".

Die weiteren Mitteilungen über seinen Bruder den „Hern Apt zu Maximin" giebt unser Chronist in später beigefügten Notizen in lateinischer Sprache, ich lasse dieselben in Übersetzung folgen:

„Im Jahr **1539** am 2. Mai geht der ehrwürdige Pater Herr Peter zu dem ehrwürdigen Herrn Abt Johann von Zell [2]).

Im Jahr **1539** am 1. August tritt der vorgenannte Herr Peter in das Kloster ein.

Im Jahr **1539** am 16. August erhält er das Ordenskleid.

Im Jahr **1540** am 17. August macht er Profess.

---

[1]) Von 1519 bis 1524 hat die Familie in Luxemburg gewohnt wie aus den Aufzeichnungen der nächsten Jahre hervorgeht.

[2]) Der Abt Johann von Zell regierte das Kloster Maximin von 1525 bis 1548.

Im Jahr **1540** am 13. Dezember wird er Subdiakon.

Im Jahr **1541** am 1. März wird er Diakon und feiert am 12. März, welcher der Sonntag Lætare war, seine erste h. Messe.

Im Jahr **1541** am 20. April wird er Koch oder Küchenmeister.

Im Jahr **1542** am 25. März wird er Kellermeister des Klosters S. Maximin.

Im Jahr **1556** am 26. Februar nach Trierischer Zählung ist mein in Christus mir ergebener Bruder Petrus von Lutzenburgh, Professpriester, Kellermeister und Ökonom seit 1542, in kanonischer Weihe zum Abt des Kaiserlichen Klosters von Sant Maximin unter dem Beistand des h. Geistes erwählt worden."

Die Wirksamkeit des Abtes Peter hat der Bruder in kleiner Kursivschrift mit den folgenden rühmenden Worten gezeichnet:

„Mein ehrwürdiger Bruder hat 17 Jahre lang, theils in Besorgung der schwierigsten Geschäfte, theils in der Führung der Abtswürde, unter unsäglichen Mühen für das Wohl des hochedlen und Kaiserlichen Klosters gearbeitet, wie er denn in zwölf Jahren die dem Kloster in dem Herzogthum Luxemburg verloren gegangenen Güter wiedergewonnen und die Päpstlichen wie Kaiserlichen Privilegien sicherstellte; auch hat er das Ansehen und den Glanz des Klosters vermehrt und gegen alle Angreifer auf das muthigste verteidigt. Wie viel geistige Mühen und unaufhörliche körperliche Leiden er dabei ertrug, soll von mir nicht laut gesagt, sondern nur im Herzen gewusst werden."

Dann fügt der betrübte Bruder noch bei:

„Mein innigst geliebter Bruder, Herr Peter ist am 1. Mai im Jahre **1568** gestorben, seine Seele ruhe im Frieden[1])."

An einer anderen Stelle giebt der Bruder auch die schöne Grabschrift wieder, welche dem Abte Peter gewidmet worden ist.

„Im Jair **1523** ist meine Schwester Catharina geporn dess XI tags im hartt Mont und ist getaufft worden zu Lutzen-

---

[1]) Was der Bruder an dem Abte rühmt, bestätigt die Geschichte, indem sie Abt Peter zu den tüchtigsten Äbten von Sanct Maximin zählt. Vgl. Diel: Die Geschichte der Kirche des h. Maximinus. Trier. Paulinus-Druckerei. 1886.

burgh in Sant Michels Kirche und gefirmt zu Trier im prediger Cloester[1]).

Im Jair **1525** dess IIII tags im (Februar in der Aufzeichnung ein unleserliches Wort) sein ich Joannes geporn worden und zu Sant Gervasius getaufft worden zu Trier und zu Sant Maximin in Sant Michels Capell[2]) gefirmpt worden, und in der neuwer gassen in unserm Hauss bei Sant German[3]) geporen."

Die folgenden späteren Aufzeichnungen aus seinem eigenen Leben giebt unser Gewährsmann wieder lateinisch, sie folgen hier übersetzt:

„Im Jahr **1537** bin ich Choralis im hohen Dom geworden.

Im Jahr **1551** bin ich am 19. März in Loewen zum magister artium, Lehrer der freien Künste, erhoben worden.

Im Jahr **1552** am ersten Sonntag nach Dreifaltigkeit bin ich in der Kirche Unser Lieben Frauen zum Priester geweiht worden. Herr Joannes Houst[4]) war Diakon, Herr Magister Wilbrordus Nusbaum war Subdiakon und Herr Magister Nic. Liser[5]) war Assistens bei meiner Primiz.

Im Jahr **1553** am 4. April wurde ich Canonicus bei Sanct Paulin.

Im Jahr **1565** erhielt ich das Haus des Johannes Faber, welches ich jetzt bewohne.

Im Jahr **1547**[6]) (?) am 2. November übernahm ich die Pfarrei zum h. Laurentius in Lonckquich, der ich unter persönlicher Anwesenheit daselbst ungefähr 12 Jahre vorstand.

Im Jahr **1566** verzichtete ich auf die Pfarrei Lonckquich in die Hände des Verleihers.

Im Jahr **1566** am 23. Dezember wurde ich zum Sänger in Sanct Paulin gewählt.

---

[1]) Das prediger Cloester ist das in der Nähe des Domes im 13. Jahrhundert gegründete Dominikanerkloster.

[2]) Die Kirche S. Maximin war 1522 durch die Bürger Triers zerstört worden, daher musste der Gottesdienst in der S. Michels-Kapelle gehalten werden, 1525 wurde mit dem Neubau des Klosters begonnen.

[3]) Sant German jetzt S. Gervasius-Kirche.

[4]) Joa. Houst war Doktor beider Rechte, Kanonikus bei S. Simeon, Bischöflicher Siegler und Offizial und zeitweilig auch Rektor der Trierer Universität, er starb 1572. Vgl. Hontheim, Hist. Dipl. II, 550.

[5]) Nicolaus von Lieser war später Pfarrer von Echternach und Domvikar in Trier.

[6]) Die Angabe 1547 steht wohl irrtümlich statt 1554.

Im Jahre **1567** nach Trierer Zählung am 20. Februar wurde ich zum Dechant bei Sanct Paulin gewählt.

Im Jahre **1568** am 6. April erhielt ich in Wittlich durch den Erzbischof Jacob von Eltz die Bestätigung.

Im Jahre **1570** am 23. November habe ich, Bruder Joannes von Trier, Profess abgelegt in der Kölner Karthause und im Jahre **1580** am 18. Januar bin ich, obgleich unwürdig, zum Prior der Kölner Karthause gewählt worden."

Die letzte Eintragung, welche von der Hand unseres Chronisten herrührt, stammt aus dem Jahre 1590, er nennt sich in derselben noch „Prior der Kölner Karthause." Auffallend ist, dass er weder seinen noch seiner Angehörigen Familiennamen angiebt; aber das entspricht ganz seiner Zeit, in der die Familiennamen nur selten gebraucht werden und zur näheren Kennzeichnung zumal bei Ordensleuten nur der Ort der Herkunft beigefügt wird, wie sich ja auch unser Gewährsmann Joannes von Trier nennt. Aus Notizen, die von seinen Verwandten in unserem Buche beigefügt werden, ergiebt sich, durch Vergleichung mit den Nachrichten, die anderweitig über unsern Joannes überliefert sind, dass der Familienname Reck war. Hontheim nennt ihn Hist. Diplom. II S. 553 Reckschenkel, was aber offenbar ein Irrtum ist, da er sonst immer Reck genannt wird. Hontheim berichtet a. a. O. weiter über ihn, dass er „in Loewen Meister der freien Künste geworden und 1552 die Priesterweihe empfangen und dann die Landpfarrei Lonquich, eine deutsche Meile unterhalb Trier an der Mosel gelegen, übernommen habe. Später sei er Kanonikus von S. Paulin und zuletzt Dekan dieser ausgezeichneten Stiftskirche geworden, im Jahre 1569 habe er die stürmische Welt verlassen und sei in den friedlichen Hafen des Karthäuser Klosters in Köln geflohen, hier habe er die schwierigsten Geschäfte im Namen seines Ordens übernommen, habe dann das Amt eines Priors lange Zeit verwaltet und sei endlich reich an Jahren wie an Verdiensten am 5. April 1611 gestorben." Hontheim fügt noch bei, „Joannes Reck habe drei Folio-Bände ascetischer Werke hinterlassen, die in der Bibliothek der Kölner Karthause aufbewahrt würden." Die letztere Angabe wird bei Schmitt, Die Kirche des h. Paulinus Trier 1853 S. 476 dahin ergänzt, dass „Ein Teil seiner Werke, nämlich: »Sammlung alter, deutscher Lieder« und »Kölnische Geschichten« aus dem Jahre 1580, als Geschenk unsers um die Stadtbibliothek hochverdienten Job Hermes dort unter Nr. 1177 stehe."

„Im Jair **1527** dess XII tags im aller hilligen mont

dess avents zwischen VII und VIII uren ist mein schwester Margaretha geporn und ist getaufft und gefirmt worden in Unser Lieber Frauwen Kirchen zu Trier beim Dhom."

Auch dieser Notiz folgen Aufzeichnungen von der Hand eines Neffen und Pathen unseres Joannes. Sie lauten in Übersetzung:

„Meine geliebteste Mutter Margretha ist gestorben am 10. März 1572 nach trierischer Zählung; meine geliebteste Mutter war 55 Jahre (55 ist wohl Schreibfehler statt 45)."

„Ich frater Basinus vordem Joannes Reck kam im Jahre 1569 im Mai zu dem Hochwürdigen Herrn Matthias von Saarburg Abt des Kaiserlichen Klosters S. Maximin um von demselben Aufnahme in das Kloster zu erhalten.

Im Jahr **1569** am 18. Juni habe ich das Ordenskleid angezogen, am 2. Juli desselben Jahres wurde ich Novize und am 8. Juli 1570 habe ich Profess gemacht.

Im Jahr **1573** am 5. März erhielt ich die Subdiakonatsweihe und am 8. Mai 1575 die Diakonatsweihe.

Mein innigstgeliebter Vater Joannes Irsch[1]) starb am 19. März 1572 nach trier. Zeitrechnung. Seine Seele ruhe im Frieden. Er liegt begraben auf dem Kirchhof der Pfarrei S. Gervasius und Protasius zusammen mit meinen zwei Brüdern Peter und Eucharius, von denen der letztere um das Fest der Himmelfahrt im Jahre 1573, Petrus am 10. März desselben Jahres starb. Meine liebe Mutter aber liegt in derselben Pfarrei vor dem Altar der seligsten Jungfrau Maria in dem Grabe, in welchem auch ihre Schwester Maria im Frieden ruht."

Mitten unter diese mit feiner Schrift ausgeführten Aufzeichnungen hat unser Gewährsmann geschrieben:

„Der frater Basinus mein Neffe und Pathe ist am 18. März 1583 gestorben."

Leider ist hier ein Blatt in der Familienchronik ausgerissen. Auf dem folgenden Blatt steht als Fortsetzung:

„Im Jair **1529** den 17. August ist mein Broder Lampardt geporn und ist getaufft worden in Unser Lieben Frauwen Kirchen bey dem Dhom nnd starff uff den XII tagh nach seiner gepurdt.

[1]) Der Frater Basinus hat also nach der Mutter Namen den Namen Joannes Reck angenommen.

Im Jair **1531** uff den 22 tagh im heuer Mont ist mein Schwester Magdalena geporn und ist getaufft worden.

Im Jair **1532** uff den 27 tagh im heuer Mont ist Caspar mein Broder geporn und lefft nit langer denn funf und drissigh wochen und zween tagh.

Im Jair **1535** dess fünften tags im May morgens zwischen VI und VII uren ist mein broder Nicolaus geporn und zu unser Lieber Frauwen getaufft worden.

Im Jair **1526** uff den 23 tagh in dem Brachmonat ist mein lieber vatter seligh Koster angenommen worden zu unser Lieber Frauwen und der Erwürdiger in Gott Vatter und Her Vincentius apt des Kaiserlichen Gotzhausss Sant Maximin ist meines Vaters selig Bürgh worden belangen die Custerie (Küsterei).

Im Jair **1553** hat mein Vater seligh die Custerie uffgesagten und den wirdigen und andächtigen Herren Prebendaten zu unser Lieber Frauwen dess Dheenst halber fleisslich gedanckten.

Im Jair **1532** dess Sonntags nach Sant Nicolaus tagt ist mein vatter seligh Bedell (Pedell) worden in dem hohen Dhom stift zu Trier.

Im Jair **1554** hatt mein Vatter alters halber auch den Dheenst des Bedell ampts uffgesagten.

Item meiner lieber motter Eltz von Flassweiler vatter hatt geheischen meister Peter Schneider und ihr motter hatt geheischen Gele".

Die folgenden letzten Aufzeichnungen sind wieder lateinisch niedergeschrieben und erscheinen hier übersetzt:

„Im Jahr **1553** am 12. März starb die ehrsame Elizabeth von Flassweiler meine geliebteste Mutter. Ihre Seele ruhe in Frieden.

Im Jahr **1563** nach Trierer Zählung am 11. Februar starb mein innigst geliebter Vater, Nachts um drei Uhr. Seine Seele ruhe im Frieden.

Als meine allzeit ehrwürdigen und geliebtesten Eltern den Weg alles Fleisches gingen bin ich Joannes Canonicus von Sanct Paulin und Pastor in Lonckquich bei ihrem Tode zugegen gewesen und habe sie sterben gesehen. Möge der allgütige und allmächtige Gott allen Christgläubigen in ihrer Todesstunde Gnade verleihen und den ewigen Frieden. Amen.

Im Jahr **1587** am 1. Juli starb meine ehrsame Schwaster Catherina.

Im Jahr **1579** am 3. Februar starben meine guten Neffen Petrus und Joannes in der Koblenzer Karthause an ein und demselben Tage an der Pest und sind in einem Grabe begraben worden".

Einige noch erhaltene Notizen über die ehemaligen Leprosenhäuser Estrich und St. Jost bei Trier.

Von Domkapitular Dr. Lager.

Wer von Trier auf dem rechten Moselufer nach Süden hinauf wandert, gewahrt zwischen den Orten St. Medard und Karthaus links von der Strasse am Fusse der ansteigenden Berge einige kleine Gebäude. Stille und einsam liegen sie da mit herrlicher Aussicht auf das schöne weithin sich ausdehnende Thal, durch welches die Mosel ruhig hinabgleitet. Der Name des Ortes ist Estrich.

In entgegengesetzter Richtung, eine halbe Stunde nördlich von Trier, liegt auf dem linken Moselufer unweit von dem Dorfe Biewer in herrlicher Umgebung eine Kapelle mit anstossendem Hause. Dies ist St. Jost, so benannt von dem h. Jodocus, der viel in Krankheiten aller Art um seine Fürbitte angerufen wurde.

Wohl nicht alle, welche diese beiden Orte auf einem Spaziergange besuchen und sich der schönen Umgebung und Rundsicht erfreuen, mögen wissen, dass in vergangenen Zeiten Estrich und St. Jost Stätten bittern Elendes waren, Zufluchtstätten für jene bedauernswerten Menschen, welche von einer der schrecklichsten Plagen befallen waren, welche die lange Reihe menschlicher Schmerzen und Leiden zu verzeichnen hat. Hier waren die Leprosenhäuser, in denen die Leprosen[1], die Aussätzigen, Aufnahme fanden, da sie wegen der Gefahr einer Weiterverbreitung der Krankheit aus der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurden.

Der Aussatz hat seine Heimat im Orient. Wann er nach Europa eingeschleppt wurde, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; vielfach glaubt man, dass es zur Zeit der Kreuzzüge war. Aber die Krankheit

[1]) Von Lepra-Aussatz.

muss im Abendland schon viel früher bekannt gewesen sein, da bereits das Konzil von Clermont 549 den Bischöfen einschärfte, besonders für die Aussätzigen zu sorgen, ihnen Nahrung und Kleidung zu verschaffen [1]. Die Synoden von Lyon 583 und Valence 584 bestimmten ebenfalls: Die Leprosen jeder Stadt sollen vom eigenen Bischof Nahrung und Kleidung erhalten; es wurde ihnen verboten, auswärts zu betteln [2]. In früheren Jahrhunderten weit und allgemein verbreitet, so dass fast jede Stadt ein Leprosenhaus hatte, ist die hässliche Krankheit in Europa mehr und mehr erloschen, wenn auch immer noch vereinzelte Fälle auftreten. Dagegen herrscht sie noch ausserhalb Europas; die Insel Madeira hat noch heute ihr Leprosenhaus, und Leprosenhäuser finden sich noch vielfach in Persien, Indien und China, namentlich aber auf den Sandwichsinseln, wo die Aussätzigen noch in grosser Zahl vorkommen und in abgesonderten Wohnplätzen zusammenleben [3].

Die Ausschliessung bez. Absonderung der von dem Aussatze Befallenen in bestimmte Häuser geschah unter besondern kirchlichen Ceremonien. In einem Metzer Rituale vom J. 1541 wird verordnet: An dem festgesetzten Tage sollen die Leprosen zur Kirche kommen und der Messe beiwohnen, nachdem am vorhergehenden Sonntag der Pfarrer des Kranken der Gemeinde von der Kanzel die bevorstehende Ceremonie verkündet, um sie zu ermahnen, derselben beizuwohnen und für den armen Mitbruder zu beten. Der Kranke soll von den übrigen getrennt, mit verhülltem Angesicht erscheinen. Nach der Messe nimmt der Pfarrer mit einer Schaufel Erde vom Friedhofe, wirft davon drei Mal über das Haupt des Aussätzigen mit den Worten: „Mein Freund, das ist zum Zeichen, dass du für die Welt tot bist, und lerne darum, geduldig und ergeben zu sein". Unter Vorantragung des Kreuzes wurde der Kranke nun nach der für ihn errichteten Hütte geführt. Vor dem Eingange derselben sprach der Priester zu ihm: „Mein Freund, hier sollst du künftig in Frieden wohnen, Gott in Treue dienend . . . bitte ihn, dass er dir die Gnade gebe, geduldig alles zu leiden und zu ertragen; so wirst du dein Fegfeuer schon auf dieser Welt haben und den Himmel verdienen". — Weiterhin schärfte er ihm ein, nie mehr ein anderes Haus als diese Hütte zu betreten, dort nicht zu übernachten. In keinen Brunnen und in keine Quelle dürfe

---

[1] Hefele, Konziliengesch. III S. 5.

[2] Das. S. 35.

[3] Vgl. Schwimmer in Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde über Lepra.

er hineinschauen, vor Gericht nicht mehr erscheinen oder während des Gottesdienstes eine Kirche betreten. Spreche er mit Jemanden oder begegne er einem Menschen unterwegs, so müsse er sich unter den Wind stellen. Über eine Brücke mit einem Geländer dürfe er ohne Handschuhe nicht gehen; sich nie so weit von der Hütte entfernen, dass er vor Nacht nicht dahin zurückkehren könne, ohne eine besondere Erlaubnis des Ortsgeistlichen zu haben[1]).

Ähnliche Vorschriften hat ein Rituale der Diözese Angers aus dem 15. Jahrhundert: Nach der Ceremonie in der Kirche wurde der Aussätzige vom Priester unter liebevollen und aufmunternden Worten nach der für ihn auf freiem Felde errichteten Hütte geführt und ihm dort eingeschärft: nie eine Kirche oder ein Kloster zu betreten oder sonst sich unter den Menschen ausserhalb seiner Hütte zu zeigen, ohne das Gewand der Aussätzigen zu tragen. Er darf seine Hände oder einen ihm gehörigen und in seinem Gebrauche befindlichen Gegenstand an keinem öffentlichen Brunnen waschen, selbst aus diesem nicht trinken; um seinen Durst zu löschen, muss er das Wasser in ein besonderes Gefäss schöpfen. Was er braucht, darf er nicht berühren, ehe es sein Eigentum geworden. Enge Strassen muss er vermeiden; nichts, das zum öffentliehen Gebrauche dient, darf er ohne Handschuhe berühren, noch weniger aber Kinder, denen er auch nichts schenken darf. Nur aus seinem eigenen Geschirre ist ihm erlaubt zu essen oder zu trinken. Stirbt er, so soll er in seiner Hütte und nicht auf dem allgemeinen Friedhofe begraben werden.

Nach dem Rheimser Rituale von 1585 segnete der Priester nach der Messe das für den Kranken bestimmte Kleid, sowie ein kleines Fässchen, das zur Aufbewahrung des Trinkwassers u. s. w. diente, eine Klapper, Handschuhe und einen Korb für die Almosen. Diese Gegenstände überreichte er ihm dann unter besonderen Gebeten und Ermahnungen, worauf er ihn, gleichfalls unter entsprechenden Gebeten, nach der ihm angewiesenen, abgesonderten Hütte führte, ihm einschärfend, dieselbe künftig nicht mehr zu verlassen, um sich an öffentlichen Orten zn zeigen, in der Kirche oder auf dem Markte, in Mühlen oder Backhäusern, in Wirtshäusern oder dergleichen. „Doch, fügte er hinzu, sollst du dich über diese Absonderung von deinen Mitmenschen nicht allzu sehr grämen, da sie nur eine leibliche ist; denn wie früher wirst du in der geistigen Gemeinschaft mit uns verbleiben, und du wirst

---

[1]) Histoire de Metz par les Réligieux Bénédictins II, 515 s.

teil haben an allen Gebeten der Kirche, als ob du persönlich jeden Tag mit den übrigen Gläubigen dem heiligen Opfer beiwohntest. An dem Notwendigen werden barmherzige Menschen es dir nicht fehlen lassen, habe Geduld und Gott wird mit dir sein". Vor der Türe der Hütte wurde sodann ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt und der Unglückliche dem Gebete und der barmherzigen Liebe der Umstehenden empfohlen. Namentlich sollten ihm die Verwandten und die Diener der Kirche während der ersten dreissig Stunden tröstend zur Seite stehen, um zu verhüten, dass sich zu grosse Niedergeschlagenheit des Kranken bemächtige und um daraus entspringenden weitern schlimmen Folgen vorzubeugen [1]).

Eine Ritnale von Amiens und von Chalons bestimmte sogar, bei der Ceremonie der Absonderung den Aussätzigen als Toten zu behandeln. die Messe für die Verstorbenen für ihn zu lesen und die Begräbnisfeierlichkeiten über ihm vorzunehmen [2]).

In St. Nabor, jetzt St. Avold, in Lothringen wurden die vom Aussatze Befallenen gleichfalls als lebendig Tote betrachtet und in eine besondere Behausung ausserhalb der Stadt überführt. „Und so man solche pershonen uss füren thut, soll man sie mit einem pfrister (Priester) mit brennenden stangkertzen und mit ein dottenkreutz, und mit glocken geleudt sampt allenn ceremonien alls wie man einen dotten menschen pflegt zum grabe zu bestellen" hinausbegleiten. Die Bürgerschaft hatte ihm vorher eine Krücke, eine Klapper, eine hölzerne Flasche und eine hölzerne Schüssel wie ein paar Handschuhe zu stellen. Nachdem dies geschehen, wurde er in der beschriebenen Weise aus der Stadt geführt „und so man bey die Behausung kompt, . . . so braucht der kirchherr all ceremonien wie man einem dotten menschen pflegt zu thun als man innen zum grab legdt. Dae solches beschehen so muss er sich die zeit seines lebens der gemeiner bürgerschafft und weltlicher Hanndtirung entäussern und enthalten" [3]).

Die erste bis jetzt bekannte Verordnung (in einer fehlerhaften und oft schwer zu verstehenden Abschrift) für die Behandlung von Aussätzigen in Trier und im Trierischen Lande wurde im J. 1437 von dem apostolischen Legaten für Deutschland, dem Kardinal Julian de Angelis, erlassen, mit deren Ausführung er den Abt von St. Matthias und den trierischen Offizial beauftragt. Die Aussätzigen, heisst es in

---

[1]) Martène de antiquis ecclesiae Ritibus II p. 358 ss.

[2]) Das. p. 361 s.

[3]) Das Stadtrecht von St. Avold in Jahrb. d. Gesellsch. für lothring. Gesch. und Altertumskunde 1891 S. 41.

derselben, sollen Mitleid und Unterstützung finden, zugleich aber der Gefahr der Weiterverbreitung des Übels vorgebeugt werden. Es sei nun zu seiner Kenntnis gelangt, dass bei manchen dieser Aussätzigen in Estrich und St. Jost die eigenen Mittel zum Lebensunterhalte nicht ausreichten und sie somit, weil wegen ihres körperlichen Gebrechens ausser Stande, sich denselben durch Arbeit zu erwerben, auf das Betteln angewiesen seien. Da nun in Trier und im trierischen Lande eine Anzahl solcher Kranken in der Gemeinschaft ihrer Mitmenschen geduldet würde und somit die Gefahr der Ansteckung nahe liege, so sollten sie, die mit der Ausführung dieser Verordnung Beauftragten, dafür sorgen, dass die Almosen nicht mehr von den Kranken selbst, sondern von andern gesunden Personen gesammelt würden. Ausserdem sollen sie acht haben, dass des Aussatzes Verdächtige, wie es anderwärts geschehe, durch vereidigte und mit den Merkmalen der Krankheit vertraute Personen untersucht würden. Jene, bei welchen der Aussatz unzweifelhaft festgestellt werde, sollen von der Gemeinschaft ihrer Mitbürger abgesondert werden.

Diese Verordnung wurde von Abt Johannes Vorst von St. Matthias und dem trierischen Offizial zunächst dahin ausgeführt, dass sie unter Zustimmung der Insassen von St. Jost einen gewissen Heinrich von Laufersweiler und einen Hanso Wollensleger mit der Untersuchung oder Probe, wie es heisst, der des Aussatzes Verdächtigen beauftragten. Sie wurden eidlich in Pflicht genommen, nach bestem Wissen und ohne jede andere Rücksicht des ihnen anvertrauten Amtes zu walten. Stelle die Probe wirklichen Aussatz fest, so seien die Betreffenden abzusondern.

Im J. 1449 wurde diese nämliche Verordnung durch Kurfürst Jakob von Sirk erneuert und deren Ausführung den Äbten von St. Matthias und St. Marien wie dem trierischen Offizial übertragen, welche dann ihrerseits zur Vornahme der Probe einen Karmelitermönch namens Johannes und einen Bartscherer Nikolaus bestimmten [1]. Nach einer späteren Verordnung des Kurfürsten Jakob II von Baden vom J 1508 mussten ausser einem Arzte zwei zu vereidigende Mitglieder der Barbiererzunft zur Untersuchung zugezogen werden [2].

Zwei Beispiele einer solchen Probe sind in einem Chartular des Collegiatstiftes von Pfalzel erhalten. Im J. 1525 beurkundet der

---

[1]) Abschrift im Domarchiv.

[2]) Hontheim, Hist. dipl. II, 583.

Offizial der trierischen Kurie, dass ein Kanoniker des genannten Stifts sich der Probe unterzogen habe. Von der dazu verordneten Kommission wurde ihm zur Ader gelassen und nach anderen Anzeichen der Krankheit geforscht. Da sich das Vorhandensein des Aussatzes vor der Hand nicht feststellen liess, wurde der Kanoniker einstweilen als unverdächtig entlassen, ihm jedoch aus gewissen Gründen, wie es heisst, ein späterer Termin zur nochmaligen Untersuchung bestimmt. Bis dahin sei er als gesund zu betrachten und in der Gemeinschaft der Menschen zu dulden. Ebenso wurde 1555 bei einem des Aussatzes verdächtigen Geistlichen namens Theoderich von Manderscheid entschieden [1]).

Über die Zeit, wann das Leprosenhaus in Estrich gegründet worden, liegen keine bestimmten Nachrichten vor. In einem undatierten Schreiben des Abtes Modestus (1727—1758) von St. Matthias an den damaligen trierischen Kurfürsten, jedenfalls Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, welcher eine eingehende Visitation der Hospitäler und ähnlicher milden Stiftungen anordnete und sich über deren Zustand Bericht erstatten liess [2]), heisst es mit Bezug auf Estrich: Es sei ihm nicht bekannt, dass eine andere das Haus betreffende Urkunde als die bereits bei einer Visitation an Ort und Stelle vorgelegte vorhanden sei. Doch wolle er nachträglich nicht unerwähnt lassen, dass nach einer stehenden, alten Überlieferung in der Abtei St. Matthias vor Zeiten zwei Geistliche des Klosters das Unglück gehabt hätten, von dem Aussatze befallen zu werden und dass für diese das Siechhaus von der Abtei errichtet und ausgestattet worden. Dies werde um so wahrscheinlicher, als die zu demselben gehörigen wenigen Ländereien auf dem Besitz ihres Klosters gelegen seien und dieses allein im ganzen Umkreis den Zehnten erhebe; nur der zum Siechhaus gehörige Grundbesitz sei davon befreit, und nicht nur davon befreit, sondern die Abtei schulde ihm von einzelnen dort gelegenen Grundstücken den Zehnten [3]). In ähnlicher Weise berichtete im J. 1764 derAbt Adalbert von St. Matthias an den Kurfürsten Johann Philipp von Walderdorf: das Siechhaus in Estrich sei auf dem Eigentum der Abtei zu dem Zwecke erbaut worden, um Geistlichen desselben, die das Unglück hätten, von dem Aussatz befallen zu werden, eine von der übrigen Gemeinschaft abgesonderte Zufluchtsstätte zu verschaffen. Später

[1]) Chartular des Collegiatstiftes von Pfalzel fol. 66v im Domarchiv.

[2]) Vergl. Marx, Gesch. d. Erzstifts Trier II, 159f. u. V, 11. — Blattau, Statuten IV, 147 ff. und 150 ff.

[3]) Domarchiv.

wäre es dann wohl auch vorgekommen, dass andere Aussätzige Aufnahme dort gefunden, was aber nur aus Barmherzigkeit geschehen sei und nur bei solchen, die eine ärztliche Bescheinigung vorgewiesen, dass sie mit dem wirklichen Aussatze behaftet seien. Andere mit ansteckender Krankheit, aber nicht dem Aussatze behafteten Personen sei die Aufnahme immer verweigert worden, nicht nur, um so dem Zweck der Stiftung gemäss zu verfahren, sondern auch, um sie nicht der Gefahr auszusetzen, von dem Aussatze befallen zu werden [1]).

Jene von Abt Modestus in seinem Berichte an den Kurfürsten erwähnte Urkunde zu Gunsten des Leprosenhauses in Estrich ist datiert vom 7. Februar 1366 (m. Tr. 1365). Nach derselben verkaufen Abt Joffrid und der Convent von St. Matthias einem trierischen Bürger Petrus genannt Donvan für die Leprosen in Engestrich und für deren Haus 10 Malter Korn jährlichen und ewigen, zu Weihnachten zu zahlenden Zinses für die Summe von 600 Gulden. Diese Kornrente soll von dem Elemosinarius, dem Hospitalsverwalter der Abtei, durch deren Fuhrwerk und auf ihre Kosten und Gefahr in das Leprosenhaus geliefert werden. Zur Sicherstellung der Rente verpfändet die Abtei dem Leprosenhause alle ihre Güter und Einkünfte mit Zustimmung des Erzbischofs Kuno von Falkenstein. Der Convent verpflichtet sich überdies noch, falls der Hospitalsverwalter die Lieferung der Rente verabsäume, dem Abt volle Freiheit zu lassen, die Güter und Einkünfte des Hospitals so lange mit Beschlag zu belegen, bis den Leprosen ihr Recht zuteil geworden [2]).

Aus dieser Urkunde schliesst nun Marx [3]), dass das Leprosenhaus ungefähr um die Zeit der Abfassung derselben gegründet worden sei. Ferner will Marx [4]) den Namen Estrich von dem mittelalterlichen lateinischen Worte *ester*, was Brand bedeute, herleiten, unter Berufung auf Brower (Annal. Trev. II, 221), welcher die im J. 1349 so verheerend Europa durchziehende Pest mit dem Namen *ignis sacer* bezeichnet. So sei die Krankheit genannt worden, weil ein geheimes Feuer die davon Ergriffenen innerlich gleichsam verzehrt habe. Das Leprosenhaus in Estrich hätte demnach seinen Namen von dem Zwecke erhalten, wozu es gegründet worden, die von der als ignis sacer bezeichneten Krankheit, dem Aussatze, Ergriffenen aufzunehmen. Brower

---

[1]) Domarchiv.
[2]) Daselbst.
[3]) A. a. O. II, 298.
[4]) Daselbst, Anmerkung 1.

redet aber an jener Stelle nicht von dem Aussatze, sondern von der Pest, die man den schwarzen Tod nannte. Zudem begegnet uns das Wort oder der Name Estrich schon hundert Jahre vor dem Auftreten der Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts in einer Urkunde vom J. 1249 [1]). Sie ist ein Vertrag zwischen dem Kloster Himmerod und den trierischen Bürgern Jakob und Reinold von Blidenbach, wonach diese dem Kloster u. a. verschiedene Morgen Ackerland zwischen Zewen und Euren, Ensterich gegenüber „opposito Ensterich sitos" gegen Weinberge in der Nähe von Trier überlassen. — In einer andern Urkunde vom J. 1254 [2]) schenkt der Ritter Gerlacus von Bische dem Kloster Himmerod einen Weinberg bei Estrich. Ich halte dafür, dass der Name Estrich nichts mit dem Zwecke des Leprosenhauses zu thun hat, sondern einfach eine Ortsbezeichnung war, wie man wohl noch weiter aus einer Urkunde von 1374 schliessen darf, laut welcher ein Bürger aus St. Medard einen Weinberg verkauft „zu Exterich, daz man nennet uff Proitzberch" [3]). Sonst müsste ja auch das Leprosenhaus von St. Jost wegen seiner Bestimmung Estrich genannt worden sein.

Das Leprosenhaus in Estrich ist nun nicht erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet worden, sondern es bestand schon im J. 1283. In diesem Jahre vermacht der trierische Domherr Wilhelm von Dawels in seinem Testamente auch den Leprosen in Engistrich fünf Solidi [4]). Aus dem Jahre 1316 finden sich in zwei Testamenten weitere Vermächtnisse, das eine von fünf, das andere von zehn Solidi für das Leprosenhaus in Engistrich [5]).

1379 23. April quittiert Catharina, Meisterin vom Hause der Aussätzigen zu Engestrich, den Testamentsvollstreckern des verstorbenen Archidiakons Arnold von Saarbrücken zu Trier über 5 Pfund trierischer Denare. Hieraus geht hervor, dass auch Frauen je nach Umständen dem Leprosenhause vorstanden. Als Besiegler dieser Quittung ist Philipp Rohr, Kaplan der Pfarrkirche in Estrich, genannt: „ecclesiae parochialis in Engestrich dictorum infirmorum capellanus [6])." Das Testament des Archidiakons Arnold ist vom J. 1371 [7]). In seinem Testamente

---

[1]) Chartul. Monasterii Himmerodensis I fol. 72 v. Stadtbibl. in Trier No. 1717.

[2]) Das. fol. 71 v.

[3]) Chartular des Domes Nr. 313, S. 561.

[4]) Das. S. 452.

[5]) Das. S. 632 und 643.

[6]) Staatsarchiv in Coblenz, Erzstift Trier Domkapitel Nr. 816.

[7]) Chart. d. Domes Nr. 313, S. 483.

vom 19. Februar 1380 bedenkt der trierische Domprobst Robert von Saarbrücken die Aussätzigen zu Engstrich mit zehn Pfund[1]). Solcher Legate für die Leprosenhäuser finden sich noch öfters in Testamenten aus späterer Zeit.

Die Leprosen in Estrich gaben sich selbst ihre Hausstatuten. Es sind deren noch vorhanden aus dem J. 1464, welche der Abt Johannes Donner von St. Matthias bestätigte. Die einzelnen Artikel lauten:

1. Welches Kind (Insasse des Leprosenhauses) unter uns dem andern gegen seine Ehr und Gelimpf (guten Namen) spricht, und kann dasselbe auf ihn nicht bringen (beweisen), der verbricht und verfehlet unserm ehrwürdigen Herrn zu St. Mattheis vier Gulden und dem Kind, dem er solches gethan hat, soll er ein wiedersproch thun (Wiederruf leisten).

2. Wäre auch Sach, dass ein Kind unter uns mit dem anderen in Zweytrag käme, da sollen sie sämtlich vor den Momper (Vorsteher, Brudermeister) und die Kinder kommen ihr Zweytrag und Missel (Misshelligkeit) zu verhören; wann aber sie als dann ihres Missels vor dem Momper und vorgemelten Kinderen nicht könten eins werden, so mögen sie, und sollen dasselbe bey unserem ehrwürdigen Herrn zu St. Matheis suchen. Sofern sie aber darüber thäten und andersten würden suchen, oder klagen, ehe sie unseren ehrwürdigen Herrn darüber hätten ersuchet, so verbrechen sie zwey pfund wachs, und solle jedoch die Sach vor unseren ehrwürdigen Herrn zu St. Matheis kommen.

3. Welches Kind ein Probent (Pfründe) zu Oestrich kauft, wie gebräuchlich ist, und gott ihm die gesundheit zuschickt, und würde wiederum gesund, und des Mangels erlediget, und wiederum abwiche (nach Befreiung vom Aussatze das Haus verliesse), so solle er mit demselbigen Haussrath, so er dargebracht, abziehen, und hinforteres kein Anspruch noch Forderung an die Kinder des Hofs thun wegen des Geld der erkauften Probent. Wäre auch Sach, dass solches abgewichenes Kind wieder hinterfällig, und mit dem Mangel wiederum mögt befallt werden, solle dasselbige nicht schuldig seyn zum zweyten die Probent zu kaufen und also wiederum kan angenohmen werden, jedoch mit Vorwissen und willen des ehrwürdigen Herrn zu St. Matheis.

4. Welcher auch seine Händ freventlicher weis unter uns Kindern an den anderen legte, der verbricht vier Gulden, halb unserm ehrwürdigen Herrn zu St. Matheis und halb den Kindern zu geben.

---

[1]) Chart. d. Domes 313, S. 668.

5. Es solle kein Kind abends achter (nach) Ave Maria läutens in dem gemeinen Hauss sitzen, oder einige gefirde (Gefährten) darin haben, er habe dan ernstlich Botschafft darin zu thun, die solle er auffrichtlich thun, und fort daraus gehen, welcher darwider thut, der verbricht ein Pfund Wachs.

6. Welches Kind sich mit unserer gemeiner Magd abgäbe in Unehrlichkeit, dass den Kindern wissentlich würde, darum sie von uns vertrieben würde, und ausweichen müsste, der ist verfallen vor all so viel, als wir derselbigen Magd ein ganz Jahr zu Lohn verheissen und geben solten, und uns auff Stund eine andere nützliche Magd zu stellen schuldig sein.

7. Es soll kein Kind seine Händ an den obersten Sarck (Wassertrog) noch der Peiffen (Brunnenrohr) wäschen, welcher darüber wird thun, der verbricht ein Pfund Wachs.

8. Welches Kind zu Oestrich diese vorgemelte Statuten mit Frevel wird übertretten, das soll stehen und seyn in Straffung unseres ehrehrwürdigen Herrn zu St. Matheis und der Kinder dieses Hofs [1]).

Aus dem Protokolle, welches bei Gelegenheit der von Kurfürst Franz Ludwig angeordneten Visitation des Leprosenhauses aufgenommen wurde, erfahren wir noch folgende Einzelheiten. Die zum Hause gehörige Kapelle und ein neu erbauter Keller befanden sich in gutem, das Wohnhaus dagegen in sehr verwahrlostem Zustande. Der bei der Visitation in seiner Eigenschaft als Verwalter von Estrich anwesende Prior von St. Matthias gab für letzteres als Grund an, man habe bis jetzt nichts zur Herstellung des Hauses thun wollen, weil dasselbe seit dem J. 1721, als der letzte Kranke gestorben, leer gestanden und kein anderer um Aufnahme nachgesucht habe; auch sei es aus dem Grunde unterblieben, um zu verhüten, dass sich umherstreifendes liederliches Gesindel in demselben einniste. Die Einkünfte bestanden ausser einzelnen kleinen Renten an Naturalien: Korn, Wein, Öl und den Zinsen von einem Kapital von 720 Thaler. Hieraus erhielten die Minoritenpatres in Trier als Gebühren für eine h. Messe, die sie alle vierzehn Tage in der Kapelle zu lesen, sowie für den Beistand, den sie vorkommenden Falles Kranken und Sterbenden zu leisten hatten, jährlich etwas über ein Malter Korn [2]).

Im Jahre 1783 beabsichtigte Kurfürst Clemens Wenzeslaus die Einkünfte verschiedener milder Stiftungen, darunter Estrich und St. Jost,

[1]) Domarchiv.

[2]) Daselbst.

dem Bürgerhospitale zu Trier, dem alten St. Jakobshospital, zuzuwenden. Ein Gutachten des damaligen Statthalters von Kerpen sprach sich zu Gunsten des Planes aus. Er glaube, so berichtet er an den Kurfürsten, dass die beiden Leprosenhäuser im Laufe der Zeit ihrer Bestimmung entzogen worden seien, dass auch die Einkünfte derselben, da sie von den Abteien St. Matthias und St. Marien verwaltet und eingezogen würden, mit den abteilichen Einkünften zusammenfliessen könnten, um so mehr, da die Verwalter der kurfürstlichen Regierung über deren Verwendung keine Rechnung ablegten. Zudem würden nur selten Kranke in den Häusern verpflegt, und die Verpflegung selbst solle so schlecht sein, dass manche Arme sich geweigert hätten, dort ein Unterkommen zu suchen. Mit Rücksicht darauf, dass diese Anstalten von gar keinem Nutzen mehr seien, und dem Kurfürsten, namentlich in Fällen, wo die Absichten der Stifter nicht mehr erfüllt würden, zweifelsohne das Recht zustehe, die Einkünfte für andere gemeinnützige Anstalten zu verwenden, könne er, v. Kerpen, nur raten, die Leprosenhäuser aufzuheben und deren Vermögen dem Hospital zu überweisen [1]). Indes hatte es einstweilen hiermit sein Bewenden.

Im Jahre 1786 wurde die Abtei St. Matthias durch die kurfürstliche Regierung abermals zum Bericht über Estrich aufgefordert. Das Kapitalvermögen war in demselben auf 5123 Thaler angegeben. An Ländereien besass das Haus mehrere Morgen Ackerfeld, Weinberge und Wiesen Der Bericht bemerkt, dass das Vermögen gegen früher nicht abgenommen, sondern sich vermehrt habe. Die Weinberge würden durch Taglöhner bebaut, die übrigen Grundstücke hatte der Hofmann oder Klingler in Benutzung. Dafür hatte er den Kranken die Küche zu besorgen, Gemüse, Milch und andere Dinge der Art zu liefern; auch lag ihm in besondern Fällen die Pflege der Kranken ob. Weiter meldet der Bericht, dass, wenn auch früher nur wirkliche Aussätzige aufgenommen worden, jetzt aber auch andere unheilbare mit Krebs und dergleichen behaftete Kranke zugelassen würden. Wohl hätten unter diesen die Einheimischen den Vorzug, doch seien Auswärtige, soweit das Haus dazu im Stande sei, von der Aufnahme nicht ausgeschlossen. Die Unterhaltung eines Pfründners, der sonst nicht gefährlich krank war und sonst nicht besonderer Pflege bedurfte, kostete jährlich 45 Thaler. Zu den Obliegenheiten des Hofmannes oder Klingelmannes gehörte es, die Kranken, wenn ihr Zustand es erforderte, zu reinigen und zu waschen, selbst ihnen die Speise und Nahrung in den Mund

[1]) Domarchiv.

zu reichen; ebenso für dieselben die Almosen einzusammeln, indem er mit einer Schelle, Klingel, daher Klingelmann, und einem Tragkorb auf dem Rücken von Thür zu Thür ging. Dafür hatte er ausser Wohnung und Benutzung einiger Grundstücke einen kleinen Teil jener Almosen. Der Lohn für seine Mühe und Arbeit, sagt der Bericht, sei darum sehr unbedeutend, und liege kein Grund zu dem Verdachte vor, dass die Einkünfte des Leprosenhauses in zweckwidriger Weise verwendet würden, ebenso wenig habe der Prior von St. Matthias als Verwalter einen besondern Vorteil davon. Die ganze Vergütung, die er erhalte, bestehe Alles in Allem jährlich in 1 Thaler und 18 Albus [1]). Der Plan des Kurfürsten, Estrich mit dem St. Jakobshospital zu vereinigen, kam infolge der bald hereinbrechenden französischen Revolution nicht zur Ausführung.

Über die Zeit der Entstehung des Leprosenhauses von St. Jost haben wir gleichfalls keine bestimmten Angaben. Die erste Erwähnung derselben findet sich in dem Testamente des Domherrn Wilhelm v. Dawels vom J. 1283, in welchem er St. Jost wie Estrich mit 5 Solidi bedenkt; auch in den übrigen oben angeführten Testamenten wird nebst Estrich immer des Leprosenhauses St. Jost gedacht.

Weitere Nachrichten über dasselbe finden sich in einer Verordnung des Abtes Heinrich von St. Marien, des Sieglers des geistlichen Gerichtshofes und Stiftsherrn v. Awell in Trier und des Amtmanns Johann Studigel von Pfalzel vom 28. August 1448. Es sollten durch diese Verordnung unter den Insassen entstandene Unordnungen und Streitigkeiten beigelegt und in Zukunft verhütet werden. Unter anderm wurde ihnen untersagt, eine Ehe einzugehen, widrigenfalls sie das Haus sofort verlassen müssten [2]). Bereits im Juni desselben Jahres hatte eine andere Unordnung betreffs des Almosenforderns in der Kirche ihre gerichtliche Erledigung vor dem trierischen Offizial gefunden. Es durfte fortan kein Leprose, Mann oder Weib, während des Gottesdienstes die Kirche betreten und darin verweilen, sondern sie hatten, wie es früher üblich gewesen, an dem ihnen angewiesenen Platz auf der Empore zu bleiben. Nur dem Kaplan der Kirche war es gestattet, die auf den Altären niedergelegten Almosen zu sammeln, doch wurde den Leprosen erlaubt, einen einfachen Tisch vor den Eingang der Kirche zum Empfang von milden Gaben hinzusetzen [3]).

---

[1]) Domarchiv.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz Abtei St. Marien I D.

[3]) Daselbst.

Wie die Insassen von Estrich hatten sich auch jene von St. Jost eine eigene Hausordnung im Jahre 1463 gegeben. Demgemäss war jeder Pfründner dem Abte von St. Marien zum Gehorsam verpflichtet. Verboten wurden nachteilige Reden gegen das Haus und den Abt, sowie Schimpf- und Schmähreden untereinander. Melden sich des Aussatzes Verdächtige zur Aufnahme, so sollen sie von den mit der Vornahme der Untersuchung Beauftragten mit Güte und Unparteilichkeit behandelt werden. Verleumdung und Ehrabschneidung, thätliche Misshandlungen der Insassen untereinander wurden strengstens untersagt. Entstandene Zwistigkeiten hat der Momper oder Brudermeister, wie er auch genannt wird, zu schlichten; befriedigte dessen Entscheidung nicht, so durfte die Klage vor den Abt von St. Marien gebracht werden. Weiter wird gewarnt vor Unsittlichkeit, Diebstahl und Beschädigungen sei es an dem Besitz der Einzelnen oder dem Eigentum des Hauses. Verboten war lautes Singen und Schreien, besonders an Sonn- und Festtagen, wie auch das späte Aufbleiben bis in die Nacht hinein. Jeder soll zur rechten Zeit in seiner Wohnung sein und sich zur Ruhe begeben. (Aus dieser Bestimmung geht hervor, dass die Insassen in gesonderten Behausungen lebten, was auch in Estrich der Fall war, da in dessen Statuten gleichfalls untersagt wurde, nach dem Ave Maria läuten im gemeinsamen Hause noch zu verweilen. S. o. S. 82). Alle Vergehungen gegen die Hausordnung wurden mit entsprechenden Strafen geahndet [1]).

Vielfache Verstösse gegen diese Hausordnung wie auch Unordnungen im Verkehr der Leprosen untereinander, desgleichen die teilweise oder gänzliche Nichtbeachtung der frühern Bestimmungen betreffs der Untersuchung des Aussatzes verdächtiger Personen und deren Aufnahme in das Leprosenhaus, veranlassten den Kurfürsten Johann VII v. Schönenberg, im J. 1591 eine neue schärfere Verordnung zu geben [2]). Da es vorgekommen war, dass des Aussatzes Verdächtige anderswo als vor der dazu angeordneten Kommission sich hatten untersuchen lassen, waren öfters Gesunde für unrein, wirklich Kranke dagegen für rein erklärt worden. In Zukunft solle daher nur mehr der hierzu verordnete Arzt in Trier nebst den zwei ihm beigegebenen Mitgliedern der Barbiererzunft über das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein des Aussatzes entscheiden dürfen. Hatte sich Jemand an einer andern Stelle untersuchen lassen, so solle er, selbst wenn er hier als rein erklärt

---

[1]) Staatsarchiv in Coblenz, Abtei St. Marien I D.

[2]) Or. im Staatsarchiv zu Coblenz — Hontheim, Hist. dipl. Trev. III, 167 ff.

worden, dennoch in der Gemeinde nicht geduldet werden, bevor er sich der Kommission in Trier gestellt und diese ihn als unverdächtig erkannt habe.

Mit dem Aussatz behaftete fremde, dem Erzstift Trier nicht angehörige Personen durften nicht aufgenommen werden, damit den einheimischen Kranken nicht die Almosen geschmälert und entzogen würden. — Die weitern Verordnungen warnen vor Zank und Streit, Gotteslästerungen und ärgerlichem Lebenswandel. Zuwiderhandelnde hatten Geldbussen zum Besten des Hauses zu zahlen, oder wurden auch je nach Umständen und nach Erkenntnis des Amtsmanns von Pfalzel mit Gefängnis bestraft.

Eine alte Sitte der Bruderschaft, jährlich an zwei Tagen, und zwar Montags und Dienstags nach dem Feste des heil. Apostels Bartholomäus in der St. Jakobskapelle zu Biewer eine heilige Messe mit Predigt halten zu lassen, sollte weiter fort bestehen. Der Abt von St. Marien hatte für den Gottesdienst zu sorgen, für welchen das Honorar und die Kerzen von der Bruderschaft zu beschaffen waren. Dem Abt von St. Marien lag überhaupt die Sorge für die geistlichen, dem Amtmann von Pfalzel die für die weltlichen Angelegenheiten ob. Der Besuch der Jakobskapelle an den genannten Tagen, bei welcher Gelegenheit der Brudermeister auch über den Vermögenszustand der Genossenschaft Rechnung abzulegen, über im Laufe des Jahres vorgekommene Fehler und Unordnungen zu berichten und solche entsprechend zu strafen hatte, war allen Aussätzigen im ganzen Erzstift vorgeschrieben. Das ersehen wir aus einer Bittschrift der Leprosen aus dem Niedererzstift an den trierischen Kurfürsten aus dem Jahre 1625. Den meisten von ihnen, heisst es darin, falle die Reise nicht nur sehr beschwerlich, sondern sie sei auch noch mit andern Übelständen verbunden. Es sei vorgekommen, dass manche bei ihrer Rückkehr von der Bruderschaftsversammlung in Biewer ihre Häuslein erbrochen, ihre kleinen Habseligkeiten entwendet und beschädigt gefunden hätten. Darum baten sie, ihre Zusammenkunft entweder in Kapellen am Rhein oder an einem andern bequemer gelegenen Orte abhalten zu dürfen [1]). Die kurfürstliche Verordnung von 1591 bestimmt ferner, dass jeder Sieche, wenn er nicht arm und mittellos war, bei seiner Aufnahme in St. Jost 12 Thaler für das Haus zu hinterlegen hatte; nach einem späteren Verzeichnis von 1737 soll er noch eine gute Kuh mitbringen

[1]) Domarchiv.

oder 5 Gulden zahlen. Ausserdem bestand der Gebrauch, dass er beim Eintritte den übrigen Insassen eine gute Mahlzeit oder jedem Einzelnen 3 Albus geben musste. Die Hinterlassenschaft eines verstorbenen Pfründners verblieb zum Nutzen der Bruderschaft, ebenso das bei der Aufnahme eingezahlte Geld, wenn jemand freiwillig aus dem Hause austrat.

Spätere Notizen[1]) teilen mit, dass die (wohl jetzt noch stehende) Kapelle zum h. Jodocus im Jahre 1706 aus Almosen erbaut worden, welche zwei aussätzige Jungfrauen namens Katharina Schweich und Elisabeth Beyheim zu dem Zwecke gesammelt hatten; diese waren auch in der Kapelle begraben worden. Die Einweihung hatte in demselben Jahre durch den trierischen Weihbischof Verhorst stattgefunden.

An stehenden Einkünften oder Renten bezog St. Jost von verschiedenen Personen einen jährlichen Ölzins im Werte von 24 Albus, aus dem St Jakobshospital in Trier 1 Malter Korn, aus dem Deutschhaus daselbst alle Monate 1 Brot, aus dem Kloster Oeren jährlich 1 Schweinskopf und von Bernkastel jeden Monat 8 Albus. Andere mehr oder weniger regelmässige Einkünfte bestanden in den Almosen, welche der Klingler oder auch die Klingelfrau zusammenbrachten. Betreffs dieser Almosen finden sich einzelne Angaben, die von einer Aussätzigen, der sogenannten Klingelmarie, im J. 1715 dem Prior Benedictus von St. Marien gemacht und von diesem niedergeschrieben wurden. Demnach hatten sich nach Aussage einer Aussätzigen namens Katharina in Estrich dieses Haus und St. Jost in die Stadt Trier bei dem Almosensammeln in der Weise geteilt, dass jedes die ihm zugewiesenen Strassen innehalten musste. Der Klingler von St. Jost sammelte hier Sonntags und Freitags, nach einer andern Notiz auch Montags; in Pfalzel und Ehrang Samstags, einen Mittwoch im Amt Grimburg, den andern Mittwoch zu Schweich, Longen, Lörsch, Rioll, Longuich, Kirsch, Kenn und Ruwer. Von den Almosen erhielt der Klingler seinen bestimmten Anteil.

Zur Zeit der Weinlese gingen die Aussätzigen mit ihren Klappern die Mosel auf und ab, erhielten aber nur, je nach dem Ausfall des Herbstes, 1 bis $1^1/_2$ Ohm Wein.

An andern liegenden Gütern besass St. Jost nach den noch vorhandenen Aufzeichnungen herzlich wenig. Es werden genannt ein Kastanienwäldchen bei dem Hause, eine Wiese im Biewerthale, die ungefähr drei Fuder Heu brachte, und ein Weinberg, rechts von St. Jost gelegen, der, als er noch in gutem Bau war, jährlich ungefähr 8 Ohm

[1]) Staatsarchiv in Coblenz.

lieferte. Durch die Anlage eines Steinbruches jedoch, aus welchem das Material für Bauten in Pfalzel unter Kurfürst Johann von Metzenhausen (1531 – 1540) gewonnen wurde, war derselbe gänzlich zerstört worden. Als Entschädigung dafür erhielt das Leprosenhaus jährlich von dem kurfürstlichen Kellner zu Pfalzel 1 Ohm Wein. Ein anderer Weinberg lag unterhalb Ruwer.

Unter der französischen Herrschaft wurde aus dem Vermögen sämtlicher Wohlthätigkeitsanstalten in und um Trier das neue jetzt noch bestehende Hospital unter dem Namen der vereinigten Hospitien errichtet. Gleich den übrigen, so verloren auch St. Jost wie Estrich seit jener Zeit ihre Selbständigkeit, sie hörten auf Leprosenhäuser zu sein.

Trierisches Archiv.

Herausgegeben

von

Dr. Kentenich,
Stadtbibliothekar.

Dr. Lager,
Domkapitular.

Dr. Reimer,
Geh. Archivrat, Direktor des Königl. Staatsarchivs in Coblenz.

Ergänzungsheft IV.

TRIER, 1905.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Friedr. Val. Lintz.

Buchdruckerei von Jacob Lintz in Trier

Inhalt.

Johann II. von Baden, Erzbischof und Kurfürst von Trier.

Von Domkapitular Dr. Lager.

I.

Kurfürst Jakob v. Sirk [1]) hatte in seinem Testamente dem Domkapitel eindringlich seinen Bruder, den Dompropst Philipp v. Sirk, zu seinem Nachfolger empfohlen [2]); sein Wunsch und seine Bitte gingen nicht in Erfüllung. Noch an seinem Sterbetage erfolgte von seiten des Domkapitels die amtliche Mitteilung von seinem Tode an die Amtleute und Befehlshaber der erzstiftischen Schlösser und die Beamten überhaupt, sowie an die Städte mit der Aufforderung, ihm bis zur Wahl des neuen Erzbischofs Gehorsam zu leisten und ihres Amtes treu zu walten [3]). Um im voraus etwaigen Schwierigkeiten in Rom zu begegnen, richtete es an den päpstlichen Kämmerer Stephan v. Novara am 8. Juni die Bitte, bei dem apostolischen Stuhle dahin zu wirken, dass derselbe der bevorstehenden Wahl keine Schwierigkeiten bereite; es hoffe so zu wählen, wie es den Bestimmungen des kanonischen Rechtes gemäss sei. Würde nichtsdestoweniger das Erzbistum einem Andern verliehen, so ständen die grössten Wirren zu befürchten, und sei wohl keine Hoffnung vorhanden, die Güter des Erzstiftes den unrechtmässigen Inhabern wieder zu entreissen. Der künftige Erzbischof werde es nicht unterlassen, Stephan seine Bemühungen in dieser Hinsicht nach Gebühr zu lohnen [4]). Wenige Tage später lud es den Bamberger Dekan und Doktor der Rechte, Johann Nicolai, nach Trier ein, um ihm bei der Wahl des neuen Oberhirten mit seiner in solchen Angelegenheiten erprobten Erfahrung und seinem Rate zur Seite zu stehen [5]).

Eine Spaltung im Domkapitel trat sofort nach der Einladung zur Wahl zu Tage. Die wenigen Mitglieder desselben, welche schon

[1]) Siehe über diesen Trier. Archiv, Heft II, III und V.

[2]) Chartular des Domes Nr. 315 S. 319.

[3]) Domarchiv. [4]) Daselbst. [5]) Daselbst.

seit Jahren eine feindliche Haltung gegen Jakob v. Sirk und das übrige Domkapitel eingenommen [1]), beharrten auch jetzt in dieser Sonderstellung. Sie weigerten sich, nach Trier zu kommen, da ihnen dort nicht die nötige Sicherheit und Freiheit gewährleistet sei, und luden ihrerseits die Wahlberechtigten nach dem Schlosse Veldenz; freies Geleite und Schutz auf der Reise seien ihnen durch Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, zugesagt, sodass sie ihr Nichterscheinen unter dem Vorgeben der Unsicherheit des Weges nicht entschuldigen könnten [2]). Die übrigen Mitglieder des Domkapitels liessen natürlich diese Einladung unbeachtet und schritten ihrerseits am 17. Juni nach den üblichen Vorbereitungen zur Wahl. Aus den Wahlakten [3]) ist nicht klar ersichtlich, welche Kandidaten sich an diesem Tage gegenüber standen. Die übrigen Quellen [4]) nennen Diether v. Isenburg, seit 1453 Kustos des Mainzer Domkapitels, dem er schon seit 1427 angehörte, ausserdem im Besitze verschiedener anderer Pfründen, auch in den Domstiften von Cöln und Trier [5]), und den Prinzen Johann v. Baden. Eine Einigung über den zu Wählenden kam nicht zustande. Da aber die Verhandlungen eine Spaltung mochten befürchten lassen, die wieder von den schlimmsten Folgen für die Kirche und das ganze Erzstift sein musste, verpflichteten sich die Wähler am folgenden Tage, keinen als Erzbischof anzuerkennen, bis er seine Bestätigung von Rom vorlege, wie auch jeder von ihnen eidlich gelobte, nicht den Versuch zu machen, sich in den Besitz der Güter des Stifts oder seiner Gerechtsame und Einkünfte zu setzen, falls er infolge einer zwiespältigen Wahl zum Erzbischof postuliert werde. „Wanno wir mancherleye wilder leuffe willen, eygentlich betracht hain, ob wir in unser Küre, damit wir ytzunt umbgaen, zweyspellig würden, dass dem Stiffte und anderen sinen undertanen beyde geistlich und werntlich viel Kondts (?) und unraths daran kommen muchte, und hain darumb des Besten willen dem Stiffte und allen sinen undertanen zu gute und solichen unrait zu furkommen geredt, globt und gsworen . . . . ob es sich so machte, da Gott der almechtige für sie wulle, dass wir mer dan eynen zu eyme zukunfftigen Ertzbischoffe bynnen oder bussen dem Capittele erwelen oder postuliren wurden, dass wir dan derselben,

[1]) Vergl. Trier. Archiv V, 2 ff.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz, Erzstift Trier, Domkapitel B. B. Nr. 17.

[3]) Daselbst I A. 2227a.

[4]) Brower, Annal. Trev. II, 290. — Gesta Trev. II, 336. — Hontheim Hist. diplom. Trev. II, 426.

[5]) Pastor, Gesch. der Päpste II, 116.

die also in Zweytracht erwelt oder postulirt würden, Keynen nyt uff den Elter setzen, eynche glocken luden, oder ander zierheit in solichen sachen gewonlich tun sullen noch wullen noch yrer eynchen in Stede oder Slosse laissen, noch ym die inngeben, oder eynche gehorsamkeyt tun, noch yme eynchs des Stiffts gulte oder rente folgen leisten sullen noch wullen, er brenge dan sine bestetigunge vom Stule von rome, sunder die Administration des Stiffts von Trier sal by unserem Capittel bliben in allermaissen als die itzunt ist, und unser iglicher in sunderheit gelobt und swert . . ., ob er also nu in zweytracht eligert wurde, da er sich dan des Stiffts von Trier Slosse noch Stede, noch eyncher rente, oder gulte desselben Stiffts underziehen noch underwinden oder annemen sall durch sich oder anderen heymlich oder uffenbare . . ."[1]). — An dem nämlichen Tage verpflichteten sich weiterhin sämtliche Mitglieder des Kapitels eidlich zur Beobachtung verschiedener Punkte, welche imbesondern die Erhaltung und teilweise die Erweiterung ihrer Rechte dem Erzbischof gegenüber bezweckten; im Falle einer von ihnen gewählt werde, habe er diesen Eid sofort nach der Wahl zu erneuern. Namentlich war darin hervorgehoben, dass der Gewählte, sollte er vom Papste nicht bestätigt werden, nur in die Hände des Domkapitels auf seine Wahl oder Postulation Verzicht leisten und, falls der apostolische Stuhl einem Andern das Erzbistum verleihe, mit diesem ohne ausdrückliche Zustimmung des Kapitels keinen Vergleich eingehen dürfe. Werde, heisst es, eine nicht dem Kapitel angehörige Persönlichkeit oder einem Andern vom Papste die trierische Kirche übertragen, so solle weder erstere noch letzterer in den Besitz der Schlösser und Städte des Stifts zugelassen und als Erzbischof anerkannt werden, bevor er ausdrücklich und feierlich alle in der Wahlkapitulation enthaltenen Punkte und Bestimmungen beschworen und dem Kapitel darüber eine Urkunde ausgestellt habe. Weigere er sich dessen, so werde man ihm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln Widerstand leisten[2]).

Bei der abermaligen Wahl am 19. Juni waren die Stimmen zwischen Johann v. Baden und Diether v. Isenburg geteilt. Da der folgende Tag ebensowenig eine Entscheidung herbeiführte, so wurde nochmals der 21. Juni als Wahltag anberaumt. Nachdem zunächst sämtliche vorhergegangene Wahlakte für nichtig erklärt worden, einigte man sich dahin, auf dem Wege des Kompromisses ein endgültiges

[1]) Chartular des Domes Nr. 315 S. 419 ff.
[2]) Daselbst S. 421 ff.

Resultat zu erzielen[1]. Zu Kompromissoren wurden bestimmt der Dechant Edmund v. Malberg, Heinrich v. Greiffenklau und Johann v. Stein: „Dantes et concedentes eisdem compromissariis plenam, liberam et omnimodam potestatem ut ipsi vice sua et totius capituli per electionem canonicam vel nominationem solempnem seu postulationem ad providendum et præficiendum treverensi ecclesie de Archiepiscopo et pastore, ita quod unus eorum ex consensu aliorum compromissariorum vice sua et collegarum et totius capituli illum in quem compromissarii convenirent eligant vel postulent et electionem seu postulationem in omnium præsentia publicent et pronuntient in meliori forma, promittentes se illum habere in pastorem quem ipsi compromissarii duxerunt eligendum seu postulandum"[2]. Um 3 Uhr nachmittags verkündete Edmund v. Malberg, dass der Markgraf Johann v. Baden zum Erzbischof postuliert sei. „Nos post diversos tractatus habitos inter nos finaliter divina inspirante gratia in illustrem virum dominum Johannem Marchionem Badensem direximus concorditer vota nostra virum utique providum discretum literarum scientia vita et moribus commendandum de legitimo matrimonio procreatum in spiritualibus et in temporalibus plurimum circumspectum ecclesiæ nostræ præesse et prodesse valentem, unde ego Emundus Decanus mea et dictorum collegarum seu sociorum meorum ac de mandato ipsorum vice etiam et nomine totius capituli prædictum dominum Johannem postulo in Archiepiscopum et pastorem ecclesiæ treverensis a Romano pontifice approbandum et admittendum"[3]. Nachdem ihm der zu leistende Eid vorgelesen worden, verliessen die Domherren, brennende Kerzen tragend, und der Postulierte selbst in geistlichem Gewande, unter Absingung des Te Deum und dem feierlichen Geläute der Glocken das Wahllokal, worauf durch den Propst das Ergebnis dem Volke verkündet und der Neugewählte auf den Altar erhoben wurde „super altare, ut moris est, elevatur"[4].

Diether v. Isenburg und seine Anhänger hatten sofort Einspruch gegen die Wahl erhoben[5], was schon aus dem Umstande durchaus ungerechtfertigt war, da sie sich ja als Mitglieder des Kapitels mit dem Wege des Kompromisses einverstanden erklärt hatten. Diethers Partei wohl in der Hoffnung, das Ergebnis werde zu seinen Gunsten ausfallen.

[1] Staatsarchiv in Coblenz I A. 2227a.

[2] Daselbst Kurtrier. Personalien der Erzbischöfe Nr. 12, Bl. 4. u. 5.

[3] Daselbst a. a. O. Bl. 6 u. 7.

[4] Daselbst I A. 2227a.

[5] Gesta Trev. II p. 337.

Der Sieg Johanns wird in der Gesta Trevirorum dem Dompropst Philipp v. Sirk zugeschrieben „cujus opera in æmulorum odium factam postulationem (Johanns) constat.“ Diether beschwerte sich über das Wahlresultat nicht minder bei den Domkapiteln von Mainz und Cöln, unter dem Vorgeben, er sei am 19. Juni gewählt worden. Es geht das aus einem Schreiben des Trierer Domkapitels an jene von Mainz und Cöln hervor, in welchem es unter Hinweis auf den von sämtlichen Mitgliedern genehm gehaltenen Wahlmodus sein Befremden über Diethers nachträglichen Protest ausdrückt [1]).

Am folgenden Tage, 22. Juni, schwor Johann, den vor der Wahl von sämtlichen Mitgliedern des Domkapitels eingegangenen Verpflichtungen unverbrüchlich nachzukommen [2]); den eigentlichen herkömmlichen Eid leistete er erst im Januar des folgenden Jahres.

Um dem Neugewählten und sich selbst in den nun möglicherweise eintretenden Wirren eine feste Stütze zu geben, übertrug das Domkapitel dessen Bruder, Markgraf Karl v. Baden, die weltliche Verwaltung des Erzstifts [3]), wogegen dieser einen Revers ausstellte, dasselbe nach den Bestimmungen des Kapitels zu regieren und zu schützen, bis sein Bruder die päpstliche Bestätigung erhalten habe, und falls sie verweigert werde, seine Vollmachten in die Hände des Kapitels zurückzugeben [4]). Um die päpstliche Bestätigung nachzusuchen, entsandte das Domkapitel am 24. Juni einen jüngeren Bruder Johanns, Markgraf Georg, nebst andern Bevollmächtigten nach Rom.

Johann war der dritte Sohn des Markgrafen Jakob v. Baden aus dessen Ehe mit Katharina, Tochter des Herzogs Karls II. von Lothringen [5]).

---

[1]) Domarchiv.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz.

[3]) Daselbst.

[4]) Chart. d. Domes Nr. 315 S. 438 f. — Günther, Cod. dipl. IV S. 520 ff.

[5]) So D. Calmet, Hist. ecclésiastique et civile de Lorraine, Ausg. von 1728, II, p. 917. — Schöpflin, Hist. Zaringo-Badensis II p. 95. — Nach Brower, Annal. Trev. II p. 290 war seine Mutter Margarethe, Tochter Karls II. v. Lothringen; zugleich bemerkt er, dass Andere sie fälschlich als Katharina bezeichneten. Aber Brower selbst begeht den Irrtum, wie er gleichfalls irrtümlich den Markgrafen Bernhard als den Vater Johanns nennt; dieser war der Grossvater. — Hinsichtlich der Mutter verfallen die Gesta Trev. II p. 337 in den nämlichen Irrtum. Die Genealogie der Herzoge von Lothringen bei D. Calmet a. a. O. I CLXXI kennt nur zwei Töchter Karls II., Isabella, die spätere Gemahlin René's, Herzog v. Anjou, König v. Neapel und Sizilien, und Katharina, „mariée en 1426 à Jacques I. du nom, Marquis de Bade.“ — Auch Peter Mayer, der langjährige Sekretär Johanns und der folgenden

Schöpflin bezeichnet in seiner Historia Zaringo-Badensis p. 195 das Jahr 1430, 9. Febr. als Geburtsjahr, Trithemius, Chron. Hirs. II p. 380 den 14. Juni desselben Jahres, selbst mit genauer Angabe der Stunde „hora quinta minuto 53, post medium noctis mane" und gibt ihm ein Alter von 69 Jahren. Dies steht jedoch im Widerspruch mit andern Angaben bei Trithemius selbst, wenn er schreibt: „eodem anno (1503) . . . obiit Johannes . . . anno Pontificatus sui 57, ætatis vero 79 [1]). Nach den später zu erwähnenden päpstlichen Bullen war Johann bei seiner Wahl erst zweiundzwanzig Jahre alt, wie auch Trithemius an einer andern Stelle richtig bemerkt [2]), wurde demnach, da sein Todesjahr 1503 feststeht, im Jahre 1434 geboren.

Johann wie seine beiden jüngern Brüder Georg, später Bischof von Metz, und Markus, wurden vom Vater zum geistlichen Stande bestimmt, um den beiden ältern, Karl und Bernhard, den Besitz der Markgrafschaft Baden ungeschmälert zu erhalten. Johann wurde im Testamente des Vaters nur eine jährliche Pension zugewiesen, und auch von dieser sollte die eine Hälfte wegfallen, sobald er eine kirchliche Pfründe erhalte, wie auch die andere Hälfte, wenn er einen Bischofssitz erlangen sollte [3]). Demgemäss wurden ihm und den jüngern Brüdern schon im November 1445 im Schlosse zu Baden die niedern Weihen erteilt, wie man auch darauf Bedacht nahm, ihnen eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung zu geben, zu deren Vollendung sie die Universitäten Erfurt, Pavia und Cöln besuchten [4]). Bereits im jugendlichen

Erzbischöfe von Trier und somit der zuverlässigste Berichterstatter, sagt in seiner Schrift: De juribus et privilegiis Archiepiscoporum Treverensium Dombibl. Nr. 276 Bl. 35v: „Patre genitus ex . . . Jacobo Badensi Marchione, matre vero Catharina quondam Caroli Lotharingiæ ducis filia."

[1]) L. c. II p. 595. Die Zahlen 57 und 79 sind an dieser Stelle wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen.

[2]) L. c. p. 431.

[3]) Schöpflin a. a. O. II p. 195.

[4]) Jahrb. d. Gesellsch. für lothring. Gesch. u. Altertumskunde 1894. S. 3 u. 5. — Über ihren Aufenthalt in Erfurt besitzen wir noch eine Notiz in einem Kodex der Trier. Stadtbibl. Nr. 1000 Standn. 1131, alte Nummer 414. Derselbe ist ein Vocabularium juris utriusque, von einem Lehrer an der Universität Erfurt zum Gebrauche der dortigen Studierenden geschrieben und an erster Stelle den drei badischen Fürstensöhnen gewidmet. Auf der letzten Seite heisst es: „. . . hoc exiguum munusculum magis forte mihi laboriosum quam aliis fructiferum, ex ambobus juris corporibus sic collectum humiliter offero præcipue Illustribus principibus et magnificis Dominis, Dominis Johanni, Georigo et Marco, Marchionibus badensibus, Dominis meis

Alter soll Johann Kanonikate in Mainz, Trier und Strassburg besessen haben [1]), während die Bestätigungsbulle des Papstes Calixt III. nur erwähnt, dass er Domherr in Mainz und päpstlicher Notar gewesen.

Die nach Rom abgeordnete Gesandtschaft zur Erlangung der Bestätigung der Wahl Johanns stiess daselbst auf Schwierigkeiten „maximo cum labore et impensis“ sagt Peter Maier a. a. O. sei sie erlangt worden. Es stand von vornherein zu erwarten, dass Diether v. Isenburg und seine Anhänger, die schon sofort nach der Verkündigung des Wahlergebnisses im Dom zu Trier gegen dasselbe Einspruch erhoben, es auch in Rom nicht an Bemühungen fehlen lassen würden, die Bestätigung zu hintertreiben. Ausser Georg, dem Bruder Johanns, und seinen Begleitern hielten noch andere, deren Namen nicht genannt werden, es für angezeigt, sich nach Rom zu begeben, um Johanns Sache zu vertreten, wie wir aus einem Schreiben des Markgrafen Karl v. Baden vom 3. Juli an diese erfahren [2]). Als Bewerber um den Trierischen Erzbischofstuhl trat gleichzeitig Ruprecht v. Bayern, Bruder des mit dem Mainzer Erzbischof Diether v. Erbach verbündeten Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein auf, für den sich auch der Herzog Philipp v. Burgund verwandte. In einem Doppelvertrage vom 13. Juli verspricht Ruprecht Erzbischof Diether, wenn er das Erzbistum Trier erhalte, alle ihm von Rom oder dem Reiche verliehenen Privilegien und Freiheiten zu achten und anzuerkennen, sofern dadurch jenen des Trierischen

gratiosis . . .“ In den Additamenta zu dem 2. Bande der Gesta Trev. p. 33 bemerkt Wyttenbach, dass er in einem Kodex der Trier. Stadtbibl. Nr. 414, „in quodam Vocabulario Juris“, auf dem ersten Blatte die Notiz von Johanns eigener Hand gelesen habe, dass er von ihm geschrieben sei: „Hic liber a nobis Joanne Electo et confirmato Treveren. scriptus man. ppria.“ Von späterer Hand habe sich darunter die weitere Notiz gefunden, dass Johann dieses von ihm geschriebene Vocabularium juris den Augustinern im Mühlental zu Ehrenbreitstein am 28. Januar 1503 zum Geschenk gemacht habe. Doch fehlt in diesem von Wyttenbach mit Nr. 414 bezeichneten Kodex das Blatt mit den erwähnten Notizen; da dies das einzige Manuskript der Stadtbibl. ist, welches die alte Nummer 414 trägt und zudem offenbar nicht von Johann, sondern von einem Lehrer in Erfurt geschrieben und Johann und dessen Brüdern gewidmet ist, so stehe ich hier vor einem Rätsel, das ich einstweilen nicht zu lösen vermag. — Von einem Kommentar zum Trier. Recht, das Johann verfasst und im Jahre 1488 habe drucken lassen, berichtet Brower l. c. II p. 309.

[1]) Schöpflin a. a. O. II, p. 195. — Stramberg, Rhein. Antiquarius II. Abteil. 4. Bd. S. 650.

[2]) Domarchiv.

Erzstifts kein Eintrag geschieht, ihm in allen Angelegenheiten des Mainzer Erzstifts Hülfe und Beistand zu leisten. Dagegen verpflichtet sich Diether, „Got zu lobe . . . und auch dem hochgepornen Fursten . . . Herren Friedrich Pfalzgrave by Rine zu liebe . . . guten Fliss by unserm h. Vater dem Babst, by dem hochgepornen Fursten . . . Hertzogen zu Burgundien, und an andern Enden, wo uns das noit u. bequemlich sy beduncht, zu thun und daran zu sin, damit der Hochgeporne Furste, Her Ruprecht Pfalzgrawe . . . mit dem Stifft Trier versehen, und daruff vorgewent werde, und in besesse desselben Stiffts, u. siner Lande, Sloss und Stete kome; u. auch demselben Ruprecht darime u. darzu getruelich bereden u. behülffen zu sein, und bystand zu thun“ [1]).

In Rom fiel indes, allerdings erst nach längeren Verhandlungen, die Entscheidung zu Gunsten Johanns v. Baden. Am 25. Oktober übersandte Papst Calixt III. dem „Dilecto filio Magistro Johanni de Baden Canonico Maguntino Notario nostro“ die Bulle, in welcher er ihm trotz seines jugendlichen Alters, da dieser Mangel durch hervorragende Tugenden und Verdienste aufgewogen werde, gestattet, die geistliche und weltliche Verwaltung und Regierung der Trierischen Kirche zu übernehmen, ohne dass er verpflichtet sei, sich bis zum 27. Lebensjahre eine höhere Weihe, mit Ausnahme des Subdiakonates, erteilen zu lassen; die Konsekration zum Bischofe dürfe er erst nach Vollendung des genannten Lebensjahres erhalten. In einer zweiten Bulle von demselben Tage bestätigt er Johann „cui de claritate generis, litterarum scientia, uite munditia, honestate morum, spiritualium prouidentia et temporalium circumspectione ac aliis multiplicium uirtutum donis apud nos fide digna testimonia perhibentur“ im voraus zum Erzbischof, wenn er sich nach zurückgelegtem 27. Lebensjahr habe konsekrieren lassen; zugleich übersendet er ihm die Formel des alsdann dem apostolischen Stuhle zu leistenden Eides der Treue und des Gehorsams [2]). An dem nämlichen Tage teilte der Papst in besondern Bullen den Suffraganbischöfen des Erzbistums Trier, dem Domkapitel, dem Klerus, den Vasallen und Untertanen die Provision Johanns mit, allen befehlend, ihn als den Erwählten und Verwalter der Diözese anzuerkennen, in Treue und Gehorsam die ihnen gegen denselben obliegenden Pflichten zu erfüllen [3]). In einer weitern Bulle von dem

[1]) Guden, codex diplom. IV S. 318 ff. — Staatsarch. in Cobl. I A. 2230a.
[2]) Staatsarch. in Cobl. I A. 2231, 2232, 2233.
[3]) Daselbst I A. 2234—2238.

nämlichen Datum empfahl er Johann dem Wohlwollen und dem Schutze des deutschen Kaisers Friedrichs III.[1]). Am 28. Oktober gestattete er Johann, sich von jedem beliebigen Bischof die Subdiakonatsweihe, und unter Beobachtung der vorgeschriebenen Interstitien die Diakonats- und Priesterweihe erteilen zu lassen. Derjenige Bischof, welcher die Subdiakonatsweihe vornimmt, soll ihm zugleich den Eid der Treue und des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl abnehmen[2]), und zwei Tage später übersandte er Johann durch seinen Bruder Markgraf Georg das Pallium, um es sich nach erhaltener Bischofsweihe von einem der Bischöfe von Metz, Verdun oder Worms umlegen zu lassen, letztern gleichzeitig die entsprechende Weisung erteilend[3]). Gemäss der Bestimmung in der Bestätigungsbulle Calixt's III. hätte Johann die bischöfliche Konsekration nach Vollendung seines 27. Lebensjahres im Jahre 1461 erhalten sollen. Sei es nun, dass er noch wenig Neigung dazu verspürte, sei es, dass der um diese Zeit ausgebrochene Streit um den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, wovon später die Rede sein wird, es ihm angemessen erscheinen liess, den Empfang der Weihe noch zu verschieben oder dass ein anderer Grund vorlag, genug, Papst Pius II. gestattete ihm in einer Bulle vom 7. August 1461, sich erst, ohne an die Bestimmung Calixt's III. gebunden zu sein, nach vollendetem 30. Lebensjahre konsekrieren zu lassen[4]). Es geschah dies im J. 1464 im Schlosse Saarburg durch die Suffraganbischöfe von Trier, Metz und Worms[5]).

Für Johann war die endlich erlangte Bestätigung in Rom mit bedeutenden Kosten verbunden; an Gebühren hatte er nach Peter Maier[6]) 41000 Goldgulden zu zahlen. Nach einer Quittung Jakobs de Spinis, Vertreters einer Genossenschaft florentinischer Kaufleute bei der römischen Kurie[7]) mussten die Kosten noch erheblich grösser gewesen sein. De Spinis quittiert am 12. November Johanns Bruder

[1]) Staatsarchiv in Coblenz I A. 2239.
[2]) Daselbst I A. 2240.
[3]) Daselbst I A. 2241—2242.
[4]) Görz, Reg. d. Ebb. v. Trier S. 213.
[5]) Gest. Trev. III p. 340. — Brower, Annal. Trev. II p. 295. — Petrus Mayer a. a. O. Bl. 56. — Aufgrund einer Urkunde vom 1. April 1465, in welcher sich Johann zum letztenmale als „Erwählter und Bestätigter“ bezeichnet, glaubt Görz S. 221 die Weihe erst in dieses Jahr setzen zu sollen.
[6]) a. a. O. Bl. 55v.
[7]) Bei der Kurie gab es Bank- und Wechselgesellschaften, welche die zur Entrichtung der Gebühren für die Ausfertigung von Bullen u.s.w. nötigen Summen gegen entsprechende Sicherheit vorstreckten.

Georg und seinen andern Sachwaltern in Rom als seinen Bürgen über eine Summe von 41 000 Goldgulden, weiterhin über 150 Golddukaten, 1100 Golddukaten, 1500 rheinische Goldgulden und nochmals über 300 rheinische Goldgulden [1]).

Laut Quittung vom 6. November bescheinigt ein Kardinal Antonius, dass Johann die der Kammer des Kardinalkollegiums und dessen Hausleuten und Beamten rücksichtlich seiner Promotion schuldigen 5454 Gulden, 27 Solidi und 3 Denare durch den Kaufmann Reinald de Luna und Genossen bezahlt habe [2]). In einer andern Quittung vom 15. November finden sich die Summen von 5000, 454 und 1363 Goldgulden, welche durch denselben Reinald de Luna der apostolischen Kammer entrichtet worden [3]). Doch mögen letztere Summen zumteil in die Hauptsumme von 41 000 Gulden mit einbegriffen sein.

---

[1]) Staatsarchiv zu Coblenz.

[2]) „Notum facimus per presentes quod Reverendissimus . . dominus Johannes Archiepiscopus Treverensis pro totali solutione suorum communis et minuti servitiorum in quibus sub certis penis et sententiis ac termino nondum elapso ratione promotionis sue . . . camere collegii (cardinalium) nec non familiaribus et officialibus . . . dominorum Cardinalium solvere tenebatur et extitit efficaciter obligatus florenos auri de Camera 5454, Solidos 27, denarios 3 Nobis pro ipso collegio recipientibus per manus honorabilium virorum Renaldi de Luna et sociorum mercatorum curiam Romanam sequentium . . . solvi fecit realiter effectu, de quibus sic solutis ipsum Dominum archiepiscopum, ecclesiam suam, successores suos et eorum bona prefati collegii nomine absolvimus, quittamus et liberamus.“ Staatsarchiv in Cobl. I A. 2246.

[3]) Georg, Bischof von Lausanne, Stellvertreter des päpstlichen Kämmerers Ludwig, Kardinals von Aquileja: „Notum facimus . . . quod Reverendus . . . Dominus Johannes dei gratia Electus Treverensis pro integra solutione sui communis servitii in quo Apostolice Camere sub certis penis et sententiis ratione prouisionis de persona sua . . . ecclesie Treverensi auctoritate Apostolica facte extitit efficaciter obligatus summam quinque milium florenorum auri . . .? Reverendo patre Domino Bartholomeo Regas thesaurario pro ipsa Camera recipiente ac pro totali solutione unius minuti servitii . . . Domino Camerario et dicte Camere clericis debiti pro quo sub penis et sententiis predictis erat similiter obligatus florenos auri de Camera Quadringentos quinquaginta quatuor solidos viginti septem et denarios tres monete Romane necnon pro totali et integra solutione trium minutorum servitiorum familiaribus et officialibus Domini Nostri pape debitorum pro quibus sub antedictis penis et sententiis fuerat similiter obligatus florenos auri similes mille trecentos sexaginta tres — solidos triginta unum et denarios novem dicte monete prefatis Dominis Apostolice Camere clericis ipsius Domini Camerarii et eorum propriis ac familiarium et officialium predictorum

Ende Dezember traf Markgraf Georg mit den Bullen aus Rom bei Johann ein [1]). Allein trotz der päpstlichen Bestätigung seiner Wahl fand dieser noch keineswegs die allgemeine Anerkennung bei den Ständen des Erzstifts, wie wir unten sehen werden.

Am 24. Januar 1457 leistete Johann zu Pfalzel dem Domkapitel den üblichen Eid. Unter anderm gelobte er, dessen Freiheiten, Gewohnheiten und Statuten nicht anzutasten, sondern es in denselben, wie in seinen Gütern und Besitzungen zu schützen und zu verteidigen. Die Beamten des Erzstifts werde er anhalten, den Eid der Treue und gewissenhafter Pflichterfüllung ihm und dem Domkapitel gemeinschaftlich zu leisten; einen Koadjutor werde er nicht annehmen, es sei denn in den im Rechte vorgesehenen Fällen, auch nicht dazu mitwirken, dass ohne vorherige Zustimmung des Kapitels die Trierische Kirche nach seinem Tode von dem Papste einem andern Oberhirten verliehen werde. Im Falle seiner etwaigen Verzichtleistung werde er bei dem apostolischen Stuhle dahin wirken, dass sie in die Hände des Kapitels erfolge, um diesem die Wahl zu sichern. Zurückgezahlte Schuldsummen von verpfändeten Gütern des Erzstifts werde er nicht für sich verwenden, die dem Kapitel zustehende Gerichtsbarkeit in allen Stücken und gegen jedermann aufrecht erhalten, die Güter und Besitzungen der Geistlichkeit nicht antasten, die kirchliche Jurisdiktion, wo sie in Verfall geraten, wiederherstellen, mit der Stadt Trier ohne die Zustimmung des Kapitels keinen Streit und Krieg beginnen. Ohne Genehmigung des Kapitels, gelobt Johann ferner, werde er weder dem Klerus noch den Untertanen des Erzstifts aussergewöhnliche Steuern auferlegen, unerlaubte Geld- und Almosensammlungen nicht dulden, die Güter des Erzstifts nicht wieder verpfänden, neue Zollstationen nicht errichten oder die bestehenden veräussern oder an andere Orte verlegen. Klöster und Stifte wird er nicht bedrücken, den zur Trierischen Kirche gehörenden Personen für die Früchte und Erträge aus ihren Besitzungen Zollfreiheit und freie Zu- und Abfuhr gewähren, die Untertanen des Erzstifts jeglichen Standes in ihren hergebrachten Rechten und Freiheiten erhalten und schützen, und die Gerichtsbeamten in Trier und

nominibus recipientibus die data presentium tempore debito per manus honorabilium virorum Renaldi de Luna et sociorum mercatorum florentinorum Romanam curiam sequentium solvi fecit realiter in effectu, de quibus quidem . . . solutis prefatum dominum Johannem . . . ejusque ecclesiam et in ea successores omnesque alios et singulos . . . quittamus, absolvimus et perpetuo liberamus." Staatsarchiv in Cobl. I A. 2245.

[1]) Jahrb. d. Gesellsch. für lothr. Gesch. u. Altertumskunde 1894 S. 6.

Coblenz eidlich verpflichten, die Rechte und Privilegien des Kapitels und der Kirche zu achten, überhaupt gegen alle ohne Ausnahme Gerechtigkeit zu üben. Von diesem Eide wird er sich selbst nicht vom Papste entbinden lassen noch von einer ihm ohne sein Zutun erteilten diesbezüglichen Dispens Gebrauch machen. Zuletzt verpflichtet sich Johann, vorstehenden Eid in seinen Einzelheiten dem Domkapitel auf's neue zu leisten, sobald er die Konsekration als Erzbischof erhalten habe[1]).

Auf den 22. März 1457 wurden die Vertreter der geistlichen wie der weltlichen Stände nach Coblenz beschieden, um Johann den Huldigungseid zu leisten. Die Versammlung fand im grossen Saale des Deutschherrenhauses statt. Der Mainzer Domdechant Johann v. Entzberg verlas in Gegenwart des Markgrafen Karl v. Baden, des Grafen Philipp v. Nassau-Saarbrücken, des Grossmeisters der Deutschherrn und anderer Freunde und Räte Johanns, den Vertretern der Stände die päpstliche Bestätigungsbulle und forderte sie in einer längeren Rede auf, nunmehr dem Erwählten und Bestätigten zu huldigen, Treue und Gehorsam zu geloben, wogegen dieser die Zusicherung gebe, ihnen ein gütiger Fürst und Vater zu sein, ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien zu achten und zu schützen. Die Vertreter des Adels erbaten sich hierauf eine kurze Frist zur Überlegung. Als sie wieder erschienen, äusserten sie durch ihren Wortführer Johann v. Eltz Bedenken, den Eid zu leisten, da sie durch die Bestimmungen der Union gebunden seien. Diese Union war noch zu Lebzeiten Jakobs v. Sirk, als er schwer krank darniederlag, am 10. Mai 1456 zwischen einer grossen Anzahl von Grafen, Herren und Edlen, sowie den Städten Trier, Coblenz, Boppard, Wesel, Limburg, Montabaur, Münstermaifeld, Wittlich und Zell zu dem Zwecke geschlossen worden, ähnlichen Wirren, wie sie zur Zeit durch den Streit Rabans v. Helmstädt und Ulrichs v. Manderscheid entstanden waren, vorzubeugen, nicht minder auch vor solchen Vorkommnissen, über die unter Jakob v. Sirk vielfach Klage geführt worden, sich und das Trierische Land zu bewahren. Demgemäss, so lauteten die Satzungen der Union, solle nach Jakobs v. Sirk Tode in Zukunft ein neuer Erzbischof nicht auerkannt und ihm die Städte und Schlösser des Stifts übergeben werden, bevor er den unzweifelhaften Nachweis erbracht, dass er der rechtmässige Oberhirte sei; ausserdem müsse er sich eidlich verpflichten und geloben, den Untertanen des Stifts jeglichen Standes, Geistlichen und Weltlichen, ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten, welcher Art sie auch seien, zu gewährleisten. Werde ein

[1]) Chart. des Domes Nr. 315, S. 404 ff.

Erzbischof diesem Eide untreu, so würden sie gegen ihn gemeinsam Sache machen, sich gegenseitig Hülfe und Beistand leistend. Der Hauptpunkt dieses Bündnisses war aber gegen das Domkapitel gerichtet, namentlich den Eid, den dasselbe von dem Gewählten auf die der Wahl vorhergehende Wahlkapitulation verlangte; wer dem Kapitel gegenüber Verpflichtungen übernommen habe, welche die Freiheit seines Handelns beeinträchtigen und schmälern könnten, den würde man nicht als Herrn des Landes und der Diözese anerkennen: „wir ensein den zuvor gleublich unterweiset, dass er sich dem Dohm-Capitul und anderen nit forter verbonden habe, mit eyden, geloben oder einiger anderen versicherungen, dan zu nutze, heil und wohlfahren des stiffts und seiner undersassen, und als sonst von rechte geheischt“ [1]. Das war das Bündnis, auf welches die Vertreter des Adels hinwiesen und um dessentwillen sie den Huldigungseid nicht leisten zu können erklärten, ohne vorher weitere Beratung mit den Mitgliedern des Bundes gepflogen zu haben. Vergebens stellte Entzberg ihnen vor, dass etwaige Bedrückungen von seiten des verstorbenen Erzbischofs Jakob v. Sirk, die zu dem Bündnis Anlass gegeben, jetzt keinen Vorwand zur Verweigerung des Eides bieten dürften, da Johann als gütiger Fürst und Vater ihre Freiheiten und Vorrechte achten werde. Ebenso wenig zeigten sich die Vertreter der Städte, als deren Sprecher der Bürgermeister von Coblenz, Petrus zomm Hoern, auftrat, zur Leistung des Huldigungseides bereit: auch sie verlangten Bedenkzeit, die ihnen bis zum folgenden Tage gewährt wurde. Aber auch dann zeigte man sich nicht geneigt, die Forderungen des Erzbischofs zu erfüllen, man verlangte weitere Bedenkzeit, welche auch den Abgeordneten der Städte bis zu einem näher zu bestimmenden Tage nach Ostern zugestanden wurde, aber nicht den Vasallen aus dem Adel noch dem Klerus, „quia res vestra particularis est, bedeutete ihnen Entzberg, et quilibet vestrum scit quid facere teneatur aut vinculo (dem Erzbischof) est astrictus.“ Doch gab Johann zuletzt, um jeden Vorwand zur Unzufriedenheit zu benehmen, die Erklärung, er sei bereit, die in der Union gestellten Forderungen zu erfüllen, soweit sie zum Besten der Kirche, des Vaterlandes und der Untertanen gereichen könnten und in diesem Sinne von Papst und Kaiser entschieden würde.

Trotz des Vorgebens, Spaltungen und andern Wirrungen vorzubeugen, hatte die Union ihre bedenkliche Seite, da die Gültigkeit

[1]) Hontheim a. a. O. II S. 423 ff. — Marx, Gesch. d. Erzst. Trier I S. 294 ff.

der Wahl des Erzbischofs, der auch zugleich Landesherr war, von der Entscheidung des Adels und der Städte abhängig gemacht werden sollte[1]). Dass sie auf Widerstand nicht nur bei dem Domkapitel und dem von ihm Gewählten, sondern auch bei dem Papste stossen könnte, hatten ihre Mitglieder wohl vorausgesehen und sich deshalb zeitig an den apostolischen Stuhl gewandt, um diesen für sich zu gewinnen. In einem Breve vom 16. Dezember 1456 beauftragte Calixt III. den Kardinal Cusa mit der Prüfung des Bündnisses und es, je nach dem Ergebnis derselben, zu bestätigen oder zu verwerfen[2]). Cusa sprach sich am 7. April 1457 im allgemeinen zu Gunsten der Union aus[3]).

Am 26. April erschienen nun die Vertreter der Stände abermals in Coblenz und versammelten sich auf dem freien Platze vor dem St. Castorstift. Johann v. Entzberg forderte sie, nachdem er auf die frühern Verhandlungen hingewiesen, auf, Johann v. Baden als dem vom apostolischen Stuhle Bestätigten den Huldigungseid zu leisten, indem er gleichzeitig einzelne Anschuldigungen und Verdächtigungen, die als Gründe für die Verweigerung des Eides vorgebracht wurden, zu widerlegen suchte. Es werde behauptet, Johann habe dem Domkapitel in seinem Jurament Zusagen erteilen müssen, welche der Kirche und den Untertanen des Erzstifts zu grossem Nachteile gereichten, indem er u. a. sich verpflichtet, verschiedene Schlösser an einzelne Mitglieder des Kapitels auszuliefern und das Testament seines Vorgängers Jakob v. Sirk, mit dessen einzelnen Bestimmungen man nicht einverstanden war, auszuführen. Weiterhin werde Johann beschuldigt, dem König Ladislaus von Böhmen und Ungarn für dessen Bemühungen, ihm die päpstliche Bestätigung zu erwirken, seine Hülfe gegen Herzog Philipp v. Burgund zur Wiedererlangung Luxemburgs zugesagt zu haben[4]), eine Zusage, die für das Erzstift von den schlimmsten Folgen hätte sein können. Diese und andere Beschuldigungen wies Entzberg als erfunden und unwahr zurück, indem er die schriftliche Erklärung Johanns verlas: „Wyr sagen by vnsern furstlichen truwen das Wyr neit gebonden ensynt dem Capitell vnsers Doyms noch emant anders vch von vwer eynunge zu dringen ader eynche sache zu hanthaben die wedder vnsres sthyffts vnd syner vndersaissen Heill vnd Wailfaren sy", welche Erklärung

[1]) Marx a. a. O. I S. 295.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz I A. 2247.

[3]) Daselbst I A. 2248.

[4]) Über den Streit um Luxemburg, auf welches Ladislaus gegen Philipp v. Burgund Anspruch erhob, s. Trier. Archiv II S. 34 ff.

Johann selbst mündlich wiederholte und mit seinem Fürstenwort bekräftigte. Damit gaben sich denn schliesslich die Vertreter des Adels zufrieden und zeigten sich bereit, ihn als den rechtmässigen Herrn anzuerkennen, unter dem Vorbehalt jedoch, dass sie die Union aufrecht erhalten würden. Am folgenden Tage erklärten die Vertreter der Städte Coblenz, Boppard und Wesel unter demselben Vorbehalt der Aufrechterhaltung der Union ihm die Anerkennung. Einstweilen gab Johann sich hiermit zufrieden und gab am 28. April in Ehrenbreitstein das urkundliche Versprechen, von seinen Vasallen und Untertanen nicht mehr zu verlangen, als sie seinen Vorgängern geleistet, wogegen er ihnen alles zugestehe, was diese ihnen gewährt hätten; doch weigerte er sich die Union anzuerkennen. „Non intendit propterea . . . in eorum ligam sive confederationem quoquomodo consentire neque eandem . . . tacite vel expresse in toto vel in parte admittere acceptare approbare emologare vel confirmare“ [1]).

Gegen die Union hatte sich auch schon der Kaiser erklärt, da sie nicht nur die Interessen des Erzbischofs von Trier und der übrigen Kurfürsten verletze, sondern auch der Hoheit und den Rechten des Reichsoberhauptes zu nahe trete. Bereits am 18. April war — wohl auf Veranlassung Johanns — ein kaiserlicher Erlass erschienen, welcher den Ständen des Erzstifts unter Androhung des Verlustes aller ihnen verliehenen Freiheiten und Gerechtsame und einer Geldstrafe von 2000 Mark in Gold die Auflösung der Union binnen sechs Wochen und drei Tagen befahl [2]). Wie schon angedeutet, hatte Kardinal Nikolaus v. Cusa, mit der Prüfung derselben vom Papste beauftragt, sich im allgemeinen für sie erklärt, sie als unverfänglich bestätigt. Als Calixt III. jedoch erfahren, dass die Stände sich aufgrund der Union geweigert, Johann zu huldigen, verwarf er dieselbe als der Freiheit und der Jurisdiktion des Erzbischofs wie auch der Würde des apostolischen Stuhles zuwider, und beauftragte am 7. Mai 1457 die Erzbischöfe von Cöln und Mainz, die Unionisten von dieser Entscheidung zu verständigen und im Falle sie sich weigerten, derselben zu entsagen und Johann den Eid zu leisten, mit kirchlichen Strafen gegen sie einzuschreiten [3]).

---

[1]) Die Verhandlungen über die zu leistende Huldigung im Staatsarchiv Coblenz unter Kurtrier, Personalien der Erzbischöfe Nr. 12 Bl. 26—42.

[2]) Hontheim a. a. O. II S. 428.

[3]) „Cum . . . . sicut ad nostrum pervenit auditum pretextu dictarum ordinationis et concordie . . . . Johannes Electus Trevirensis ad prestandum insolitum juramentum astringatur per quod ipsius jurisdictio et libertas

Der Erzbischof von Cöln hatte sich bereits am 13. Juni des päpstlichen Auftrags entledigt[1]) und am 25. Juni subdelegierte er mit dem Erzbischof von Mainz nochmals zur Ausführung der Bulle den schon genannten Dekan v. Entzberg und den Dekan von St. Severin in Cöln, Theoderich v. Mörs[2]). Trotzdem liessen sich die Anhänger der Union zur Auflösung derselben nicht bewegen, und auch Nikolaus v. Cusa scheint sie noch verteidigt zu haben, da der Papst am 7. August das Verbot an ihn ergehen liess, sich ferner in die Angelegenheit zu mischen[3]). Gleichzeitig befahl er unter dem nämlichen Datum in besondern Mandaten der Geistlichkeit des Erzstifts, der Union zu entsagen und Johann anzuerkennen, ebenso dem Adel und den Städten Trier, Coblenz, Boppard und Münstermaifeld. Allseitige Anerkennung fand er aber trotz des Beistandes von Papst und Kaiser erst langsam und allmählich, da Stramberg[4]) noch im Jahre 1459 von Anhängern der Union zu berichten weiss, gegen welche Johann eine neue Bulle

ecclesie Trevirensis diminuitur ac propterea provisio per Nos de persona sua perturbatur et etiam dubitandum sit, si concordia et ordinatio hujusmodi effectum consequerentur, ecclesiastice libertatis necnon jurisdictionis archiepiscopalis dedecus et non modicum detrimentum gravesque inimicitie odia scandala quamplurima possent exinde verisimiliter exoriri dictusque Electus ipsius ecclesie possessionem facile prout optamus adipisci non posset, Nos igitur tante rei gravitatem paterna consideratione pensantes et attendentes quod confirmatio et approbatio (durch den Kardinal v. Cusa) hujusmodi si facte sint ipso Electo non vocato merito fieri non potuissent neque possent nec debeant, maxime cum Archiepiscopi Treverenses qui pro tempore fuerunt antiquum juramentum prestiterunt, ne temporibus nostris aliquid in promissis vel circa ea innovatum fore censeatur, motu proprio et ex certa scientia . . . fraternitati vestre . . . committimus et mandamus quatenus vos vel alter vestrum postquam per informationem summariam . . . repereritis Archiepiscopos Treverenses, qui pro tempore fuerunt juramentum in concordia hujusmodi comprehensum non prestitisse vel per illud ordinarie jurisdictioni dicti archiepiscopi prejudicari . . . cassationem annullationem absolutionem et literas predictas ac omnia et singula in eis contenta ac confirmationem, approbationem et decretum Cardinalis . . . forsan facta vel fienda et inde secuta quecunque . . . omnino cassetis, revocetis et annulletis." Staatsarchiv in Coblenz.

[1]) Staatsarchiv in Coblenz.

[2]) Daselbst.

[3]) Daselbst. „Tuam circumspectionem hortamur . . . in virtute sancte obedientie precipientes ut amplius in causa hujusmodi te nullo modo immisceas sed penitus abstineas neque vigore commissionis nostre ad aliqua ulteriora procedas."

[4]) a. a. O. II. Abt. 5. Band S. 657.

Pius' II. erwirkte, in der nochmals alles was in frühern Jahren zu Gunsten derselben von seinem Vorgänger oder dessen Legaten geschehen sei, widerrufen und für nichtig erklärt und die von dem Erzbischof von Cöln gegen die Verbündeten ergriffenen Massregeln bestätigt wurden [1]).

Bis dahin hatte Johann dem Reichsoberhaupte noch nicth den Eid der Treue geleistet, die Regalien noch nicht erhalten. Nachdem ihm noch im Dezember 1457 der Termin zum Empfange derselben verlängert worden [2]), begab er sich im Sommer des folgenden Jahres mit zahlreichem Gefolge an den Hof des Kaisers nach Wien. In den ersten Tagen des Juni fand die Eidesleistung statt, worauf die Verleihung der Regalien mit allen damit verbundenen Hoheiten und Rechten, wie sie Johanns Vorgänger besessen, erfolgte und den Edlen wie allen Untertanen des Erzstifts eingeschärft wurde, ihm als ihrem rechtmässigen Herrn treu und gehorsam zu sein [3]). In denselben Tagen erteilte der Kaiser Johann noch weitere Privilegien, indem er sein Erzstift und dessen Untertanen von der Verpflichtung befreite, vor den westfälischen Gerichten, heimlichen wie öffentlichen, zu erscheinen; vor des Kurfürsten eigenen Gerichten sollten sie Recht suchen. Für Zuwiderhandlungen gegen dies Privilegium haben die Freigrafen und Richter der genannten Gerichte fünfzig Mark in Gold, zur Hälfte an die Reichskammer, zur Hälfte an den Trierischen Kurfürsten zu zahlen. Ferner gestattet der Kaiser den Untertanen des Erzstifts die Berufung von den weltlichen Gerichten an den Erzbischof, wie letzterm die Errichtung eines Hochgerichts, vor welches er und seine Nachfolger die Untertanen jeglichen Standes laden können. Weiterhin erhielt Johann die kaiserliche Zusage, dass ihm die in seinem Gebiete zur Erledigung gelangenden Reichslehen an Zöllen und andern bis zum Betrage von 3000 Gulden jährlich zur Abtragung der Schuldlast des Stifts verliehen werden sollten [4]).

Beinahe vier Jahre waren seit der Wahl und Bestätigung Johanns verflossen, ohne dass er feierlich Besitz von der Trierischen Kirche ergriffen; der Bischofsstadt war er ferne geblieben. Es hing das mit den Zwistigkeiten zusammen, welche sich zwischen ihm und der Stadt Trier seit dem Tode Jakobs v. Sirk aufs neue erhoben hatten. Bei dieser trat wieder das Bestreben zu Tage, sich der Oberhoheit der Erzbischöfe zu

[1]) Staatsarchiv in Coblenz.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz.

[3]) Günther, Cod. dipl. IV S. 537 ff. — Brower, Annal. Trev. II. p. 293. — Gesta Trev. II. p. 339.

[4]) Hontheim a. a. O. II p. 432 ff.

entziehen. Unter Jakob v. Sirk hatte der Rat ohne dessen Vorwissen die Neuerung getroffen, an Stelle der bisherigen Schöffenmeister zwei Bürgermeister zu setzen, eine Neuerung, zu der Jakob schliesslich seine Zustimmung gegeben, doch mit der Einschränkung, dass sie nur für die Dauer seiner Regierung, unbeschadet der Rechte seiner Nachfolger, Geltung haben solle [1]. Nach seinem Tode zeigte sich der Rat nicht geneigt, dem neuen Erzbischof das Recht, das Bürgermeisteramt bestehen zu lassen oder aufzuheben, zuzugestehen, und daher hatte sich Johann geweigert, vor Regelung der Angelegenheit seinen Einzug in Trier zu halten. Endlich bequemte sich der Rat dazu, Abgeordnete an den Erzbischof zu senden um eine Verständigung zu erzielen. So kam am 10. März 1460 die Vereinbarung zustande: Johann werde bei seinem Einzug in Trier vor der Simeonspforte den Bürgermeistern versprechen, die Stadt im Besitze ihrer hergebrachten Gewohnheiten und Freiheiten zu lassen; dies Versprechen wird er erneuern, nachdem ihm auf dem Kamphofe durch den Zender [2] im Namen der Stadt die Huldigung geleistet worden. Betreffs des Bürgermeisteramts wird der Rat die Bitte aussprechen, dasselbe wie bisher bestehen zu lassen, und der Erzbischof gewährt dieselbe mit der von seinem Vorgänger schon gemachten Einschränkung, dass dies nur für die Dauer seiner Regierung, ohne Verbindlichkeit für seine Nachfolger, Geltung haben solle. Zur Beilegung anderer Streitpunkte werde jede Partei innerhalb drei Monaten nach dem Einzuge des Erzbischofs drei der Ihrigen ernennen, welche dieselben prüfen und nach Jahresfrist die beide Teile bindende Entscheidung fällen [3]. Nunmehr rüstete sich Johann, seinen Einzug in die Bischofsstadt zu halten.

Derselbe [4] erfolgte am Vorabende von St. Gangolf, 12. Mai. Der Erzbischof kam von Pfalzel, begleitet von einer stattlichen Anzahl von Fürsten und Herren, unter diesen seine Brüder Markgraf Karl v. Baden, Bischof Georg von Metz und Markus, Domherr in Cöln, nebst

[1]) S. Trier. Archiv III S. 38.

[2]) Der Zender war jener stadtische Beamte, welchem die Sorge für die öffentliche Sicherheit und das Polizeiwesen oblag.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz, Korrespondenzen der Kurf. von Trier mit der Stadt Trier I A a. Bl. 54.

[4]) Die eingehende Beschreibung findet sich in einer Handschrift der Trier. Stadtbibl. Nr. 1395, Standnummer 87. Schon 1819 in der Trier. Chronik gedruckt, veröffentlichte sie Schömann wiederum in dem Jahresbericht d. Gesellsch. f. nützliche Forschungen vom J. 1857, S. 2 ff. mit vielen Erläuterungen und topographischen Notizen. Eine kürzere Darstellung gibt Brower l. c. II p. 293 s.

einem nach vielen Hunderten zählendem Gefolge von Reisigen und Knechten. In der Nähe der Stadt wurde auf offenem Felde Halt gemacht. Es erschienen die beiden Bürgermeister nebst andern Bürgern, um Johann als Erzbischof und Landesherrn ihre Huldigung darzubringen. Nachdem dieser wie die übrigen Herren des Gefolges der Bürgerschaft die Versicherung erteilt, dass sie von den sie begleitenden Reisigen keinerlei Belästigungen und Feindseligkeiten zu befürchten hätten, bewegte sich der Zug in der vorher festgesetzten Ordnung nach der Stadt hin und hielt vor dem Simeonstor. Dort gelobte Johann gemäss der früheren Vereinbarung unter feierlichem Handschlag, die alten Rechte und Freiheiten der Stadt in Ehren zu halten, zu wahren und zu schützen nach bestem Können und Vermögen. Hierauf nahm der Zender die Zügel des Pferdes, welches der Kurfürst ritt, und geleitete es über die Brücke des damals noch offenen Stadtbaches bis zum Marktplatze. Dort teilte sich der Zug, um nach zwei Seiten hin nach den vorher bestimmten Herbergen zu reiten, die Einen nach der Brodgasse und Palaststrasse, die Andern nach der Diedrich- und Fleischstrasse. Die für die einzelnen Herren und ihr Gefolge bezeichneten Quartiere trugen deren Wappen und Farben, damit sie ohne zu grosse Mühe aufzufinden seien. An einer Seite des Marktplatzes, von der ehemaligen Judenpforte bis zur Diedrichstrasse hin, hatten die Mitglieder der Schützengilde, in roten glänzenden Wollstoff gekleidet, mit ihren Armbrüsten Aufstellung genommen, auf der gegenüber liegenden nach der Posterne, jetzt Sternstrasse, und nach dem Dome hin die Bürger und Mitglieder der verschiedenen Zünfte, ungefähr sechshundert an der Zahl, in Harnisch und Waffen; der Älteste der Weberzunft, umgeben von vierzig der angesehensten Einwohner, trug das Stadtbanner. Als der Kurfürst, welchem das blosse Schwert vorgetragen wurde,* an dem zu seinem Empfange auf der Domfreiheit hergerichteten Hause angelangt war, stieg er vom Pferde, welches nunmehr nach altem Herkommen dem Zender, der es geführt, als Eigentum verblieb, wenn der Kurfürst es nicht um eine bestimmte Summe einlöste; letzteres geschah bei dieser Gelegenheit.

Nachdem Johann das Fürstengewand mit dem bischöflichen vertauscht, begab er sich nach der Domkirche. Vor dem Portale empfing ihn das Domkapitel, welchem sich die Stiftsherren von St. Simeon und St. Paulin sowie die Mönche der vier Benediktinerklöster in Trier angeschlossen hatten. In feierlicher Prozession, unter Vortragung der Reliquien der Domkirche, bewegte sich der Zug durch den Dom nach dem hohen Chore, woselbst nach dem Te Deum das Hochamt gesungen

wurde. Nach demselben fand in dem erzbischöflichen Palast ein grosses Gastmahl statt, an welchem ausser den fremden Fürsten und Herren auch die vornehmsten Bürger teilnahmen. Während der Tafel wurden dem Kurfürsten von seiten der Stadt die üblichen Ehrengeschenke dargebracht; sie bestanden in zwei Fass Wein, weiss und rot, sowie in hundert Säcken Hafer. Die fremden Fürsten und Herren erhielten gleicherweise Ehrengaben in Wein.

Nach aufgehobener Tafel begab sich Johann nach dem neben der Liebfrauenkirche gelegenen sog. Kamphof. Hier erschienen die Bürgermeister mit den Zunftmeistern, jeder von einigen Zunftgenossen begleitet, in deren und der Stadt Trier Namen nunmehr der Zender den herkömmlichen Huldigungseid in den Worten leistete: Heute und von diesem Tage fernerhin soll die Stadt Trier und ich treu und hold sein dem hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Johann Erzbischof von Trier, unserm gnädigen lieben Herrn, gelobend, ihn und sein Stift von Trier bei ihrer Herrlichkeit zu lassen, unter Vorbehalt der Freiheiten, Gewohnheiten und Herkommen der Stadt und unserer Vereinbarung [1]), so mir Gott helfe und seine Heiligen. — Waffenspiele auf dem Markte bildeten den Schluss des Festes; andern Tags verliess Johann mit seinem Gefolge wieder die Stadt.

Doch treten neue Misshelligkeiten zwischen dem Erzbischof und der Stadt in späteren Jahren wiederholt zu Tage. Schon 1469 hatten sie in bedenklicher Weise zugenommen, da die Stadt immer neue Versuche machte, ihre Gerechtsame auf Kosten der erzbischöflichen Oberhoheit zu erweitern und auszudehnen. Die einzelnen Punkte, um die es sich handelte, zeigt uns der durch Vermittlung des Dompropstes Philipp v. Sirk am 13. April dieses Jahres geschlossene Vergleich [2]). Handelte es sich hierin um bürgerliche Angelegenheiten, so scheint aus einem Schreiben des trierischen Archidiakons Johann v. Stein an den Rat hervorzugehen, dass um dieselbe Zeit auch Beschränkungen der geistlichen Oberhoheit versucht worden waren oder wirklich stattgefunden hatten. Das Schreiben trägt allerdings kein Datum, der Archidiakon v. Stein dürfte aber wohl kein anderer als jener sein, dessen Todestag die Metropolis Trevirensis [3]) zum 7. Juli 1475 verzeichnet. Er richtet an Bürgermeister und Rat von Trier die Bitte, ihn nicht an der Abhaltung des Sendgerichts [4]) in der Stadt und im Burdekanat von

[1]) Siehe oben S. 18.

[2]) Perpetuale, Kopie in der Stadtbibl. zu Trier, VIII S. 33 ff.

[3]) I p. 156.

[4]) Vergl. über Sendgerichte Marx a. a. O. II S. 178 ff.

Trier zu verhindern, da sich seit einer Reihe von Jahren, in welchem dasselbe nicht mehr stattgefunden, viele Missbräuche und Schäden in und ausserhalb der Stadt eingeschlichen hätten. Im Besondern klagt er über den verwahrlosten Zustand der Pfarrkirchen und zum Gottesdienst bestimmten Gebäulichkeiten, der Kirchengeräte, über nicht der Willensmeinung der Schenkgeber entsprechende Persolvierung von frommen Stiftungen, über Vernachlässigung und schlechten Empfang der hh. Sakramente, sogar der Taufe; Kapellen und Altäre seien abgebrochen und beseitigt worden ohne Vorwissen des Erzbischofs, die dazu gehörigen Güter in den unrechtmässigen Besitz anderer Personen gelangt. An geweihten Stätten würden, gleichhfalls ohne Vorwissen des Erzbischofs oder des Archidiakons, Mauern abgebrochen und Steine weggeführt, Friedhöfe durch andere Gebäude verbaut, auf Kircheneigentum Häuser errichtet, die weltlichen Zwecken dienten. Schwere Vergehen würden durch Wucher, Ehebruch und Konkubinat begangen, und es müsse bezweifelt werden, ob Schenkungen und Almosen für Kirchen und Hospitäler auch zu diesem Zwecke verwendet würden; weil die Sendgerichte unterblieben, mache sich allenthalben Ungehorsam gegen die rechtmässige geistliche Obrigkeit geltend u.s.w. [1]).

Trotz des Vergleiches von 1469 und einigen andern aus spätern Jahren, so von 1478 über die Pacht der Mühlen bei der Liebfrauenkirche und anderer auf der Mosel, über Zoll von Weinen, Konfiskationen wegen Mordes u.s.w. [2]), sah sich der Erzbischof im Jahre 1490 wieder zu einer Reihe von Klagen über Verletzung seiner Gerechtsame von seiten der Stadt veranlasst. Der Rat verhafte zuweilen widerrechtlich Fremde, bewahre sie im Stadtturm und lasse sie nach eigenem Gutdünken wieder frei, anstatt sie, wie er nach Vertrag und Herkommen verpflichtet sei, in das Gefängnis im Palast zu liefern; ebenso verfahre er mit den Bürgern, die doch gleichfalls der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs unterständen. Weitere Klagen betrafen das Bestreben, die Zahl der vom Erzbischof ernannten Schöffen im Rat und in den Gerichtssitzungen zu beschränken, die Erhebung von Zoll und Abgaben auf der Mosel, wozu der Stadt keinerlei Befugnis zustehe, Verletzung der erzbischöflichen Gerechtsame durch den Zender, die eigenmächtige Entfernung des Prangers auf dem Marktplatze, die Ausstellung von Geleitsbriefen durch die Bürgermeister mit Umgehung des erzbischöflichen

[1]) Manuskript in der Stadtbibl. zu Trier Nr. 1764, neue Standnummer 953 Bl. 14 f.

[2]) Daselbst Nr. 1753 1761 Bl. 49 ff.

Schultheis, den Gebrauch fremder Münzen, während das Münzrecht nur dem Erzbischof zustehe u.s.w. [1]). Ob noch zu Johanns Zeiten eine Verständigung über diese Punkte herbeigeführt wurde, habe ich nicht feststellen können: keinenfalls war sie dann aber von langer Dauer. da diese Zwistigkeiten unter Erzbischof Jakob v. Baden wieder hervortraten und durch Verträge vom Jahre 1506 [2]), wenigstens für eine zeitlang, beigelegt wurden.

II.

Es war eine bewegte Zeit. in der Johann von Baden die Regierung des Erzbistums angetreten. ernst war die Lage. in der sich das deutsche Reich und die ganze abendländische Christenheit befand. 1453 war Konstantinopel in die Gewalt der Türken geraten, und immer weiter drängten sie nach Westen vor. Die Nachricht von dem Falle Konstantinopels. „der Schwerpunkt der alten Welt und die Vormauer europäischer Kultur gegen asiatisches Barbarentum“ erfüllte das Abendland mit Schrecken. Tief erschüttert setzte Papst Nikolaus seine ganze Kraft daran, das weitere Vordringen des gefürchteten Feindes zu hemmen. Nicht nur rüstete er selbst auf eigene Kosten. soweit es ihm seine Mittel gestatteten, eine kleine Flotte aus, sondern suchte auch die christlichen Fürsten zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu begeistern; aber seine Ermahnungen, seine Bitten hatten nicht den gewünschten Erfolg, das Abendland war keiner grossen Begeisterung mehr fähig, die grossen und kleinen Fürsten waren zu sehr unter sich uneinig und durch Sonderinteressen in Anspruch genommen, als dass sie sich zu gemeinsamem entschiedenen Handeln einer sie doch alle mehr oder weniger bedrohenden Gefahr gegenüber hätten aufraffen können. Wohl fehlte es nicht an Versicherungen, schönen Worten und Versprechungen, aber zu Thaten fand sich keiner bereit. So wurden namentlich in Deutschland jetzt wie in den folgenden Jahrzehnten auf einer ganzen Reihe von Reichstagen lange Reden gehalten und Beratungen gepflogen, wie der Türkengefahr zu begegnen sei, aber das klägliche Ergebnis derselben musste den Spott der Welt herausfordern. Papst Nikolaus schied aus diesem Leben ohne den Trost zu haben, seine Bemühungen für den Sieg des Kreuzes über den Halbmond nur irgendwie mit Erfolg gekrönt zu sehen.

[1]) Daselbst Bl. 134 f.
[2]) Hontheim a. a. O. II S. 575 ff.

Der Erbe seines Eifers wurde sein Nachfolger Calixt III. „Der neue Papst glaubte die Regierung der Kirche nicht würdiger antreten zu können, als indem er sich unmittelbar nach seiner Wahl durch ein feierliches Gelübde verpflichtete, alles, die Schätze der Kirche, und, wenn nötig, sein eigenes Leben zu opfern, um den siegreich vordringenden Halbmond zurückzuwerfen und Konstantinopel wieder zu erobern“ [1]. Aber auch er war nicht imstande, etwas von diesem Geiste, der ihn beseelte, dem übrigen Abendlande einzuhauchen. „Immer mehr zeigte sich, dass das Zeitalter der Kreuzzüge vorüber war, dass die Ideen, welche Jahrhunderte lang die Gemüter beherrscht, ihre Kraft verloren hatten. Das Bewusstsein der Einheit und Zusammengehörigkeit der Christenheit und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen dem Islam gegenüber war unter den innern Kämpfen zugrunde gegangen. Für die grossen Aufgaben der Christenheit im Orient war kein Sinn mehr vorhanden“ [2]. Die flehentlichen Bitten des Papstes an die Fürsten, allen Streit und Hader bei Seite zu lassen und ihre Kräfte gegen die Türken zu verwenden, verhallten ungehört, seine Legaten, die er aussandte, um das Kreuz zu predigen, den Zehnten zu fordern, stiessen nur auf Misstrauen, Abneigung und Widerwillen selbst bei dem Klerus. Schon in seinem dem Domkapitel geleisteten Eide [3] hatte Johann von Baden geloben müssen, keine unerlaubten Geld- und Almosensammlungen zu dulden, und man darf wohl annehmen, dass diese Forderung sich auch auf die für einen Türkenkrieg verlangten Mittel bezog.

So wurde es dem Sultan Mohammed leicht, mit seinen Scharen stetig, ohne Widerstand zu finden, weiter vorzudringen und Ungarn, bis jetzt noch das stärkste Bollwerk der Christenheit, zu bedrohen. Die Festung Belgrad, der Schlüssel zu Ungarn, wurde mit einem gewaltigen Heere belagert, doch gerettet durch den Heldenmut Hunyadi's und des einfachen, schlichten Franziskanermönchs Johann Capistrano, dem es gelungen war, durch seine hinreissenden, von Begeisterung glühenden Predigten, und unterstützt durch die unausgesetzten Bemühungen des päpstlichen Legaten Carvajal ein ansehnliches Kreuzheer zusammenzubringen. Ein glänzender Sieg am 22. Juli 1456 machte einstweilen dem weitern Vordringen Mohammeds und seiner Scharen ein Ende, aber auch nur einstweilen. Die Fürsten des Abendlandes verstanden es nicht, den günstigen Zeitpunkt auszunutzen, liessen sich nicht aus

[1] Pastor, Geschichte der Päpste I S. 514.
[2] Daselbst S. 536.
[3] Siehe oben S. 11.

ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln. Die erneuten, eindringlichen Bitten des Papstes verhallten wieder ungehört.

In Deutschland regte sich zur selben Zeit die Opposition der Prälaten und Fürsten gegen den Papst aufs neue. Die alten Beschwerden und Klagen gegen Rom wurden wieder erhoben. Nach dem Tode Jakobs v. Sirk stand an der Spitze der Opposition der Erzbischof Dietrich v. Mainz, Graf v. Erbach, sowie der mit ihm verbündete Pfalzgraf Friedrich bei Rhein. Am 1. August 1456 traten die Kurfürsten, mit Ausnahme Johanns von Trier, der seine Bestätigung von Rom noch nicht erhalten, in Frankfurt zu einer Beratung zusammen; auch die Domkapitel von Mainz, Trier und Cöln hatten ihre Vertreter dorthin entsandt. Mit aller Entschiedenheit lehnte man den Zehnten ab, welchen der päpstliche Legat, Kardinal Carvajal, zu einem Türkenzuge fordern sollte. An Schmähungen und Verdächtigungen gegen den Papst fehlte es nicht; er schütze nur den Türkenkrieg vor, hiess es, um die Deutschen wieder zu brandschatzen [1]). Die alten Beschwerden über Unterdrückung der deutschen Kirche und Nation wurden wieder aufgewärmt, über Mittel und Wege beraten, wie denselben abzuhelfen sei. Auch gegen den Kaiser führte man wieder eine drohende Sprache, um ihn zu bestimmen, mit ihnen gemeinsame Sache gegen den Papst zu machen, und forderte ihn auf, endlich ins Reich zu kommen und für dessen Angelegenheiten zu sorgen; durch Schriften und Botschaften allein werde er die Ungläubigen nicht besiegen können. Darum solle er auf dem demnächst auf St. Andreastag in Nürnberg abzuhaltenden Reichstag erscheinen, und wenn nicht, so würden sie selbst beschliessen und die durch die Lage der Zeit und des Reiches gebotenen Massregeln ergreifen, wie es ihnen als Kurfürsten obliege. Unter den Beratungen war auch ein Türkenzug erwähnt [2]). So legten die Herren in ihrer Sprache dem Kaiser gegenüber grossen Eifer für die Abwendung der Türkengefahr an den Tag, während sie selbst sich nicht bequemen wollten, die vom Papste und dessen Legaten geforderten Geldmittel zu bewilligen [3]).

[1]) Voigt, Eneo Silvio II S. 204.

[2]) Pastor a. a. O. S. 563 f.

[3]) In einer Handschrift der Stadtbibl. zu Trier Nr. 1758, Standnummer 975 fol. 13 ff. ist ein Schreiben der Kurfürsten v. Mainz, Cöln, Friedrichs Pfalzgraf bei Rhein, Friedrichs Herzog v. Sachsen und Friedrichs Markgraf v. Brandenburg vom 10. Sept. 1456 aus Frankfurt an die Stadt Trier enthalten, in welchem sie derselben mitteilen, dass sie den Forderungen des Papstes und des Kaisers gemäss und nach den Bestimmungen des Frank-

Trotz der ihm durch Papst und Kaiser zuteil gewordenen Unterstützung um ihm zur Anerkennung in seinem Erzbistum zu verhelfen,

furter Reichstags an Michaelis 1554 ihre Hülfe gegen die Türken zugesagt hätten. Ihr Ersuchen an den Kaiser zu weitern Beratungen ins Reich zu kommen, sei bis jetzt ohne Antwort geblieben. — Auf der am 1. August in Frankfurt gehaltenen Zusammenkunft hätten sie nun durch einen Brief des Propstes von Transylvan (?), Protonotar des apostolischen Stuhles, erfahren, dass der turkische Sultan mit 200000 Mann vor Weissenburg (Belgrad) stehe. Gelänge es ihm, sich dieser Stadt und damit Ungarns zu bemächtigen, so sei auch der Einfall in Deutschland zu befürchten. Der Berichterstatter habe darum dringend gebeten, die dem Könige Ladislaus von Ungarn zugesagten 40000 Mann zu senden oder doch die zum Werben von Truppen nötigen Geldmittel zu beschaffen. Für die Gefahr, welche bei der Verweigerung der Hülfsmittel dem ganzen Abendlande drohe, würde die ganze übrige Christenheit verantwortlich gemacht. Infolge dieses Schreibens des genannten Propstes hätten sie den Kaiser und alle, in deren Interesse es läge, inständigst gebeten, auf den nächsten Andreastag nach Nürnberg zu kommen, um über die Abwendung der allgemeinen Gefahr zu beraten. So sollte auch die Stadt Trier Abgeordnete dorthin entsenden. — Schwer zu verstehen ist, warum die Kurfürsten und Herren in diesem Schreiben vom 10. September von dem Siege bei Belgrad am 22. Juli noch keine Kenntnis haben und dessen erst in einer Nachschrift erwähnen. Dess ungeachtet, heisst es zum Schlusse, möchten die Trierer nicht versäumen, auf dem Reichstage zu erscheinen, um mit uber die weitern Massregeln zu beraten, falls die Türken den Krieg fortsetzen sollten. Auf dies Schreiben gab der Rat am 5. November eine ablehnende Antwort. Sie freuten sich, hiess es, dass die Fürsten sich der Sache des Christentums annähmen, bedauerten aber, selbst nicht dabei mitwirken zu können. In den letzten Jahren sei ihre Stadt, wie die Herren wohl selbst wüssten, durch die Streitigkeiten mit ihrer Geistlichkeit schwer geschädigt worden, so dass sie noch lange Zeit an den Folgen zu tragen haben werde. Dazu habe ein grosses Sterben die Bevölkerung sehr gelichtet, und sie seien somit nicht imstande, Mannschaften gegen die Türken zu stellen, da sie ihre Leute nicht entbehren könnten, besonders da sie wegen mächtiger Nachbarn stets in Sorge seien und sie ihre Stadt, die auf dieser Seite als der Schlüssel zu Deutschland angesehen würde, hüten und verteidigen müssten. Zudem hätten sie noch keinen bestätigten Erzbischof.

Dieselbe Gleichgültigkeit begegnet uns im folgenden Jahre 1457 bei dem Klerus. Die früher schon von den Domkapiteln und der Geistlichkeit der drei rheinischen Erzbistümer in aller Form eingegangenen Bündnisse zum Zwecke des Widerstandes gegen die Erhebung des von Papst und Kaiser geforderten Zehnten, fanden jetzt ihre Erneuerung. So schrieb am 10. Mai 1457 das Domkapitel von Trier an den Offizial in Coblenz, dass ein französischer Kardinal mit päpstlichen Bullen unterwegs sei, um den Zehnten von allen geistlichen Gütern zu einem Türkenkriege zu erheben. Die Notlage des Erzstifts würde aber durch die Zahlung desselben noch bedeutend verschlimmert werden. Die Domstifte von Trier, Cöln und Mainz, sowie die

hielt sich Johann von Trier von der Opposition gegen die beiden Häupter der Christenheit nicht fern. Kaum war ihm diese Anerkennung, wenn auch noch nicht allgemein, zuteil geworden, so trat er dem imgrunde genommen doch nur gegen Papst und Kaiser gerichteten Kurverein vom Jahre 1446, der auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt am 10. September 1456 seine Erneuerung gefunden, bei. In Frankfurt legte er am 27. Mai 1457 in die Hände des Markgrafen Friedrich von Brandenburg das Gelöbnis ab, die Satzungen des Vereins treulich zu halten [1]).

Auf die erneuten Vorwürfe und Klagen, die sich später auf einer Zusammenkunft am Rhein wiederholten und zunächst an den Kaiser gerichtet waren [2]), antwortete der Papst in besondern Schreiben, vor allem an Friedrich, um die Grundlosigkeit derselben darzutun. In einem andern scharf gehaltenen Breve ermahnt er dann Dietrich von Mainz, als das Haupt der ganzen Bewegung, von derselben zurückzutreten [3]). Ähnliche Schreiben erhielten der Kurfürst von Cöln und Johann von Trier. Er habe erfahren, schreibt er an letztern am 23. September 1457, dass er mit andern Kurfürsten bei dem Kaiser grosse Klagen gegen ihn geführt habe, als ob er die deutsche Nation zu sehr beschwere und die mit seinem Vorgänger geschlossenen Konkordate nicht beachte. Es befremde ihn, dass ihm solche Dinge nachgesagt würden, da er doch stets für die deutsche Nation eine besondere Vorliebe an den Tag gelegt habe und nicht glaube, je den mit ihr vereinbarten Verträgen zuwider gehandelt zu haben. Das habe er bereits dem Kaiser in entsprechender Weise geschrieben, und übersende er Johann eine

Geistlichkeit des Obererzstifts hätten darum auf einer unlängst stattgefundenen Versammlung beschlossen, die Forderungen des päpstlichen Stuhles zu verweigern. Damit aber zwischen der Geistlichkeit des Ober- und Unterstifts hierin keine Spaltung herrsche, möge er zu einer neuen Zusammenkunft in Coblenz einige Bevollmächtigte entsenden, um dort mit den übrigen zu gemeinsamem Vorgehen zu beschliessen. Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier Nr. 13 Bl. 1. — Ähnlichen Widerstand werden die päpstlichen Kollektoren auch an andern Orten gefunden haben. So berichtet Huguenin zum Jahre 1457 von Metz: Apostolische Kommissäre kamen, um den Zehnten von allen Kirchengütern einzufordern, erhielten aber nichts. Als sie ein zweitesmal in demselben Jahre erschienen, zahlten die Pfarrer der Stadt am 1. Juli im ganzen 40 Livres, während das Domkapitel sich entschieden weigerte und an ein künftiges Konzil appellierte. Chroniques Messines p. 288.

[1]) Hontheim a. a. O. II S. 470. — Müller, Reichstagstheater I S. 595.

[2]) Müller a. a. O. I S. 600 f.

[3]) Daselbst S. 608 ff. — Pastor a. a. O. I S. 566 f.

Abschrift dieses Briefes. Er ermahnt ihn sodann, das in demselbem Gesagte wohl zu beherzigen, sich so zu verhalten, wie es einem guten Prälaten gezieme und denen keinen Glauben zu schenken, welche in ihrer Unzufriedenheit mit dem Papste schädliche Neuerungen suchten, sondern, wie er bisher getan, die Rechte des apostolischen Stuhles nach bestem Können zu verteidigen, zum Frieden und zur Einigkeit zu raten und dazu mitzuwirken. Wenn er übrigens glaube, dass die deutsche Nation mit Grund über Bedrückungen klagen könne, so werde er sich nicht weigern, Abhülfe zu schaffen[1]).

Doch blieb die romfeindliche Bewegung ohne besondere Bedeutung und wenn sie sich auch im Jahre 1458 noch bemerklich machte, so sank sie doch zuletzt, wenigstens vor der Hand, in sich selbst zusammen[2]).

Mitten unter diesen Sorgen war Papst Calixt aus dem Leben geschieden, 6. August 1458. Sein Nachfolger Pius II. sollte nicht weniger die Last der päpstlichen Würde fühlen. Auch bei ihm war es das Ideal seines Pontifikates, Europa von der Herrschaft der Türken, die im Sommer dieses Jahres mit neu erwachter Eroberungslust die umliegenden christlichen Gebiete bedrohten, zu befreien. Um die abendländischen Fürsten und Staaten für seine Pläne zu begeistern, ihre Hülfe zu erlangen, schrieb Pius den Kongress nach Mantua aus, der am 1. Juni 1459 eröffnet wurde. Aber seine Hoffnungen sollten so bald die bittersten Täuschungen erfahren; seine Einladungen blieben zum

---

[1]) „Intelleximus superioribus diebus fraternitatem tuam et aliquos alios Romani Imperii principes Electores ad carissimum in Christo filium nostrum Fredericum . . . . oratores misisse, qui inter alia per eos exposita de nobis ac curia nostra non parvam querimoniam fecerint, tamquam nos illam nationem germanicam nimium aggravemus, concordataque cum eadem per antecessorem nostrum . . . Nicolaum papam V. minime observare curemus. Miramur talia de nobis referri, qui semper nationem illam singulari quodam affectu prosecuti fuimus, nec credimus per nos unquam aliquid factum esse, quod concordatis . . . adversetur sive quod ipsi nationi molestum esse debeat. Ob quam rem scripsimus Imperatori prefato, que circa predicta putavimus convenire. Sed ut que illi scribimus, tu quoque intelligas litterarum nostrarum copiam presentibus interclusam ad te dirigimus, hortantes, ut dicta nostra bene considerans ita te habeas, ut bonum prelatum decet, nec velis illis auscultare qui contra nos murmurantes novitates querunt perniciosas, sed quemadmodum hactenus consuevisti sedis apostolice jura pro tua facultate defendens, que pacis sunt et unitatis in medium proponas et persuadeas. Si quid autem est, quo nationem illam gravari existimes, certus esto, quod nos super eo certiorati ac de remedio requisiti oportunam facere provisionem non recusabimus“. Staatsarchiv in Coblenz I A. 2269.

[2]) Pastor a. a. O. I S. 569.

grösstenteil unbeachtet, selbst ein Teil der Kardinäle verhielt sich nicht nur gleichgültig, sondern selbst feindselig den Absichten des Papstes gegenüber. Die Versuche, den Kaiser für den Türkenzug zu gewinnen, scheiterten. Wohl teilte dieser den Kurfürsten das päpstliche Einladungsschreiben mit, forderte sie sogar auf, sich nach Mantua zu begeben, sie würden dadurch ihm selbst einen Gefallen erzeigen [1]), allein er selbst brachte für seine Person eine Menge von Entschuldigungen vor, dringende Geschäfte und Angelegenheiten in Deutschland verhinderten ihn, und andere ähnliche Redensarten [2]). Nur zu gern ahmten die deutschen Fürsten das Beispiel des Kaisers nach. „Die deutschen Fürsten waren nicht schneller und eifriger als ihr Haupt; auch sie liessen sich wiederholt und vergeblich mahnen, und als einige spät genug kamen oder Boten schickten, da geschah es nicht der Türken und des Glaubens wegen, sondern aus verzweifelt nüchternen und selbstischen Motiven“ [3]). Wenig Eifer zeigte auch der trierische Kirchenfürst Johann v. Baden. Spät erst schickte er seine Boten, um dem Papste die Obedienz zu erklären. Und dennoch hatte er seine Würde einzig und allein dem apostolischen Stuhle zu verdanken, der den einflussreichen Mitbewerbern um das Erzbistum gegenüber sich zu seinen Gunsten erklärt katte. Ausserdem war er auch in der Sache seines Bruders Georg, den Bischof Konrad von Metz am 24. Oktober 1457 zum Koadjutor angenommen [4]) und den noch Papst Calixt III. als solchen bestätigt, ihm zu Dank verpflichtet [5]). Johann selbst hatte sich dann für seinen Bruder, der erst vier und zwanzig Jahre zählte, bei Pius II. verwandt, um seine Ernennung zum Bischof zu erlangen. In einem freundlichen und wohlwollenden aus Siena datierten Breve vom 24. Februar 1459 an Johann und dessen Bruder Markgraf Karl erteilt der Papst seine Zustimmung: „Sicut ex litteris apostolicis ambo videre poteritis reseruauimus hac uice dumtaxat ordinationi nostre Metensem ecclesiam cum primum uacare contigerit his rationibus moti que in

---

[1]) Müller a. a. O. I S. 635.

[2]) Pastor a. a. O. II S. 43 ff.

[3]) Voigt a. a. O. III S. 51.

[4]) Bezirksarchiv in Metz G. 446 Nr. 18. In der Koadjutorfrage war wohl auch Johann beteiligt. Im September dieses Jahres hatte er sich nach Metz begeben, bei welcher Gelegenheit ihm die Stadt die üblichen Ehrengeschenke überreichte. Huguenin l. c. p. 288. Seinen Aufenthalt daselbst liess er wohl nicht unbenutzt vorübergehen, um B. Konrad und einen Teil des Domkapitels günstig für seinen Bruder zu stimmen.

[5]) Bezirksarchiv in Metz G. 446 Nr. 17.

eisdem litteris latius continentur. Quia igitur Illustri domui nestre semper affecti ex corde fuimus illamque propter generis nobilitatem et merita personarum dignam omni exaltatione putauimus sperantes dilectum filium Georgium Canonicum Coloniensem confratrem uestrum Germanicum in instituto sue laudabilis uite in dies melius continuantem ad benegerendum prefatam Ecclesiam cuius coadjutor nunc existit utilem imprimis futurum decreuimus adueniente uacationis casu et ipsa ecclesia ad dispositionem nostram spectante illum et non alium eidem in pastorem preficere atque ita firme intentionis nostre esse significauimus presentes litteras in pignus nostre uoluntatis et uestram domusque predicte consolationem nobis mittentes plumbea nostra bulla munitas“ [1]). Der Papst hielt sein Versprechen; nach dem am 20. April 1459 erfolgten Tode Bischofs Konrad ernannte er am 15. Juni Georg v. Baden zum Administrator des Bistums [2]) trotz des Widerstandes eines Teiles der Domherren, welche Ulrich v. Blamont gewählt hatten und, da sie sich nicht fügen wollten, exkommuniziert wurden [3]). Dass trotz alledem Pius II. Ursache hatte, mit Johann unzufrieden zu sein, zeigen die Worte, die er den Gesandten desselben in Mantua zurief: „Mögen sich andere Fürsten hüten, wenn sie Gesetze nach ihrem eigenen Sinne erstreben und dem apostolischen Stuhle Zügel anlegen möchten! Der Inhaber desselben ist gewohnt, andern Gesetze zu geben, nicht von ihnen Gesetze zu empfangen“ [4]).

Papst Pius hatte nicht nur den Schmerz, alle seine Bemühungen, einen Türkenkrieg zustande zu bringen, während der Tage in Mantua scheitern zu sehen, grosse Sorge bereitete ihm auch die um diese Zeit in Frankreich und Deutschland auf's neue hervortretenden Bestrebungen, die päpstliche Autorität zu schwächen, sie den Konzilien, wie es in Konstanz und Basel geschehen, unterzuordnen. Die Zustände in Deutschland trugen zudem noch mehr als sonst das Gepräge allgemeiner Uneinigkeit und Zerrissenheit. Zwei Parteien vor allem standen sich feindselig gegenüber. Die eine, mit den beiden Wittelsbachern Friedrich I. dem Siegreichen, Pfalzgraf bei Rhein, und Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern — Landshut an der Spitze, drohte dem Kaiser mehr als je mit ihren Forderungen nach Reformen im Reiche, Forderungen, unter denen sich wieder selbstsüchtige Absichten versteckten. „Der

[1]) Bezirksarchiv in Metz G. 446 Nr. 20.
[2]) Daselbst G. 446 Nr. 27.
[3]) Jahrb. d. Gesellsch. f. lothr. Gesch. u. Altertumskunde 1894 S. 10 f.
[4]) Voigt a. a. O. III S. 93.

Vorkämpfer der andern Partei, welche ihre Interessen unter kaiserlicher Autorität zu verfechten nützlich fand, war der Markgraf Albrecht v. Brandenburg, der deutsche Achilles [1]. Beide Parteien gerieten bald in offenen Krieg, in dem ein Teil Deutschlands arge Verwüstungen erlitt und der Markgraf v. Brandenburg, der Liebling Pius' II., da er auf ihn bei seinen Kreuzzugsplänen die grössten Hoffnungen setzte [2], unterlag. Kurfürst Johann von Trier war in diese Streitigkeiten nicht verwickelt, dagegen nahm er persönlich Anteil an dem Kampfe, der sich um dieselbe Zeit zwischen Diether v. Isenburg und Adolf v. Nassau um das Erzbistum Mainz entspann.

Diether v. Isenburg, im Besitze vieler Pfründen und Kustos des Domkapitels von Mainz, der ehemalige Mitbewerber um den erzbischöflichen Stuhl von Trier, war nach dem Tode Dietrichs v. Erbach am 18. Juni 1459 zum Erzbischof von Mainz gegen Adolf v. Nassau gewählt worden, nicht ohne den Verdacht, das Mittel der Bestechung angewandt zu haben, wie er es auch nach dem Tode Jakobs v. Sirk in Trier versucht haben soll. Als Tatsache wird dies von Gobellinus in seinen Kommentarien Pius' II. behauptet [3]. Doch fand er im Mainzer Erzstifte allgemeine Anerkennung [4]. Um die päpstliche Bestätigung zu erlangen, sandte er seine Boten zu Papst Pius nach Mantua. Letzterer verlangte, dass Diether persönlich erscheine, was dieser nicht tat. Eine zweite Gesandtschaft hatte, Dank den Bemühungen des Markgrafen Albrecht, bessern Erfolg; sie erhielt die Bestätigungsurkunde und das Pallium, nachdem sie eidlich versichert, dass Diether binnen Jahresfrist selbst kommen und die von der apostolischen Kammer berechneten Taxen zahlen werde. Diether erfüllte die Zusagen seiner Boten nicht, weigerte sich entschieden, die geforderte Summe zu zahlen, weil sie die übliche Taxe übersteige; an die Versprechen der Gesandten erachte er sich nicht gebunden, da sie ihre Vollmachten überschritten hätten. Die Folge davon war, dass die kleine Exkommunikation über ihn verhängt wurde, wie das in Fällen von Nichtzahlung solcher Taxen durch päpstliche Unterrichter zu geschehen pflegte. Auch an diese störte sich Diether nicht, nahm aber dafür und gerade aus diesem Grunde um so tätigeren Anteil an der Bewegung der deutschen Fürsten

[1]) Pastor a. a. O. II S. 111.

[2]) Müller a. a. O. I S. 663.

[3]) Daselbst I S. 741. — Voigt a. a. O. III S. 269. — Pastor a. a. O. II S. 116.

[4]) Menzel, Diether v. Isenburg S. 22.

gegen Papst und Kaiser, war sogar die Seele derselben. Das zeigte sich zunächst auf einem Reichstage in Wien im September 1460. Diethers Gesandter verstand es hier, die Fürsten gegen die Zehntforderungen des päpstlichen Legaten, Kardinal Bessarion, ungünstig und ablehnend zu stimmen, nachdem dieser auf einem frühern Tage in Nürnberg bereits dieselbe Erfahrung gemacht. Nur der Kaiser allein war bereit, auf dieselben einzugehen, wofür er sich die Unzufriedenheit der übrigen in verstärktem Masse zuzog [1]). Noch entschiedener nahm Diether gegen Papst und Kaiser Stellung auf dem von ihm berufenen Fürstenkonvent in Nürnberg im Februar 1461. In grosser Anzahl entsprachen die Fürsten seiner Einladung, auch Johann von Trier war auf demselben erschienen [2]). Diether appellierte hier an ein allgemeines Konzil, sich selbst und alle, welche der Appellation beitreten würden, dessen Schutz unterstellend [3]). Gleichzeitig legte er Verwahrung gegen den für den Türkenzug geforderten Zehnten ein, der alte Kurverein von 1446 wurde abermals erneuert. Doch traten nur wenige der Appellation bei, unter ihnen Johann von Trier [4]). Von diesen wurde auf demselben Tage der Kaiser wiederum in drohender Sprache aufgefordert, auf einem demnächst in Frankfurt abzuhaltenden Reichstage zu erscheinen, um mit ihnen zu beraten, wie den manchfachen Übeln und Missständen im Lande abzuhelfen sei [5]). Man trug sich wieder mit Plänen, welche die Absetzung Friedrichs bezweckten; als Bewerber um die Kaiserkrone trat König Georg von Böhmen auf, während von Trier aus durch den Dompropst Philipp v. Sirk der französische Dauphin in Vorschlag gebracht worden sein soll [6]). Bei dieser Lage der Dinge war es natürlich, dass Papst und Kaiser sich um so enger zu tatkräftigem Einschreiten gegen die ihnen feindliche Bewegung an einander schlossen. Friedrich verbot, die geplante Zusammenkunft in Frankfurt zu besuchen. Pius II. mahnte in ernsten Schreiben die Kurfürsten und Stände davon ab, so auch Johann von Trier [7]). Ihren vereinigten Bemühungen gelang es, die gefürchtete Tagung zu vereiteln, von den Fürsten, welche der

[1]) Pastor a. a. O. II S. 118 f. — Menzel a. a. O. S. 71 ff. — Voigt a. a. O. III S. 272.

[2]) Görz, Reg. der Erzbischöfe von Trier S. 218.

[3]) Menzel a. a. O. S. 105. — Pastor a. a. O. II. S. 135 f.

[4]) Daselbst II S. 139. — Menzel, Gesch. v. Nassau V S. 283.

[5]) Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II S. 149 ff. — Müller a. a. O. II S. 17 f.

[6]) Müller a. a. O. II S. 7.

[7]) Reinald, Annal. Ecclest. XIX ad a. 1461, 14.

Nürnberger Appellation gegen den Papst beigetreten waren, zog sich einer nach dem andern zurück, sodass Diether sich bald verlassen sah. Das musste er schon erfahren, als die neue Zusammenkunft, die er nach dem Scheitern des Frankfurter Tages nach Mainz berufen, nur sehr wenig besucht war. Die Reichsstädte, die Kurfürsten von Cöln und Trier hatten es nicht einmal der Mühe wert erachtet, ihre Vertreter dorthin zu schicken, und die wenigen, die erschienen, waren nur solche, die aus privaten Ursachen im Streite mit der Kirche standen[1]. Die Geduld des Papstes, den der Vorwurf der Härte gegen Diether nicht treffen kann, da er ihm immer noch, soweit es sich mit dem Ansehen des apostolischen Stuhles und seiner Würde vereinigen liess, die Hand zum Frieden geboten, war nunmehr erschöpft. Wohl hatte Diether nach dem Scheitern des Mainzer Tages sich anscheinend den Forderungen des Oberhauptes der Kirche gefügiger gezeigt, da er aber unter der Hand wieder erneute Versuche machte, die Opposition zu schüren, traute man ihm nach den gemachten Erfahrungen in Rom nicht mehr; Pius traf Vorkehrungen, ihn durch seine Absetzung unschädlich zu machen.

In dem früheren Gegenkandidaten Diethers, Adolf v. Nassau, glaubte der Papst die geeignete Persönlichkeit für den erzbischöflichen Stuhl von Mainz gefunden zu haben. Adolf ging auf das Anerbieten ein, nachdem er sich zuvor vergewissert, dass ihm in dem kommenden unvermeidlichen Kampfe die nötige Unterstützung zuteil werde. Er fand dieselbe in den badischen Brüdern, Markgraf Karl, Erzbischof Johann von Trier und Bischof Georg von Metz, ferner in Graf Ulrich v. Württemberg, Landgraf Ludwig v. Hessen und drei Mainzer Domherren. Um jeden Verdacht abzuwenden, waren die Herren in aller Stille bei Gelegenheit einer Aachener Wallfahrt in Cöln zusammen gekommen, wo sie sich eidlich verpflichteten, auf Adolfs Seite zu stehen[2]. Nun erschien am 21. August die päpstliche Bulle, welche die Absetzung Diethers aussprach, und an dem nämlichen Tage eine zweite, in welcher Adolf das Erzbistum verliehen wurde. Wie dieser vorausgesehen, sollte es ihm nicht gelingen, ohne einen erbitterten und blutigen Kampf in dessen unbestrittenen Besitz zu gelangen. Diether hatte immer noch einen nicht zu verachtenden Anhang, mit dessen Hülfe er es wagen

---

[1]) Bachmann, Deutsche Reichsgesch. im Zeitalter Friedrich III. und Max I. I S. 58.

[2]) Gobellinus bei Müller a. a. O. II S. 30.

zu dürfen glaubte, seinem viel mächtigern Gegner das Erzbistum mit den Waffen streitig zu machen.

An den nun eintretenden Ereignissen nahm Erzbischof Johann, wie schon bemerkt, tätigen Anteil. In einem Schreiben aus Wiesbaden vom 28. September 1461 forderte er unter Mitteilung der päpstlichen Bulle, die Adolf an Stelle Diethers zum Erzbischof ernannte, die Untertanen des Mainzer Erzstiftes auf, jenen anzuerkennen, ihm Gehorsam zu leisten und ihm zur Erlangung seiner Rechte behülflich zu sein[1]. Truppen warb er zeitig in den Gebieten von Cleve und Cöln[2]. In seinem eigenen Erzstifte hatte er mit diesen Werbungen weniger Erfolg, wie aus einem Briefe aus Ehrenbreitstein vom 4. November hervorgeht. Johann ist zwar nicht darin genannt, doch deutet der Inhalt auf ihn als den Schreiber hin, ebenso, dass dasselbe an den Markgrafen Karl „den hochgeborenen Fürsten, lieben Bruder", gerichtet war. Er teilt diesem mit, dass er beabsichtige, Lahnstein [welches zu Mainz gehörte] zu belagern und zu dem Zwecke die Städte Coblenz, Boppard und Wesel um ihre Hülfe gebeten habe. Diese hätten sich aber dessen geweigert, weil die Fehde „unser Stift" nicht berühre, und von dieser Weigerung würden sie wohl nicht abzubringen sein. Durch seine Werbungen hoffe er einen Zug von vier bis fünfhundert Reitern zusammen zu bringen, aber es fehle ihm an Belagerungsgeschütz und Fussvolk. Der Adressat möge ihm daher sechshundert Mann aus der Grafschaft Sponheim verschaffen und Herzog Ludwig von Veldenz bewegen, gegen Martini drei bis vierhundert Mann nach Lahnstein zu schicken; auch möge er das Geschütz mitsenden: „Das Ir ye bestellent das uwer Morsall damit das man Fuyr in Lainstein werffen muege ain stunt herabe komme, vnd das das fuyr mit herabe brachd werde, dann der Zymmermann genannt der Jude weiss woil wo es lyget, sust muchte mann das fuyr nit zu zyt hinydden bereiden, dann es lange wyle zu bereyden bedarff"[3]. Am 9. November teilt er aus Ehrenbreitstein Adolf ein Schreiben seines Bruders Karl mit, dass dieser Söldner, die in Diensten des Grafen Ulrich von Württemberg gestanden, geworben habe; auch Diether v. Isenburg habe dieselben für sich zu gewinnen gesucht. Sie verlangten binnen zehn Tagen die endgültige

---

[1]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 13, Kurtrier, Korrespondenz des Erzb. Johann II. v. Baden Bl. 9.

[2]) Stramberg a. a. O. S. 600.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier, Personalien der Erzbischöfe, Bl. 13.

Antwort, welche Adolf seinem Bruder zukommen lassen möge, und er rate ihm, sie zu nehmen und nicht zu seinem Gegner reiten zu lassen [1]). Doch schien es einstweilen bei den Rüstungen auf beiden Seiten bleiben zu sollen [2]).

Am 12. November schrieb Adolf seinem trierischen Verbündeten, dass Tags vorher, 11. November, ein Vergleich mit der Gegenpartei zustande gekommen sei, doch solle das noch geheim gehalten werden [3]). In diesem verzichtete Diether auf das Erzbistum, wenn er die Lossprechung vom Kirchenbann erhalte und ihm einige Städte und Schlösser mit dem zugehörigen Gebiet auf Lebenszeit überlassen würden. Adolf sollte dafür die Zahlung seiner Schulden übernehmen, sofern sie nicht eine bestimmte Summe überschritten [4]). Dass dieser Vertrag nicht gehalten wurde, soll der Pfalzgraf Friedrich verschuldet haben, da seine Pläne, in diesem Streite sich selbst zu bereichern, durch den Friedensschluss vereitelt worden wären. Er suchte daher Diether zum Wortbruch zu verleiten [5]). Indes scheint dieser noch eine Zeitlang unentschlossen gewesen zu sein, da in einem Briefe Adolfs an Johann von Trier vom 16. November nochmals von einer Zusammenkunft zum Zwecke eines Vergleichs die Rede ist. Aber Diether, wie Adolf dem Trierer Erzbischof weiter mitteilt, kam nicht, noch entsandte er einen Vertreter. Am 18. November konnte er ihm melden, dass Diether mit seinen Verbündeten den Rheingau überfallen wolle; er bitte ihn daher, sich mit Leuten zu Fuss und zu Pferd bereit zu halten, um ihm zu gegebener Zeit zu Hülfe zu kommen [6]). An demselben Tage berichtet Markgraf Karl seinem Bruder aus Eltville, dass die Verhandlungen der streitenden Parteien, die am 16. November in Höchst hätten stattfinden sollen, aus dem Grunde gescheitert seien, weil Diether nicht erschienen sei. Dagegen habe dieser an Adolf geschrieben, dass er von einem Vergleiche

[1]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier, Personalien der Erzbischöfe, Bl. 16.

[2]) Brower, Annal. Trev. II p. 294 erwähnt von kriegerischen Aktionen nur die Belagerung Lahnsteins durch Johann, die er aber nach elf Tagen als fruchtlos wieder aufgegeben. — Ebenso fruchtlos erwies sich im Verlaufe des Streites eine spätere zweite Belagerung, da die Einwohner Lahnsteins entschiedene Gegenwehr leisteten; Johann musste abermals unverrichteter Dinge „cum damno Ecclesiae suae et confusione" abziehen. Trithemius Chron. Hirs. II p. 454 s.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w., Bl. 20.

[4]) Müller a. a. O. II S. 106 ff. — Menzel a. a. O. S. 165.

[5]) Müller a. a. O. II S. 110. — Menzel a. a. O. S. 166.

[6]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w. Bl. 26 und 27.

nichts mehr wissen wollte. Am gestrigen Tage, 17. November, solle er mit dem Pfalzgrafen zu Hemsbach zusammen gekommen sein, um weiteres zu vereinbaren. Er, Karl, habe den Pfalzgrafen durch einen Boten sofort ersuchen lassen, sich noch nicht zu entscheiden, bis er persönlich mit ihm gesprochen habe. Seine Antwort erwarte er noch in derselben Nacht in Oppenheim. Solle der Pfalzgraf sich nicht gewinnen lassen, so werde er sofort nach Baden reiten, um seine schon bereit stehenden Mannschaften herbeizuführen. Johann möge nicht verzagen, „dann hier ist geratslaget, souil, ob man dem werdet nachkomen, so geschicht noch zur Zyt wol widderstandt, biss man es mit bessern fugen bass erstatten mag, wiewol wir hoffen, es salle nit so gruselich werden, als man meynet“. Ferner schreibt er Johann, dass man es für geraten erachtet habe, ihm das Schloss Lahneck zu übergeben; er möge es daher einnehmen und in Verteidigungszustand setzen. Näheres werde ihm Adolf mündlich berichten [1]. — Das Ergebnis der Zusammenkunft Diethers mit dem Pfalzgrafen in Hemsbach war das einige Tage später zu Weinheim geschlossene Bündnis zur Behauptung des Erzstifts, wofür Diether dem Pfalzgrafen als Lohn die Schlösser Bensheim, Heppenheim, Mörlenbach und Starkenburg mit ihren Gebieten verschrieb und welche dieser alsbald besetzte [2]. Aus Weinheim sandte der Pfalzgraf am 21. November Adolf den Fehdebrief.

Nunmehr rüsteten sich auch Adolf und seine Verbündeten auf's neue zur Gegenwehr. Johann bat seinen Bruder, ihm vierzig Handbüchsen und einen tüchtigen Hauptmann zu schicken [3]. In einem weitern Berichte Karls an Johann vom 22. November über die Abmachungen zwischen Diether und dem Pfalzgrafen in Weinheim bemerkt er, er solle, wie er selbst, nur getrost und guten Mutes sein. Niemand von Adolfs Partei brauche zu verzagen, man werde ernstlichen Widerstand leisten. Er für seine Person betreibe eifrig die Rüstungen und werde in Bälde zur Stelle sein; der Pfalzgraf habe trotz seiner eifrigen Werbungen nicht mehr als vierhundert Pferde [4]. Am 23. November sandte nun auch Diether Adolf den Fehdebrief [5].

So war der Krieg, der in seinem Verlaufe die schönen Gaue des Rheins mit so viel Elend und Verwüstung heimsuchte, in aller Form

[1]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w. Bl. 30.
[2]) Daselbst Bl. 33. — Menzel a. a. O. S. 167 f.
[3]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w. Bl. 32.
[4]) Daselbst Bl. 33.
[5]) Daselbst Bl. 34.

erklärt. Die Bemühungen des Erzbischofs von Cöln, den Frieden herzustellen, und seiner darauf hinzielenden Vorschläge, die er am 5. Dezember Johann von Trier unterbreiten liess[1]), hatten keinen Erfolg. Doch kamen wegen der bald eintretenden heftigen Kälte die Feindseligkeiten zu einstweiligem Stillstande, um aber im folgenden Frühjahr um so heftiger auf's neue zu beginnen, nachdem auch die mittlerweile von Papst Pius über Diether und seine Verbündeten im Jahre 1462 verhängte Exkommunikation[2]), sowie die Massregeln und Ermahnungen des Kaisers, ihr Befolgung zu beschaffen, keineswegs die beabsichtigte Wirkung hatten. Auf seiten Diethers standen der Pfalzgraf Friedrich, Herzog Ludwig von Bayern, der Landgraf Heinrich von Hessen, Graf Philipp von Katzenellenbogen, zur Zeit einer der eifrigsten Anhänger der Union der trierischen Stände[3]), und andere, während ausser Kaiser und Papst vornehmlich Herzog Ludwig der Schwarze von Bayern, Markgraf Karl von Baden, Graf Ulrich von Würtemberg, Herzog Wilhelm von Sachsen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, sowie Kurfürst Johann von Trier und die Bischöfe Georg von Metz und Johann von Speyer zu der Gegenpartei zählten. Zu Führern der letztern hatte der Kaiser den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Markgraf Karl von Baden und den Grafen Ulrich von Würtemberg ernannt. So schrieb er am 19. März aus Graz an Johann von Trier, diesen unter Strafe von 1000 Pfund Gold und Verlust „aller Deiner und Deines stiffts Regalia, lehen, gnaden, freiheiten, privilegien und gerechtigkeiten, die Du von unsern Vorfahren am Reiche . . . . und uns in keyserlichen und königlichen Würden hast . . . .“ gehorsam zu sein und ihnen Hülfe und Beistand zu leisten[4]).

Es ist unsere Aufgabe nicht, den traurigen Streit, in welchem bei den meisten, die daran teilnahmen, persönliche und eigennützige Interessen die Triebfeder bildeten, in seinen Einzelnheiten zu verfolgen[5]). Sowohl Diether wie Adolf mussten sich die Hülfe ihrer Verbündeten zum grossen Teil mit schweren Opfern erkaufen[6]), die aus den Besitzungen des Mainzer Erzstifts genommen wurden. Nicht mit Unrecht konnte man dasselbe mit einer Kuh vergleichen, von deren Milch

[1]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w. Bl. 35.

[2]) Müller a. a. O. II S. 119.

[3]) Domarchiv.

[4]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 15, Kurtrier u.s.w. Bl. 37.

[5]) Siehe denselben Menzel a. a. O. S. 169 ff.

[6]) Trithemius l. c. II p. 443 s.

jedermann sein Anteil haben wollte[1]). Ein entscheidender und für Diether verhängnisvoller Wendepunkt trat erst ein, als es Adolf und seinen Verbündeten gelang, am 28. Oktober die Stadt Mainz, welche für Diether Partei ergriffen, nicht ohne Verrat, in ihre Gewalt zu bekommen. Die beutegierige Soldateska überliess sich der wildesten Plünderung, ohne zwischen den Adolf oder Diether ergebenen Bürgern zu unterscheiden, sie schonte nicht der Geistlichkeit, nicht der Klöster. Gross war die Beute, die in ihre Hände fiel. Adolf selbst übte ein strenges, unerbittliches Gericht an allen, die zu Diether gehalten, Verbannung war ihr Los[2]). Die Stadt selbst verlor ihre Reichsunmittelbarkeit und wurde dem Erzstift unterstellt[3]).

Verschiedene Versuche, den Frieden zwischen Adolf und Diether zu vermitteln, waren bisher misslungen. Eine Aussicht auf Erfolg zeigte sich erst, als des Pfalzgrafen Bruder Ruprecht, welcher zurzeit schon den erzbischöflichen Stuhl von Trier zu erlangen gesucht, nach Erzbischofs Dietrichs von Cöln Tode im März des Jahres 1463 zu dessen Nachfolger gewählt worden. Um die Bestätigung von Rom zu erlangen, musste ihm daran gelegen sein, zunächst eine Aussöhnung seines als des eifrigsten und einflussreichsten Parteigängers Diethers von Isenburg ebenfalls exkommunizierten Bruders mit Pius II. herbeizuführen. Vor der Hand erreichte er einen Waffenstillstand zwischen den Gegnern, der bis Martini dauern sollte. Doch noch vor Ablauf desselben ging Diether, der gegen seine Bundesgenossen misstrauisch geworden, einen Vergleich mit Adolf ein, nach welchem ihm gegen den Verzicht auf das Erzbistum ein kleines Gebiet überlassen blieb, wogegen dieser versprach, seine Schulden zu decken und seine Aussöhnung mit dem Papste herbeizuführen. Bald nachher schloss auch der Pfalzgraf Frieden mit Adolf und erklärte dem römischen Stuhle seine Unterwerfung[4]).

Die Fehde um den Mainzer Bischofsstuhl war auch die Veranlassung zu einem langwierigen Streite zwischen der Stadt Metz und dem dortigen Domkapitel geworden. Papst Pius sowohl wie Kaiser Friedrich hatten Bischof Georg von Metz aufgefordert, für Adolf v. Nassau gegen Diether v. Isenburg Partei zu ergreifen. Erst nach längerem Zögern kam er der dringenden Mahnung nach, geriet aber nach der unglücklichen Schlacht bei Seckenheim am 30. Juni 1462 in die

[1]) Müller a. a. O. II S. 117.
[2]) Trithemius l. c. II 453.
[3]) Daselbst p. 455. — Müller a. a. O. II S. 161.
[4]) Menzel a. a. O. S. 197 ff. — Müller a. a. O. II S. 189 ff. — Pastor a. a. O. II S. 144 ff.

Gefangenschaft des Pfalzgrafen Friedrich. Wie Georg, so hatte gleichfalls die Stadt Metz jene päpstliche wie kaiserliche Aufforderung erhalten, zeigte sich aber nicht im entferntesten geneigt, derselben Folge zu leisten, da die Angelegenheit sie nicht berühre und sie ausserdem aus triftigen Ursachen nicht in der Lage sei, an dem Streite sich zu beteiligen. In besonderen Appellationen an Papst und Kaiser sollten die Gründe näher dargelegt werden. Das Domkapitel hatte sich geweigert, der Appellation beizutreten, und um es dazu zu zwingen, liess sich der Rat unbesonneuer Weise zu den härtesten Massregeln gegen dasselbe verleiten. Diese hatten zur Folge, dass die Mehrzahl der Domherren die Stadt verliessen und in Pont-à-Mousson eine Zuflucht suchten und fanden. Nebst andern bemühte sich auch Johann von Trier, den Frieden wieder herzustellen. Zu dem Zwecke entsandte er die Offiziale von Trier und Coblenz nach Metz. In seinem Beglaubigungsschreiben, welche diese im August des genannten Jahres dem Rat überreichten, drückte der Erzbischof sein Bedauern über den Streit aus; als Metropolit des Bistums Metz, welches infolge der Gefangenschaft seines Bruders ohne Oberhirt sei, und in freundlicher Erinnerung an die ehrenvolle Aufnahme, welche ihm und seinem Bruder Karl vor Jahresfrist — bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges ihres Bruders Georg — in ihrer Stadt zuteil geworden, ersuche er um bestimmte Aufklärung über die Ursache des Streites, seine Boten hätten den Auftrag, eine Versöhnung herbeizuführeu. Der Rat dankte in höflicher Weise für das Anerbieten und gab die gewünschte Auskunft. Nachdem man gemeinschaftlich über verschiedene Wege, auf welchen der Friede zu erreichen sei, beratschlagt, wurde von den Trierer Abgeordneten im Namen ihres Erzbischofes ein Tag in Pont-à-Mousson zu Verhandlungen mit den Domherren vorgeschlagen. Der Rat bemerkte dagegen, dass das Domkapitel vor allem der Stadt Metz eine Genugtuung schulde, da es durch seine Abreise die Bevölkerung in grosse Aufregung versetzt und Droh- und Schmähbriefe an den Rat selbst gerichtet habe. Hierauf schlugen die Trierer Boten Diedenhofen oder Sirk zu Verhandlungen vor. Der Rat erklärte, man werde ihnen nach ihrer Rückkehr von Pont-à-Mousson, wohin sie sich begeben wollten, Bescheid sagen. Indes konnten sie von dort nur die Mitteilung zurückbringen, das Domkapitel seinerseits wolle sich zu keiner Verständigung bereit erklären, bis ihm für die Behandlung, welche ihm von dem Rat widerfahren, Genugtuung zuteil geworden sei [1]). So dauerte der ärgerliche Streit, in welchem die

[1]) Huguenin a. a. O. p. 315 s.

Stadt Metz wiederholt mit dem Interdikt belegt wurde, noch mehrere Jahre; erst 1467 gelang es den unablässigen Bemühungen Georgs, den der Pfalzgraf im August 1463 gegen hohes Lösegeld aus der Gefangenschaft entlassen, den Frieden wieder herzustellen [1]).

Erwähnen wir bei dieser Gelegenheit auch der Bemühungen Johanns, für das Interesse seines jüngsten Bruders Markus Sorge zu tragen. Diesem, der schon ein Kanonikat in Cöln besass, wusste er die Propstei im St. Florinsstift in Coblenz zu verschaffen, und die Aussicht, ein Bistum zu erlangen, bot sich demselben im Jahre 1465 infolge des Streites, der zwischen der Stadt Lüttich und ihrem Bischof Ludwig v. Bourbon schon eine geraume Zeit dauerte. Wiewohl Papst Paul II. sich zu Gunsten des letztern erklärt hatte, kündigten ihm die Lütticher samt dem Domkapitel den Gehorsam. Die Stadt sandte Boten an Markgraf Karl von Baden, um seine Hülfe gegen Ludwig und seinen Schützer, Herzog Philipp von Burgund, zu erbitten und zugleich Karls Bruder Markus das Protektorat über das Bistum anzutragen. Die beiden Brüder nahmen bereitwillig das Anerbieten an, um so mehr, da sie auf die Unterstützung des französischen Königs Ludwigs XI., des erbitterten Feindes des Herzogs und des Bischofs, rechnen durften; die beiden andern Brüder, Erzbischof Johann von Trier und Bischof Georg von Metz, sollen von dem Unternehmen, welches der Papst verurteilte, abgeraten haben, während Masen sagt [2]), Johann habe ihm zu diesem Bischofssitze verholfen. Jedenfalls gab Johann mit dem Markgrafen dem Bruder Markus mit einem Gefolge von zweihundert Reitern von Cöln aus, wohin die Lütticher ihm ebenfalls eine Schar von zweihundert Reitern entgegengesandt hatten, das Geleite nach Lüttich. Am Ostermontag hielt Markus hierselbst seinen feierlichen Einzug. Nachdem er auf dem Rathaus das Versprechen gegeben, sich ernstlich um die bischöfliche Würde zu bewerben, die Rechte und Freiheiten der Bürger nicht anzutasten, wurde ihm der Eid der Treue geleistet. Doch war sein Aufenthalt im Lütticher Bistum nicht von langer Dauer. In dem heftigen Parteikampfe, der diesen Vorgängen bald folgte, unterlagen die badischen Brüder und mussten sich durch eilige Flucht, selbst mit

[1]) Dom Calmet, Histoire Eccles. et civile de Lorraine 1728, II p. 948 ss. — Vergl. über den ganzen Streit Jahrb. der Gesellsch. für lothr. Gesch. und Altertumsk. 1894 S. 31 ff. — Ein reiches denselben Gegenstand betreffendes Aktenmaterial enthält das Archiv der Stadt Metz in der dortigen Stadtbibliothek.

[2]) Epitom. Annal. Trev. p. 599.

Zurücklassung ihrer persönlichen Habe, in die Heimat retten. Eine Aussöhnung der Lütticher mit ihrem alten Bischofe währte nicht lange, bald kam es wieder zu offenem Aufruhr gegen denselben, und eine Gesandtschaft wurde an Markus abgeordnet, um ihn zur Rückkehr einzuladen; dieser zog es jedoch vor, dem Rate seiner Brüder folgend, das Anerbieten dankend abzulehnen, wofür ihm als Lohn ein weiteres Kanonikat in Strassburg verliehen wurde [1]).

Nicht weniger war Johann zeitig darauf bedacht, das Ansehen und die Stellung der weltlichen Glieder seines Hauses und seiner Familie durch Verbindungen mit reichen und hervorragenden rheinischen Geschlechtern zu fördern und zu erhöhen. In einer glänzenden Doppelhochzeit feierte er im Jahre 1469 die Vermählung der Kinder seines Bruders Karl, der Zimburga mit dem Grafen Engelbert von Nassau und Breda, und Christophs mit Odilia, der Tochter des Grafen von Katzenelnbogen [2]). Jakob, der älteste Sohn der beiden letztern, folgte seinem Grossoheim Johann als Erzbischof und Kurfürst von Trier. Von den Wirren, welche seine Erhebung im Gefolge hatte, wird unten die Rede sein. Ein anderer Neffe Johanns, Friedrich, Sohn seines Bruders Karl von Baden, wurde 1484 in das trierische Domkapitel aufgenommen [3]); 1495 wurde er Chorbischof in Trier, 1496 Bischof von Utrecht [4]).

III.

Die nächstfolgenden Regierungsjahre Johanns bieten für die allgemeine Geschichte kein besonderes Interesse. Auf mehrern Reichstagen, auf denen wieder viel über einen Türkenzug geredet und verhandelt wurde, aber nichts zustande kam, um der stets näher rückenden Gefahr aus dem Osten wirksam entgegen zu treten, finden wir Johanns Boten, während er selbst, wie viele andere Fürsten, denselben fern blieb. Erneute Einfälle der Ungläubigen in ungarische und österreichische Gebietsteile im J. 1469, die Eroberung Negroponte's, die beispiellosen Gräuel, welche die osmanischen Horden hier verübten, schien die abendländische Welt aus ihrer Trägheit für den Augenblick aufrütteln zu wollen, aber es schien nur so. Auf mehrern schlecht

[1]) Stramberg, Rhein. Antiquarius I, 4. Bd. S. 239 ff. — Trithemius a. a. O. II p. 459.

[2]) Gesta Trev. II p. 339. — Brower l. c. II p. 297.

[3]) Chart. d. Domes Nr. 315 S. 949.

[4]) Metropolis Trev. I p. 157.

besuchten Reichstagen wurde wieder mancherlei geredet, aber nichts getan. So wurde denn für das Jahr 1471 ein neuer Tag nach Regensburg ausgeschrieben, auf welchem der Kaiser zum erstenmale seit Jahren persönlich anwesend war. Nebst andern Fürsten und Vertretern von Städten war auch Kurfürst Johann von Trier in Begleitung seines Bruders Markus mit einem glänzenden Gefolge persönlich gekommen [1]). Der Aufenthalt daselbst, der sieben Wochen dauerte, mit der Hin- und Rückreise von weitern sechs Wochen hatte ihn die Summe von mehr als 6000 Gulden gekostet [2]).

In einer langen Rede schilderte der Begleiter des päpstlichen Legaten die Lage im Osten, in glühenden, eindringlichen Worten wies er auf die Gefahr hin, von welcher die abendländische Christenheit bedroht sei, wenn man ihr nicht mit allen Mitteln entgegentrete; flehentlich mahnte und bat er, alles persönliche Interesse, allen Streit und Hader bei Seite zu lassen, um mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Feinde Einhalt zu gebieten [3]). Der Kaiser und einzelne andere zeigten den besten Willen zu tatkräftigem Handeln, aber nicht so die Mehrzahl. Verhandlungen und Beratungen wurden allerdings wieder gepflogen, die zu dem Ergebnis führten, dass in aller Eile ein Heer von 10000 Mann aufgebracht werden solle, um vor der Hand wenigstens die Grenzen zu schützen; eine besonders dazu verordnete Kommission hatte auch schon die Verteilung dieses Aufgebotes aufgestellt, wozu der Kurfürst von Trier mit 20 Reitern und 60 Mann zu Fuss eingeschätzt war [4]). Ausserdem sollte von allen Gütern und aller Habe der zehnte Pfennig als Abgabe zu dem Türkenzuge erhoben werden. Allein es blieb bei diesen Beschlüssen, zur Ausführung gelangten sie nicht. Der Klerus verhielt sich ablehnend gegen die Forderung des Zehnten. Wie schon früher, tagten im folgenden Jahre am 11. Juli 1472 im St. Florinsstift zu Coblenz [5]) die Domkapitel von Trier, Mainz und Cöln nebst Vertretern des übrigen Regular- und Säkularklerus dieser Kirchenprovinzen, um zu beraten und zu beschliessen, wie man sich dieser neuen Belastung entziehen könne. Es wurde hervorgehoben, dass die deutsche Nation, obwohl von den Böhmen [6]) bedrängt und am meisten

---

[1]) Gesta Trev. II p. 340. — Brower l. c. II p. 298.

[2]) Görz a. a. O. S. 233.

[3]) Müller, Reichstagstheater II S. 361 ff. [4]) Daselbst S. 486.

[5]) Domarchiv.

[6]) Noch im Jahre 1468 hatte der Papst der gesamten Geistlichkeit Deutschlands zur Bestreitung der Kosten des Krieges, den König Matthias

den Einfällen der Türken ausgesetzt, von den übrigen Nationen keinen Beistand erhalten habe. Dennoch seien sie bereit, ihr Möglichstes zu tun. Da sie aber seit Jahren durch unerträgliche Lasten beschwert worden, abgesehen von den an die Erzbischöfe zu zahlenden Steuern [1]) und dem durch Kriege und andere Landplagen eingetretenen allgemeinen Notstande, infolge dessen kaum noch ein Benefiziat sich finde, welcher den nötigen Lebensunterhalt habe, so verbänden sie sich hiermit, nicht aus Missachtung gegen den römischen Stuhl und ihre Obern, sondern aus schwer wiegenden und zwingenden Gründen zu gegenseitigem Schutz angesichts der neuen auf dem Reichstage von Regensburg auferlegten Türkensteuer. Werde daher jemand wegen seiner Weigerung, mehr zu geben als er sich freiwillig erboten, als der Exkommunikation verfallen und seines Benefiziums verlustig erklärt, so würden sie das nicht beachten, sondern ihn auf jede erlaubte Weise in Schutz nehmen und auf gemeinsame Kosten schadlos halten [2]). Dies Aktenstück scheint indes nur ein Entwurf der dem apostolischen Stuhle zu unterbreitenden Beschwerden zu sein, welcher auf einer spätern Versammlung in Coblenz am 21. Juli zur Beratung und Annahme vorgelegt werden sollte. Auch Erzbischof Johann muss damit einverstanden gewesen sein, da er am 13. Juli an die Dekane und Kapitel der Kollegiat- und Landkirchen innerhalb des Coblenzer Officialatsbezirks ein Rundschreiben erliess, das sie einlud, an dem genannten Tage in Coblenz zu erscheinen, um gemeinschaftlich zu beraten, wie man der vom Papste und dem Reichstage zu Regensburg beschlossenen Forderung des Zehnten entgehen könne [3]). Beitrittserklärungen zu dieser Union finden sich noch von seiten der

---

von Ungarn gegen König Georg Podiebrad von Böhmen und die Hussiten unternahm, den Zehnten von allen Einkünften auferlegt und Johann von Trier am 20. April dieses Jahres mit der Einziehung desselben beauftragt (Staatsarchiv in Coblenz). Zu Anfang des folgenden Jahres wurde er durch den apostolischen Legaten Lorenzo Roverella neuerdings um Zahlung des Zehnten zu demselben Zwecke inständig ersucht (Staatsarchiv in Coblenz Nr. 13, Kurtrier, Korrespondenz des Eb. Johann II. v. Baden Bl. 27 u. 28).

[1]) Im April dieses Jahres hatte Papst Sixtus Johann von Trier das seinem Vorgänger Jakob von Sirk bereits verliehene Privilegium erneuert, auch von den geistlichen Gütern Zoll zu erheben bis die Schulden des Erzstifts gedeckt und dessen verpfändete Besitzungen wieder eingelöst seien. Temporale Johanns v. Baden Abschrift in der Stadtbibl. zu Trier IV S. 647 ff.

[2]) Chart. des Domes Nr. 315 p. 707 ss.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 13, Kurtrier, Korrespondenz des Eb. Johann v. Baden Bl. 41.

Geistlichkeit des Dekanates Juvigny im französischen Teile der trierischen Erzdiözese[1]) und des Stiftskapitels von Carden[2]).

Erzbischof Johann selbst hatte auf dem Reichstage in Regensburg verschiedene Vergünstigungen vom Kaiser erhalten. Da ihm die Stadt Boppard seit einiger Zeit von den dort vertriebenen Waren den Zoll verweigert, so schärfte ihr Friedrich am 15. Juli 1471 die Entrichtung desselben unter schwerer Strafe ein[3]). An demselben Tage gestattet er ihm, in Anbetracht der gedrückten Finanzlage seines Erzstifts, von jedem Schwein, das durch sein Gebiet getrieben werde, einen Weisspfennig Zoll mehr als bis dahin üblich gewesen, zu erheben — desgleichen von jedem Fuder Wein, das von der Mosel zu Wagen über Land geführt wird und bei den Mosel- und Rheinzollstationen die Taxe nicht entrichtet hat, einen Gulden zu Wittlich, Hontheim, Ulmen und Faid zu nehmen[4]). Letzteres Privileg wurde im November noch dahin erweitert, auch an andern, als den in der Urkunde vom 15. Juli genannten Orten von jedem Fuder Wein einen rheinischen Gulden Zoll zu erheben — und auf Klagen Johanns erklärte der Kaiser zugleich alle gegen den Wein- und Schweinezoll vorgeschützten Privilegien als ungültig[5]).

Was den Türkenzug anbelangt, so waren auch die Reichstage von 1472 in Neustadt und 1473 in Augsburg trotz aller Bemühungen Papst Sixtus' IV. ebensowenig von einem wirklichen Erfolg begleitet. Auf letzterem Tage war Johann in Person anwesend und sein Bruder Georg von Metz erhielt dort vom Kaiser die Regalien[6]).

Für die Stadt Trier wurde das Jahr 1473 durch jene viel beschriebene Begegnung zwischen Friedrich III. und dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund von besonderer Bedeutung. Karls anfängliche

[1]) Chart. des Domes Nr. 315 p. 714 ss.

[2]) Daselbst p. 717 ss. — Was übrigens Erzbischof Johann anbelangt, so gab ihm König Matthias von Ungarn in einem spätern Briefe, in welchem er ihm über einen glänzenden Sieg über die Türken berichtet, das Lob, dass er ihn unter den deutschen Fürsten als denjenigen kenne, welcher der Sache der Christenheit am meisten gewogen sei. „Hujus victoriæ lætitiam cum Joanne se eo communicasse libentius, quod eum in Imperio Principem unicum norit, qui prosperis rei Christianæ successibus vel maxime faveat". Brower l. c. II p. 308.

[3]) Chmel, Regesta Chronologica — diplomatica Friderici III. Rom. Imp. Nr. 6281.

[4]) Daselbst Nr. 6283 und 6284.

[5]) Daselbst Nr. 6498 und 6499.

[6]) Müller a. a. O. S. 538.

Absicht, mit dem Kaiser in Metz zusammen zu treffen, war an der Weigerung der dortigen Bürgerschaft, ihn mit einer beträchtlichen Truppenzahl einzulassen, gescheitert, und so wurde Trier als Ort der Zusammenkunft bestimmt [1]).

Nach Schluss des Reichstages war Friedrich von Augsburg aufgebrochen, um verschiedene Reichsstädte zu besuchen, und überall hatte er ehrenvolle Aufnahme und Huldigung gefunden; am 28. September langte er vor Trier an. Erzbischof Johann, der mit Erzbischof Berthold von Mainz auf der Reise sein Begleiter und Ratgeber gewesen, war ihm dahin vorausgeeilt, um die Vorbereitungen zu seinem feierlichen Empfange treffen zu können. Mit vierhundert kostbar geschirrten Pferden und einem auserlesenen Gefolge von Grafen und Herren, ritt er, als das Nahen des Kaisers gemeldet wurde, bis auf eine Stunde Weges demselben entgegen, um ihn zu bewillkommnen und in die alte Moselstadt zu geleiten. Der glänzende Zug bewegte sich zunächst unter dem Geläute aller Glocken nach dem Dom, woselbst Friedrich, während das feierliche Te Deum gesungen wurde, knieend an den Stufen des Altars sein Gebet verrichtete; hierauf wurde er nach dem erzbischöflichen Palast geleitet. Erst einige Tage später erschien Karl von Burgund im Weichbilde der Stadt, mit einem Gefolge, das an Zahl wie an Glanz und Pracht jenes des Kaisers weit übertraf; die auserlesensten Mannschaften seiner Gebiete und Herrschaften hatte der Herzog für diese Gelegenheit aufgeboten.

Sobald Friedrich von der Ankunft Karls Kunde erhalten, ritt er ihm in feierlichem Zuge entgegen. Den Zug eröffneten der Adel und die Ritterschaft unbedeckten Hauptes, mit kostbaren Gewändern bekleidet; die Rüstung trugen sie nicht, weil Friedrich jedes kriegerische Gepränge verboten, da die Begegnung eine friedliche und freundschaftliche

---

[1]) Bachmann a. a. O. II S. 420 f. — Die zahlreichen Berichte von Zeitgenossen und teilweise von Augenzeugen weichen in ihren Darstellungen über diese Zusammenkunft so vielfach von einander ab, dass es schwer, wenn nicht unmöglich ist, volle Klarheit über die einzelnen Begebnisse während des Aufenthaltes der beiden Herrscher in Trier zu erlangen. Bachmann a. a. O. S. 422 Anmerkung 1 verzeichnet eine ganze Menge von Quellen, welche desselben erwähnen oder ihn besonders behandeln. Wir folgen hier hauptsächlich Birken, östreich. Ehrenspiegel V. Buch, 21. Kap., woraus auch die Darstellung bei Müller, Reichstagstheater II S. 559 ff. zum grossen Teil entnommen ist, während er bei Bachmann sonderbarerweise nicht erwähnt wird, ebensowenig wie die Darstellung Browers in dessen Annales Trev. II p. 300 ss.

sein sollte. Den Grafen und Rittern folgten sechzehn kaiserliche Trompeter und Herolde, an welche sich die Fürsten schlossen. Hinter diesen ritten Friedrichs Sohn, der jugendliche Maximilian, und der türkische Prinz Calixt Othmann, ein Bruder des Sultans, der sich zur Zeit vor dessen Mordanschlägen nach Rom geflüchtet und von Papst Calixt III. die Taufe empfangen hatte. Es folgten dann die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz und Trier nebst andern Bischöfen und fürstlichen Persönlichkeiten, sowie der Reichserbmarschall mit dem entblössten Schwerte, nach diesem der Kaiser selbst in kostbarem reich mit Edelsteinen besetzten Prachtgewande „eines Fürstenthums werth geschätzt". Eine grosse Volksmenge schloss den Zug.

All dieser Glanz wurde aber verdunkelt durch die Pracht, welche der reiche und mächtige Burgunderherzog bei diesem Anlass nicht ohne Absicht entfaltete. Umgeben von der Blüte des Adels seiner Lande, kirchlichen und weltlichen Grossen, den Rittern des Goldenen Vliesses, den Herzögen von Cleve und einer Menge anderer Grafen und Herren, die in Kleidung wie in der Aufschirrung ihrer Pferde einen nie gesehenen Luxus an den Tag legten, trug Karl selbst über dem Panzer einen Mantel von Goldstoff, mit Edelsteinen und Juwelen in solcher Menge und von solchem Werte besetzt, dass man denselben auf die für jene Zeit ungeheure Summe von 80 000, nach andern sogar auf 200 000 Dukaten schätzte. Als er des Kaisers ansichtig wurde, wollte er vom Pferde steigen, was dieser aber nicht zuliess, indem er eiligst auf ihn zuritt, seine Hand ergriff und bat, diese Ehrenbezeugung zu unterlassen, sodass der Herzog sich darauf beschränkte, den Helm abzunehmen und entblössten Hauptes dem deutschen Reichsoberhaupte seine Ehrfurcht „mit gesuchter Demuth" zu bezeugen, während Friedrich ihn fast wie seines Gleichen behandelte [1]). Mit besonderer Herzlichkeit begrüsste dann Karl den kaiserlichen Prinzen, damals 14 Jahre alt, und liess sein Auge mit innigem Wohlgefallen auf seiner mit aller Anmut und Kraft der ersten Jugend umwobenen Erscheinung weilen. Mittlerweile war der Kaiser weiter geritten, um die auf freiem Felde aufgestellten Truppen des Herzogs zu besichtigen, deren Haltung und kostbare Ausrüstung ihn mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Das hereinbrechende Dunkel der Nacht und ein strömender Regen mahnte

[1]) Nach Brower l. c. II p. 300, der hier wie in manchen andern Punkten von der Darstellung Birkens und anderer abweicht, war der Herzog abgestiegen und hatte das Knie gebeugt, worauf der Kaiser ihn mit der Hand emporzog und küsste.

indes zur Rückkehr in die Stadt. Wiewohl Karl sich in der ausserhalb derselben gelegenen Abtei St. Maximin, über welche er als Besitzer von Luxemburg die Schutzherrschaft besass, seine Wohnung hatte herrichten lassen, bestand er dennoch darauf, dem Kaiser, trotz dessen Abmahnung, mit den Vornehmsten seines Gefolges und einer auserlesenen Reiterschar das Geleite auf dem Rückwege zu geben. Auf dem „grossen Stadtplatze" angelangt, gestattete ihm Friedrich aber nicht, ihn weiter zu begleiten [1]). So verabschiedeten sie sich für diesen Tag, der Kaiser ritt nach dem erzbischöflichen Palast. Karl kehrte nach Maximin zurück. Des letztern Truppen lagen in einem Umkreise von acht Meilen um die Stadt in den Flecken und Dörfern im Quartier.

Am nächsten Tage, Samstag den 2. Oktober, stattete Karl, von fünfzig der vornehmsten Herren seines Gefolges begleitet, dem Kaiser seinen Besuch ab; dieser war ihm mehrere Stufen der Palasttreppe hinabsteigend entgegengekommen. Die Begrüssungsworte, denen der Herzog sich bediente, mussten für Friedrich etwas Befremdendes, wenn nicht Verletzendes haben. Er müsse sich glücklich schätzen, sagte er, dass ein römischer Kaiser ihm zu Liebe, Ehren und Gefallen, einen so weiten Weg gemacht habe. Um den Hochmut, der sich hierin kund gab, in die gebührenden Schranken zu weisen, entgegnete dieser: Wie es den römischen Kaisern im allgemeinen und besonders denen aus dem Hause Österreich eigen sei, gleich der Sonne die Strahlen ihres Lichts allen, vorzüglich aber ihren lieben und getreuen Reichsfürsten zu spenden, ihnen Ehre und Gutes zu erweisen und sie dadurch in Treue und Gehorsam zu befestigen, so habe auch er sich bewogen gefühlt, Karl als einem Fürsten des Reiches und aus Liebe zu dem burgundischen Hause mit seinem Sohne und andern Reichsfürsten diese Zusammenkunft zu gewähren, in der Absicht, „mit demselben, durch Gnade des Allmächtigen und der ganzen Christenheit zum Besten, in Liebe und gutes Vernehmen sich einzulassen". Mit einer tiefen Verbeugung erwiderte der Herzog, dass er sich dieses Beweises der Liebe zum Hause Burgund in aller Treue und festem Gehorsam gegen den Kaiser sein ganzes Leben hindurch erinnern werde, „auch nach solchen Wegen denken und trachten wolle, damit in künftige Zeit dies Band der Liebe auf's

[1]) Brower lässt Karl den Kaiser bis zum Palast begleiten. Nach einem andern Berichterstatter bei Müller a. a. O. II S. 561 habe Friedrich in einem grossen und prachtvollen Gebäude am Markte gewohnt: „Imperator in ædes amplas atque magnificas in prospectu fori . . . divertit". Was könnte das für ein Gebäude gewesen sein? —

engste zusammengezogen, und ewig unzerrissen erhalten werden möge". Hierauf begaben sich die Herrscher nach einem besondern Gemach „daselbst sie zusammensassen, und von allerley Handlung eine Stunde lang red wechselten". So schildert Birken diesen Empfang. Aus andern Berichten [1]) dagegen kann man nicht auf Überhebung des Burgunderherzogs schliessen, da er nicht einmal das Wort ergriffen, sondern sein Kanzler. Dieser „that eine lange schöne Rede", mit „wie grosser Begierde" sein Herr „begehrt habe", den Kaiser zu sehen, dem er gehorsam sein und dienen wolle „mit allen seinen Landen, Leib und Gut". Hierauf habe nicht der Kaiser die Antwort gegeben, sondern der Erzbischof von Mainz. Mit grossem Danke habe er die Erbietungen des Herzogs angenommen; sie seien hoch willkommen, da das Reich und die kaiserlichen Erblande von den Türken schwer bedrängt seien, dabei möge der Herzog nach Kräften helfen, und Karl habe es auf das bereitwilligste zugesagt, sofern seine Streitkräfte nicht durch den französischen König (Ludwig XI.), seinen unversöhnlichen Gegner, der ihm stets neue Händel suche, in Anspruch genommen würden. — Am folgenden Tage erwiderte Friedrich den Besuch Karls im Kloster Maximin. Bei dieser Gelegenheit wurde nach dem einen Berichterstatter über einen Türkenkrieg, nach Birken über die Heirat der Erbtochter Karls Maria mit dem Prinzen Maximilian von seiten des Kaisers verhandelt, während es dem Herzog um die Belehnung mit dem kürzlich erworbenen Geldern und die Erlangung der Königswürde zu tun war [2]).

Von allen Festlichkeiten während dieser Fürstentage in Trier war jene die glänzendste und prunkvollste, die der Burgunderherzog zu Ehren des Kaisers in St. Maximin am 7. Oktober veranstaltete. Eingehend berichtet darüber Birken [3]). In den reichsten Prachtgewändern, die ihnen zu Gebote standen, begaben sich Friedrich und sein Gefolge im Laufe des Morgens des genannten Tages nach der Abtei, woselbst sie von Karl und seinem Hofstaate unter grossem Gepränge empfangen und zunächst zu der im reichsten Festgewande erstrahlenden Kirche geführt wurden. Man habe, erzählt Birken, dort die Statuen der zwölf Apostel von gediegenem Silber in Lebensgrösse sehen können, und eine mannshohe goldene Lilie mit Edelsteinen so reich besetzt, dass sie allein 100000 Kronen wert gewesen. Kostbare Teppiche, in welche die

[1]) Bachmann a. a. O. II S. 425.

[2]) Müller a. a. O. II S. 565 und 568.

[3]) Bei Müller a. a. O. II S. 565 f. — In trierischen Quellen Brower II p. 301 s. und Gesta Trev. II p. 347 ss.

Leidensgeschichte des Herrn aufs kunstvollste eingewebt war, deckten die Wände des Gotteshauses. Eine noch grössere Menge von ausgestellten Schätzen zählen die Gesta Trev. II p. 348 auf. Nach einem feierlichen von Erzbischof Johann zelebrierten Hochamte, bei welchem die Musikkapelle und der Sängerchor des Herzogs Bewunderung erregten, geleitete Karl den Kaiser und dessen Sohn nach dem nicht minder mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Refektorium der Abtei. Auch hier deckten Teppiche von Seiden- und Goldstoffen, in welchen Darstellungen aus der Geschichte Troja's und des Goldenen Vliesses auf das kunstvollste in natürlicher Grösse eingewebt waren, die Wände. In der Mitte des Raumes erhob sich ein runder Anrichtetisch mit neunzehn Stufen, alle mit goldenen und silbernen Gefässen besetzt; drei Einhörner von Gold, „die man allein eines Fürstenthums werth geschätzt", krönten den Aufbau. Drei weitere Tische trugen die zur Bedienung der Gäste erforderlichen Geschirre, alle von edlem Metall. Als der Herzog, bevor man sich zum Mahle niederliess, dem Kaiser aus einem goldenen Becken Wasser über die Hände giessen wollte, gestattete dieser die Ehrenbezeugung nicht, und da jener in gleicher Absicht sich dem Prinzen Maximilian zuwandte, geriet dieser in eine solche Verlegenheit, dass er tief errötete, was dem Vater und dem Herzog ein beifälliges Lächeln entlockte. An achtzehn Tafeln nahmen die Gäste Platz. In der Mitte der ersten sass der Kaiser, zu seiner Rechten der Bischof Ludwig von Lüttich als Verwandter der französischen Königsfamilie, weiter die Erzbischöfe von Mainz und Trier; zur Linken des Kaisers sass der Herzog selbst mit Maximilian und andere der vornehmsten deutschen Fürsten. Je nach Rang und Stellung waren die anderen Herren an den übrigen Tafeln verteilt. In goldenen und silbernen Schüsseln wurden die auserlesensten Gerichte aufgetragen, vor denen Herzoge und Grafen, zur persönlichen Bedienung des Kaisers bestimmt, einherschritten. Mit dem sogenannten Johannistrunk, dem Trunk der Liebe, schloss das festliche Mahl.

Nach aufgehobener Tafel begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge wiederum zur Kirche, wo er der Vesper anwohnte und dann von dem Erzbischof von Trier den Segen empfing, worauf er nach der Stadt zurückkehrte.

Am folgenden Tage fanden Kampfspiele statt. Die Deutschen veranstalteten morgens im Bering der Abteigebäude ein kleines Turnier, an dem sich aber nur wenige Herren beteiligten, da es den meisten an der nötigen Rüstung fehlte. Der dabei von den Kämpfern an den

Tag gelegten Manneskraft und Behendigkeit in ihren schweren Panzern wurde von den Burgundern, die solches noch nicht gesehen, reicher Beifall zuteil. Mit einem Scheingefecht der Burgunder am Nachmittage desselben Tages schlossen die Festlichkeiten. Wiewohl in der Beschreibung derselben die Berichterstatter wieder vielfach von einander abweichen, so sind doch alle darin einig, dass der dabei von den Burgundern zur Schau getragene Luxus, der Aufwand und Prunk ein bis dahin in deutschen Landen unerhörter gewesen sei.

Welches war nun der eigentliche Zweck dieser Zusammenkunft in Trier, die jedenfalls nicht ein blosser Austausch von Höflichkeiten, nicht eine blosse Veranstaltung von Festlichkeiten sein sollte. Die Meinungen hierüber gehen vielfach auseinander; doch war die Beratung eines Türkenzuges sicher nicht die Hauptsache [1], letzteres war wohl nur der ostensible Zweck der Zusammenkunft [2], unter dem sich andere persönliche verbargen. „Das Haupt-Absehen dieses trierischen Convents war zwar auf Kayserl. Seiten, eine Heirath zwischen Ihrer Majestät Sohne, Ertz-Herzog Maximilianen, und der burgundischen Prinzessin und Erbtochter, Marien, zu stifften, und auf Seiten Herzog Carls von Kayserl. Maj. sowohl die Geldrische Belehnung als Burgundische Crone zu erlangen. Allein es kam doch auch auf sothanen Convent, und zwar, wenigstens honoris ergo, zuerst die Türcken-Kriegs-Sache aufs Tapet“ [3]. Brower [4] erwähnt in seinem Berichte über den Zweck der Zusammenkunft, den er nach belgischen Annalisten gibt, nichts von der Türkenfrage. Die Forderungen des Burgunderherzogs gingen aber noch weiter, wie aus den schon während des Sommers gepflogenen Verhandlungen zwischen ihm und Friedrich erhellt. Er verlangte nichts weniger, als dass er noch bei Lebzeiten des Kaisers zum Römischen Könige oder wenigstens zum unwiderruflichen Reichsvikar ernannt werde und nach Friedrichs Tode selbst die kaiserliche Würde sowie das Recht erhalte, seinen künftigen Schwiegersohn Maximilian zum Römischen König zu erheben [5]. Diese Forderungen habe Friedrich abgelehnt, sich dagegen bereit erklärt, Karl zum Könige über die ausserhalb des Reiches liegenden burgundischen Gebiete zu machen, unter der Bedingung, dass er

[1] Menzel, Geschichte von Nassau V S. 392.

[2] Monumenta Habsburgica, Aktenstücke und Briefe zur Gesch. des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I. von Joseph Chmel I 1 S. LXVIII.

[3] Müller a. a. O. II S. 568.

[4] l. c. II p. 302.

[5] Menzel a. a. O. S. 392. — Chmel in Monumenta Habsburgica I 1 S. 30 ff.

dieselben als Lehen vom Reiche nehme und ihm zur Wiedererlangung verschiedener an die Schweizer verpfändeten österreichischen Besitzungen behülflich sei. Das genügte dem Burgunder nicht. Ausser der Belehnung mit Geldern verlangte er noch das durch Tod erledigte Herzogtum Lothringen und verschiedene Bistümer, und wenn er nicht Römischer König werden könne, dass wenigstens die Kurwürde von Böhmen mit dem neuen burgundischen Königreiche verbunden werde; so wollte er sich einen verfassungsmässigen Einfluss im deutschen Reiche sichern [1]).

Anders stellt Priebatsch den Zweck der Begegnung, soweit es Friedrich anbelangt, dar. „Nicht weil das Reich ihm nicht die verlangten Mittel gegen die Türken bewilligen wollte, ist Friedrich III. zu Herzog Karl gegangen, nicht um das Reich durch ihn gegen die Osmanen zu verteidigen, sondern um seinen Thron und das Reich vor Karls ungemessenem Ehrgeize zu schützen". Von den verschiedensten Seiten bedrängt, befand sich der Kaiser in grosser Verlegenheit. Mit dem Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein, Friedrich dem Siegreichen, war er seit langer Zeit verfeindet, und stets neue Widerwärtigkeiten erwuchsen ihm aus dessen Unbotmässigkeit. Weitere Schwierigkeiten bereiteten ihm die politischen Wirren im Osten des Reiches, in Böhmen und Polen, besonders in Ungarn, woselbst König Matthias in des Kaisers eigenen Erblanden dessen Vasallen zum Aufruhr und Aufstande verleitete, weil dieser ihm gegebene Zusagen nicht erfüllt hatte. Dazu drohten neue Verwicklungen mit den Schweizern. Mit all diesen Feinden Friedrichs stand Karl von Burgund mehr oder weniger in Verbindung, und mehr als je schien ihm der Zeitpunkt gekommen, seine ehrgeizigen Pläne, die ihn selbst nach dem Kaiserthrone seinen Blick erheben liessen, verwirklichen zu können. Um sich aus dieser Lage zu befreien, habe der Kaiser bei dem Burgunder Hülfe und ihn für sich zu gewinnen gesucht, das sei ihm der nächste Zweck der Begegnung in Trier gewesen, nicht die Heirat seines Sohnes mit der Tochter des Herzogs; diese habe er erst dann erreichen zu können geglaubt, wenn er vorher ein gutes Einverständnis mit demselben erzielt habe [2]).

Die Verhandlungen zwischen beiden Herrschern, die im allgemeinen schon bei dem ersten Besuche des Herzogs bei Friedrich eröffnet worden, aber erst nach den prunkvollen Festlichkeiten ernstlich geführt wurden, hatten ein für beide Teile wenig befriedigendes Ergebnis. So sehr der Kaiser die Verbindung seines Sohnes mit der reichen Erbin von Burgund

[1]) Menzel a. a. O. — Chmel a. a. O. S. 51.

[2]) Publikationen aus den Kgl. Preuss. Staatsarchiven 59. Bd. S. 49 ff.

wünschte, so sehr ihm daran gelegen war, sich die Hülfe des mächtigen Herzogs in seiner dermaligen bedrängten Lage zu sichern, die Forderungen des letztern schienen ihm allzuhoch und zu verwegen, als dass er sie selbst um jenen Preis erfüllen zu können glaubte. Die Belehnung mit Geldern hatte er ihm allerdings zugesagt, und dies war auch das einzige, was Karl wirklich erhielt. Sie erfolgte am 6. November unter grossem Pomp auf dem „grossen Platz“ in der Stadt. In vollem kaiserlichen Ornat, mit einer Albe von Damast bekleidet, über der sich eine Stola von rotem Samt kreuzte, umhüllt von einem prachtvollen Mantel, auf welchem der Reichsadler in kostbarer Stickerei angebracht war, und mit der goldenen Krone auf dem Haupte bestieg der Kaiser den eigens zu dem Zwecke hergerichteten Stuhl, den Lehenstuhl, mit ihm zugleich die Kurfürsten von Mainz und Trier in ihren Kurfürstengewändern, sowie Prinz Maximilian, der an Stelle des abwesenden Kurfürsten von Brandenburg das Szepter hielt. Andere Fürsten trugen die übrigen Reichsinsignien, den Reichsapfel und das entblösste Schwert. Sobald der Kaiser Platz genommen, erscholl ein Trompetensignal, worauf eine Anzahl niederländischer Edeln herantrat, gefolgt von Herzog Karl, der als ein Fürst des Reiches einen langen, rotsammetnen, mit Hermelin gefütterten Mantel trug, auf dem Haupte ein Barett von schwarzem Sammet mit einem kostbaren Edelstein. Den Stuhl hinaufsteigend, liess er sich vor dem Kaiser auf die Kniee nieder, legte zwei Finger an das Kreuz des Schwertes, das Friedrich in der Hand hielt, und sprach den ihm von dem Kurfürsten von Mainz vorgelesenen Eid nach: dass er für die Zeit seines Lebens dem Kaiser und dem Reiche jederzeit als ein getreuer Fürst zur Hülfe bereit und gewärtig sein werde. Hierauf erfolgte die Belehnung unter Überreichung der Fahne von Geldern [1]). — Inbetreff der königlichen Würde ist soviel gewiss, dass Friedrich bereit war, sie dem Herzog zu verleihen, ihn zum König über die bereits von ihm besessenen Landschaften und Gebiete zu machen, und letzterer rechnete so sicher hierauf, dass er bereits alle Vorbereitungen zu seiner Krönung hatte treffen lassen: die königlichen Insignien, Krone und Szepter waren schon vorhanden, in der Liebfrauenkirche der Thron errichtet und Bischof Georg von Metz dazu bestimmt, die Salbung vorzunehmen [2]). Aber die so lange hierüber gepflogenen Verhandlungen scheiterten noch in letzter Stunde. Auf wessen Seite lag die Schuld? — Die Einen finden sie in dem Misstrauen Friedrichs gegen Karl,

[1]) Müller a. a. O. S. 587.

[2]) Brower l. c. II p. 302. — Müller a. a. O. II S. 593.

das Ludwig XI. von Frankreich, als er Kunde von dem Plan erhalten, in seiner Weise zu verstärken gewusst[1]. Andere suchen die Ursache darin, dass Karl die Zustimmung der Kurfürsten, wenigstens der in Trier anwesenden, der beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier, zu seiner Erhebung wie auch zur Belehnung mit Geldern verlangt habe, wiewohl der Kaiser ihm die Versicherung gegeben, es bedürfe dazu nur seiner eigenen Machtvollkommenheit. Doch habe er schliesslich dem Drängen des Herzogs willfahrt und den Erzbischöfen von Mainz und Trier, sowie den Räten des Markgrafen Albrecht von Brandenburg davon Mitteilung gemacht und sie um ihre Meinung ersucht. Sie gaben ausweichende Antworten, wohl aus Missvergnügungen darüber, dass sie zu den früheren Verhandlungen nicht zugezogen worden; man solle, so wandten sie ein, bei der Wichtigkeit der Sache sie auf den nächsten Reichstag, der zu Anfang des nächsten Jahres in Augsburg zusammentreten werde, verschieben, und als Friedrich das für unmöglich erklärte, erbaten sie sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Aber auch dann gaben sie keine bestimmte Antwort, und den Kaiser verdross es sehr, dass Johann von Trier geltend zu machen suchte, der Kurverein stehe einem einseitigen Vorgehen einzelner Kurfürsten entgegen. Doch weigerten sie sich nicht, als ihnen der Kaiser seinen Entschluss eröffnete, trotz alledem dem Begehren des Burgunderherzogs zu willfahren, wie bei der Belehnung mit Geldern, so auch bei der Krönung zugegen zu sein. Damit wollte indes Karl sich nicht begnügen, er verlangte ihre ausdrückliche Einwilligung zur Errichtung des Königreichs Burgund, wiewohl ihm Friedrich aufs neue versicherte, dessen bedürfe es nicht. Als Karl nun dennoch die beiden Kurfürsten dringend zur Beantwortung der Frage aufforderte, ob der Wille des Kaisers in der Tat allein dazu hinreiche, erbaten sie sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tage, aber ihre dann gegebene ausweichende Antwort befriedigte den Herzog nicht. Weitere Verhandlungen zwischen diesem und Friedrich führten zu keinem Ergebnis[2], und die Ursache sucht Priebatsch bei dem Herzoge selbst, der mittlerweile andern Sinnes geworden, sich mit andern Plänen getragen. Die ausweichenden Antworten der beiden Kurfürsten seien ihm ein willkommener Vorwand gewesen, die Unterhandlungen abzubrechen, und darum habe der Kaiser, der das wohl erkannt, so plötzlich

[1]) Brower l. c. II p. 302. — Müller a. a. O. II S. 593 f.

[2]) Bachmann a. a. O. II S. 431 ff. — Fontes Rerum Austriacarum. — Östr. Geschichtsquellen 2. Abt. Diplomata et Acta XLVI S. 221 ff.

Trier verlassen, um das praevenire zu spielen[1]). Die Abreise erfolgte am 25. November morgens in aller Frühe zu Schiff die Mosel hinab. Eingehend verbreiten sich darüber die Räte des Markgrafen Albrecht von Brandenburg in einem Berichte an ihren Herrn. Peter von Hagenbach, Karls Statthalter in den ihm verpfändeten österreichischen Besitzungen am Oberrhein, eilte dem wegfahrenden Kaiser mit einer Botschaft seines Herrn nach, dass er bedauere, ihn nicht nochmals vor seiner Abreise habe sprechen zu können; der Kaiser möge daher etwas langsamer fahren lassen, damit Karl ihn noch einholen und sich von ihm verabschieden könne. Das sagte Friedrich zu, doch möge er sich beeilen. Sobald aber Hagenbach nicht mehr gesehen wurde, fuhr man rasch weiter. Karl habe das aufs höchste verdrossen und sei er an demselben Tage von Trier nach Diedenhofen zu aufgebrochen und „in sein stat gezogen“. Der Kaiser hingegen sei es wohl zufrieden gewesen, dass er nicht mehr mit ihm zusammengetroffen; in vier Tagen schon habe er Coblenz erreicht, während die Dauer der Fahrt auf fünf Tage berechnet gewesen[2]).

IV.

Von Coblenz hatte der Kaiser sich ohne weitern Aufenthalt nach Cöln begeben in der Absicht, Frieden und Ordnung im Erzstift wieder herzustellen. Ein erbitterter Streit[3]) war hier zwischen dem Erzbischof Ruprecht von der Pfalz, dem Bruder des mit dem Kaiser bis an das Ende seines Lebens verfeindeten Pfalzgrafen Friedrichs des Siegreichen, einerseits und dem Domkapitel, dem Adel und der Stadt Cöln anderseits ausgebrochen. Seit vielen Jahren hatte Ruprecht zur Deckung seiner Schulden wie zur Bestreitung seines Aufwandes immer neue Geldmittel verlangt, war zuletzt aber auf entschiedenen Widerstand gestossen. Dazu kamen noch vielfache Klagen über Verletzung verbriefter Rechte und Privilegien, deren er sich schuldig gemacht. Schon Herzog Philipp von Burgund, noch mehr aber sein Sohn Herzog Karl hatten sich, jede Gelegenheit begierig ergreifend, ihren Einfluss im deutschen Reiche auszudehnen, in diese Händel gemischt und für den Erzbischof Partei ergriffen; es war schliesslich soweit gekommen, dass

[1]) a. a. O. S. 59 ff.

[2]) Fontes Rerum Austriacarum a. a. O. S. 237 f.

[3]) Vergl. über diese Wirren besonders Ennen, Gesch. d. Stadt Cöln III, S. 453 ff. und S. 473 ff. — Bachmann a. a. O. II S. 439 ff.

das Domkapitel nebst einer Anzahl von Herren aus dem Adel und einigen Städten, zu denen auch Neuss an erster Stelle gehörte, im März 1473 den Beschluss fassten, sich von Ruprecht loszusagen und den Landgrafen Hermann von Hessen, Dechant des St. Gereonsstiftes, zum Verweser und Schützer des Erzstifts zu wählen. Verschiedene Versuche, den Frieden wieder herzustellen, waren ohne Erfolg geblieben, beide Teile rüsteten sich zu einem erbitterten Kampfe, dessen Ausbruch nur für kurze Zeit durch einen von Erzbischof Johann von Trier im Mai 1473 vermittelten Waffenstillstand hinaus geschoben wurde [1], wiewohl es auch bis dahin an blutigen Zusammenstössen der streitenden Parteien und vielfachen Verwüstungen im erzstiftischen Gebiete nicht gefehlt hatte. Der Versuch des Kaisers nun, Frieden zu stiften, scheiterte an der Hartnäckigkeit Erzbischofs Ruprecht. Den Gesandten Friedrichs, welche ihn am 14. Dezember im Schlosse zu Brühl aufsuchten, entgegnete er voll Trotz: Das Domkapitel habe sich im Landgrafen Hermann einen Schutzherrn erwählt, dasselbe habe auch er getan, sein Schützer sei der Herzog von Burgund [2]. Nichts desto weniger setzte Kaiser Friedrich seine Bemühungen, in welchen er durch den in Cöln weilenden päpstlichen Legaten unterstützt wurde, fort. Auf das Betreiben des letztern traten am 12. Januar 1474 die Erzbischöfe von Trier und Mainz und verschiedene andere Grafen und Herren mit ihm zusammen, um Friedensbedingungen zu entwerfen und den Parteien zur Annahme vorzulegen [3]. Auch dieser Versuch scheiterte wieder an der Halsstarrigkeit Ruprechts und seines Anhanges; im Vertrauen auf die Hülfe des Burgunderherzogs verlangte man die bedingungslose Unterwerfung des Domkapitels und der Stände [4]. Der Streit sollte mit den Waffen entschieden werden, und beiderseits rüstete man mit allem Eifer dazu. Das Domkapitel fand seine kräftigste Stütze in dem Bruder des von ihm gewählten Administrators, dem regierenden Landgrafen Heinrich von Hessen, dem es aber seine Dienste später durch Verpfändung verschiedener Städte bezahlen musste. Die Städte Neuss, Bonn, Ahrweiler und Andernach hielten ebenfalls zu ihm, wogegen Linz, Erpel und andere von Ruprecht als ihrem rechtmässigen Fürsten nicht lassen wollten, umsoweniger, da diesem der Beistand des mächtigen Burgunderherzogs gesichert war [5], den er allerdings auch nicht umsonst leistete. Ruprecht hatte sich im voraus verpflichten müssen, ihm eine bedeutende

[1]) Ennen a. a. O. S. 483.

[2]) Daselbst S. 486. — Müller a. a. O. II S. 646.

[3]) Ennen a. a. O. S. 487. [4]) Daselbst S. 489. [5]) Daselbst S. 490.

Summe aus den erzstiftischen Steuern zu zahlen und ihm ausser dem lebenslänglichen Besitz verschiedener Städte und Ortschaften das Protektorat über das Erzstift zuzusagen [1]. Ein neuer und letzter Versuch, an dem auch Johann von Trier beteiligt war [2], den Streit in Güte beizulegen, war ebenso erfolglos wie die frühern.

Am 18. Januar hatte Kaiser Friedrich schon Cöln verlassen, um sich auf Umwegen nach dem Reichstag in Augsburg zu begeben: erst zu Anfang April traf er dort ein. Die hier gepflogenen Beratungen über einen Zug gegen die Türken, deren Greueltaten neue Bestürzung hervorriefen, wurden durch die Kunde unterbrochen, dass mittlerweile Karl von Burgund sich nunmehr ernstlich zu einem Einfalle in das Erzstift Cöln rüste. Es war eine weitere Gefahr, die dem Reiche im Westen drohte; wie ihr zu begegnen sei, darüber sollte auf einem Tage in Frankfurt, wo auch Johann von Trier erwartet wurde, das nähere beraten werden. Zugleich hielt man es für zweckdienlich, König Ludwig von Frankreich zu einem Bündnis gegen seinen alten Feind, den Herzog, zu gewinnen und demgemäss wurde noch von Augsburg aus eine Botschaft an denselben abgeordnet [3].

Unterdessen war Karl gegen Ende Juli in der Tat mit einem ansehnlichen Heere in das Erzstift Cöln eingerückt, um zunächst die Stadt Neuss, die sich besonders durch ihre Feindseligkeit gegen Ruprecht hervorgetan, zu demütigen und als den stärksten Stützpunkt für seine fernere Operationen in seine Gewalt zu bringen. Aber er stiess hier auf einen ungeahnten Widerstand. Die Cölner hatten ihr, schon durch ihr eigenes Interesse bewogen, eine nicht zu verachtende Streitmacht zu Hülfe gesandt, die Verteidigung leitete der Administrator Hermann in eigener Person [4]. Dringende und wiederholte Bitten um Beistand waren schon vor dem Erscheinen des Burgundischen Heeres von der Stadt Cöln an den Kaiser und die Fürsten ergangen; man wies darauf hin, dass, wenn Neuss falle, der ganze Niederrhein für das deutsche Reich verloren sei [5]. Von Johann von Trier hatte sie am 22. Juli 1000 bis 1200 Mann verlangt [6]. Dieser entsprach wenigstens insofern der Bitte, dass er am 25. Juli an seinen Bruder Georg in Metz das Ersuchen stellte, 1000 Reiter und 1000 Fussknechte für die Cölner

[1]) Lacomblet, Urkb. IV Nr. 375.
[2]) Ennen a. a. O. S. 494.
[3]) Menzel a. a. O. S. 405 ff. [4]) Daselbst S. 407 f.
[5]) Ennen a. a. O. S. 500 f.
[6]) Mitteilungen aus dem Stadtarchiv in Cöln, 8. Heft, 1885, S. 3.

zu werben, desgleichen die Städte Basel, Strassburg und andere zu mahnen, Hülfe zu senden [1]. In gleichem Sinne schrieb er an Erzbischof Adolf von Mainz [2].

Die Rüstungen vonseiten des Kaisers und der übrigen Fürsten gingen aber nur höchst langsam von Statten. Wiederholt richteten die Cölner dringende Schreiben um Hülfe an Johann von Trier anfangs August [3]. Trotz des Beschlusses, in Frankfurt zn tagen, weilte der Kaiser noch immer in Augsburg; von hier aus hatte er allerdings zu Ende August an alle Fürsten und Stände des Reiches den Befehl erlassen, unverzüglich mit ihrem Aufgebot von Mannschaften am 21. September in Coblenz kriegsbereit sich zu sammeln, er selbst werde an dem Feldzuge persönlich teil nehmen [4]. Aber noch spät im September kamen neue Schreiben aus Cöln mit der Bitte um schleunige Hülfe. Wohl hatten die Belagerten in Neuss mit unvergleichlichem Heldenmute die wiederholten Stürme der Burgunder abgeschlagen, selbst ihnen vielfachen Schaden zugefügt, aber um so höher war auch die Erbitterung Karls gestiegen, und die Neusser wie die Cölner mussten einsehen, dass die Stadt ohne rasche Hülfe von Aussen den verzweifelten Anstrengungen der Belagerer nicht lange mehr werde widerstehen können. Darum die erneuten Bitten an die Erzbischöfe von Mainz und Trier und andere Fürsten, ihre Hülfgesuche bei dem Kaiser zu unterstützen [5]. Die nämlichen Bittschreiben an Johann von Trier wiederholen sich noch im Oktober [6], aber am 16. dieses Monats hatte derselbe darauf die wenig tröstliche Mitteilung zu machen, dass erst geringe Streitkräfte um Coblenz zusammen seien, wenn er auch für seine Person gerne alles in seiner Macht stehende tun wolle, um den Cölnern wie der Stadt Neuss Hülfe zu bringen [7]. Und auch jene wenigen schienen schon der Sache überdrüssig zu sein, wie man aus einem Schreiben aus Cöln an Johann vom 19. Oktober schliessen darf, in welchem die Bitte ausgesprochen wird, das Weglaufen derselben zu verhindern [8].

---

[1] Görz a. a. O. S. 239.

[2] Ulrich, Akten zum Neusser Kriege in Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein, Heft 49, Nr. 17 S. 13.

[3] Mitteilungen aus dem Stadtarchiv in Cöln a. a. O. S. 4 und 5.

[4] Müller a. a. O. II S. 649. — Bachmann a. a. O. II S. 483. — Menzel a. a. O. V S. 408.

[5] Mitteilungen aus dem Stadtarchiv in Cöln a. a. O. S. 8.

[6] Daselbst S. 10.

[7] Ulrich a. a. O. S. 31.

[8] Mitteilungen aus dem Stadtarchiv in Cöln a. a. O. S. 10.

Erst im November und Dezember begann der Heranmarsch von Truppen aus allen deutschen Gebieten sich lebhafter zu gestalten [1]; der Sammelpunkt war nunmehr in und um Andernach. Dort langte endlich auch der Kaiser Ende Dezember nach vielen Hin- und Herfahrten in verschiedenen Städten an [2]. Die eigentliche Kriegserklärung an den Herzog von Burgund war bis dahin noch immer nicht erfolgt, es waren im Gegenteil immer noch Unterhandlungen mit ihm gepflogen worden, um den Streit in Güte beizulegen; sie waren ohne Erfolg geblieben [3], und so wurde nun am 7. Januar in aller Form der Krieg angesagt, nachdem einige Tage zuvor das mit dem französischen Könige angebahnte Bündnis gegen Karl, welches auch Johann von Trier unterzeichnete, abgeschlossen worden [4].

Bevor aber der Zug der Truppen nach dem Kriegsschauplatz vor Neuss begann, sollten die Erzbischof Ruprecht ergebenen und von burgundischen Mannschaften besetzten Städte unterhalb Andernach eingenommen werden, um so den den Rhein weiter hinabziehenden Heerhaufen den Rücken zu decken. Schon am 11. November des verflossenen Jahres hatten die Erzbischöfe von Trier und Mainz, sowie die Stadt Cöln die kaiserliche Vollmacht oder den Befehl erhalten, Linz, Sinzig und Remagen durch Güte oder Gewalt wieder zu des Reiches Händen zu bringen [5], doch verlautet nicht, dass bis jetzt etwas Ernstliches zu dem Zwecke geschehen war. Nunmehr erging des Kaisers Aufforderung an die genannten Städte, zum Gehorsam gegen ihn zurückzukehren. Aus einem Schreiben Friedrichs vom 8. Januar an Johann von Trier, der mit seinen Leuten schon am 4. desselben Monats vor Sinzig eingetroffen war [6], ersehen wir, dass Abgeordnete von Linz, Remagen und den umliegenden Orten bei ihm erschienen waren, um ihn um Schonung zu bitten, da sie ja an dem Handel unbeteiligt seien. Aber er traue ihnen nicht, schreibt Friedrich, „er habe gemerkt, dass sie das Alles gerne täten“, dass sie auf Seiten des Erzbischofs Ruprecht und des Burgunders ständen. Die Abgeordneten hätten ihm weiter vorgetragen, dass sie auch bei den fremden Hauptleuten — nachdem

---

[1] Menzel a. a. O. V S. 411 ff.

[2] Bachmann a. a. O. II S. 497. — Ulrich a. a. O. S. 140.

[3] Menzel a. a. O. V S. 412 ff.

[4] Daselbst S. 416. — Müller a. a. O. II S. 675. — Wülker, Urkunden und Akten betr. die Belagerung der Stadt Neuss im Neujahrsblatt des Vereins für Gesch. und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1877 S. 42.

[5] Chmel, Regesten u.s.w. Nr. 6933.

[6] Görz a. a. O. S. 240.

sie ihnen des Kaisers Meinung und Begehr gesagt — vorstellig geworden, damit sie ihm Gehorsam leisten dürften und nicht in Armut und Verderben gebracht würden. Hierauf hätten ihnen die Hauptleute erwidert, ihr Herzog von Burgund sei ein strenger Mann, kämen sie ihm mit solchen Zumutungen, so seien sie ihres Lebens nicht sicher. Sie möchten doch selbst zu ihm gehen, vielleicht werde er gestatten, hätten sie spöttisch bemerkt, dass der Rhein freigegeben werde und der Kaiser mit seinem Volk zu ihm komme. Auf die wiederholte Bitte der Abgeordneten, sie nicht unglücklich zu machen, habe er, Friedrich, sie abgewiesen mit dem Bedeuten, sie würden weitern Bescheid erhalten. Johann möge sich nun die Sache überlegen und ihm raten, sich aber nichtsdestoweniger rüsten, mit seinen und andern dazu bestimmten Truppen die genannten Städte und dazugehörigen Ortschaften mit Gewalt zu unterwerfen. Er glaube, die Gesandtschaft habe nur den Zweck gehabt, ihn aufzuhalten, sodass man sich umso besser rüsten und mit allem Nötigen versehen könne[1]). Am 19. Januar konnte von einem Augenzeugen dem Rat von Frankfurt berichtet werden, dass Remagen, Unkel, Erpel und andere Orte in der Umgebung von Linz von Truppen des Reichsheeres besetzt worden[2]), Sinzig hatte sich schon freiwillig an Johann von Trier ergeben[3]).

Nicht so leicht war die Einnahme von Linz, das mit seiner kriegserprobten burgundischen Besatzung den Belagerern tapfern Widerstand leistete. Markgraf Albrecht von Brandenburg war, nachdem Remagen sich ergeben, zur Einschliessung der Stadt beordert worden, später wollte der Kaiser selbst kommen[4]). Aus dem Lager vor Neuss hatte mittlerweile der Burgunderherzog, wie Erzbischof Johann am 6. Februar dem Markgrafen meldete, eine ansehnliche Truppenzahl entsandt, um Linz Hülfe zu bringen[5]). Dieselbe Nachricht kam wenige Tage später vom Kaiser nebst der Mitteilung, welche Massregeln er getroffen habe, um einer Überraschung von seiten der Burgunder zuvorzukommen. Er habe sofort an den Herzog Albrecht von Sachsen in Remagen und an Johann von Trier in Sinzig einige Hofleute beordert, auch die umliegende Landbevölkerung durch Sturmläuten sich sammeln lassen und

[1]) Staatsarchiv in Coblenz BB. Kurtrier. Auswärtige Verhältnisse: Cöln Nr. 17 Bl. 45.

[2]) Wülker a. a. O. S. 45.

[3]) Priebatsch a. a. O. 67. Bd. S. 73 f.

[4]) Menzel a. a. O. V S. 417.

[5]) Fontes Rerum Austriacarum a. a. O. S. 347.

jenen beiden zur Verstärkung zugewiesen. Markgraf Albrecht solle seinerseits sofort mit dem Bau eines Bollwerks Linz gegenüber beginnen und alle entbehrlichen Mannschaften dem von Trier und Sachsen zuschicken, welche die letzte Nacht alle ihre Leute im Felde gehabt, um die Burgunder aufzuhalten [1]. Erzbischof Johann und der Herzog von Sachsen waren durch weitere von dem Vorrücken des Feindes durch die Vordereifel und das Ahrtal erhaltene Nachrichten in Besorgnis geraten, umsomehr da dessen Stärke bedeutender war, als man anfangs geglaubt hatte; beide baten daher den Markgrafen vor Linz dringend um Unterstützung, da sie allein nicht imstande sein dürften, den Feind, der, wie sie erfahren, 10000 Mann stark heranrücke, zurückzuwerfen [2].

Das Zusammentreffen der Burgunder mit den Reichstruppen beschreibt der Führer der ersteren, Olivier de la Marche, Hauptmann im Heere Karls des Kühnen, in seinen Memoiren [3], sowie Molinet [4] in folgender Weise. In der Ebene zwischen Sinzig und Remagen angelangt, wurden sie von den Truppen des Erzbischofs von Trier und des Herzogs, die nur fünf- bis sechshundert Mann stark gewesen sein sollen, sofort angegriffen. Sieben Stunden dauerte der Kampf während eines heftigen Unwetters, schwerer Hagel fiel vom Himmel. Aber während diese Schlossen weich, kalt und weiss gewesen, erzählt Molinet, flogen andere Geschosse von der Erde zum Himmel auf, hart, heiss und schwarz. Der Erzbischof von Trier, der persönlich am Kampfe teilgenommen, habe sich öfters in grosser Gefahr befunden. Die Reichstruppen hatten grosse Verluste an Leuten und Pferden, während die Burgunder, besser geschult und in guter Ordnung kämpfend, nur wenig Schaden erlitten. Olivier konnte seinen Marsch fortsetzen und nach der Einnahme des Bollwerks Linz gegenüber Lebensmittel und Munition in die Stadt schaffen, worauf er auf demselben Wege wieder abzog und glücklich nach dem Lager von Neuss zurückgelangte.

Damit war jedoch das Schicksal der Stadt nur aufgeschoben; die Belagerer verdoppelten ihre Anstrengungen, zumal da sie wussten, dass trotz der augenblicklichen Hülfe die Not innerhalb der Mauern zu un-

---

[1] Fontes Rerum Austriacarum a. a. O. S. 348.

[2] Daselbst S. 348 ff.

[3] Nouvelle Collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, 1. Série III p. 519 s.

[4] Chroniques publiées par Buchon I p. 82 ss.

säglicher Höhe gestiegen war[1]). Zur Beschiessung der Stadt waren nach und nach alle verfügbaren Geschütze, „Büchsen", herbeigeschafft worden, die Johanns von Trier bereits vor dem 22. Februar, auf deren Wirkung man, wie ein Berichterstatter an den Rat von Frankfurt meldet, grosse Hoffnung setzte[2]). Schon hatten die Mauern und Türme grossen Schaden gelitten, als am 6. März ein allgemeiner Sturm für den Morgen des folgenden Tages vorbereitet werden sollte[3]), wozu auch Johann, so hatte der Kaiser gebeten, alle entbehrlichen Leute zu Fuss und zu Pferde entsenden möge[4]). Indes hatte man in der Stadt vorgezogen, es zum Sturme nicht kommen zu lassen; die Übergabe sollte unter der Bedingung erfolgen, dass die Besatzung freien Abzug erhalte und das Leben und die Habe der Bürger geschont werde, nur was Erzbischof Ruprecht und dem Herzog von Burgund gehöre, solle Beute sein[5]). Aber noch vor der wirklichen Übergabe hatte eine Anzahl Soldaten die Mauern überstiegen und den übrigen die Tore geöffnet. Einige Burgunder wurden dabei erschlagen, auch wurde geplündert und Beute gemacht, wobei die Soldateska zwischen dem Eigentum des Cölner Erzbischofs und des Burgunderherzogs und jenem der Bürger wohl nicht so strenge unterscheiden mochte[6]). An mancherlei Unfug von seiten der Sieger fehlte es nicht, besonders sollen sich die Mainzer und Trierer dabei ausgezeichnet haben, sodass man genötigt gewesen, sie aus der Stadt zu treiben[7]).

Noch während das Reichsheer sich zum Kriege gegen Karl von Burgund sammelte, war es bereits zwischen diesem und Johann von Trier, trotz des im Jahre 1465 geschlossenen bez. erneuerten Bündnisses[8]), zu Feindseligkeiten gekommen. Ersterer soll das Scheitern seiner Pläne auf der Zusammenkunft zu Trier zum nicht geringen Teile Johann zugeschrieben und ihn seitdem mit besonderm Hasse verfolgt haben[9]). Bereits im Dezember 1474 erhob er den Vorwurf gegen ihn, dass er Herzog Wilhelm von Sachsen und andere in ihren Absichten auf Luxem-

[1]) Ennen a. a. O. S. 535.
[2]) Wülker, Urkunden und Akten u.s.w. a. a. O. Nr. 19.
[3]) Menzel a. a. O. V S. 421.
[4]) Staatsarchiv in Coblenz BB. Kurtrier. Auswärtige Verhältnisse: Cöln Nr. 17 Bl. 50.
[5]) Fontes Rerum Austriacarum a. a. O. S. 358 f.
[6]) Müller a. a. O. II S. 680. — Menzel a. a. O. V S. 421.
[7]) Priebatsch a. a. O. 67. Bd. S. 127.
[8]) Hontheim a. a. O. II S. 445 f.
[9]) Gesta Trev. II p. 341. — Brower l. c. II p. 303.

burg zu seinem Nachteile Vorschub leiste[1]), und am 3. Januar 1475 schrieb er von Neuss an seinen Statthalter du Fay in Luxemburg, dass der Erzbischof von Trier mit dem Grafen Georg von Virnenburg, der neuerdings in luxemburgisches Gebiet eingefallen sei, gemeinschaftliche Sache gemacht habe, dass er ferner mit dem Kaiser und den deutschen Reichsfürsten Truppen gegen ihn werbe; du Fay solle daher mit möglichst viel Kriegsvolk ungesäumt in die Gebiete des Erzbischofs und seiner Vasallen einbrechen und dort so viel Schaden und Verwüstung anrichten, als immer in seiner Macht stehe. Doch befahl er, Hab und Gut der Bürger von Trier, sowie das Eigentum der dortigen Abteien zu schonen[2]). Ähnliche Befehle ergingen an den Statthalter am 30. Januar[3]), später noch am 27. Februar[4]) und am 7. März[5]). Doch mag es wohl meistens bei diesen Befehlen geblieben sein.

Nach der Einnahme von Linz stand dem Vorrücken der Reichstruppen kein Hindernis mehr im Wege, sie zogen den Rhein hinab nach Cöln, woselbst der Kaiser mit den ihn begleitenden Fürsten, unter ihnen auch Johann von Trier, am 21. März eintraf. Hier nahm letzterer Teil an abermaligen Verhandlungen mit Ludwig von Frankreich, der das in Andernach geschlossene Bündnis noch immer nicht vollzogen hatte; nach einem neuen Vertrage vom 26. März sollte er 20000 Mann in die luxemburgischen Besitzungen Karls einrücken lassen[6]). Aber zur Erfüllung dieser Zusage kam es nicht, es war ihm nur darum zu tun, auf eine wohlfeile und für ihn zugleich vorteilhafte Art dem verhassten Burgunderherzog überall Feinde zu erwecken und Verlegenheiten zu bereiten.

Die Lage der Stadt Neuss, die bis dahin alle Stürme der Burgunder abgeschlagen, hatte sich unterdessen immer bedrohlicher gestaltet. Die

---

[1]) Publications de la Société pour la Récherche et la Conservation des Monuments historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg année 1847 p. 101.

[2]) Daselbst p. 102. Faictes une bonne course et Rase es pays Terres et seigneuries dud. Archevesque de Treves en faisant a luy et a sesd. pays et a ceulx qui sont en son service qui ont terres et seigneuries illec entour la plus aspre et dure guerre que pourrez tant de feu que aultrement. Sans toutes voies faire aucun deplaisir a ceulx de la ville de Treves a la banlieue dicelle ne aux biens et heritaiges appart[t] aux abbayes estant aud[t] lieu de Treves et auxdits habitants quelque part quilz soient situez. Lesquels voulons estre gardez et preservez comme nos propres subjetz".

[3]) Daselbst p. 103. — [4]) Daselbst p. 105. — [5]) Daselbst p. 106.

[6]) Müller a. a. O. II S. 698.

Nachrichten über die steigende Not lauteten immer beunruhigender. Aber noch manche Wochen vergingen, ehe der Kaiser es wagen wollte oder konnte, seine Streitkräfte weiter den Rhein hinab zu führen. Denn nur langsam sammelten sich die Mannschaften der einzelnen Fürsten in der Umgegend von Cöln. Überhaupt war es nach der Einnahme von Linz schwer geworden, die zusammengewürfelten Haufen bei einander zu halten, wie schon früher hatte sich der Kaiser vielfach genötigt gesehen, Bitten und Drohungen anzuwenden, um das Davonlaufen ganzer Scharen zu verhüten[1]). Am 10. März bereits hatte er klagend an Johann von Trier, der um diese Zeit in Coblenz weilte[2]), von Andernach geschrieben, dass manche von den Städten und anderes Volk ohne Erlaubnis ihrer Anführer fortzögen und ihn deshalb gebeten, solche Ausreisser, wo sie sich in seinem Gebiete am Rhein oder der Mosel zeigten, festhalten und wieder zum Heere schicken zu wollen, ihn dringend ersucht, selbst mit seinen Leuten sobald als möglich bei ihm einzutreffen[3]). Und noch am 13. März hatte Johann selbst an die Hauptleute der Städte Coblenz, Boppard und Wesel die Weisung erlassen, mit ihren noch in Hönningen liegenden Mannschaften sich nach Hause zu verfügen[4]). Erst zu Anfang Mai brach der Kaiser, auf neue noch schlimmere Nachrichten aus Neuss, mit den bereits vorhandenen Heerhaufen von Cöln auf, wenige Tage später stiessen auch Johann von Trier und andere Herren mit ihren Streitkräften zu ihm[5]).

---

[1]) Bachmann a. a. O. II S. 503.

[2]) Görz a. a. O. S. 240.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz BB. Kurtrier u.s.w. Bl. 51.

[4]) Görz a. a. O. S. 240. — Weitere gegen Johann erhobene Vorwürfe, dass er gleich andern Fürsten in diesem Feldzuge zu sehr seine Sonderinteressen verfolgt habe, dass es ihm wie dem Erzbischof von Mainz hauptsächlich darum zu tun gewesen, das Reichsheer in möglichster Nähe zu behalten, um ihre eigenen Gebiete zu decken, dass er dem Heere wegen der Quartiere und der Verpflegung unaufhörlich Schwierigkeiten bereitet habe (Priebatsch a. a. O. 67. Bd. S. 4), mögen, wenn überhaupt begründet, nicht frei von Übertreibung sein.

[5]) In Betreff des Tages, an welchem der Aufbruch Friedrichs von Cöln erfolgte — ob Johann von Trier sich da schon bei ihm befunden, gehen die Nachrichten aus einander. Nach Wülker a. a. O. S. 62 lag der Kaiser am 7. Mai mit dem Heere noch bei Cöln, während er nach andern schon am 6. Mai aufbrach (vgl. Görz a. a. O. S. 241); am 8. Mai setzte er den Zug gegen Neuss hin fort. An diesem Tage erschienen auch der Bischof von Trier und jener von Münster vor Cöln und führten ihre Truppen über den Rhein, was den ganzen Tag in Anspruch nahm. Sie lagerten des Nachts an demselben Orte, wo vor einigen Tagen der Kaiser gelagert hatte. (Wülker.)

Am 23. Mai standen sie endlich vor Neuss dem Feinde gegenüber. An dem Flüsschen Erft kam es zu einer Schlacht, an welcher der Bischof von Münster und die Erzbischöfe von Trier und Mainz persönlich Anteil nahmen. Voll Bitterkeit tadelt dies der niederländische Geschichtschreiber Jakob Mayer: „Vidisses Magonciacensem [1], Trevirensem, Monasteriensemque Episcopos armis ibi tectos, satrapas inter milites; . . . . . quos longe magis decuisset domi more antiquo et more sancto oves suas pascere“, während ihnen von anderer Seite wegen ihrer Reichstreue und Tapferkeit hohes Lob gespendet wird [2]). Die Schlacht hatte sich zu Ungunsten Karls entschieden, und nun fanden die frühern Versuche des päpstlichen Legaten in Cöln, die Parteien zum Frieden zu bewegen und ihre Kräfte zum Kampfe gegen die Türken zu verwenden, einen günstigern Boden. Beide hatten Gründe genug zur Beendigung der Feindseligkeiten. Bei Kaiser Friedrich fiel zum nicht geringsten Teile die Hoffnung in die Wagschale, die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter und Erbin Karls zu stande zu bringen. Es kam zunächst zu einem Waffenstillstand, während dessen weitere Unterhandlungen gepflogen wurden. Am 13. Juni war man dahin einig geworden, dass Karl unverzüglich die Belagerung von Neuss aufhebe, sich weiterer Feindseligkeiten enthalte, einen Tag früher als das kaiserliche Heer abziehe, allen Rechts- und Hoheitsansprüchen im Erzstift Cöln entsage und sich fernerhin nicht mehr in den Streit zwischen Erzbischof Ruprecht und den Ständen mische. Die endgiltige Schlichtung desselben solle dem Kaiser und dem Papste vorbehalten bleiben [3]). Man darf wohl annehmen, dass Friedrich auch die Heirat als Bedingung gestellt hatte. Neue Schwierigkeiten drohten indes das Friedenswerk zu nichte zu machen. Noch während der Verhandlungen war es zwischen einzelnen Mannschaften der beiden Heere zu blutigen Scharmützeln gekommen; in einem derselben hatten die Burgunder den Cölnern einige Leute erschlagen. Aus Rache nahmen diese dem Herzog eilf Schiffe weg und brachten sie nach Cöln. Karl war darüber auf das äusserste gereizt und wollte von einem Abzuge von Neuss nichts mehr hören, bis die Schiffe zurückgegeben seien; dazu wollten sich aber die Cölner nicht verstehen. Erst nach mehreren Gesandtschaften, unter denen sich auch Johann von Trier und sein

[1]) Dass Adolf von Mainz persönlich in dem Treffen gewesen, bestreitet Menzel a. a. O. V S. 426, Anm. **.

[2]) Müller a. a. O. II S. 705 f.

[3]) Ennen a. a. O. III S. 546 ff.

Bruder Georg von Metz befanden [1]), und den ernstesten Drohungen von seiten des Kaisers und des päpstlichen Legaten liessen sie sich zu der Herausgabe bewegen [2]). Nunmehr zog Karl ab, worauf auch der Kaiser am folgenden Tage den Rückmarsch antrat und zwei Tage später, am 30. Juni, folgten die Trierer, Metzer und andere Abteilungen [3]).

Nachdem Karl mit dem deutschen Reiche vorläufig Frieden geschlossen, wandte er sich gegen den Herzog von Lothringen und die Schweizer, welche die Zeit, da er am Niederrhein festgehalten wurde, zu einem Einfall in seine eigenen Gebiete benutzt hatten. Leicht wurde ihm die Eroberung Lothringens, welches das Bindeglied zwischen seinen nördlichen und südlichen Provinzen abgeben sollte [4]). So kam es nunmehr nach längeren Verhandlungen zum endgiltigen Frieden zwischen ihm und dem Kaiser, welchem im Mai 1476, als Karl schon die erste Niederlage durch die Schweizer bei Granson erlitten, das urkundliche Eheverlöbnis seiner Tochter mit dem Erzherzog Maximilian folgte [5]); Friedrichs sehnlicher Wunsch hatte damit einstweilen seine Erfüllung gefunden. Wenige Wochen später erlitt Karl seine zweite Niederlage durch die Schweizer bei Murten, am 5. Januar des folgenden Jahres fand er in der dritten Schlacht gegen dieselben seinen Tod bei Nancy [6]).

V.

Nach dem Tode Karls von Burgund befand sich seine Tochter Maria in einer höchst schwierigen Lage. Von allen Seiten sah sie sich bedrängt, von allen Seiten ihr väterliches Erbe angegriffen. Ludwig XI. von Frankreich bemächtigte sich Burgunds und fiel in die Niederlande ein. Lothringen kam an den angestammten Fürsten zurück und Herzog René rüstete sich, als bereits die offizielle Vermählung Marias mit Maximilian stattgefunden, um Luxemburg zu besetzen [7]). Dringend schien es daher geboten, der jungen Fürstin eine starke und sichere

---

[1]) Wülker a. a. O. S. 16 und 68.

[2]) Menzel a. a. O. V S. 428. — Bachmann a. a. O. II S. 516.

[3]) Wülker a. a. O. Urkunden und Akten Nr. XXXVIII.

[4]) Müller a. a. O. II S. 718.

[5]) Bachmann a. a. O. II S. 534 f.

[6]) Müller a. a. O. II S. 719 ff.

[7]) Am 29. Mai 1477 ersuchte der Kaiser von Wien aus Johann von Trier, den Herzog von diesem Unternehmen abzuhalten; glaube derselbe berechtigte Ansprüche zu haben, so möge er sie vor ihn, den Kaiser, zur Prüfung und Entscheidung bringen. Monumenta Habsburg I 1 S. 156.

Stütze durch eine geeignete Heirat zu geben. An Bewerbern um ihre Hand und des damit verbundenen Erbes fehlte es nicht. Ludwig XI. verlangte sie für den Dauphin, ein unmündiges Kind, der Herzog von Cleve für seinen Sohn, England schlug einen englischen Prinzen vor. Diesen und andern gegenüber machte Friedrich die früheren Ansprüche seines Sohnes geltend, und er trug den Sieg davon [1]). Am 16. April traf eine kaiserliche Gesandtschaft in Brügge ein, bestehend aus dem Erzbischof von Trier und dessen Bruder Georg von Metz; bei Fackellicht wurden sie feierlich von den Vertretern der Stadt empfangen und nach dem Palaste geführt. Im Namen Friedrichs verlangten sie die Vollziehung der Heirat Maximilians mit Maria, zu welcher deren Vater selbst noch seine Einwilligung gegeben habe [2]). Sie stiessen auf keine Schwierigkeiten, so dass schon am 21. April die Vermählung auf dem Wege der Stellvertretung durch Herzog Ludwig von Bayern stattfinden konnte [3]).

Maximilian selbst brach erst am 31. Juli von Cöln nach den Niederlanden auf, um in eigener Person die Vermählung zu feiern. Ein glänzendes Gefolge gab ihm das Geleite, in welchem sich unter vielen anderen Fürsten und Herren auch wieder Johann von Trier befand. Am 18. August traf er in Gent ein, mit Jubel und unter grossem Gepränge von der Stadt und der ganzen Bevölkerung, wie auf der ganzen Reise, empfangen. Bereits am folgenden Morgen in aller Frühe hatte die kirchliche Einsegnung des Paares statt; glänzende Festlichkeiten folgten, bei welchen Johann von Trier und seine Brüder Bischof Georg und Markgraf Karl, die sich gleichfalls im Gefolge des Erzherzogs befanden, stets einen ehrenvollen Platz einnahmen. Doch reiste Johann bereits am 27. August wieder ab, während die Brüder noch blieben [4]).

Aber Maximilian durfte sich nicht sofort des ungestörten Besitzes der neuen Herrschaft erfreuen. Zunächst hatte er sie gegen Ludwig XI. zu verteidigen, der bereits in die Niederlande eingefallen war. Kaum waren die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber, so musste er gegen den

---

[1]) Würth-Paquet in Publications etc. de Luxembourg XXXV, p. 2 s.

[2]) Keroyn de Lettenhove, Histoire de Flandre IV p. 227.

[3]) Daselbst p. 229.

[4]) Monumenta Habsburg. I 1 S. 159 ff. — Keroyn de Lettenhove IV p. 247 s. — Die Reise sowie die Festlichkeiten sind eingehend geschildert bei Birken V. Buch, 26. Kapitel und bei Müller, Reichstagstheater unter Maximilian I. 1. Teil S. 58 ff.

französischen Bedränger ziehen; es kam hinzu, dass er noch keineswegs auf die Treue und Ergebenheit aller niederländischen Provinzen zählen durfte, sondern hier auch noch ihm feindselig gesinnte Parteien zu überwinden hatte [1]). Erst durch die blutige Schlacht bei Guinegate, August 1479, erlangte er, vor der Hand wenigstens, ein entscheidendes Übergewicht gegen Ludwig [2]).

Eine kurze Pause der Ruhe in den Niederlanden benutzte Maximilian, um sich in den letzten Monaten des Jahres 1480 nach Luxemburg zu begeben und sich dort huldigen zu lassen. Zu seiner Begrüssung erschien hier auch Erzbischof Johann mit einem stattlichen Gefolge von 400 Reitern [3]). Wie in den Niederlanden, so gab es aber auch im Luxemburgischen eine von Frankreich unterstützte Partei, welche sich gegen Maximilians Herrschaft auflehnte. In die dadurch hervorgerufenen Fehden war auch der Dompropst Philipp von Sirk verwickelt, und Erzbischof Johann selbst sah sich infolge derselben veranlasst, dem im November dieses Jahres in Nürnberg zusammengetretenen Reichstage fern zu bleiben [4]). Zwischen Philipp von Sirk und Maximilian herrschte überdies schon seit geraumer Zeit ein Zerwürfnis, aus welchem auch Erzbischof Johann Unannehmlichkeiten erwuchsen. Der Dompropst hatte schon bei Herzog Philipp dem Guten Klage und Beschwerde erhoben, dass ihm die Einkünfte von verschiedenen Pfründen im Luxemburgischen vorenthalten würden. Der Grund lag wohl darin, dass er ein Anhänger des Herzogs Wilhelm von Sachsen war und dessen Ansprüche auf Luxemburg nach dem Tode Ladislaus' von Böhmen warm vertrat, so auch auf einer Zusammenkunft in Coblenz im Jahre 1457 [5]). Karl der Kühne verordnete bald nach des Vaters Tode die Herausgabe der Einkünfte [6]), allein im Jahre 1474 klagte das Domkapitel von Trier aufs neue wegen Vorenthaltung domkapitularischer Gefälle, namentlich aus dem Hof zu Leiningen,

---

[1]) Menzel a. a. O. V S. 441.

[2]) Bachmann a. a. O. II S. 697 f. — Während dieser Kriegswirren soll Johann von Trier mit dem Erzbischof von Mainz und einem niederländischen Bischof vom Kaiser zu Ludwig gesandt worden sein, um durch Unterhandlungen die Feindseligkeiten in Güte beizulegen. Doch hätten sie unterwegs umkehren müssen, weil der König ihnen das Geleite verweigerte. Birken V. Buch, 28. Kap. und Stramberg Rhein. Ant. II. Abt. 4. Bd. S. 728.

[3]) Birken a. a. O. V. Buch, 29. Kap. S. 291. — Stramberg a. a. O. S. 733.

[4]) Priebatsch a. a. O. 67. Bd. S. 653 in Anmerkung 2 zu S. 652.

[5]) Publications etc. de Luxembourg XXXI p. 34.

[6]) Daselbst XXXIV p. 7.

worauf der Erzbischof den Herzog von Burgund ersuchte, dieselben Philipp von Sirk als Repräsentanten des Domkapitels verabfolgen zu lassen [1]). Einen Erfolg scheinen diese Beschwerden nicht gehabt zu haben, da im August des Jahres 1478 weitere Klagen des trierischen Domkapitels einliefen, dass von luxemburgischen Soldaten Einwohner von Leiningen weggeführt und ihr Hab und Gut geplündert worden, und einige Monate später führte der Dompropst Beschwerde, dass Maximilian und seine Gemahlin die ihm zustehenden Einkünfte aus seinem Brabanter Archidiakonat einem Jörg von Wolkenstein verliehen hätten; Erzbischof Johann möge sich seiner in dieser Sache annehmen. Herzog Karl habe schon in ähnlicher Weise gegen ihn verfahren, weil er ihn im Verdacht gehabt, dass er einst beim Kaiser in Augsburg, wohin er doch nur in einem Auftrage Johanns geritten, gegen ihn, den Herzog, geworben habe; indes sei damals durch Vermittelung des Bischofs von Lüttich jene Beschlagnahme zurückgenommen worden. Das möge auch Johann in Bezug auf seine Güter und Einkünfte im Luxemburgischen zu erreichen suchen. Er verdanke seine Lehen nicht Maximilian, sondern den böhmischen Königen, die sie seinen Eltern gegeben. Werde Maximilian im Lande aufgenommen, so werde er ihm als Lehensmann Gehorsam leisten, einstweilen sei er ein Hintersasse des Herzogtums Lothringen und des Stifts von Trier. Der Erzbischof möge ihm daher zum Frieden verhelfen, und könne auch wohl sein Bruder Georg von Metz, zu dessen Promotion er zur Zeit nicht wenig geholfen habe, dazu beitragen [2]). In diesem Sinne schrieb Johann an Maximilian [3]); dessen Antwort erfolgte mehr als ein Jahr später, 28. Dez. 1479: er werde die Angelegenheit durch seine Räte prüfen lassen und hoffe, dem Erzbischof willfahren zu können [4]). Allein es kam hierin so weit, dass Kaiser Friedrich am 25. Mai 1480 an Johann unter Hinweis auf seine Pflicht als Reichsfürst und Androhung des Verlustes aller ihm verliehenen Privilegien den Befehl ergehen liess, Philipps Einkünfte und Renten auch im Erzstift Trier mit Beschlag zu belegen, weil derselbe Maximilians Untertanen in Luxemburg zum Ungehorsam verleite, auch die Könige von Frankreich und Böhmen in das Herzogtum zu bringen und es dem deutschen Reiche zu entziehen suche [5]). Diesem Befehle nachkommend verfügte Johann die Beschlagnahme im Monat August [6]). Nunmehr hatte sich der Dompropst an die Böhmen um Schutz und Hülfe gewandt. Böhmische Räte, in einer Mission

[1]) Publications etc. de Luxembourg XXXIV p. 160. — Görz a. a. O. S. 241.
[2]) Domarchiv. [3]) Daselbst. [4]) Daselbst. [5]) Daselbst. [6]) Daselbst.

nach Frankreich unterwegs, schreiben am 8. Dezember 1480 aus Saarbrücken an Johann mit dem Ersuchen, die Beschlagnahme zurückzunehmen, da die kaiserlichen Mandate nicht gerechtfertigt seien. Sie wunderten sich, auf wessen Antrag dieselben ergangen sein möchten, da doch der böhmische König vom Kaiser mit Luxemburg feierlich belehnt worden sei, „wannen es ist ye am tage das vnser gnedigster Herr der König zu Beheim von der keyserlicher Majestät mit dem Lande zu Lutzemburg als ein Erbe auch mit vfgerecktem Banner desselben Landes mit andern Regalien zu der Crone gehörig zu Wiene belehent ist worden“ [1]), somit die Angelegenheit des trierischen Dompropstes nur diesen berühren könne. Ehe sie weiter an ihren Herrn darüber berichteten, hätten sie an den Erzbischof diese Bitte gestellt. Johanns Antwort vom 10. Dezember lautete dahin, dass er dem kaiserlichen Befehle, wenn auch nur ungern, habe gehorchen müssen. Indes wehrte sich nun auch das Domkapitel mit aller Entschiedenheit gegen ein solches Vorgehen, und auf seine ernstlichen Vorstellungen scheint Johann in der Ausführung der kaiserlichen Mandate säumig geworden zu sein, da der Kaiser am 9. Januar 1481 ihn selbst wie auch das Domkapitel wegen Ungehorsams gegen seine Befehle auf einen bestimmten Tag vor das Kammergericht laden liess. Hierauf schrieb Johann, um sich zu rechtfertigen, am 4. März an den Kaiser unter anderm: „Weren uwern gnaden die Dinge anbraicht als sie sint, uren Majestat hette die k. Ladung nit vss geen laissen, dann sobald mir uwer k. M. mandat vurkommen ist, hain ich meynen amptluden, Zollschreibern und dienern der Ampte vnder den der Dumprobst gulte vnd Renthe hait, ernstlich tun schreiben, die k. Mandate furhalten, vnd daby inn crafft derselben beuolhen vnd gebotten, dem Doemprobst solche syne Renthe vnd gulte vur dem vergangen Herbst verboten vnd in gewaer behalten, biss vff diesen tag, vnd umb deswillen, bin ich von myme Doemcapittel mit ermanunge mynes Juraments strengklich

[1]) Dass der Böhmenkönig mit Luxemburg belehnt worden, war ein Irrtum. Zwar hatte Kaiser Friedrich König Wladislaw, um sich dessen Hülfe gegen König Matthias von Ungarn zu sichern, Zusagen und Versprechen gegeben, ihm auch im Juni 1477 in Wien die Regalien als König von Böhmen verliehen (Müller a. a. O. II S. 697 — Bachmann a. a. O. II S. 579), aber von Luxemburg war dabei keine Rede. In Luxemburg hatte sich allerdings das Gerücht von einer Belehnung des Böhmenkönigs verbreitet und war zur Kenntnis Maximilians und Maria's gelangt, die aber jenes Gerücht als unwahr und von ihren Feinden erfunden zurückwiesen (Publications etc. de Luxembourg III p. 147 s.).

angezogen, In der gestalt, das ich widder den Dumprobst als prelaten myner kirchen solchs vuerlangts rechten nit fürnemmen solte. Ich bin dessglichen von den behemschen Reten, so yzt hienss sint gewest ernstlich erfordert ....“; so habe er das Seinige getan, um dem kaiserlichen Gebote nachzukommen und bitte daher, von dem gerichtlichen Verfahren gegen ihn Abstand zu nehmen. — Weitere wiederholte Gesuche des Domkapitels und des Dompropstes an Johann, die Beschlagnahme als dem kirchlichen Rechte zuwider aufzuheben, hatten vor der Hand keinen Erfolg; Johann versprach nur, dass er in der Angelegenheit bei dem Kaiser vorstellig werden wolle[1]). Erst im Jahre 1483 erreichte er es, dass dem Dompropst die Einkünfte von seinen im Luxemburgischen gelegenen Pfründen wieder zugesprochen wurden[2]), woraus man schliessen darf, dass er in seinem Erzstifte dieselben schon früher wieder freigegeben hatte. Trotz alldem und trotz wiederholten Mahnungen von Seiten Johanns an die luxemburgische Regierung[3]) war die Angelegenheit im Jahre 1492 noch nicht geordnet[4]). Es war dies übrigens nicht die einzige Zwistigkeit zwischen Trier und Luxemburg, noch eine Menge anderer begegnen uns im Laufe der nächsten Jahre, wie die Regesten von Görz an verschiedenen Stellen zeigen.

VI.

Auf verschiedenen Reichstagen Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre waren unterdes neue, wenn auch ergebnislose Beratungen behufs eines Zuges gegen die stets näher rückenden Osmanen gepflogen worden; zugleich hatte der Kaiser auf denselben Hülfe gegen den König von Ungarn, Matthias Corvinus, gesucht. Matthias konnte es nicht verschmerzen, dass er, obwohl der vom Papste Bevorzugte, durch Friedrichs ablehnendes Verhalten nach König Georg Podiebrads Tode (1471) die so lang erstrebte Krone Böhmens nicht erhalten hatte, sondern der polnische Prinz Wladislaw. Im Jahre 1477 war Matthias sogar in die östreichischen Lande eingebrochen, doch kam bald durch die Vermittlung des Papstes der Friede zustande, aber er war nicht von langer Dauer. Schon 1480 begann der Krieg aufs neue, in dessen Verlauf Matthias selbst Wien (1485) eroberte. Der Kaiser musste sozusagen heimatlos im Reiche umherziehen; selbst von seinem Sohne,

[1]) Domarchiv.
[2]) Publications etc. de Luxembourg XXXIII p. 366, XXXV p. 10
[3]) Daselbst XXXV p. 188. — Görz a. a. O. S. 268.
[4]) Görz a. a. O. S. 280.

der in den Niederlanden wieder mit manchem Missgeschick zu kämpfen gehabt, namentlich mit den aufrüherischen von Frankreich unterstützten flandrischen Ständen, die sich nach dem frühen Tode seiner Gemahlin (1482) unbotmässiger als je erwiesen, hatte er keine Hülfe zu erwarten. Maximilian konnte unter solchen Umständen die Niederlande nicht verlassen. Erst nachdem es ihm mit vieler Mühe und nach vielen Kämpfen gelungen war, vor der Hand wenigstens die Ruhe wieder herzustellen, durfte er daran denken, sich wieder in Deutschland zu zeigen. In Aachen traf er Ende 1485 nach langjähriger Trennung wieder mit dem Vater zusammen, der mittlerweile alles aufgeboten hatte, um seinem sehnlichen Wunsche, Maximilian zum Römischen Könige erwählt zu sehen und somit seinem Hause die Kaiserkrone zu erhalten, die Erfüllung zu sichern [1]).

Die Wahl sollte auf dem für den 20. Januar 1486 nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstage stattfinden. Dorthin zogen beide Fürsten von Aachen den Rhein hinauf über Cöln. Die Abreise von hier war, wie Erzbischof Johann gemeldet wurde, auf den 13. Januar festgesetzt [2]), und dieser traf demgemäss seine Vorbereitungen, um die Herrscher auf ihrer Durchreise in Coblenz würdig zu empfangen. Vonseiten Maximilians hatte er sich bei dieser Gelegenheit besonderer Auszeichnung und ehrerbietiger Behandlung zu erfreuen. Der Aufenthalt in Coblenz dauerte bis zum 26. Januar; während der Kaiser sich direkt nach Frankfurt begab, nahm Maximilian, von Erzbischof Johann begleitet, seinen Weg über Boppard, Wesel und Bingen zunächst nach Mainz [3]). Nach Müller [4]) erfolgte die Abfahrt des Kaisers und seines Sohnes von Cöln erst am 5. Februar zu Schiff in Begleitung der drei geistlichen Kurfürsten, die Ankunft in Frankfurt am 10. dieses Monats, während sie nach Menzel [5]) bereits am 30. Januar dort eintrafen. Sämtliche Kurfürsten, mit Ausnahme des Königs von Böhmen, den der Kaiser absichtlich zur Wahl nicht eingeladen, da er von ihm Umtriebe besorgte und ihm überdies grollte, weil er mit Matthias von Ungarn ein Bündnis geschlossen und sich untätig verhalten, als dieser in die östreichischen Erblande einfiel [6]), waren nebst einer grossen Zahl anderer Fürsten

[1]) Müller a. a. O. III S. 1. — Menzel, Geschichte der Deutschen VIII S. 122 ff. — Bachmann a. a. O. II S. 736 ff.

[2]) Görz a. a. O. S. 262.

[3]) Molinet a. a. O. III p. 5 ss.

[4]) a. a. O. III S. 2.

[5]) a. a. O. V S. 447.

[6]) Lichnowsky, Gesch. d. Hauses Habsburg VIII. Th. S. 61 f.

erschienen, Johann von Trier mit einem stattlichen Gefolge von Grafen und Herrn seines Erzstifts [1]). Die offizielle Einladung zur Wahl in der Stiftskirche von St. Bartholomäus „in der Kammer neben dem Chore, in der Lieberey genannt", erhielt er, wie auch die übrigen Kurfürsten durch den Erzbischof von Mainz am 13. Februar [2]). Der Wahlakt wurde mit einem feierlichen Hochamte eröffnet, nach dessen Beendigung die Kurfürsten vor dem Hochaltare knieend den vom Erzbischof von Mainz vorgelesenen Eid leisteten, nach bestem Wissen und Verständnis die ihnen am geeignetsten erscheinende Persönlichkeit zum Römischen König zu wählen. Da alle bereits für Maximilian gewonnen waren, so beanspruchte die Wahl selbst nicht viel Zeit. — Bei der Ausfertigung der verschiedenen den Wahlakt betreffenden Urkunden hatte Johann von Trier vor dem Erzbischof von Cöln unterzeichnet, wozu letzterer sich erst auf Zureden des Kaisers und Maximilians verstehen wollte. Durch mancherlei Angelegenheiten in Anspruch genommen, war es Friedrich nicht möglich, schon vor der Abreise von Frankfurt diesen Rangstreit zwischen beiden Kurfürsten zu schlichten, doch hatte er später dem Cölner die Versicherung gegeben, dass ihm und seinen Nachfolgern hieraus kein Präjudiz erwachsen solle [3]). Ihre Erledigung fand die Angelegenheit erst am 14. Mai 1488, indem eine besondere Kommission aus Mitgliedern der beiderseitigen Domkapitel und anderer Herrn ernannt wurde, welche dahin entschied, dass fortan bei solchen Wahldekreten von den beiden Kurfürsten abwechselnd an erster Stelle unterzeichnet werden solle. Andere Punkte der Art, welche Anlass zu Rangstreitigkeiten gaben, wurden bei derselben Gelegenheit geregelt [4]). Nicht so leicht hatte sich König Wladislaw über seine Ausschliessung von der Wahl beruhigt; sich bei dem Kaiser und selbst bei dem Papste darüber beschwerend, weigerte er sich, dieselbe anzuerkennen, verlangte überdies, dass ihm die in der goldenen Bulle auf die Nichtladung eines Kurfürsten zur Königswahl gesetzte Strafe von 500 Mark Goldes gezahlt werde [5]). Auf einem Kurfürstentage in Frankfurt 1488 kam die Sache nochmals zur Sprache, da Wladislaw für sich und seine Nachfolger auf seinem Rechte bestand [6]). Erst dann gab er sich zufrieden und erkannte

[1]) Müller a. a. O. III S. 3 f.
[2]) Daselbst S. 9.
[3]) Chmel a. a. O. Nr. 7838.
[4]) Hontheim a. a. O. II S. 475 ff.
[5]) Müller, Reichstagstheater unter Maximilian I. 1. T. S. 22.
[6]) Daselbst Reichstagstheater III S. 154.

Maximilians Wahl an, als ihm sämtliche Kurfürsten die verlangten Erklärungen abgegeben hatten. So verspricht Johann von Trier im April 1489, falls der König von Böhmen in Zukunft nicht zur Wahl geladen werde, dass er oder sein Nachfolger die festgesetzte Strafe zahlen werde. Zugleich fügt er entschuldigend hinzu, Maximilians Wahl in Frankfurt sei nur zufällig erfolgt, und sei das nicht der Zweck seiner Reise zu dem Reichstage gewesen; zur Beratung anderer Angelegenheiten vom Kaiser dorthin entboten, hätten es die Kurfürsten für gut befunden, diese Gelegenheit auch zur Königswahl zu benutzen [1]). Das konnte Johann, wie auch die andern Kurfürsten, wohl sagen, weil ihm tatsächlich das Einladungsschreiben zur Wahl erst am 13. Februar in Frankfurt selbst zugestellt war.

Auf die Wahl in Frankfurt folgte nach einigen Wochen im April die feierliche Krönung Maximilians in Aachen unter grossem Gepränge. Vollzogen wurde sie durch den Erzbischof von Cöln unter Assistenz der Erzbischöfe von Trier und Cöln [2]).

Von Aachen begaben sich der Kaiser und der neue Römische König in Begleitung der Kurfürsten und der übrigen Herrn, welche der Krönung beigewohnt hatten, nach Cöln, woselbst Maximilian bis zum 20. Mai verweilte. Hier in Cöln bestätigte er am 4. Mai Johann von Trier die Privilegien, die ihm und seinem Erzstift von seinem Vater und den frühern Kaisern verliehen worden [3]). Das war einstweilen die Anerkennung für die Bereitwilligkeit, womit er ihm die Stimme bei der Wahl in Frankfurt gegeben. Grössere Forderungen hatte Johann bei dieser Gelegenheit wie auch nach der Krönung in Aachen gestellt. So erfahren wir aus einer notariellen Urkunde vom 24. September 1492. Um diese Zeit befand sich Maximilian auf dem später noch zu erwähnenden Reichskonvent in Coblenz. Im Hofe bei der Florinskirche, heisst es in der Urkunde, erschien Johann von Trier vor Maximilian und liess ihm durch seinen Kanzler Ludolf von Enschringen, Propst von St. Simeon in Trier, vortragen: Die Besitzer des Herzogtums Luxemburg hätten von einem Erzbischof von Trier die Markgrafschaft Arlon und zweiundsiebenzig Mutterkirchen mit deren

[1]) Perpetuale Johanns von Baden, Abschrift in der trier. Stadtbibl. X S. 239 ff.

[2]) Siehe hierüber Birken a. a. O. V. Buch 32. Kapitel. — Müller, Reichstagstheater Maximilians I. 1. T. S. 34 ff. — Freher, Rerum Germanicarum Scriptores III p. 30 ss.

[3]) Perpetuale I S. 644 ff.

Zehnten, ferner das oberste Marschallamt im Erzstift Trier, die Stadt Bitburg, die Vogtei über St. Maximin als Güter und Besitztum des Erzstifts stets bis zur Zeit, als Philipp von Burgund das Herzogtum an sich gebracht, zu Lehen empfangen, wie die darüber ausgefertigten Briefe auswiesen. Auch Karl von Burgund habe sich dazu bereit erklärt, sei aber durch die Kriege und seinen Tod daran verhindert worden. Bei Gelegenheit der Königswahl in Frankfurt und nach der Krönung in Aachen habe der Erzbischof an Maximilian als nunmehrigen Inhaber Luxemburgs dasselbe Ansinnen gestellt, und wiewohl man damals nicht abgeneigt gewesen, demselben Folge zu leisten, so sei es doch bis jetzt nicht geschehen. So bäte Johann nun abermals, Maximilian selbst oder sein Sohn Philipp möge als Herzog von Burgund und Luxemburg die genannten Besitzungen und Rechte von ihm als dem zeitigen Erzbischof von Trier zu Lehen empfangen; desgleichen möge er das Lehnsrecht über Dhroneck und Thalfang, das sich die Herrn von Luxemburg ebenfalls angeeignet, dem Erzstift zurückgeben. Maximilian versprach, die Sache prüfen und nach Befund dem Erzbischof Recht widerfahren zu lassen [1]). Aber es blieb bei diesem Versprechen.

Im Jahre 1487 finden wir Johann auf dem Reichstage in Nürnberg, woselbst Kaiser Friedrich die Fürsten und Stände abermals, wie schon im vergangenen Jahre in Frankfurt, um Hülfe gegen König Matthias von Ungarn bat, der nach und nach alle östreichischen Erblande wegzunehmen drohte. Allein die ihm endlich nach monatelangen Verhandlungen bewilligte Unterstützung war nicht ausreichend, um Matthias aus Östreich zu vertreiben, sodass Friedrich schliesslich sich zu einem Waffenstillstand bereit erklärte [2]). Einen besonderen Einfluss auf die in Nürnberg gepflogenen Verhandlungen hat Johann von Trier wohl nicht gehabt, wenigstens tritt er unter den leitenden Persönlickeiten nicht hervor; zudem war seine Anwesenheit daselbst keine ständige. Am 20. März befand er sich auf dem Wege nach Nürnberg zu Boppard [3]), nach Müller [4]) traf er am 30. März mit seinem Gefolge dort ein. Mit letzterem lässt sich jedoch eine Urkunde Johanns, datiert vom 1. April aus Coblenz [5]) nicht vereinbaren Am 1. Juli war er wieder in Nürnberg, woselbst er seine Zustimmung zu der kaiserlichen Bestätigung der

[1]) Publications etc. de Luxembourg XXXV p. 330 ff.
[2]) Müller a. a. O. III S. 85 ff. — Menzel, Gesch. d. Deutschen VIII, 129 ff.
[3]) Görz a. a. O. S. 265.
[4]) a. a. O. III S. 80.
[5]) Görz a. a. O. S. 265.

Privilegien und Besitzungen der Söhne des während des Reichstages in Frankfurt 1486 verstorbenen Markgrafen Albrecht von Brandenburg erteilt [1]), und reiste nach Birken [2]) am folgenden Tage wieder ab.

Bald nach den Krönungsfeierlichkeiten hatte sich Maximilian von Cöln aus nach den Niederlanden zurückbegeben. Neue Kämpfe und Unruhen erwarteten ihn hier. Die Franzosen hatten den Krieg wieder begonnen, in welchem Maximilian schwere Verluste erlitt. Zugleich gährte es auf's neue unter den von Frankreich unterstützten unzufriedenen Niederländern selbst; Maximilian musste die Demütigung erfahren, im Februar 1488 in Brügge gefangen und als Gefangener behandelt zu werden. Einer solchen Gewalttat gegenüber verhielten sich die deutschen Fürsten nicht gleichgültig. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier berieten mit dem Pfalzgrafen in Coblenz über die zu ergreifenden Massregeln. Kaiser Friedrich eilte von Innsbruck an den Rhein nach Cöln, woselbst die zur Befreiung Maximilians aufgebotenen deutschen Heerzüge sich sammeln sollten, nachdem in der Sache bereits ein Kurfürstenkonvent in Würzburg stattgefunden. Johann von Trier hatte diesen Tag nicht besucht [3]), doch war er auf der Versammlung in Cöln vertreten. Zu dem nach den Niederlanden bestimmten kaiserlichen Heere stellte er 500 Fusssoldaten und 150 Reiter mit den dazu erforderlichen Kriegswagen [4]); als Führer derselben hatte er den Grafen Simon Wecker von Zweibrücken gegen ein Dienstgeld von 300 Gulden auf ein Jahr angenommen, 28. April [5]), und einige Tage später Engelbert Hütte von Schönecken mit weitern 50 Reitern zu demselben Zwecke geworben [6]). Noch ehe aber die Deutschen in den Niederlanden anlangten, hatte Maximilian durch Vermittlung einer ihm treu gebliebenen Partei mit den Aufrührern sich verständigt, worauf er am 17. Mai aus der Haft entlassen wurde [7]) Doch war der Kaiser, trotz der Bitten seines Sohnes nicht davon abzubringen, den Niederländern eine Züchtigung zu erteilen; so dauerten die Feindseligkeiten noch eine Zeit lang fort. Ein nennenswerter Vorteil für ihn und das Reich wurde indes hierdurch nicht gewonnen. Friedrich kehrte im Oktober nach

[1]) Görz a. a. O. S. 265.

[2]) a. a. O. V. Buch, 34. Kap. S. 964.

[3]) Vergl. über diese Ereignisse Müller, Reichstagstheater Maximilians I. 1. Teil S. 70 ff.

[4]) Brower l. c. II S. 310.

[5]) Görz a. a. O. S. 267.

[6]) Publications etc. de Luxembourg XXXV p. 264.

[7]) Müller, Reichstagstheater Maximilians I. 1. Teil S. 79.

Deutschland zurück, während sein Heer einstweilen noch in den Niederlanden blieb; über weitere Massregeln sollte auf einem Reichstage zu Anfang des Jahres 1489 beraten werden[1]).

Für Johann von Trier hatte das Jahr 1488 noch eine andere Fehde mit dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Sohn Friedrichs des Siegreichen, gebracht. Ein gewisser Johann von Breitbach, Schwiegersohn Cuno's, Herrn von Schönecken bei Boppard, hatte es in Verfolgung eigennützige Pläne und durch sein Verhalten überhaupt soweit getrieben, dass er von der Bnrg verwiesen wurde. Dafür wollte er sich rächen und bat den Pfalzgrafen um Hülfe; dieser entblödete sich nicht, sie zu gewähren und sich Schöneckens durch Verrat und List zu bemächtigen. Cuno wurde mit dem von Erzbischof Johann zum Schutze der Burg entsandten Befehlshaber derselben nach Heidelberg geführt. Zugleich war um dieselbe Zeit die Burg Beilstein an der Mosel mit Umgehung der Rechte des trierischen Erzbischofs dem Pfälzer geöffnet worden, zum Schaden der umliegenden Ortschaften und der freien Moselschiffahrt. So sah sich Johann zur Wahrung seiner Rechte und seines Ansehens genötigt, vor Beilstein zu rücken und es zu belagern. Doch kam es bald zu einem Vergleiche[2]), und im folgenden Jahre sogar zu einem Schutz- und Freundschaftsbündnis zwischen dem Pfalzgrafen und dem Erzbischof[3]).

Der zu Ende des verflossenen Jahres in Aussicht genommene Reichstag trat 1489 in Frankfurt zusammen: Johann von Trier begegnen wir auf demselben in der letzten Hälfte des Monats Juli[4]). Kaiser Friedrich und Maximilian suchten Hülfe gegen Matthias von Ungarn, den König von Frankreich und die aufrührerischen Niederlande. Statt des anfangs verlangten Heeres von 32000 Mann, zu dem Johann mit 100 Reitern und 400 Mann zu Fuss veranschlagt war, wurden schliesslich nur 6000 Mann zusammengebracht[5]), und auch das nur gegen Maximilians Zusage an die Fürsten, den Kaiser zu bestimmen, mit den so oft verlangten Reformen im Reiche zu beginnen[6]). Gegen Frankreich und die Niederlande bedurfte es indessen keines Heeres mehr. Mit jenem kam es in Frankfurt zum Friedensschluss, und die Niederländer,

[1]) Müller, Reichstagstheater Maximilians I. 1. Teil S. 84 ff. — Menzel, Gesch. von Nassau V S. 454 ff.

[2]) Brower l. c. II p. 309. — Gunther, Cod. dipl. IV S. 688 ff.

[3]) Hontheim a. a. O. II S. 480 f.

[4]) Görz a. a. O. S. 272.

[5]) Müller a. a. O. III S. 160 ff.

[6]) Daselbst S. 172. — Menzel a. a. O. V S. 459.

die so ihre Stütze verloren, bequemten sich bald zum Gehorsam gegen Maximilian. Daher konnte dieser die ihm bewilligten Reichstruppen ausschliesslich zur Wiedereroberung der österreichischen Lande verwenden, und da König Matthias im April 1490 starb, so gelang ihm dieselbe binnen wenigen Monaten.

Im Jahre 1490 sehen wir Erzbischof Johann bemüht, zwischen der Stadt Metz und Herzog René II. von Lothringen, die seit einiger Zeit mit einander im Streite lagen, Frieden zu stiften.[1]) Sein bereits im April dieses Jahres gemachter Versuch, eine Versöhnung durch Abgeordnete zu erreichen, war erfolglos geblieben[2]). Anfangs Juni kam er nun, wie die Chronik erzählt, persönlich in Begleitung eines seiner Neffen, der Grafen von Blankenheim und Manderscheid und anderer Herren zu Schiff nach Metz. Eine glänzende Abordnung aus den vornehmsten Familien war ihm zu Wasser und zu Lande zu seinem Empfange bis Argancy entgegengesandt worden. Vor der Stadt empfing ihn das Domkapitel und geleitete ihn in feierlicher Prozession und mit grossem Gepränge bis zur Kathedrale, worauf der Erzbischof sich nach der für ihn hergerichteten Wohnung in der Nähe der St. Vinzenzkirche begab. Nicht nur die Einwohner der Stadt, sondern auch die Landbevölkerung war bei dieser Gelegenheit von allen Seiten herbeigeeilt, in der freudigen Hoffnung, dass nunmehr der ersehnte Friede zustande kommen werde. Die Stadt brachte die üblichen Ehrengeschenke, unter andern drei fette Ochsen, eine grosse Schüssel mit Fischen: Karpfen, Hechte, Aale, Bärsche, drei Fass Wein u.s.w.

Als Bevollmächtigte zu den Friedensunterhandlungen waren von seiten des Herzogs an demselben Tage Bischof Johann Wisse von Verdun[3]) und andere Herren in Moulins eingetroffen. Die erste Zusammenkunft fand auf Vorschlag des Erzbischofs auf dem Bann St. Martin statt, eine zweite, da die Metzer dorthin nicht mehr kommen wollten, wurde in der Abtei St. Arnulf gehalten. Die Verhandlungen begannen hier am 5. Juni, was aber nicht hinderte, dass in der Umgebung der Stadt Lothringer und Metzer sich verschiedene Scharmützel lieferten. Einige Tage später waren auch Boten des päpstlichen Legaten aus Nancy eingetroffen, um ihre Vermittlung anzubieten; doch lehnten die Metzer das Anerbieten ab, da ihr Metropolit, der trierische Erz-

---

[1]) D. Calmet, Hist. Ecclés. et civile de Lorraine Ed. 1728. II p. 1101 ss. Hier wird Johann von Trier als Verbündeter des Herzogs genannt.

[2]) Huguenin, Chroniques Messines p. 507 s.

[3]) Das Friedensinstrument bei D. Calmet erwähnt ihn jedoch nicht.

bischof, die Angelegenheit bereits in seine Hand genommen habe. Die Verhandlungen machten anfangs geringe Fortschritte, da die Vertreter der Stadt sich mit einem (nicht genannten) Artikel der Friedensbedingungen nicht einverstanden erklären wollten. Doch gelang es schliesslich den weitern Bemühungen Johanns, wenigstens vor der Hand, eine Versöhnung herbeizuführen, worauf er sich zu Herzog René nach Corny begab, der ihm zu Ehren eine glänzende Truppenschau veranstaltete. Nach einem Dankgottesdienste in der Kathedrale wurde sodann vor derselben der Friede feierlich verkündet [1]).

Neue Händel und Zwistigkeiten zwischen Metz und dem Herzog von Lothringen veranlassten Erzbischof Johann im Verein mit der Stadt Strassburg, zur Beilegung derselben im Jahre 1492 einen Tag in Trier anzuberaumen. Ein Augenzeuge [2]) berichtet hierüber: Am 15. Juni fuhr eine Anzahl der angesehensten Bürger von Metz mit einigen Domherren auf zwei Schiffen die Mosel hinab nach Trier, woselbst einige Tage später im erzbischöflichen Palast in einem grossen, prachtvoll ausgestatteten Saale die erste Versammlung stattfand. Der Erzbischof hatte auf einem ebenso prächtigen Thronsessel Platz genommen, zu seiner Rechten der Abt von St. Maximin nebst einer Anzahl anderer Geistlichen, zur Linken die weltlichen Herren seines Rates. Ihm gegenüber sassen die Metzer und Lothringer. Die streitenden Parteien überboten sich in gegenseitigen Anklagen und Vorwürfen; dieselben Szenen wiederholten sich den ganzen folgenden Tag, Beschuldigungen und Vorwürfe, die, ohne die Hauptfrage [3]) zu berühren, Ereignisse und Vorkommnisse seit dem Friedensschluss vom Jahre 1490 betrafen. Das am nächsten Morgen gesprochene Urteil Johanns entschied indes zu Gunsten der Metzer, worauf die lothringischen Bevollmächtigten voll Ärger und Unwillen sofort den Saal verliessen. Nunmehr stellten jene den Antrag, jetzt in die Untersuchung der Hauptfrage einzutreten. Nach Anhörung seiner Räte beschied daraufhin Johann die Vertreter der Stadt Metz auf eine bestimmte Stunde nach Mittag zurück, er werde die Lothringer ersuchen, sich zur selben Zeit wieder einzufinden: sollten sich diese

[1]) Huguenin, Chroniques Messines p. 514 ss. — Hist. de Metz VI p. 404. — Original des Friedensinstruments im Archiv der Stadt Metz in der Stadtbibliothek, histor. Abteilung Nr. 72, Bund 163.

[2]) Bei Huguenin p. 578 ss.

[3]) Welcher Art dieselbe war, ist aus den Quellen nicht klar ersichtlich. D. Calmet p. 1103 berichtet von einem Versuche Herzogs René im Jahre 1491, sich der Stadt Metz durch Verrat zu bemächtigen.

weigern, so werde trotzdem die Entscheidung gegeben werden. Wiewohl nun beide Parteien zur bestimmten Zeit erschienen, kam es dennoch nicht zur Verhandlung über die Hauptfrage. Da auf den nächsten Tag das Fronleichnamsfest fiel und am darauffolgenden Sonntag, 24 Juni, die schiedsrichterlichen Vollmachten erloschen, so erklärte man die beiden noch übrigen Tage zur Prüfung der gegenseitigen Forderungen und Ansprüche nicht ausreichend. Ziehe man nicht vor, sich mittlerweile zu verständigen, so solle die Entscheidung bis nach Weihnachten verschoben werden. Die Lothringer bemerkten hierauf, dass sie vorher die Ansicht ihres Herzogs vernehmen müssten und reisten ab; die Metzer dagegen blieben noch zum Fronleichnamsfeste. Der Friede wurde erst im Mai 1493 wieder hergestellt[1]).

VII.

Im Jahre 1492 war König Maximilian nach Coblenz gekommen, um sich abermals die Hülfe des Reiches gegen Frankreich zu erbitten. 1490 hatte er eine neue Ehe mit der Herzogin Anna, der Erbin der Bretagne, durch Prokuration geschlossen. Das passte keineswegs in die Pläne König Karls VIII. von Frankreich. Ob er durch Gewalt oder durch Überredung es erreichte, kurz Anna wurde seine Gemahlin, wiewohl er mit Maximilians Tochter, als dieselbe erst zwei Jahre zählte, verlobt worden war. Um die Mittel zu erhalten, sich für diese schwere Beleidigung Genugtuung zu verschaffen, hatte Maximilian für den Herbst 1492 jenen Reichstag nach Coblenz berufen lassen. Doch fand seine Bitte um Hülfe bei den Ständen kein sonderlich geneigtes Ohr; sie trugen Bedenken, sich mit Frankreich in einen Krieg, der besonders den Grenznachbarn verderblich werden könne, einzulassen. Der Erzbischof von Mainz hob nachdrücklich hervor, — und das wohl im Namen der übrigen anwesenden Fürsten — ihr und der deutschen Nation Vermögen sei nicht der Art, dass sie die Hülfe in dem Umfange, wie sie verlangt werde, gewähren könnten; es würden demnach auf jeden Kurfürsten 50000 Gulden entfallen, die könnten sie nicht aufbringen, ohne sich in dauerndes Verderben zu stürzen. Weiterhin klagte er bei dieser Gelegenheit über das viele Raten und Beraten auf den Reichstagen, das doch zu keinem Ergebnis führe, über die Veranschlagungen, die nicht gezahlt würden. „Hat man einen Anschlag gemacht, so thut der eine Hülff, der andere gar nicht, und wird ihnen

[1]) D. Calmet a. a. O. II p. 1104 s.

nachgesehen. von dritten nimmt man das halbe Geld, so komt einer heut, der ander morgen, oder über ein halb Jahr". Durch solche ungleiche Behandlung seien sie um das Ihrige gekommen. Der Kaiser habe wohl geäussert, wenn er verderbe, so müssten auch sie, die Fürsten, verderben. Aber er habe sein Land wieder erobert, verlören sie aber das ihrige, so werde niemand es ihnen wieder zurückgewinnen. — Auf weiteres inständiges Bitten Maximilians wurde ihm schliesslich dennoch eine Geldhülfe bewilligt [1]).

Verschiedene während seiner Anwesenheit in Coblenz in diesem Jahre von Maximilian ausgestellte Quittungen geben uns Kenntnis über die in frühern Jahren Johann auferlegten Kriegssteuern. Am 16. Oktober quittiert er letzterm über 5600 Gulden, zu denen er auf dem Reichstage zu Frankfurt 1489 zu einem Zuge gegen Matthias von Ungarn und die Niederländer veranschlagt worden — weiterhin über 6500 Gulden, zu denen er 1491 in Nürnberg zu einem Zuge gegen die Könige von Böhmen und Frankreich eingeschätzt war [2]). An demselben Tage erhielt der Erzbischof eine Quittung über 2000 Gulden, die ihm neuerdings in Coblenz gegen Karl VIII. von Frankreich „seines unchristlichen Handels halber" auferlegt worden [3]). Diese Summen waren an Stelle der ursprünglich zu leistenden Hülfe an Mannschaften getreten. Dass der Mainzer Erzbischof nicht ohne Grund darüber geklagt, dass die Hülfsgelder oft nur teilweise gezahlt, wenn nicht ganz nachgelassen würden, zeigt eine Bescheinigung Maximilians vom 20. Oktober desselben Jahres, laut welcher Kaiser Friedrich Johann von Trier von den ihm zu Frankfurt 1486 zu einem Kriege gegen Matthias von Ungarn auferlegten 6000 Gulden 2000 nachgelassen habe; von den noch bleibenden 4000 Gulden hatte er nur 1500 gezahlt, und der Rest wurde ihm nunmehr durch Maximilians Vermittlung ganz erlassen [4]).

Zu einem ernsten Kriege mit Frankreich kam es jedoch nicht, weil es Maximilian zu sehr an den dazu erforderlichen Mitteln fehlte. Da auch der französische König, den es nach Italien drängte, um dort Ansprüche auf Neapel und Sizilien geltend zu machen, bereit war, die Hand zur Versöhnung zu bieten, wurde nach längern Verhandlungen im Mai 1493 der Friede geschlossen, unter Bedingungen, mit denen Maximilian immerhin zufrieden sein durfte [5]).

---

[1]) Müller, Reichstagstheater Maximilians I., 1. Teil S. 159.

[2]) Temporale, Abschrift in der trier. Stadtbibl., III S. 589 f. u. S. 593 f.

[3]) Daselbst S. 590 f.

[4]) Temporale III S. 538.

[5]) Müller, Reichstagsth. Maximilians I. 1. Teil S. 180 ff. — Menzel, Gesch. der Deutschen VIII S. 166.

Kaiser Friedrich starb am 19. August 1493, und Maximilian trat die Regierung an. Seinen ersten Reichstag schrieb er nach Worms 1495 aus. Zahlreich, wie seit Jahren nicht mehr, erschienen die Stände, unter den Kurfürsten auch Johann von Trier; seine Anwesenheit dauerte vom 28. März ununterbrochen bis in die Mitte August, wie zahlreiche von ihm aus Worms datierte Urkunden bezeugen [1]). Von Maximilian erhielt er während dieser Zeit mancherlei Gnadenbeweise. Am 1. Juni bestätigte ihm derselbe seine Besitzungen und die damit verbundenen Gerechtsamkeiten [2]), am 3. Juli erneuerte er ihm das Privilegium, dass kein Angehöriger des Erzstifts, wess Standes er sei, ohne sein, des Erzbischofs, Vorwissen und seine Erlaubnis von einem andern Herrn an- und aufgenommen werde, widrigenfalls dieser den festgesetzten Strafen verfällt [3]). am 13. Juli bestätigt der König die Privilegien der trierischen Kirche, deren neunzig namentlich angeführt werden [4]). Am 15. desselben Monats erfolgte dann die feierliche Belehnung Johanns mit den Regalien: „Auff Mittwoch nechst nach S. Margreten tag hat Johann Ertz-Bischoff vnnd Churfürst zu Trier, sein Regalia von der Königlichen Majestet empfangen. Vnd haben wegen Ihrer Churfürstlichen Gnaden, darumb gebetten, Weyrich Thaun (Daun), Herr zum Oberstein und Falckenstein u.s.w. Darauf hat der Vogt Johann von Helffenstein . . . Erbmarschalck des Stiffts Trier, der Königlichen Majestet Stul herant mit einem Baner, darinn ein rot Creutz des Stiffts Wapen. Zum dritten ist der Churfürst selbs kommen mit zweyen Banern, vnd der Königlichen Majestet Siegel, als ein Ertz-Cantzler in Gallia, gehabt. Solches Siegel hat getragen ein Graff zu Leiningen, Herr zu Westerburg. Gerlach der Jung, Herr zu Isenburg, hat das rot Baner, so die Regalia bedeut, getragen“ [5]). Am folgenden Tage leistete Johann Maximilian den Eid der Treue [6]).

In Worms kam auch die Stellung des Erzbischofs von Trier zur Abtei St. Maximin wieder zur Sprache. Mit aller Entschiedenheit behauptete diese ihre Unabhängigkeit von jenem, und es hatte das zu manchen Händeln und Zwistigkeiten zwischen beiden geführt, besonders die Frage, wem die Vogteigerechtigkeit über die Abtei zustehe. Seit

[1]) Görz a. a. O. S. 293 ff.
[2]) Hontheim a. a. O. II S. 494.
[3]) Hontheim a. a. O. II S. 495.
[4]) Stramberg a. a. O. S. 771.
[5]) Müller a. a. O. S. 513.
[6]) Perpetuale XII S. 661.

Jahrhunderten wurde sie von den Erzbischöfen als Lehen der trierischen Kirche den Herrn von Luxemburg verliehen, welche das allmählich als ein ihnen zustehendes Recht betrachteten, eine Anschauung, die sich auch Kaiser Friedrich III. zu eigen gemacht, indem er den Burgunderherzogen, als sie in den Besitz von Luxemburg gelangt waren, ohne weiteres die Schutzherrlichkeit über die Abtei als Lehen des Reiches übertrug. In ihrer Widersetzlichkeit gegen den Erzbischof fanden die Maximiner Mönche bei den Luxemburgern, so besonders noch bei Karl dem Kühnen, ihre beste Stütze. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1471 hatte sich Erzbischof Johann veranlasst gesehen, bei dem Kaiser hierüber Klage zu führen, und Friedrich erklärte hierauf, es sei nicht seine Meinung und Absicht gewesen, dass durch die Verleihung jener Schutzherrlichkeit an den Herrn von Luxemburg den Rechten des trierischen Erzbischofs Eintrag geschehen solle[1], aber tatsächlich blieb die Vogtei im Besitze jener und war durch die Heirat Maximilians mit Maria als der Erbin von Luxemburg auf diesen übergegangen. Wir sahen bereits oben, dass Erzbischof Johann im Jahre 1492 in Coblenz ihn ersuchte, der trierischen Kirche ihr Recht zurückzugeben. Jetzt war in Worms unter den von Maximilian bestätigten Rechten und Privilegien auch die Vogtei über Maximin und die Abtei Prüm genannt worden, wie auch das Recht, die Äbte von Prüm und Echternach mit den Temporalien zu investieren, „advocatiaque monasteriorum Prumiensis et S. Maximini, una cum jure investiendi de temporalibus abbates monasteriorum Prumiensis et Epternacensis“.[2] In einer Urkunde vom 31. Juli desselben Jahres ist von der Vogtei keine Rede; Maximilian trägt dem damaligen Abte Otto II. von St. Maximin und seinen Nachfolgern nur auf, die vom Reiche herrührenden Regalien und Temporalien aus der Hand Johanns zu empfangen, dem er „befohlen“, ihm dieselben in seinem und des Reiches Namen zu verleihen. Diesem Befehle fügte sich der Abt und schwur am 9. Dezember 1495 Johann als dem Stellvertreter des Römischen Königs den Eid der Treue, worauf die Belehnung erfolgte[3]. Es ist hieraus nicht ersichtlich, ob Maximilian dem Erzbischof alle Hoheitsrechte zuerkannte, doch mag es letzterer so betrachtet haben. Infolge dessen scheinen die Maximiner später in Rom Schritte getan zu haben, um vom Papste als dem römischen

---

[1]) Hontheim a. a. O. II S. 456 f. — Vergl. Marx, Gesch. d. Erzstifts Trier III S. 119 ff.

[2]) Hontheim a. a. O. II S. 494.

[3]) Perpetuale XI S. 508 ff. — Hontheim a. a. O. II S. 498.

Stuhle unmittelbar unterstehend anerkannt zu werden, und nicht vergebens. Denn in einem Breve vom 1. Juli 1502 an Maximilian bezeichnet Alexander VI. die Abtei als „Monasterium Romane Ecclesie immediate subjectum“ und bittet den König, den neugewählten Abt Thomas (von Heusden), dessen Wahl er genehmigt und bestätigt habe („electionem . . canonice factam . . . apostolica auctoritate approbavimus et confirmavimus preficiendo ipsum Thomam eidem Monasterio in abbatem curam, regimen et administrationem dicti Monasterii sibi in spiritualibus plenarie committendo“), wie auch sein Kloster in seinen Rechten zu erhalten und zu schützen [1]). Des Erzbischofs und seiner Rechte geschieht keine Erwähnung, doch fand durch Johann am 21. November desselben Jahres die Belehnung des Abtes mit den Regalien statt [2]). Diese Streitigkeiten zwischen den Erzbischöfen und der Abtei endigten erst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der vollständigen Unterwerfung der letzern unter die Hoheit jener und Verzichtleistung auf die Reichsunmittelbarkeit [3]).

Maximilians Hoffnung, in Worms Hülfe gegen die Türken und Karl von Frankreich, dessen Einfluss und Machtstellung in Italien ihm sehr bedrohlich geworden, zu erhalten, erfüllte sich erst dann zumteil, nachdem er den Forderungen der Kurfürsten und Stände, die vor allem und zunächst auf Reform im Reiche selbst drangen, insoweit nachgegeben hatte, dass ein Reichskammergericht mit ständigem Sitze in einer noch näher zu bestimmenden Stadt eingerichtet und, statt des bisher immer auf einige Jahre wieder verlängerten, ein ewiger Landfriede verkündet werde, der ein für allemal dem Fehderecht und allen Sonderkriegen unter Strafe der Reichsacht ein Ende bereiten sollte. Am 7. August unterzeichnete und besiegelte Johann mit den übrigen Fürsten die diesbezügliche königliche Urkunde mit der Verpflichtung, „dem gemelten Frid vnd Recht aufrichtigklich nachzukommen, vnd unsers tails getrewlich vnd gehorsamlich helffen handthaben, schützen und schirmen, auch sollichs vnsern Ambsleuten vnnd Vnderthanen . . .

[1]) Daselbst XII, S. 409 ff. — Bereits früher muss sich auch Papst Paul II. zu Gunsten der Maximiner erklärt haben, indem er den Abt (Anton II.) ermahnt, nicht vor dem weltlichen Gericht, sondern in Rom sein Recht zu suchen: „Nos quidem invenies semper promptos et alacres in curia Romana tibi facere plenam justitiam administrari“. (Publications etc. de Luxembourg XXXII p. 14.)

[2]) Görz a. a. O. S. 320.

[3]) Vergl. über diese Streitigkeiten Marx, Gesch. d. Erzstifts Trier III S. 102 ff.

auf jr Ayde vngesaumbt zu thun befehlen"[1]). Daraufhin wurde Maximilian die Erhebung einer allgemeinen Vermögens- und Personalsteuer, des sogenannten gemeinen Pfennigs, auf vier Jahre zur Werbung und Unterhaltung von Truppen gegen die Türken und Franzosen in Italien bewilligt. In der betreffenden Vollziehungsurkunde dieses Beschlusses erscheint Johann von Trier als Mitbesiegler und mit seiner Unterschrift[2]).

Der ewige Landfriede war die beste Errungenschaft, die der Tag von Worms zu verzeichnen hatte. Durch ihn wurden alle jene Sonderbündnisse überflüssig, welche die Fürsten bis dahin unter sich zu gegenseitigem Schutze und zur Erhaltung des Friedens und der Ruhe zu schliessen sich genötigt sahen. Solche Bündnisse war Johann schon im Anfang seiner Regierung eingegangen, und zwar das erste am 28. November 1457 mit den Kurfürsten von Mainz und Cöln, dem Herrn Frank von Cronenberg, den Städten Cöln und Frankfurt, um den Junker Kuno von Westerburg zu züchtigen, der mit anderen Genossen seines Schlages Cölner Kaufleute auf ihrem Wege nach der Frankfurter Messe überfallen und geplündert und sie nach Schloss Westerburg gebracht hatte[3]). Zur Sicherheit des Handels und öffentlichen Verkehrs, wie zu gegenseitigem Schutze ihrer Gebiete und Untertanen schloss Johann im Januar 1458 ein Bündnis mit dem Kurfürsten von Cöln[4]); in demselben Jahre und im folgenden mit dem Grafen Johann von Nassau[5]), mit dem Erzbischof von Cöln und dem Herzog von Jülich-Berg[6]), sowie dem Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz[7]). Streitigkeiten unter den Verbündeten selbst sollten nicht durch die Waffen, sondern durch Schiedsgerichte ausgetragen und beigelegt werden. 1464 kam ein Bündnis auf zwanzig Jahre zwischen Johann und den übrigen rheinischen Kurfürsten zum Schutze des Handels und der Sicherheit der Rheinschiffahrt zu stande[8]), ein besonderes noch zwischen Johann und dem Erzbischof von Cöln zur Sicherung des Geleites zu Lande und auf dem Rhein[9]). Andere Bündnisse Johanns werden erwähnt: aus dem Jahre 1465 mit dem Grafen von Katzenellenbogen zum

---

[1]) Müller a. a. O. 1. Teil S. 454 ff.
[2]) Daselbst S. 439.
[3]) Temporale I S. 431 ff.
[4]) Daselbst S. 450 ff. — Hontheim a. a. O. II S. 431 f.
[5]) Temporale I S. 463 ff.
[6]) Daselbst S. 458 ff.
[7]) Daselbst S. 456 ff.
[8]) Günther, Cod. dipl. IV, S. 582 ff.
[9]) Görz a. a. O. S. 219.

Schutze ihrer beiderseitigen Gebiete gegen Jedermann, ausgenommen den Papst, den Kaiser und die zur Union gehörigen Kurfürsten [1]; aus den Jahren 1471 und 1479 mit Herzog Gerhard [2]) und Herzog Wilhelm von Jülich-Berg [3]); 1484 mit den Kurfürsten von Cöln und Mainz [4]) u.s.w. Zur Verhütung der Fehden und um dem in Frankfurt 1486 auf zehn Jahre verkündeten Landfrieden eine feste Stütze zu geben, war es Kaiser Friedrich nicht ohne Mühe gelungen, den schwäbischen Bund im Jahre 1488 zu stande zu bringen, zu welchem anfangs nur eine Anzahl schwäbischer Reichsstädte zählten [5]). Allmählich traten indes viele Fürsten, Grafen und Herren demselben bei. Johann von Trier am 29. September 1489, mit der Verpflichtung, im Falle ein Mitglied des Bundes ungerecht angegriffen würde, dreissig Reisige zu Hülfe zu stellen [6]). Diese Verpflichtung trat zum ersten Male an ihn heran, als im Jahre 1492 der schwäbische Bund auf Ersuchen des Kaisers sich rüstete, die Stadt Regensburg, die vor mehreren Jahren den Schwiegersohn Friedrichs, Herzog Albrecht von Bayern, als Herrn anerkannt, dem Reiche zurückzuerobern. Der Ausbruch der Feindseligkeiten wurde indes durch die Bemühungen Maximilians noch rechtzeitig verhütet und Regensburg ohne Waffengewalt wiedergewonnen. Die bei dieser Gelegenheit unter dem Hauptmann Gerlach von Isenburg ins Feld gestellten trierischen Reiter trugen rote Kleidung mit einer Nebenfarbe von blau, weiss und braun auf der rechten Seite der Ärmel und Beinkleider [7]).

Einige Jahre später kam Johann selbst in die Lage, sich an den Bund um Unterstützung und Beistand wenden zu müssen. Die Verwaltung der ehemals reichsunmittelbaren Stadt Boppard war im Jahre 1309 von Kaiser Heinrich VII. seinem Bruder Erzbischof Balduin von Trier übertragen [8]), dann im Jahre 1312, wie auch die Stadt Wesel, für die vielfachen ihm in Deutschland und Italien geleisteten Dienste für 12 000 Pfund Heller verpfändet worden, unter Vorbehalt der Regalien und einzelner anderer Rechte [9]). Kaiser Ludwig der Bayer hatte diese Verpfändung

[1]) Hontheim a. a. O. II S. 448. Ein Bündnis zwischen Johann und Karl von Burgund ist bereits oben erwähnt worden.

[2]) Hontheim a. a. O. II S. 455.

[3]) Temporale II S. 263 ff.

[4]) Daselbst III S. 92 ff.

[5]) Müller a. a. O. II S. 157 ff.

[6]) Hontheim a. a. O. II S. 482 f.

[7]) Peter Maier a. a. O. Bl. 57v.

[8]) Günther a. a. O. III S. 129. [9]) Daselbst S. 148 ff.

1314 nicht nur bestätigt, sondern für ein weiteres Darlehen von 22000 Mark Heller Balduin noch die Regalien, die Zölle und das Münzrecht zugesprochen [1]), und 1318 die Bopparder angewiesen, dem Erzbischof und seinen Nachfolgern zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten [2]); da diese sich dessen weigerten, hatte er Balduin weiterhin ermächtigt, sie mit Gewalt dazu zu zwingen, und ihm sogar seine Hülfe zugesagt [3]), doch sollten die Bopparder im Besitze ihrer althergebrachten, von den frühern Kaisern verbrieften Rechte und Freiheiten verbleiben [4]). Letztere Erklärung deuteten diese zu ihren Gunsten und verharrten in ihrer Widersetzlichkeit gegen den Erzbischof, aus der sie auch dann nicht heraustraten, nachdem die Stadt Coblenz sich in einem Gutachten zu Gunsten Balduins ausgesprochen hatte [5]). So sah letzterer sich genötigt, Gewalt zu gebrauchen; er belagerte Boppard in eigener Person, die Stadt, von der ein Teil zum grössten Leidwesen des Erzbischofs in Flammen aufging, wurde genommen, und der Rat musste seine Unterwerfung erklären [6]).

Ernstere Verwicklungen und Streitigkeiten zwischen den trierischen Erzbischöfen und der Stadt zeigten sich von da ab erst wieder unter der Regierung Johanns von Baden. Da hatten die Bopparder für die in die Stadt gebrachten Waren Zollfreiheit beansprucht: hierüber führte Johann Klage auf dem Reichstage in Regensburg 1471, und Kaiser Friedrich schärfte jenen, wie oben schon bemerkt, ernstlich ein, ihrer Verpflichtung gegen den Erzbischof nachzukommen [7]). Weitere Klagen des letztern über Eingriffe der Bopparder in seine Hoheitsrechte und Verweigerung des Gehorsams kamen in den folgenden Jahren vor den Kaiser, der wiederum für Johann Partei ergriff; später aber hatten sich die Ansichten des Reichsoberhauptes wesentlich zu Gunsten der Stadt geändert, und wohl mit Rücksicht hierauf hatte sich Johann bestimmen lassen, derselben einige Vergünstigungen zu gewähren [8]). So blieben die Dinge bis König Maximilian im Jahre 1495 zu Worms die frühern den trierischen Erzbischöfen seit Kaiser Heinrich VII. verliehenen, in der Folge mehrfach bestätigten Privilegien zurücknahm und den Boppardern die weitgehendsten Rechte und Freiheiten, selbst die Reichsunmittelbarkeit wieder erteilte. Doch war die Freude der Städter über diese ausserordentlichen Zugeständnisse nur von

[1]) Günther a. a. O. S. 160 ff. [2]) Daselbst S. 185.
[3]) Daselbst S. 185 f. [4]) Daselbst S. 186. [5]) Daselbst S. 247 ff.
[6]) Gesta Trev. II p. 246. — Hontheim a. a. O. II S. 111.
[7]) Günther a. a. O. IV S. 609 f.
[8]) Stramberg a. a. O. S. 577.

kurzer Dauer; schon wenige Wochen später wurden sie auf die Vorstellungen des Erzbischofs, dass sie eine offenbare Verletzung seiner verbrieften Rechte bedeuteten, von dem Könige widerrufen, für null und nichtig erklärt [1]). Weit entfernt, sich damit zu beruhigen, setzten die Bopparder unter Führung einer Partei, deren Seele der Ritter Johann v. Eltz war, ihre Widersetzlichkeit gegen den Erzbischof fort. Die Bemühungen des letztern, sie auf dem Wege der Güte zu gewinnen, Versuche, durch besondere Schiedsgerichte die Schlichtung des Streites herbeizuführen, ernste Drohungen, selbst die Verhängung des Interdikts, blieben auf die störrischen Städter ohne Wirkung. In ihrem Trotz konnten sie durch erneute, wenn auch mehr allgemein gehaltene Kundgebungen des wankelmütigen Königs zu ihren Gunsten nur bestärkt werden; denn im September 1496 gebot er „allen des Reichs Untertanen, da die Stadt Boppard ihm und dem h. Reich unmittelbar zugehört und ihm deshalb gebürt, dieselbe bei Recht und Billigkeit zu handhaben, und vor unziemlichen Beschwerungen zu behüten, deshalb er sie in seinen und des h. Reichs besondern Gnad, Verspruch, Schutz und Schirm genommen, und sie alle Gnad, Freiheit, Ehre, Würde, Vorteil, Recht und Gerechtigkeit wie andere Reichsstädte gebieten soll, dieselbe unter einer Strafe von 40 Mark Goldes in ihren Freiheiten nicht zu beirren“ [2]). — Ihr Übermut und ihre Verwegenheit ging schliesslich soweit, dass sie eine von Johann zu Anfang des Jahres 1497 in die kurfürstliche Burg zu Boppard gelegte Besatzung geradezu belagerten und ihr jegliche Zufuhr an Lebensmittel abzuschneiden suchten. Solche und andere fortgesetzte Eingriffe in die Rechte und die Oberhoheit des Pfandherrn, die sie zudem noch in einem Manifest vom April 1497 [3]) unter allerlei Klagen und Beschwerden gegen jenen zu rechtfertigen suchten, hatten endlich dessen Geduld erschöpft; durch Waffengewalt wollte er sich sein Recht erzwingen und die Bopparder zum Gehorsam führen, und das umsomehr, da das Verhalten Maximilians zeigte, dass er von ihm eine Unterstützung erwarten dürfe, und ebensowenig konnte er von dem mittlerweile in Worms zusammengetretenen höchst schwach besuchten Reichstag Hülfe erhoffen. Nach der Weisung des Königs, der selbst in Worms nicht erschien [4]), sollte die Versammlung zwischen dem

[1]) Günther a. a. O. IV S. 719 ff. — Vergl. Stramberg a. a. O. S. 578 ff.

[2]) Stramberg a. a. O. S. 582.

[3]) Daselbst S. 583 f.

[4]) Er verblieb die ganze Zeit über in Tirol (Menzel, Gesch. v. Nassau V. S. 476); am 27. Juni entschuldigte er in einem Schreiben aus Füssen an

Erzbischof und den Boppardern wieder vermitteln; ein späteres Schreiben von ihm sprach sogar ausdrücklich die Bitte aus, die Sache der Stadt Boppard, die er in seine Gnade und des Reiches Schutz genommen, zu unterstützen [1]). Das konnte nur geeignet sein, die Stimmung der Versammlung für die Bopparder und gegen den Erzbischof zu beeinflussen. Bei dieser Sachlage und entschlossen, ein für alle Mal den ewigen Wirren ein Ende zu machen, hatte Johann, nachdem er schon am 23. Mai durch Bündnisse sich die Hülfe des Kurfürsten Philipp von der Pfalz und des Landgrafen Wilhelm von Hessen gesichert, am 7. Juni in einem Manifeste an die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, sowie die Mitglieder des Schwäbischen Bundes ausführlich seine Beschwerden gegen die Stadt Boppard dargelegt und sie um ihren Beistand ersucht. Neue hierauf zu Worms gepflogene Verhandlungen, um einen Krieg zu vermeiden und den Streit in Güte beizulegen, hatten keinen Erfolg, ebensowenig wiederholte Gesandtschaften des Reichstags an den Erzbischof [2]), der mittlerweile durch energische Rüstungen und Werbung von weitern Bundesgenossen ein ansehnliches Heer von zwölftausend Mann zusammengebracht hatte, das von allen Seiten gegen Boppard heranzog. Schon am 23. Juni war die Einschliessung der Stadt erfolgt und begann der Kampf, der hauptsächlich durch die Artillerie geführt und entschieden wurde. Die Bopparder, im Glauben, dass der Erzbischof es nicht soweit kommen lassen werde und im Vertrauen auf den Beistand Maximilians, dessen Verhalten in dem ganzen Streite sie dazu wohl berechtigen durfte, hatten nur ungenügende Vorkehrungen gegen eine Belagerung getroffen, und wirkliche Hülfe vom Könige wurde ihnen ebensowenig wie vom Reichstage selbst; denn hier wie dort wollte man die Sache auf diplomatischem Wege zum Austrag bringen, und selbst wenn man den Versuch hätte machen wollen, den Erzbischof mit Gewalt an seinem Vorgehen zu hindern, so war es dazu

den Reichstag sein Ausbleiben damit, dass es ihm an dem nötigen Gelde gefehlt habe, jetzt könne er wegen der Türken und einer türkischen Gesandtschaft nicht kommen. (Janssen, Frankf. Reichskorrespondenz II S. 620.) Unverständlich ist dem gegenüber ein Regest bei Görz a. a. O. S. 301, nach welchem Erzbischof Johann am 24. Juni in Ehrenbreitstein den „Kaiser“ um „seine Fürsprache in Rom wegen der mit ihm am gestrigen morgen im Felde besprochenen gegen das Domstift erlassenen Sentenze“ bittet.

[1]) Holtz in seiner Dissertation: Der Konflikt zwischen dem Erzstift Trier und der Reichsstadt Boppard insbesondere im Jahre 1497, Greifswald 1883, S. 29.

[2]) Daselbst S. 31 ff. — Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II S. 617 ff.

zu spät, durch sein entschlossenes, rasches Handeln war dieser allen zuvorgekommen. Bereits am neunten Tage der Belagerung, am 1. Juli, war der Trotz der Bopparder gebrochen, sowohl infolge der heftigen Beschiessung, durch welche die Stadt schon sehr gelitten, als auch infolge des Mangels an Lebensmitteln; sie zeigten sich bereit, Frieden zu schliessen und sich dem Erzbischof zu unterwerfen.

Am 3. Juli wurde die Stadt durch die Truppen des Erzbischofs besetzt, am 4. Juli hielt derselbe seinen Einzug und nahm am folgenden Tage von der Bürgerschaft nach Verlesung der Friedensbedingungen Eid und Huldigung entgegen.

Es ist gesagt worden, dass Johann durch dies gewaltsame Vorgehen gegen Boppard den auf dem Reichstage in Worms 1495 errichteten Landfrieden gebrochen habe [1]), und tatsächlich war das der Fall; aber dasselbe hatten die Bopparder schon vor ihm getan, und bei den Vermittlungsverhandlungen hatte man den Eindruck gewonnen, dass sie durch ihr Verhalten gegen den Erzbischof unrecht gehandelt hatten [2]). Durch kaiserliche Briefe und Urkunden war die Stadt seit beinahe zweihundert Jahren den trierischen Erzbischöfen mit allen Rechten und Gerechtsamkeiten verpfändet, diese Pfandbriefe bestanden zu Recht, sie waren nicht eingelöst worden durch Rückzahlung der Pfandsummen. Das durfte sowohl der König wie der Reichstag nicht vergessen, und darum mussten beide sich auf Seite des Rechtes stellen, die Bopparder anhalten, ihrer Pflicht gegen den Pfandherrn nachzukommen. Da das nicht geschah, sondern immer nur zwischen ihnen und dem Erzbischof vermittelt werden sollte, musste dieser schliesslich den Eindruck gewinnen, dass man überhaupt nicht ernstlich daran denke, ihm zu seinem guten Recht zu verhelfen und so verhalf er sich denn selbst dazu [3]).

[1]) Janssen a. a. O.: „Die gewöhnlichen Leute wunderten sich sehr über dies gewaltsame Vorgehen (des trierischen Erzbischofs) gegen eine Reichsstadt trotz des Landfriedens und der königlichen Briefe, welche Boppard als freie Reichsstadt erklärt hätten. Verschiedene Gerüchte liefen um, dass unter dem Ganzen sich andere Pläne versteckten“. — Auch Trithemius Chron. Hirs. II p. 565 tadelt in Unkenntnis oder Nichtbeachtung des Rechtsverhältnisses den Erzbischof, wenn er sagt: „Nobiles . . . terræ quasdam in Boppardia libertates et jurisdictiones a multo retro annis in possessione quieta habuerunt, quas Archiepiscopus quorundam consilio seductus inquietare tentavit“ und p. 432: „in senectute pravorum consilio deceptus cum Boppardianis contentionem perniciosam incepit“.

[2]) Holtz a. a. O. S. 31.

[3]) Die Ursachen des Krieges, die Belagerung der Stadt, die dazu getroffenen militärischen Rüstungen, der Friedensschluss u.s.w. sind eingehend

Der Krieg hatte Johann namhafte Summen gekostet; seinen Hauptbundesgenossen allein, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen, hatte er für ihre Hülfe je 6000 Rhein. Gulden verschrieben, die Ausgaben an barem Gelde für Sold und Löhnung, für Transport und Kriegsbedürfnisse erstreckten sich nach einer oberflächlichen Zusammenstellung der Kriegskosten bei Peter Mayer auf ungefähr 13000 Gulden.

Maximilians Verlangen, den Reichstag von Worms nach Freiburg zu verlegen, hatten die Stände nachgegeben und in dem Abschiede den Termin zur Fortsetzung auf den 28. September bestimmt, aber erst in der Mitte des folgenden Jahres 1498 wurde er eröffnet [1]). Zahlreich hatten sich die Kurfürsten und die übrigen Stände eingefunden, auch Johann von Trier. Seine Ankunft erfolgte zwischen dem 2. und dem 26. Juli. Am 2. Juli weilte er noch in Ehrenbreitstein, am 26. unterzeichnete er mit andern in Freiburg die königliche Urkunde über die Verlängerung des schwäbischen Bundes auf zwölf Jahre [2]); am 30. war er schon wieder nach Ehrenbreitstein zurückgekehrt, und erst am 30. August erscheint er wieder in Freiburg bei der Unterzeichnung des Reichstagsabschiedes [3]). Die Aufgabe der Versammlung in Freiburg hatte an erster Stelle wieder die Beratung sein sollen, wie die Mittel zu einem Kriege gegen die Türken wie auch gegen Frankreich aufzubringen seien, weiter fanden Verhandlungen über die Bildung des Kammergerichts, die Sicherung und Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche statt [4]), „alia quoque multa fuerunt satis utiliter proposita, quæ utinam fuissent et practicata“ [5]).

VIII.

Johanns von Baden Vorgänger, Jakob von Sirk, hatte bei seinem Tode dem Erzstifte eine Schuldenlast von über 270000 Gulden für

beschrieben durch Johanns Sekretär und Augenzeugen der Ereignisse Peter Mayer, Manuskr. im Staatsarchiv zu Coblenz, eine Abschrift derselben im Temperale Joh. v. Baden IV S. 123 ff. (Kopie in der Stadtbibl. zu Trier). — Gedr. Hontheim a. a. O. II S. 501 ff. — Stramberg a. a. O. S. 576 ff.; kürzer bei Brower l. c. II p. 314 s. — Vergl. dazu die oben schon erwähnte Dissertation von Holtz. — Eine eingehendere Darstellung des Feldzuges und der Belagerung wird in einem der nächsten Hefte der trierischen Chronik erscheinen.

[1]) Müller a. a. O. II S. 156. [2]) Daselbst S. 244.

[3]) Daselbst S. 683. — Görz a. a. O. S. 306.

[4]) Müller a. a. O. II S. 157.

[5]) Trithemius l. c. II p. 571.

verpfändete Schlösser, Ämter u.s.w. hinterlassen [1]). Seit Beginn seiner Regierung war es Johanns Sorge gewesen, diese Pfandschaften allmählich wieder einzulösen, doch reichten die Einkünfte dazu nicht hin; so fand er sich genötigt, auf neue Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu sinnen. Wir sahen bereits, dass Kaiser Friedrich ihm durch Verleihung von mancherlei Vergünstigungen in diesem Bestreben hülfreich entgegenkam. Desgleichen hatten ihm die Päpste Pius II., Paul II. und Sixtus IV. zu verschiedenen Malen gestattet, auch von dem Klerus, ausser den früher bereits bewilligten, noch besondere Steuern zu dem Zwecke zu erheben [2]). Sixtus IV. hatte überdies im Jahre 1476 auf Bitten Johanns dem erzbischöflichen Stuhle von Trier die reiche Abtei Prüm inkorporiert [3]). Als Gründe hatte der Erzbischof geltend gemacht, dass ihm die Kriege, besonders jener gegen Diether von Isenburg, an dem er sich aus Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl beteiligt, grosse Kosten verursacht habe, zu deren Bestreitung er grosse Summen zu entleihen genötigt gewesen; die sehr verminderten Einkünfte des Erzstifts reichten nicht aus, die Schulden zu tilgen, die durch seine Stellung bedingten Ausgaben zu bestreiten, die Lasten zu tragen, welche die Erhaltung und Verteidigung der zur weltlichen Herrschaft des Erzstifts gehörigen Gebiete mit sich bringen. Doch sollte nach der Bestimmung des Papstes diese Inkorporation nur für die Dauer der Regierung Johanns Geltung haben und erst nach dem Tode des damaligen Abtes. Trotzdem hatte nach dem Ableben desselben der Konvent einen neuen Abt in der Person des Rupert von Virnenburg gewählt. Diese Wahl erklärte der Papst für ungültig und bedrohte alle, welche in einer bestimmten Frist Johann nicht als Administrator der Abtei anerkännten, mit kirchlichen Censuren [4]). Allein schon im folgenden Jahre widerrief der Papst diese Bulle und bestätigte die Wahl Ruperts [5]). — Trotz jener eben erwähnten Steuerbewilligungen war es Johann nicht möglich geworden, die Schuldenlast zu tilgen, die verpfändeten Güter wieder einzulösen. Da hierzu noch wiederholt die Forderungen von Zehnten u.s.w. zur Bekämpfang der

[1]) Gesta Trev. II p. 336, Anm. a. — Trier. Archiv V S. 32.

[2]) Gesta Trev. II p. 342 in Anmerkung a) zu p. 341. — Hontheim a. a. O. II S. 457 f.

[3]) Diese Inkorporation war schon früher zu wiederholten Malen aus Nützlichkeitsgründen für die Abtei selbst erfolgt, von dem römischen Stuhle jedoch immer widerrufen worden. Marx a. a. O. Trier I S. 260 f.

[4]) Urkunde in der Stadtbibl. zu Trier Nr. 2167 = Q Nr. 22.

[5]) Daselbst Nr. 27.

Türken u.s.w. traten, so lässt sich denken, dass im Klerus darüber vielfach Unzufriedenheit herrschte, wie wir oben schon sahen. Neue Forderungen von bedeutenden Summen zur Einlösung des Schlosses und der Herrschaft Schönecken in der Eifel an das Domkapitel veranlassten ein ernstliches Zerwürfnis mit diesem nicht nur, sondern riefen auch den Widerstand des übrigen Klerus hervor. Es war überhaupt die Zeit, in der mehr als früher die Missstimmung der deutschen Geistlichkeit gegen die Besteuerungen von seiten des päpstlichen Stuhles zum Ausdruck kam; auf einer Versammlung von Angehörigen der drei rheinischen Metropolitankirchen zu Coblenz im Jahre 1479 wurden zahlreiche Beschwerden zusammengestellt, um sie dem Papste mit der Bitte um Abhülfe zu unterbreiten [1]). Johann musste daher von vornherein darauf gefasst sein, mit seinen Forderungen wenig Entgegenkommen bei dem Domkapitel zu finden: es verweigerte die Subsidien, und der Erzbischof wandte sich nun, wie wir aus dem Berichte seines Boten, Jakob de Lare [2]), vom 16. Dezember 1480 aus Rom ersehen, an den päpstlichen Stuhl. Der Papst habe ihn, schreibt de Lare, freundlich empfangen, viel Gutes von Johann und seiner Familie gesagt, sich lobend über seine Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl ausgesprochen. Er werde den Klerus, ohne Rücksicht auf dessen wahrscheinlich einlaufende Appellation, ermahnen, Johann die verlangten Subsidien zu zahlen. „In causa subsidiorum S. D. N. appellationes per clerum forte interponendas non recipiendas annuit et brevia hoc per me petita saltem exhortantia fieri jussit [3])." Der Papst hatte Wort gehalten, den Klerus zur Zah-

[1]) Pastor a. a. O. II S. 556.

[2]) 1493 als „Dr. utriusque juris und Offizial zu Trier" bei einer nochmaligen Gesandtschaft nach Rom erwähnt. Görz a. a. O. S. 286.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz Nr. 13 Kurtrier, Korrespondenz des Erzb. Johann II. von Baden Bl. 82. — In demselben Berichte erfahren wir einige Einzelheiten über die von Sixtus IV. zu Ende des Jahres 1480 veranstaltete Zusammenkunft der Gesandten verschiedener Fürsten und Städte in Rom, um über Massregeln gegen die Türken zu beraten, die im August desselben Jahres in Süditalien gelandet waren und Otranto erobert hatten. „In facto principali turcorum dixit S. sua quod pro illo negotio essent in urbe quamplures alii principum et communitatum oratores, alios etiam de proximo venturos expectaret, quos omnes in brevi ad se vocare vellet ad concludendum quid in hac re faciendum fuerit, quare voluit ut cum aliis super hoc expectarem. Sunt autem nunc in urbe de ultramontanis principibus in hoc facto oratores non alii quos ego saltem sciam [nisi] Regis Portugalie, Ducis Austrie et Burgundie, Reverendissimi D. Magunti, gratie vestre et dominorum Saxonie, de Italicis sunt Neapolitani, Mediolanenses, Florentini et quamplures alii, Veneti tamen adhuc expectantur".

lung der Subsidien angehalten und durch Breve vom 5. Januar 1481 sogar den Grafen Philipp von Virnenburg beauftragt, Erzbischof Johann mit starkem Arm zur Erhebung derselben behülflich zu sein [1]. Aber er hatte noch mehr getan. Durch eine Bulle vom 22. Januar desselben Jahres hob er eine Reihe von Zusagen und Versprechen, welche Johann in dem Eide vom 24. Januar 1457 dem Domkapitel hatte beschwören müssen, auf, erklärte sie für null und nichtig. Unter scharfen Strafen und Censuren wurde dem Domkapitel verboten, in Zukunft solche Zusagen und Versprechen, als die Freiheit des Erzbischofs zu sehr beschränkend und seiner Würde zuwider, sei es vor oder nach der Wahl, demselben abzuringen, wie auch dem zu Erwählenden oder Erwählten, dieselben zu beschwören oder zu beobachten [2]. Das Domkapitel, die

[1] Staatsarchiv in Coblenz.

[2] In der neuen vom Papste vorgeschriebenen Eidesformel (Chart. des Domes Nr. 315 p. 850 ss.) waren im Besonderen folgende Zusagen, die in dem ersten Eide enthalten waren, gestrichen worden: „Nec impetrabimus literas, aut utemur impetratis etiam motu proprio per Papam vel alium concessis, quod per nos conferamus dignitates, administrationes, officia sive beneficia, qui spectant ad collationem Capituli nostri communiter vel divisim". (Chart. des Domes Nr. 315 p. 405.)

„Item non faciemus alienationes, obligationes, seu distractionem sub quocunque colore, terre, opidi, castri, ville et Thelonii Ecclesie Treverensis unius vel plurium in toto vel in parte absque debito et libero Capituli nostri consensu, nisi in quantum nobis de jure permittitur". (Daselbst p. 406.)

„Item non assumemus aliquem Coadjutorem nisi in casibus permissis a jure, nec procurabimus, quod Ecclesia conferatur per Papam cuicunque persone post nos nisi habito primo debito Capituli nostri consensu, et si contingat nos mutare statum nostrum et renunciare Ecclesie, tunc procurabimus apud Sedem apostolicam, ut hujusmodi resignatio fiat ad manus Capituli nostri pro Electione futuri Pontificis facienda.

Item si contingat redimi castra, loca, jura, opida seu quecunque bona, que jam sunt obligata Ecclesie nostre Treverensi, quod has pecunias ponemus in deposito cum consensu Capituli, nec inde detrahemus seu alienabimus absque libera voluntate Capituli.

Item non patiemur, quod officiales Curiarum nostrarum civitatis et Diocesis Treverensis citent et exerceant aliquam jurisdictionem vel censuram contra Capitulum aut Canonicos Ecclesie nostre Trev. quoquo modo, sed stabunt juri coram Decano et Capitulo, nisi in casu negligentie Decani et Capituli.

Item alii Beneficiati Ecclesie nostre Trev. poterunt citari, et si petant remitti debent ad Decanum Ecclesie predicte, cui ex antiquo competit jurisdictio in illos, nisi alias ratione Beneficiorum suorum in Diocesi nostra constitutorum, et ut premittitur subjectorum ipsi Beneficiati citarentur.

Prälaten der trierischen Klöster und der Klerus der Stadt Trier appellierten gegen die päpstlichen Mandate. Sie hätten Johann bis dahin

Item jurisdictiones et jura Prepositi, Decani, Archidiaconorum, Custodis, Scolastici, Cantoris et aliorum Prelatorum, Officiatorum et Canonicorum Ecclesie predicte Trev. in Diocesi nostra servabimus et defendemus". (Daselbst p. 407 s.)

„Item non assumemus controversiam seu guerram contra civitatem treverensem, nisi prius de hac tractaverimus in Capitulo nostro tempore congruo, et non ex abrupto, et ejus expressus intervenerit consensus, alias etiam graves causas Ecclesiam nostram concernentes non concludemus, nisi habito consilio Capituli nostri, nisi in quantum nobis de jure permittitur.

Item non permittemus, sed expresse prohibemus officiatis nostris, quod homines Capituli non incarcerent, aut ad onera et servitia nobis et officiatis nostris prestanda compellant, aut carnes pro sumptibus suis aut gentibus armorum, aut pecunias pro hujusmodi exigere presumant, nisi hoc procedat de speciali Consensu Capituli.

Item non impediemus, sed permittemus Prelatos, Canonicos et omnes Beneficiatos in Ecclesia Trev. et Diocesi Trev. facere testamenta sua et eorum executionem et ab intestato decedenti bona non recipiemus secundum ordinationem et tenorem literarum desuper confectarum, et ne ignorantiam pretendamus, litere tales nobis lecte sunt ante nostram installationem, quas etiam secundum omnem tenorem servare tenemur et debemus.

Item nulla imponemus inconsueta subsidia clero neque subditis Civitatis et Diocesis nostrarum cujuscunque status seu conditionis existant, nisi de libero consensu et concessione Capituli, aut majoris partis Capituli, nec ad hujusmodi consensum eos trahemus et artabimus quovis colore aut dampno.

Item cum magna et enormia proveniunt dampna et animarum exurgunt pericula de illicitis questoribus non querentibus que Jesu Christi sed que sua sunt, nos de illis questoribus ampliandis minorandum seu disponendum et restringendum cum consensu Capituli disponemus et ordinabimus, prout melius videbitur nobis et eis expedire.

Item nullam terram seu redditus Diocesis Trev. de novo infeodabimus perpetuo sine consensu Capituli.

Item cum feuda pecuniaria [sive] mansualia ad Mensam Archiepiscopalem revertuntur, amplius non infeodabimus, nisi de expresso consensu Capituli, sed nostre mense reservabimus.

Item non impetrabimus aliquod novum thelonium, nec thelonia antiquitus posita et observata alienabimus, neque onerabimus, nec de loco ad locum transferemus, aut mutabimus sine expresso obtento consensu Capituli.

Item in quibuscunque locis ipsi Domini Capitulares Ecclesie nostre trev. nomine Capituli habent merum seu mixtum imperium, illa imperia servabimus in eisdem locis illesa secundum decretum scabinorum, et aliorum jurisdictiones tales ex parte Capituli ibidem regentium". (Daselbst p. 409 s.)

„Item quod contra premissa omnia et singula, aut aliquod premissorum nunquam per nos, aut interpositam personam quomodolibet directe vel indirecte veniemus nec literas etiam a Summo Pontifice super relaxatione juramenti premissorum occasione impetrabimus per nos vel alium seu alios, nec im-

gerne Gehorsam geleistet, ihm schon zu verschiedenen Malen Subsidien bewilligt, aber in Anbetracht der traurigen Lage des Erzstifts seien sie ferner dazu nicht mehr imstande [1]). Ebenso protestierte das Domkapitel gegen die mittlerweile ergangenen kaiserlichen Mandate zur zwangsweisen Eintreibung der Steuern [2]). Im April folgte eine abermalige Appellation gegen die Johann erteilten päpstlichen Bullen von Eberhardsklausen und den Abteien St. Maximin, St. Martin und St. Marien [3]), welcher die Landkapitel beitraten [4]). — Ein weiteres päpstliches Breve vom Monat Mai ermächtigte Johann, Zwangsmittel gegen die widerstrebende Geistlichkeit anzuwenden [5]). So weit kam es indessen nicht, da er sich am 6. November mit dem Domkapitel dahin verglich, auf die ihm in den päpstlichen Bullen erteilten Befugnisse verzichten zu wollen, wogegen dieses sich bereit erklärt, ihm vier in bestimmten Terminen zu zahlende Subsidien zu bewilligen [6]), und am 16. August 1482 versprach der Erzbischof unter anderm sogar, soweit es in seiner Macht stehe, zu verhindern, dass päpstliche oder kaiserliche Zehnten und Abgaben dem Klerus oder seinen Untertanen auferlegt würden [7]). Doch verstummten hiermit nicht die Klagen über Steuern und Zehnten, fehlte es nicht an Widerstand und Versuchen, sich derselben zu erwehren, wie uns andere Aktenstücke im Domarchiv und im Staatsarchiv zu Coblenz zeigen. In den Jahren 1486 und 1487 begegnen wir neuen Forderungen von seiten Johanns, deren

petratis, etiam motu proprio concessis utimur, sed ea omnia et singula inviolabiliter observabimus bona fide quibuslibet dolo et fraude semotis.

Item promittimus et juramus etiam quam cito fuerimus in Archiepiscopum trev. consecrati, [quod] statim post dictam consecrationem premissos omnes et singulos articulos aut puncta de novo jurabimus solempniter servare et defendere, necnon Capitulo trev. denuo literas desuper sigillo nostro majori roboratas dabimus". (Daselbst p. 413.) Nichts desto weniger finden sich diese vom Papste verbotenen Zusagen wiederum in dem neuen Eide (Original im Staatsarchiv zu Coblenz), welchen Johann dem Kapitel am 16. August 1482 in Pfalzel leistete.

[1]) Protokollbuch des Domkapitels von Trier im Staatsarchiv zu Coblenz I B Nr. 66 S. 150 ff.

[2]) Daselbst S. 156. [3]) Daselbst Nr. 67 S. 10. [4]) Daselbst S. 15.

[5]) Staatsarchiv in Coblenz.

[6]) Domarchiv.

[7]) Chart. d. Domes No. 315, S. 891: „Si decime exactiones aut procurationes papales aut imperiales Capitulo, clero aut aliis subditis nostris imponerentur, nos omnibus modis et viis quibus cum honore poterimus, instabimus, auxilium et operam dabimus, ut ab illis exonerentur".

abermalige Ablehnung von seiten des Domkapitels nicht geeignet war. die beiderseitige Spannung zu mildern [1]). Weiterhin forderte im März 1488 Kaiser Friedrich, den Johann wohl über den Stand der Dinge unterrichtet hatte, das Domkapitel, die Vasallen und Untertanen des Erzstifts auf, bei Verlust aller Privilegien und hundert Mark Goldes, dem Erzbischof zur Zahlung von 3000 Gulden zu einem Türkenzug behülflich zu sein [2]). Zuletzt liess sich das Domkapitel doch bewegen.

[1]) Protokollbuch des Domkapitels im Staatsarchiv zu Coblenz I. B. No. 67, S. 179 ff.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz. — In demselben Jahre und Monate hatte in der Domkirche zu Trier die Verkündigung eines von Papst Innocenz VIII. ausgeschriebenen Ablasses, dessen Geldertrag zum Schutze des wahren Glaubens, zu einem Türkenzug, bestimmt war, unter Zustimmung und im Beisein des Domkapitels stattgefunden. Die für die Gewinnung des Ablasses bestimmte Zeit dauerte vom 9. März bis zum 14. April und ergab an Geldalmosen bei der Zählung am 8. und 14. April im Ganzen die Summe von 980 Gulden trierischer Währung. Das bezügliche Aktenstück lautet im wesentlichen: „Decanus et capitulum Ecclesie treverensis universis et singulis . . . cum agnitione veritatis notum esse volumus, quod cum alias Sanctissimus in Christo Pater . . . Dominus Innocentius . . . Papa modernus Reverendum Patrem Dominum Raymundum Perandi Archidiaconum Alinsiensem [?] in Ecclesia panstonensi [?] . . . ad Almaniam, universaque et singula provincias, terras et loca Germanie sacro romano Imperio, et illius Electoribus ac subditis ubilibet subjecta apostolice Sedis prothonotarium, nuncium et commissarium sacratissimarum Indulgentiarum pro fidei orthodoxe tuitione per Germaniam ad Dei laudem et Ecclesie romane statum et honorem . . . . duxerit destinandum, idemque Reverendus Pater . . . singulis in locis personaliter interesse, et Indulgentias hujusmodi publicare non valeat, vices suas venerabili . . . Johanni Lens Ecclesie sancti Andree Coloniensis Decano commiserit et ipsum in subcommissarium suum deputaverit, qui venerabilis Dominus Johannes . . . . . anno a nativitate Domini 1487 m. trev. die vero Dominica qua cantatur in Ecclesia Dei pro introitu missae „Oculi“ nona mensis Martii Indulgentias et facultates hujusmodi in majori Ecclesia treverensi publicari, crucemque erigi et cistam cum solempnitatibus et ceremoniis juxta traditam sibi formam et eandem cistam quatuor seris diversis claudi fecit et procuravit, quarum clavium venerabilis et generosus dominus Eberhardus de Hoenfeltz Ecclesie treverensis . . . Decanus primam, aliam vero venerabilis dominus Johannes Lens . . . prefatus, terciam venerabilis Dominus Johannes Hattfast . . . curie Treverensis sigillifer, nec non quartam clavem circumspectus vir Gerhardus de Raymsdonck magister Pistorum consul civitatis Treverensis ad hoc deputati habuerunt, tenuerunt et custodiverunt, tandem prefata cista anno 1488 die Martis octava mensis Aprilis mane hora octava coram venerabilibus, illustribus et generosis viris Dominis . . . . canonicis capitularibus dicte Ecclesie Treverensis in prefatorum venerabilium et circumspectorum Dominorum claves habentium, nostrorumque Notariorum

ihm am 22. Juli desselben Jahres eine vom obern und untern Klerus gemeinsam aufzubringende Summe mit der Beschränkung zu bewilligen, dass die Gelder nur zum Besten und Nutzen des Erzstifts und zwar unter dem Beirat des Kapitels verwendet werden dürften[1]).

Mochten diese Massregeln anfangs auch Erfolg haben, so war das nicht von Dauer. Im Jahre 1493 äusserte sich abermals die Un-

ac testium fide dignorum infrascriptiorum . . . presentia primo et deinde die lune decima quarta mensis Aprilis anni predicti secundarie aperta fuit, ac in bonis, promptis et numeratis pecuniis in et ex eadem illis duabus vicibus simul computatis inventi, numerati, reperti et per prefatum . . . . Johannem Lens . . . . extracti fuerunt nongenti et octuaginta floreni in moneta Trevereusi . . . ., quos dictus Dominus Johannes Lens . . . ad manus suas recepit et deportavit . . . .", (Chart. d. Domes No. 316, p. 47 ff.)

[1]) Protokollbuch des Domkapitels im Staatsarchiv zu Coblenz I B Nr. 68 S. 20 f.: „Quamvis, heisst es in dem betreffenden Beschlusse, clerus diocesis Trev. certis jam retroactis annis usque in hodiernum diem litibus, guerris, vexationibus continuis, hostium incursibus ac aliis diris calamitatibus undique . . . . expositus et periclitatus, frumentorumque carestia vini et bladorum decrescentia ita sit pene exhaustus, quod unius subsidii onus vix portare valeat, nihilominus tamen nedum (?) maximis et importabilibus oneribus quibus Reverendissimus Dominus . . . . et ejus diocesis usque modo fuerunt onerati, diligenter pensatis, verum etiam diris gwerris, forensibus certaminibus, vexationibus, dampnis et expensis diversis per Reverend. Dominum in certis itineribus videl. Franckfordie in electione, Aquisgrani in coronatione Romani Regis, Ratispone, Spire, Noremberge ad mandatum Domini Imperatoris necnon ad certa fortalitia sive castra ut puta Wunnenberg, Bylstein et Schoneck in prejudicium ipsius Domini nostri . . . et ejus diocesis per illustrem Dominum Palatinum vi et de facto occupata, de suis manibus liberanda et recuperanda, habitis, plurimum gravati, ac quibus dietim et maxime in præsentiarum (?) torqueri et gravari verisimiliter formidantur attentis et consideratis in decem consueta a superioristis . . . et ab inferioristis similiter decem . . . . (?) subsidia petenda exigenda et sublevanda sponte consentire velint [auf die Bitte des Erzbischofs] atque consenserunt ibidem, modis tamen et formis subsequentibus et non alias . . . quod primo et ante omnia duo ex capitulo Trev. mittantur ad clerum inferiorem ad inducendum eundem suasionibus quibus poterunt, ut in sublevationem et prestationem hujusmodi subsidiorum . . . consentiat, quo facto Reverend. Dominus noster Trev. sublevandi et exigendi illa subsidia nec non a rebellibus per censuras extorquendi dabit plenariam commissionem et auctoritatem citandi monendi excommunicandi et absolvendi duobus de capitulo Trev. et duobus ex aliis sex ecclesiis deputandis et gratie sue nominandis sic quod isti quatuor simul et conjunctim dicta subsidia a superioristis et similiter duobus ex clero inferiori similem auctoritatem qui ab inferioristis subsidia sublevant et sublevata dictis quatuor collectoribus ex clero superiori deputatis tradant assignent atque deliberent".

zufriedenheit des niedern Klerus im ganzen Erzstift in einem besondern Bündnis, in welchem er sich gegen alle Steuern erklärte [1]).

1498 sah sich Johann wiederum genötigt, das Domkapitel um Bewilligung neuer Subsidien zu bitten. Wiewohl während seiner zwei und vierzigjährigen Regierung Friede und Ruhe im Erzstifte geherrscht habe, so begründet er seine Forderung, so sei die Erhaltung des Friedens und der Ordnung, der Besuch von Reichstagen, verschiedene im Interesse des Stiftes nicht zu vermeidende Fehden mit ungewöhnlichen Ausgaben verbunden gewesen, und da zu deren Bestreitung die laufenden Einkünfte nicht hinreichten, hätten verschiedene Güter des Erzstifts mit Schulden belastet werden müssen. Die Tilgung derselben liege ihm sehr am Herzen, sei aber nicht möglich ohne eine besondere Hülfe. Zur Beratung, durch welche Mittel dieselbe zu beschaffen sei, sollten drei Mitglieder des Domkapitels hinzugezogen werden, welche weiter darüber zu bestimmen hätten, wie die Subsidie am besten zum Nutzen des Stiftes zu verwenden sei; er selbst, Johann, wolle das Geld nicht einmal empfangen. Daraufhin gab das Domkapitel seine Zustimmung [2]) und im Jahre 1502 bewilligte es nochmals eine neue Subsidie [3]).

Eine weitere Ursache der steten Geldverlegenheit Johanns dürfte auch wohl nach der Ansicht Strambergs [4]) in den vielen Bauten gefunden werden, die er während seiner Regierung ausführen liess und welche grosse Summen verschlingen mussten. Brower [5]) zählt deren eine ganze Anzahl auf, unter andern die Schlösser und Burgen in Engers, Daun, Blieskastel, Saarburg, Kyllburg, Schönenburg. Gleichfalls liess Johann den durch Alter baufällig gewordenen erzbischöflichen Palast in Trier und viele andere Bauwerke aus früherer Zeit wieder herstellen. Besondere Fürsorge wandte er ferner dem den Römern schon bekannten Bade Bertrich zu, dessen ganzen und ungeteilten Besitz er im Jahre 1497 von den Herren von Pirmont erworben hatte [6]). Grosse Summen kosteten ihn die Bauten in Ehrenbreitstein, namentlich die Anlage des Brunnens daselbst, welche mehrere Jahre (1481—1484) in Anspruch genommen hatte [7]). Der Bau eines Jagdschlosses in Kärlich

[1]) Staatsarchiv in Coblenz.

[2]) Chart. des Domes Nr. 316 S. 301 ff.

[3]) Stramberg a. a. O. S. 786.

[4]) Daselbst S. 733.

[5]) a. a. O. II p. 307.

[6]) Günther a. a. O. IV S. 679 f.

[7]) Brower l. c. II p. 306.

war nicht minder mit grossen Kosten verbunden. Sein in Stein gehauenes Wappen mit der Inschrift: *Cujus arma [vides]* [1]*) est præsul ipse Johannes* über dem äussern Eingange, der zu der Sevigny'schen Kapelle auf der Nordseite des Domkreuzganges führt, lässt mit Sicherheit auf ihn als den Erbauer des Raumes schliessen, in welchem zur Zeit das Domarchiv untergebracht ist, da auch die Architektur auf das Ende des 15. Jahrhunderts hinweist. Zu all dem kam seine übergrosse Freigebigkeit, oft gegen solche, welche derselben nicht würdig waren und ihm dafür mit Undank lohnten. Johann selbst klagte in den letzten Monaten seines Lebens bitterlich hierüber: „Nichts schmerzt mich mehr", berichtet Trithemius, so habe er ihm selbst gesagt, „als der Undank derer, denen ich, ohne dass sie es verdient, Gutes getan habe; die ich aus dem Staube erhoben und gross und reich gemacht, sie verachten mich jetzt und sind meine Feinde geworden".

Erwähnen wir an dieser Stelle eines Ereignisses, das sich nach Brower a. a. O. II, p. 315 im Jahre 1499 zutrug. Johann befand sich auf der Burg in Cochem, als plötzlich sein Schlafgemach in die Luft flog; unter demselben aufbewahrtes Pulver habe zufällig Feuer gefangen. Der Erzbischof blieb wie durch ein Wunder unversehrt. — Der Jesuit Kolb in seiner Series Archipiescoporum Mongunt. Treviren. etc. p. 132 sagt dagegen geradezu, dass es ein Attentat auf sein Leben gewesen sei. Auf alle Fälle muss es höchst sonderbar erscheinen, dass zur Aufbewahrung von Pulver gerade ein Raum unter dem Zimmer des Erzbischofs gewählt wurde.

Geldmangel und das Bestreben, ihm abzuhelfen, mag Johann auch dazu verleitet haben, sich mit Schatzgräbern und Alchimisten einzulassen, wie Trithemius erzählt [2]), was übrigens auch schon Erzbischof Werner getan. Es ging die Sage, dass Erzbischof Kuno (1362—1388) auf dem Schlosse Stolzenfels grosse Schätze vergraben habe. Umsonst liess sein Nachfolger Werner nach denselben suchen. Johann wurde durch einen Geistlichen aus Apulien verleitet, die Nachforschungen wieder aufzunehmen; die Enttäuschung blieb nicht aus. Hierdurch nicht genugsam gewarnt, soll er, wie viele sich zu jener Zeit betören liessen, trotz des Abratens seiner Umgebung den Vorspiegelungen eines Abenteurers und Alchimisten aus Kroatien Gehör gegeben haben, dessen während dreier Jahre auf dem Schlosse Engers fortgesetzte Versuche,

[1]) So ergänzt Herr Museumsdirektor Dr. Gräven das auf dem Spruchbande abgestossene fehlende Wort.

[2]) A. a. O. II p. 287.

Gold herzustellen, ihn nicht weniger als 30 000 Gulden gekostet hätten, wiewohl Johann das in Abrede gestellt und bei einer Gelegenheit sogar eidlich versichert habe, dass es nicht mehr als 500 Gulden gewesen seien [1]. Solche Gerüchte waren nur zu geeignet, Unzufriedenheit und Missvergnügen hervorzurufen.

Ein schlimmeres Zerwürfnis mit einem Teile des Domkapitels entsprang Johann aus dem Bestreben, seinen Grossneffen Jakob, Sohn des Markgrafen Christoph von Baden, zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge auf den trierischen Erzbischofstuhl zu erheben. Schon im Jahre 1489 hatte diesen sein Vater, wohlversehen mit Empfehlungsschreiben von ihm, dem Oheim und dem Erzbischof von Cöln an den Papst und die Kardinäle nach Rom gesandt. Der junge Fürst fand überall freundliche und zuvorkommende Aufnahme, und Papst Innocenz VIII. versprach alles für ihn zu tun, wenn ihm diesbezügliche Wünsche näher bezeichnet würden. Demgemäss reservierte er ihm durch Breve vom Januar 1490 drei Benefizien in den Kirchenprovinzen Mainz, Trier und Salzburg und verlieh ihm in letzterer im Juli desselben Jahres die Rektoratkirche in Serkirchen. Da Jakob die Studien, denen er bis dahin obgelegen, aufzugeben beabsichtigte, verliess er Rom, kehrte jedoch auf den Rat des Vaters bald dahin mit neuen Empfehlungsschreiben zurück [2]. Wie sehr man ihn in Rom schätzen gelernt, zeigt ein Schreiben des Papstes an seinen Vater Markgraf Christoph, das voll seines Lobes ist [3].

Ob Johann bereits im Jahre 1497 mit dem Versuche hervortrat, wie Brower schreibt [4], seinen Grossneffen zum Koadjutor zu machen, erscheint aus dem Grunde zweifelhaft, weil sonst der Streit jetzt schon entbrannt sein würde; doch verlautet von einem solchen bis dahin

[1] Trithemius a. a. O. II p. 595.

[2] v. Weech, Besuche badischer Fürsten und Fürstinnen in Rom in Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins, Neue Folge Bd. IX S. 233 ff. — Die Rückkehr nach Rom erfolgte wohl, wie aus zwei Regesten bei Görz a. a. O. S. 287 hervorgehen dürfte im September 1493; in einem Schreiben vom 23. September empfiehlt Johann seinen Neffen, der in seinem und des Kaisers Auftrage „wegen Verhandlung einiger Sachen der trier. Kirche nach Rom zurückkehre“ dem Kardinal (Franz) v. Siena, in einem andern vom 24. Sept. dem Papste selbst. Der Gegenstand jener Verhandlungen ist nicht angegeben.

[3] Brower l. c. p. 310. „Visus est, sagt er u. a., Jacobus nostro testimonio, et commendatione dignissimus. Nam ita se in hac curia gessit, et tam laudabiliter versatus est, ut ab omnibus laudari maxime meruerit, et nos non potuerimus virtutis ac morum ejus tuæ magnificentiæ testimonia non perhibere“.

[4] Brower l. c. II p. 315.

nichts, wenn man nicht etwa die in dem Regest bei Görz[1]) zum 24. Juni erwähnte Sentenz gegen das Domkapitel hierauf beziehen will. Urkundlich steht fest, dass Johann den Vertrag mit Jakob wegen Übernahme der Koadjutorie am 15. Dezember 1499 schloss[2]), und am 19. Dezember bat er das Domkapitel um seine Einwilligung[3]). Die Abstimmung erfolgte am 26. Dezember, das Wahldekret für Jakob am nächsten Tage[4]). In dieser mehrere Tage währenden Sitzung des Domkapitels trat der Zwiespalt unter den Mitgliedern desselben schroff zu Tage. Der nach dem Tode Philipps von Sirk 1492 zum Dompropst erwählte Graf Bernhard von Solms[5]) trug in Gegenwart der Räte und Sachwalter des Erzbischofs vor, dass letzterer wegen schwacher Gesundheit und Gebrechlichkeit seines Amtes nicht mehr walten könne und daher unter Zustimmung der Majorität des Kapitels und mit Gutheissung des päpstlichen Stuhles den Markgrafen Jakob von Baden, Propst von St. Paulin und Präsident des kaiserlichen Kammergerichts, zu seinem Koadjutor annehme; das sei auch der Wunsch Königs Maximilian, seines Sohnes des Erzherzogs Philipp von Burgund[6]), und der Erzbischöfe von Mainz und Cöln. Sofort erwiderte hierauf der Dechant des Kapitels, Eberhard von Hohenfels, dem Propst, er gebe nicht zu, dass er mit seinen Anhängern die pars major und sanior des Kapitels bilde. Otto von Breitbach, welcher mit den Domherren Philipp von Crichingen, Richard von Greiffenklau und dem Dechanten von Hohenfels die Oppositionspartei bildete, wandte ein, dass von Rechts wegen dem Generalkapitel in einer so wichtigen Angelegenheit eine eingehendere Beratung hätte vorausgehen müssen, was nicht geschehen sei; auch laufe im Volke das Gerücht um, Erzbischof Johann sei nicht mehr zurechnungsfähig. Des letzteren Kanzler wies das als eine Beleidigung seines Herrn entschieden zurück, die während dreier Tage gepflogenen Verhandlungen genügten nach dem Rechte vollauf, um zur Abstimmung schreiten zu können. Nach verschiedenen weiteren Bemerkungen von seiten der Oppositionspartei baten Johanns Räte dieselbe, um der Liebe Gottes, des Friedens und des Wohles der trierischen Kirche willen, sich eines Bessern zu bedenken und der Majorität des Kapitels beizutreten;

[1]) S. oben S. 87 Anm. 4) zu S. 86.

[2]) Görz a. a. O. S. 311.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier. Personalien der Ebb. Nr. 22 Bl. 3.

[4]) Görz a. a. O. S. 311.

[5]) Chart. des Domes Nr. 316 S. 184.

[6]) Diesen hatte Johann wohl schon gewonnen, als er ihn mit Empfehlungen behufs einer Unterredung im J. 1496 zu ihm sandte. (Görz a. a. O. S. 298.)

allein sie beharrte auf ihrer Weigerung[1]. Am 13. Januar 1500 erliess darauf Johann die Urkunde, laut welcher er Jakob zu seinem Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge ernennt[2], und an dem nämlichen Tage übernimmt dieser die Koadjutorie mit dem Versprechen, seine Pflichten gegen den Erzbischof und das Stift getreulich zu erfüllen[3]. Ein wenige Tage später nochmals gemachter Versuch Johanns, die Opposition zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war ohne Erfolg[4], ebenso die Ermahnungen und Vorstellungen König Maximilians, der in einem besondern Schreiben dem Dompropst und den auf Seite Johanns stehenden Mitgliedern des Domkapitels seine Zufriedenheit über die Annahme Jakobs ausdrückte und sie dafür seines und des Markgrafen von Baden Wohlwollens und Dankes versicherte[5].

Eberhard von Hohenfels und die andern drei Domherren fanden eine Stütze in dem Pfalzgrafen Philipp bei Rhein, dem sie am 18. März die Zusage gegeben, darauf hinzuarbeiten, dass einer seiner Söhne das trierische Erzbistum erhalte[6], wogegen dieser sich verpflichtete, ihnen in dem gegenwärtigen Streite Schutz und Beistand zu gewähren[7]. Weiterhin suchte die Opposition in einem Rundschreiben vom 6. Juni an die Stände des Erzstifts ihr Verhalten in der Koadjutorfrage unter Darlegung der Gründe, die sie dazu bewogen, zu rechtfertigen. Der „Handel" könne nur zum Schaden des Erzstifts gereichen, sei den Konkordaten und dem gemeinen Recht zuwider, verstosse gegen die Privilegien der trierischen Kirche. Indem sie sich geweigert, ihre Zustimmung dazu zu geben, hätten sie nicht gegen Pflicht und Ehre, sondern den Forderungen derselben gemäss gehandelt. Auch hofften sie, dass Markgraf Jakob in Rom die Bestätigung nicht erhalten werde, und richteten an Alle die Bitte, soweit es in ihrer Macht stände, auf denselben einzuwirken, damit er von seinem Vorhaben abstehe[8]. Hatten Eberhard von Hohenfels und seine Anhänger wirklich die Hoffnung gehegt, dass

---

[1]) Staatsarch. in Cobl., Kurtrier. Personalien der Erzbb. Nr. 22 Bl. 6—9.

[2]) Daselbst Bl. 10. — Görz S. 311 verzeichnet den 16. Januar, nachdem Papst Alexander VI. schon am 13. Januar Jakob als Koadjutor bestätigt habe. Soweit ich beurteilen kann, erfolgte die päpstliche Bestätigung erst am 11. September.

[3]) Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier. Personalien der Erzbb. No. 22 Bl. 12. [4]) Daselbst Bl. 4. [5]) Daselbst Bl. 13 und 14.

[6]) Urkunde im Staatsarchiv in Coblenz.

[7]) Chart. des Domes Nr. 316 S. 323 ff.

[8]) Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier. Personalien der Erzbb. Nr. 22 Bl. 39—42.

Jakob die Bestätigung versagt werde, so sollten sie sich darin getäuscht sehen. Durch besondere Bullen vom 11. September bestätigte Papst Alexander VI. die Wahl Jakobs zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge — dispensierte ihn, falls der Erzbischof sterben sollte, ehe er das kanonische Alter erreicht [1]), von diesem Hindernis, ihm gleichzeitig die Befugnis erteilend, sich konsekrieren zu lassen [2]) — absolviert ihn von allen Censuren, mit denen er etwa behaftet sein könnte [3]) und schreibt ihm den dem apostolischen Stuhle zu leistenden Eid vor [4]). Weitere päpstliche Bullen von demselben Tage notifizieren dem römischen Könige, den Suffraganen, dem Domkapitel und Klerus, den Vasallen und Untertanen des Erzstifts die Bestägigung Jakobs zum Koadjutor und künftigen Erzbischof, dem Klerus, den Vasallen und Untertanen befehlend, ihm als Koadjutor Gehorsam zu leisten und später als Erzbischof anzuerkennen [5]).

Die in Rom zu zahlenden Taxen für die Ausfertigung der Bullen für Jakob beliefen sich über 20000 Gulden. Da Johann wie auch Jakob nicht imstande waren, dieselben sofort zu zahlen, hatte sich des letztern Vater, Markgraf Christoph, früher schon bereit erklärt, diese Gebühren vorzustrecken gegen Rückzahlung von 18000 Gulden, für welche ihm zur Sicherheit die Schlösser und Ämter Schönecken und Hunolstein verschrieben wurden [6]).

Weit entfernt, auf die päpstlichen Bullen hin Jakob anzuerkennen, erklärte die Oppositionspartei am 31. Dezember, dass der Papst durch falsche Berichte getäuscht die Bestätigung erteilt habe. Dabei wurden gegen Erzbischof Johann die schwersten Beschuldigungen erhoben. Sie bestritten, dass, wie in der Bulle hervorgehoben werde, seine Regierung der trierischen Kirche und dem Erzstifte zum Frommen und Segen gereicht habe. Denn es sei offenkundig, dass er über fünfzehn zur Mensa Archiepiscopalis gehörige Schlösser mit deren Ämtern ohne Vorwissen und Genehmigung des Domkapitels verpfändet habe. Den Klerus habe er zu wiederholten Malen mit ausserordentlichen Steuern beschwert und noch andere Dinge sich zu Schulden kommen lassen. Wären dem Papste solche Tatsachen bekannt gewesen, so hätte er wohl die Bestä-

[1]) Jakob stand erst im 30. Lebensjahr.
[2]) Staatsarchiv in Coblenz I A. 2842.
[3]) Staatsarchiv in Coblenz I A. 2847.
[4]) Daselbst I A. 2849.
[5]) Daselbst I A. 2851—62.
[6]) Temporale IV S. 308 ff. — Hontheim a. a. O. II S. 525 ff.

tigung Jakobs verweigert. Auch sei ihm verschwiegen worden, dass dessen Vater, Markgraf Christoph, der trierischen Kirche viel Böses zugefügt habe u. s. w. Zuletzt machten sie geltend, dass das freie Wahlrecht des Kapitels nicht berücksichtigt worden sei. Indem sie daher die Bullen für erschlichen und ungültig, die Bestätigung Jakobs als unkanonisch erklärten, appellierten sie an den päpstlichen Stuhl und unterstellten sich dessen Schutz [1]). — Wie vorauszusehen, hatte diese Appellation keinen Erfolg, in Rom bestand man auf der Unterwerfung der Opponenten, die Alexander im Dezember 1501 abermals unter Androhung der schärfsten Censuren zum Gehorsam verwies [2]). Die Censuren erfolgten in der Tat, und sogar die Stadt Trier war, so lange die renitenten Domherren sich dort aufhalten würden, mit dem Interdikt belegt worden. Am 12. April 1502 baten Eberhard von Hohenfels und Richard von Greiffenklau den Bischof von Worms um seine Vermittlung, mit der Begründung, dass sie sich der Censur unterworfen, später aber von dem Abt von Deutz, einem Bruder des Domherrn Otto von Breitbach, die Absolution erhalten hätten [3]). Darum hielten sie Gottesdienst, welchen die Bewohner von Trier besuchten. Nichtsdestoweniger habe der päpstliche Legat in Cöln den Erzbischof und den Markgrafen

[1]) Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier. Personalien der Erzbb. Nr. 22 Bl. 46—48.

[2]) Staatsarchiv in Coblenz I A. 2879a.

[3]) Rücksichtlich dieser Absolution erzählt Trithemius l. c. II p. 588 s. eine eigentümliche Geschichte. Auf der Reise nach dem Provinzialkapitel in der Abtei St. Matthias bei Trier wurde der Abt mit dem ihn begleitenden Mönche in Pfalzel von Dienstleuten des Koadjutors Jakob aufgegriffen und vier Monate in Gefangenschaft gehalten, weil er ohne Vollmacht die Absolutionsbriefe ausgefertigt habe. Das stellt Trithemius entschieden in Abrede; er wisse bestimmt, dass der Abt unschuldig und ihm Unrecht geschehen sei. Wenn überhaupt eine Fälschung begangen worden, so sei sie dessen Bruder, dem Domherrn Otto, zuzuschreiben, der sich das Abtssiegel zu verschaffen gewusst, es zur Anfertigung beliebiger Absolutionsbriefe missbraucht und diese dann unter dem Namen des Deutzer Abtes veröffentlicht habe. Wenn aber auch Otto selbst unschuldig sei, dann werde die ganze Geschichte um so schimpflicher und hässlicher.

Eine vom Monat April bis in den Juni geführte Untersuchung (Temporale Jakobs v. Baden, Original im Staatsarchiv zu Coblenz X S. 234 ff.) scheint nichts zu Ungunsten des Abtes ergeben zu haben, sodass er schliesslich, nachdem man ihm die heiligsten Eide abgefordert, wegen der erlittenen Behandlung keinerlei Klagen auf Schadloshaltung gegen Jakob anzustrengen, am 27. Juni in Diedenhofen, wo man ihn zuletzt in Gewahrsam hielt, wieder in Freiheit setzte. Hontheim a. a. O. II S. 558 ff.

Jakob veranlasst, gegen sie als Rebellen den Prozess in Rom einzuleiten [1]). Am 18. desselben Monats schärfte derselbe Legat die Beobachtung des Interdikts dem Klerus und den Einwohnern von Trier auf's neue ein [2]). — Eine abermalige Appellation Eberhards von Hohenfels und seiner Anhänger, wozu sie wohl um so mehr ermutigt wurden, da angesichts dieser ärgerlichen Wirren und aus Besorgnis vor einer neuen Spaltung von dem Adel und einer Anzahl Städte die Union vom Jahre 1456 mit denselben Bestimmungen erneuert worden [3]), hatte wenigstens insoweit Erfolg, dass anfangs Mai ein Termin in Rom anberaumt wurde, zu welchem auch Erzbischof Johann und Jakob eine Vorladung erhielten [4]); doch liegen keine Nachrichten vor, ob derselbe stattfand. Dass die renitenten Domherren in ihrem Widerstande verharrten, geht aus ihren Bemühungen hervor, nach Johanns Tode die Wahl auf einen der Söhne des Pfalzgrafen Philipp zu lenken [5]), bis endlich durch Vermittlung desselben Pfalzgrafen und des Markgrafen Christoph von Baden am 10. März 1504 die Versöhnung zustande kam und Jakob anerkannt wurde [6]).

IX.

Über den vielfachen Sorgen für die weltlichen Angelegenheiten des Erzstifts vergass Johann nicht der Obliegenheiten, die er als Bischof und Hirt seiner Diözese zu erfüllen hatte. Da lag ihm vor Allem die religiöse Reform, deren manche Klöster und Abteien dringend bedurften, und die sein Vorgänger Jakob noch in seinem Testamente anempfohlen [7]), am Herzen. Bereits im Jahre 1460 ersetzte er die verwahrlosten Nonnen des St. Agnetenklosters in Trier durch Chorschwestern von der Regel des h. Augustinus und unterstellte diese der Leitung und Aufsicht des Priors der Windesheimer Chorherren in Eberhardsklausen, die er ebenfalls, dem Wunsche und letzten Willen seines Vorgängers entsprechend, schon im Jahre 1459 dorthin berufen hatte [8]). Nicht minder liess er sich die Weiterführung der Reform der Benediktinerabteien angelegen sein. In Trier bedurfte einer solchen vor allem die Abtei St. Martin.

[1]) Staatsarchiv in Coblenz, Kurtrier. Personalien der Erzbb. No. 22 Bl. 60. [2]) Daselbst I A. 2895.

[3]) Hontheim a. a. O. II S. 556 ff.

[4]) Chart. des Domes Nr. 316 S. 366 ff.

[5]) Brower l. c. II p. 319.

[6]) Chart. des Domes Nr. 316 S. 448 ff.

[7]) Daselbst Nr. 315, S. 338.

[8]) Görz a. a. O. S. 209. — Marx a. a. O. IV S. 271.

deren Vermögensverhältnisse sich in einem höchst zerrütteten Zustande befanden. 1465 übertrug er die Verwaltung derselben den Äbten von St. Maximin, St. Matthias und St. Marien.[1]). Der damalige Abt Matthias legte die Regierung nieder, wogegen ihm der Abtstitel verblieb: dazu sollte er in einer der drei trierischen Schwesterabteien nach eigener Wahl Tisch und Wohnung und jährlich 31 rhein. Gulden erhalten[2]). In demselben Jahre erfolgte auf des Erzbischofs Wunsch und Verlangen die Resignation des Abtes Wilhelm von Mettlach, das in wirtschaftlicher Hinsicht nicht minder verwahrlost war; auch dieser behielt den Abtstitel und wurde ihm der standesgemässe Unterhalt gewährt, die Verwaltung aber einem Religiosen aus St. Matthias, Arnold von Clivis, übertragen[3]). Im folgenden Jahre gestattete Johann letzterem, der Bursfelder Union beizutreten, unter Vorbehalt der erzbischöflichen Rechte „auctoritate, omnique jurisdictione, superioritate, visitatione, correctione, obedientia nobis debita, omnique jure nobis ac successoribus nostris tamquam ordinariis competentibus in omnibus semper salvis.“ Die wirkliche Aufnahme Mettlachs in die Union erfolgte jedoch erst im Jahre 1468[4]). Um die Reform in Laach, woselbst die Mönche ihr so heftigen Widerstand entgegensetzten, dass der damalige Abt die Flucht ergreifen musste, durchzuführen, sah sich Johann im Jahre 1474, nachdem er wie auch Papst Sixtus IV. die Rebellen vergebens zur Unterwerfung aufgefordert, schliesslich genötigt, zu wirksameren Massregeln seine Zuflucht zu nehmen. Er bot die Bürger von Mayen und einiger anderen Städte auf, um die Abtei nötigenfalls mit Gewalt zu besetzen, und es kam in der Tat so weit, dass die Mayener sich den Eingang mit den Waffen erzwingen mussten; nun erst kam die Reform nach Verjagung der widerspenstigen Mönche zustande[5]). Mit manchen Schwierigkeiten war ferner die Reform der Abtei Tholey, die derselben ebenfalls dringend bedurfte, verbunden. Auch hier war Johann im Verein mit andern Persönlichkeiten ernstlich bemüht, bessere Zustände herbeizuführen; 1487 erfolgte ihr Eintritt in die Bursfelder Union[6]).

---

[1]) Temporale I S. 107 ff. — Hontheim a. a. O. II S. 449 f.

[2]) Temporale I S. 111 ff. — Tille, die Benediktinerabtei St. Martin bei Trier, Trier. Archiv IV S. 25.

[3]) Perpetuale VII S. 64 ff.

[4]) Recessus Capitulorum Annalium Congregationis Bursfeldensis. Dombibl. zu Trier Nr. 199 fol. 38.

[5]) Wegeler, Kloster Laach S. 48.

[6]) Vergl. Die ehemalige Benediktinerabtei Tholey in Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cistersienser-Orden XX. Jahrg. S. 592 ff.

Im Jahre 1477 inkorporierte Johann das Kloster der Nonnen von St. German neben der ehemaligen Kirche gleichen Namens der Abtei von St. Matthias, da es in wirtschaftlicher Hinsicht so gesunken war, dass eine Reform nicht mehr möglich erschien; die beiden einzigen dort noch lebenden Schwestern besassen zur Bestreitung des Gottesdienstes nicht mehr als drei Mark jährlicher Einkünfte, und zudem stand zu befürchten, dass Kirche und Kloster in kurzer Frist zusammenstürzten; St. Matthias lag von nun an die Verpflichtung ob, für den Gottesdienst Sorge zu tragen und den beiden Schwestern auf Lebenszeit den nötigen Unterhalt zu gewähren [1]). Aber auch St. Matthias hatte das Kloster dem weitern Verfall entgegengehen lassen, weshalb Johann mit Zustimmung der Abtei im Jahre 1499 es den regulierten Priestern aus der Windesheimer Kongregation, die sich hauptsächlich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigten und schon einzelne Häuser im trierischen Lande besassen, mit der Verpflichtung übertrug, nicht nur das klösterliche Leben zu pflegen, sondern auch eine Schule daselbst zu eröffnen, „necnon [pro] scholis saltem litterariis secundum nostras ordinationes factas et rationabiliter faciendas diligenter tenendis“ [2]). Wenige Tage später erweiterte er die Bestimmung über die Schulen dahin: „Habeantque inter eos, qui sciant et valeant scolis saltem litterariis seu eruditi sermonis latini praeesse ac pueros et adolescentes in eodem sermone bonisque disciplinis, artibus et moribus instituere et docere.“ Zudem erteilte er ihnen die Befugnis, innerhalb des Klosterbezirks und ihrer Kirche die Seelsorge auszuüben [3]). Um bei den Chorherren selbst den Eifer für die Wissenschaften noch mehr zu beleben, gewährte er ihnen 1502 die Erlaubnis, sich an der Universität in Trier immatrikulieren zu lassen und sich die akademischen Grade zu erwerben [4]). Weiterhin wandte er seine reformatorische Fürsorge den Klöstern Schönau, Gronau und Dierstein im Nassauischen, Oberwerth bei Coblenz, Vallendar und Engelport zu [5]); doch waren in Dierstein seine Bemühungen ohne Erfolg [6]). Dagegen hatte er die Genugtuung, im Jahre 1495 das adlige Frauenkloster St. Irminen in Trier wieder zur Annahme der ursprünglichen Benediktinerregel zu bewegen [7]).

1) Perpetuale VIII S. 259 ff.
2) Daselbst XII, S. 196 ff.
3) Daselbst S. 201 ff.
4) Görz a. a. O. S. 317.
5) Gesta Trev. II p. 342. — Brower l. c. II p. 313.
6) Metropolis Trev. I p. 614.
7) Brower l. c. II p. 313. — Hontheim a. a. O. S. 497.

Verschiedene Erlasse Johanns für die Klöster der Bettelorden veranlassten den Ordensgeneral, da sie den ihnen erteilten päpstlichen Privilegien zuwider waren, Klage bei dem römischen Stuhle zu führen, worauf Paul II. im Jahre 1470 jene Verordnungen aufhob [1]. Die schon seit geraumer Zeit herrschende Spannung zwischen den Bettelorden und dem Weltklerus, die Unzufriedenheit des letzteren über manche jenen verliehene Privilegien hatte sich in den letzten Regierungsjahren Papst Sixtus IV. noch verschärft. Neue Klagen liefen gegen die Mönche allerwärts wieder um. Durch Breve vom 23. April 1483 an Erzbischof Johann suchte Sixtus zu vermitteln und die Streitigkeiten zu schlichten, indem er den Orden in Bezug auf ihre Privilegien und ihre seelsorgerliche Tätigkeit bestimmte Vorschriften erteilte, sie aber auch wegen ihres segensreichen Wirkens dem Wohlwollen und der Güte des Erzbischofs empfahl [2]. Andere Verordnungen Johanns aus dem Jahre 1482 beziehen sich auf verschiedene Gegenstände der kirchlichen Disziplin, die Verwaltung der Sakramente, namentlich des Busssakramentes, die Verwendung von Einkünften erledigter kirchlicher Stellen, den Schutz von Kirchengut in allen zur Erzdiözese gehörigen Gebieten, die Handhabung der geistlichen Gerichtsbarkeit und Überwachung der betreffenden Gerichte [3].

In die Regierungszeit Johanns von Baden fällt auch die berühmte Stiftung des Kardinals Nikolaus von Cusa, das nach ihm benannte Hospital Cues, 1458 [4]; 1469 erteilte Johann demselben einen Schutz- und Schirmbrief gegen eine Abgabe von zehn Malter Hafer jährlich [5]. Sonderbarerweise sah sich aber Papst Innocenz VIII. im Jahre 1490 veranlasst, Klage bei dem Domkapitel von Trier zu führen, dass die Armen von Cues durch erzbischöfliche Beamten um ihre Einkünfte betrogen würden. Er habe zwar dem Erzbischof selbst schon Vorstellungen darüber gemacht und ihn ermahnt, solche Unordnungen abzustellen, aber dieselben hätten sich nur verschlimmert. Darum möge das Domkapitel darauf hinarbeiten, dass diesem Übelstande abgeholfen werde, widrigenfalls die auf derartige Vergehen gesetzten Censuren in Anwendung gebracht werden müssten [6]. Nichtsdestoweniger kehrten im

[1] Binterim, Pragmat. Gesch. der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diözesankonzilien VII S. 334.

[2] Perpetuale VIII S. 187 ff.

[3] Brower l. c. II p, 307. — Binterim a. a. O. VII S. 335 f.

[4] Hontheim a. a. O. II S. 435 ff.

[5] Daselbst S. 452.

[6] Chart. des Domes Nr. 316 S. 111 ff. — Schon Papst Sixtus IV. hatte Ursache gefunden, die nicht stiftungsgemässe Verwendung von Einkünften

folgenden Jahre die Klagen desselben Papstes über Bedrückungen des Hospitals, zwar nicht vonseiten erzbischöflicher Beamten, sondern verschiedener Nachbarn, wieder, weshalb er es nochmals dem Schutze und dem Wohlwollen des Domkapitels empfahl [1]).

Weiterhin fällt in Johanns Regierungszeit die Errichtung und feierliche Eröffnung der Universität zu Trier, wozu sein Vorgänger Jakob von Sirk bereits die ersten Vorbereitungen getroffen hatte [2]). Seit der Bulle Papst Nikolaus' V. von 1454, welche die Errichtung der Universität gestattete, schien die Angelegenheit bis zum Jahre 1473 gleichsam in Vergessenheit geraten zu sein. Da hören wir wieder von Verhandlungen, in denen Johann sich bereit erklärt, die Universität nebst der sie betreffenden Bulle Nikolaus' V. gegen 2000 Goldgulden an die Stadt Trier zu übertragen; den Empfang dieser Summe bescheinigt er am 15. Februar mit dem gleichzeitigen Versprechen, in Rom ausser den bereits zugesagten sechs Benefizien von Kanonikaten und der Inkorporierung von drei Pfarrkirchen noch zwei weitere von letztern für die Universität zu erwirken [3]). Unter grosser Feierlichkeit fand nun am 16. März die Eröffnung und die Wahl des ersten Rektors in der Person des Magisters Nikolaus Ramsdonck statt [4]). An demselben Tage gab der Rat von Trier in einem besondern Schreiben amtlich bekannt, dass die Stadt, unter dankbarer Anerkennung der Bemühungen der Erzbischöfe Jakob von Sirk und Johann von Baden um das Zustandekommen der neuen Hochschule, dieselbe übernommen habe. Sie ihrerseits sei bereit, nach Kräften für den standesgemässen Unterhalt der Professoren beizutragen und werde nicht minder bemüht sein, dass den Studierenden alle Vorteile und Privilegien, deren sich die Universität in Cöln erfreue, auch in Trier zu teil würden, „qua-

von Hospitälern zu rügen und daher durch ein Breve vom 18. April 1480 Johann angewiesen, sich von den Rektoren und Verwaltern jährlich darüber Rechenschaft ablegen zu lassen. Blattau, Statuta synodalia . . . Archidioecesis Trev. II p. 14.

In der Wochenschrift Treviris oder Trier. Archiv IV. und V. Heft S. 271 wird eine Urkunde mitgeteilt, laut welcher Erzb. Johann im J. 1499 die Einkünfte der Kirchen von St. Wendel und Brechen, die Papst Pius II. im J. 1461 ihm als Tafelgut verliehen (daselbst II. Band III. und IV. Heft S. 93 Anmerkung), dem Hospital in Cues überträgt.

[1]) Chart. d. Domes Nr. 316 S. 143.

[2]) Trier. Archiv V S. 35.

[3]) Gesta Trev. II Animadversiones criticæ et Additamenta p. 26 s.

[4]) Daselbst p. 28. — Brower l. c. II p. 299. — Hontheim a. a. O. II S. 898 f. — Vergl. Marx a. a. O. II S. 454 ff.

tenus Dei honor, profectus fidei atque totius orbis nostraeque civitatis decor crescat in aevum" [1]).

Erzbischof Johann hatte sein Versprechen gehalten; in einem Breve vom Jahre 1474 bezeichnet Papst Sixtus IV. die Stiftskirchen, welche die ersten zur Erledigung kommenden Pfründen an die neue Universität zum Unterhalt der Dozenten abzugeben hätten. Es waren St. Simeon in Trier, St. Florin und St. Castor in Coblenz, Münstermaifeld, Diekirchen und Pfalzel; ausserdem als zu inkorporierende Pfarrkirchen Andernach, Diedenhofen, Echternach, St. Laurentius und St. Gangolf in Trier, doch hatte der Benefiziat und Dozent für die Seelsorge einen Vikar anzustellen [2]). Die Vollziehung des päpstlichen Breve's erfolgte jedoch, wenn auch mit Abänderungen, erst in späterer Zeit.

Am 9. Februar 1503 starb Erzbischof Johann zu Ehrenbreitstein nach einer Regierung von 46 Jahren, 7 Monaten und 19 Tagen; so berichtet sein Sekretär Peter Maier [3]). Diese Angabe seiner Regierungsdauer, der längsten aller trierischen Erzbischöfe, stimmt genau vom Tage seiner Wahl, 21. Juni 1456, an gerechnet. Unverständlich ist, wie Brower [4]), der doch als Wahltag den 21. Juni 1456, als Todestag den 9. Februar 1503 bezeichnet, ihm eine Regierungsdauer von 47 Jahren, 8 Monaten und ebensoviel Tagen gibt. Trithemius [5]) nennt als Todestag den 19. Februar; den bestimmten Angaben Maiers gegenüber beruht das auf einem Irrtum, wie Trithemius auch, wie oben schon bemerkt, das Geburtsjahr Johanns unrichtig bezeichnet. Doch muss hier erwähnt werden, dass sich im Staatsarchiv zu Coblenz allerdings noch Konzepte befinden, die bis zum 16. Febr. noch den Namen Johanns tragen, erst mit dem 17. Februar beginnen die Konzepte Jakobs von Baden [6]). Trithemius' Angaben, p. 595, über eine Regierungsdauer von 57 Jahren und das Alter Johanns von 79 Jahren sind so offenbar falsch, dass man, wie früher schon bemerkt, nur einen Druckfehler annehmen kann.

Nach einer glänzenden Totenfeier in Coblenz liess Jakob von Baden die Leiche seines Grossoheims nach Trier bringen, woselbst sie im Westchor des Domes in einem Grabdenkmal, das Johann noch zu seinen Leb-

[1]) Brower l. c. II p. 299 s.

[2]) Stadtbibl. in Trier, Handschrift Nr. 1572, Standnummer 206. — Marx a. a. O. S. 460. Unverständlich ist, wie Diedenhofen in dem Breve genannt wird, da es zum Bistum Metz gehörte.

[3]) a. a. O. Bl. 56.

[4]) l. c. II p. 318.

[5]) l. c. II p. 595.

[6]) Görz a. a. O. S. 321.

zeiten sich hatte herrichten lassen, beigesetzt wurde [1]. Die genaue Angabe der Stelle, wo das Grabmal sich befunden, bietet vor der Hand noch Schwierigkeiten; weitere Nachforschungen bei der Restauration des Westchores werden vielleicht nähere Aufklärung bringen. Doch dürfte der Zweifel, ob in bez. unter dem schwarzen Marmorsarkophag inmitten der Säulen, welche die Orgel im Westchor trugen, die Gebeine Johanns von Baden oder Balduins von Luxemburg ruhten, jetzt schon so weit gelöst sein, dass es nicht die Johanns waren. Ausser dem Umstande, dass die Arbeit des Sarkophags auf das 14. Jahrhundert hinweist, spricht dagegen, dass sich im Herbst 1902 in einer bis dahin vermauerten Nische des Westchores Bruchstücke eines Grabdenkmales fanden, die wohl mit Sicherheit darauf schliessen lassen, dass sie zu dem des Erzbischofs Johann v. Baden gehörten [2].

Trithemius, der Zeitgenosse Johanns, rühmt seine Güte und Milde, seine Leutseligkeit und Gerechtigkeit, dass er den Klerus geliebt, ein Schützer der Armen, ein für das Wohl seiner Untertanen besorgter Fürst gewesen, der in Frieden und Ruhe seine Diösese regiert habe [3]. Dass er trotz seiner Friedensliebe zu verschiedenen Malen zu den Waffen greifen musste, brachten die Zeitverhältnisse mit sich. — Seine Frömmigkeit und besonders seine Verehrung für die Gottesmutter hebt Brower hervor [4]. Des weitern rühmt dieser seine seltenen Geistesanlagen und sittlichen Eigenschaften, seine Klugheit und Umsicht im Handeln, die schon bei seiner Wahl alle Gutgesinnten mit den besten Hoffnungen erfüllt habe [5]. Nichtsdestoweniger mag man bedauern, dass auch Johann, wie sein Vorgänger Jakob v. Sirk, vielleicht mehr als billig auf das Wohl von Verwandten und den Glanz seines Hauses bedacht war. Trotz der vielen aussergewöhnlichen Steuern, die ihm, wie wir sahen, nur mit Widerstreben und nicht ohne Kampf bewilligt worden, hinterliess er das Erzstift mit Schulden belastet [6].

---

[1] Brower l. c. II p. 318: „Corpus . . . in editiore templi parte occidua, sub celati lapidis cenotaphio recondidit [Jakob v. Baden], quod ipse sibi vivus excitaverat, nullis insculptis monumento literis.“ — Peter Maier a. a. O.: „Trevirim delatus et in Ecclesia majori supra chorum S. Nicolai tumulatus.“

[2] Vergl. Die Denkmalpflege V. Jahrg. Nr. 4 S. 26 f. — Trier. Landeszeitung vom 29. Okt. 1902, Nr. 252a.

[3] l. c. II p. 431. — [4] Daselbst p. 319. — [5] Daselbst p. 291.

[6] Trithemius l. c. II p. 595.